

# Ulm und Oberschwaben

Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur



Ulm und Oberschwaben



# Ulm und Oberschwaben

Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur

Im Auftrag des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V.

und der

Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

herausgegeben von

Frank Brunecker und Michael Wettengel

in Zusammenarbeit mit

Gudrun Litz

Abbildung auf dem Umschlag:  
Karte des Schwäbischen Reichskreises von David Seltzlin, 1572  
(Stadtarchiv Ulm, F 2, 4.2.1. Schwäbischer Kreis, Nr. 10)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek.  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7995-8052-6

Copyright 2021

Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V. und  
Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des vollständigen  
oder teilweisen Nachdrucks, der Mikroverfilmung  
sowie der Speicherung oder Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Verlag: Jan Thorbecke Verlag, ein Unternehmen der  
Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern  
[www.thorbecke.de](http://www.thorbecke.de)

Gestaltung Umschlag: Braun Engels Gestaltung, Ulm  
Gestaltung Inhalt, Layout, Lithobearbeitung und Druck:  
Brigitte Rampf, Computer Publishing, Neu-Ulm,  
Rudi Rampf, [www.brigitte.rampf@web.de](mailto:www.brigitte.rampf@web.de)  
Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier

Hergestellt in Deutschland

# Inhalt

## Aufsätze

<i>Thomas Zott</i> Schwaben und Alemannen Zwei Namen für ein Volk: Frühe Zeugnisse und lange Nachwirkung	9
<i>Erwin Ernst Weber</i> Unsicheres Leben Vom Umgang unserer Vorfahren mit Krankheit, Pest und Tod	29
<i>Rudolf Hertwig</i> Patrizische Stiftungen im Ulm des 14. Jahrhunderts Die Jenseitsvorsorge der Familie Krafft vor dem Münsterbau	45
<i>Berndt Hamm</i> Faszination der Ordnung Martin Bucer und der reformatorische Umbruch in der Reichsstadt Ulm 1531	59
<i>Vincenzo Damiani/Viktoria Schaefer/Hans-Joachim Winckelmann</i> Mikroskop und Urzeugung Überlegungen des Ulmer Stadtarztes Johann Franc um 1700	79
<i>Werner Rudowski</i> Michael Scheffelt (1652-1720), ein Ulmer Instrumentenbauer, Mathematiker, Lehrer und Autor	107
<i>Norbert Kruse</i> Willibald Kobolt Ein Weingartener Mönch des 18. Jahrhunderts und sein umfangreiches Werk	137
<i>Christof Rieber</i> Gustav Maier und Ulms Juden im Kaiserreich 1871-1918	165
<i>Otto Künzel</i> Die Harmoniumfabrik Ernst Hinkel in Ulm 1880-1956	203

<i>Marie-Kristin Hauke</i> Suffragetten in Ulm?!	
Die Erste Frauenbewegung in Ulm, der Kampf um Mädchenbildung und Frauenwahlrecht im Kaiserreich und die ersten Wahlen 1919	237
<i>Doris Muth</i> Frauenaufbruch in der Kommunalpolitik Gemeinde- und Kreisrätinnen im Landkreis Sigmaringen von den 1920er Jahren bis heute	275
<i>Katharina Witner</i> Opfer der „Euthanasie“-Aktion „T4“ in Württemberg Das Schicksal von Luise Fuß, geb. Maute (1902-1940)	303
<i>Christian Rak</i> Kriegsverbrechen in Ehingen Eine Stadt sucht keinen Mörder	319
<i>Reinhold Adler</i> Das Jordanbad bei Biberach 1945-1951 UNRRA-Lager, Kibbuz und Altersheim für Displaced Persons	341
<i>Edwin Ernst Weber</i> Historisches Erinnern in Straßennamen und Jubiläen Ein Erfahrungsbericht aus 30 Jahren lokaler Geschichtsvermittlung	371
<b>Ein Nachruf auf Landrat i. R. Dr. Guntram Blaser</b> <i>Elmar L. Kuhn</i> „Ich bin ein Oberschwabe mit Leib und Seele“	397

## Rezensionen

<i>Eva-Maria Seng/Helmut Schlichtherle/Claus Wolf (Hg.): Prähistorische Pfahlbauten im Alpenraum. 2019 (Frank Brunecker)</i>	400
<i>Herbert Leube: Familie Leube aus Altenburg und Gera. 2020 (Friedrich R. Wollmershäuser)</i>	402
<i>Bernhard Kreutz (Bearb.): Reutlinger Urkundenbuch. Teil 1: Die Urkunden bis 1399. 2019 (Tjark Wegner)</i>	403
<i>Martin Zwirello: Die sozialen, wirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen zwischen den oberschwäbischen Reichsstädten Ulm, Biberach und Ravensburg und ihren geistlichen Institutionen im Spätmittelalter. 2018 (Klaus Graf)</i>	405
<i>Anne-Christine Brehm: Netzwerk Gotik. Das Ulmer Münster im Zentrum von Architektur- und Bautechniktransfer. 2020 (Wolfgang Schöllkopf)</i>	406
<i>Berndt Hamm: Spielräume eines Pfarrers vor der Reformation. Ulrich Krafft in Ulm. 2020 (Susanne Schenk)</i>	408
<i>Maria Würfel: Starke Frauen. Oberschwäbische Äbtissinnen zwischen Reformation und Säkularisation. 2020 (Marieluise Kliegel)</i>	410
<i>Anton Aubele: Kloster Elchingen. Die Benediktinerreichsabtei Elchingen vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Säkularisation 1648–1802/03. 2020 (Ulrich Scheinhammer-Schmid)</i>	412
<i>Hans-Joachim Winckelmann/Gudrun Litz/Kay Peter Jankrift/Heiner Fangerau (Hg.): Die Ephemeris des Ulmer Arztes Johann Franc (1649–1725). 2021 (Rudi Kübler)</i>	413
<i>Johannes Moosdiele-Hitzler: Konfessionskultur – Pietismus – Erweckungsbewegung. Die Ritterschaft Bächingen zwischen „lutherischem Spanien“ und „schwäbischem Rom“. 2019 (Wolfgang Schöllkopf)</i>	416
<i>Hans-Martin Maurer: Frühe Geschichtsvereine in Baden-Württemberg. 2019 (Gudrun Litz)</i>	419
<i>Nicole Bickhoff/Wolfgang Mährle (Hg.): Romantik in Württemberg. 2020 (Michael Wettengel)</i>	421

<i>Senta Herkle/Sabine Holtz/Gert Kollmer-von-Oheimb-Loup (Hg.): 1816 – Das Jahr ohne Sommer. 2019 (Marie-Kristin Hauke)</i>	422
<i>Fred Ludwig Sepaintner (Hg.): Baden-Württembergische Biographien Band VII. 2019 (Michael Wettengel)</i>	424
<i>Sabine Holtz/Gerald Maier (Hg.): Von der Monarchie zur Republik: Beiträge zur Demokratiegeschichte des deutschen Südwestens 1918-1923. 2019 (Michael Wettengel)</i>	426
<i>Magdalena Guttenberger/Manuel Werner: „Die Kinder von Auschwitz sing so laut!“ 2020 (Michael J. H. Zimmermann)</i>	428
<i>Marie-Kristin Hauke: Frauen bewegen Ulm. 2020 (Wolf-Henning Petershagen)</i>	432
<b>Verzeichnis der Abkürzungen</b>	434
<b>Abbildungsnachweise</b>	438
<b>Autoren und Mitarbeiter</b>	440
<b>Personenregister (Bernhard Appenzeller)</b>	441
<b>Ortsregister (Bernhard Appenzeller)</b>	452
<b>Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.</b>	459
<b>Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V.</b>	460

# Schwaben und Alemannen

## Zwei Namen für ein Volk: Frühe Zeugnisse und lange Nachwirkung

---

Thomas Zott

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter maßgeblicher Einwirkung Kaiser Napoleons der Südwesten des Alten Reiches neu geordnet wurde und Württemberg wie Baden eine territoriale Erweiterung sowie Rangerhöhung ihrer Regenten erfuhren<sup>1</sup>, fügte 1806 König Friedrich von Württemberg mit Blick auf die hinzugewonnenen Gebiete Oberschwabens seinem Königstitel die Bezeichnung *souverainer Herzog in Schwaben und von Teck* hinzu<sup>2</sup>. Mit diesem Rückgriff auf das räumlich weitgespannte, bis in die 1260er Jahre existierende staufische Herzogtum Schwaben<sup>3</sup> reklamierte der König von Württemberg gleichsam den Namen Schwaben für sich und seine Württemberger<sup>4</sup>.

Analog nannte sich ab Januar 1806 Karl-Friedrich, Markgraf von Baden und Kurfürst, nach dem Anfall des habsburgischen Breisgaus zusätzlich *Herzog von Zähringen*, wie er dies dann ab August desselben Jahres auch als Großherzog von Baden tat<sup>5</sup>. Hiermit spielte er auf das am südlichen Oberrhein und Hochrhein, auf der Baar und im südlichen Schwarzwald bis 1218 bestehende Herzogtum Zähringen an<sup>6</sup>. Gleichzeitig mit der fürstlichen Titelerweiterung ließ der im Dreiländereck um Basel aufgewachsene Dichter Johann Peter Hebel in seinen erstmals 1803 im Druck erschienenen *Allemannischen Gedichten* den Namen Alemannen wieder auflieben, quasi als „peripherie[n]“ Widerspruch „gegen die Vereinnahmung Schwabens durch das Königreich Württemberg“<sup>7</sup>, woraus sich

---

<sup>1</sup> Hans-Peter Ullmann: Baden 1800 bis 1830. A. Entstehung und äußere Konsolidierung des Großherzogtums. In: Hansmartin Schwarzmaier (Hg.): Handbuch der baden-württembergischen Geschichte. Bd. 3. Stuttgart 1992. S. 26-34.- Bernhard Mann: Württemberg 1800 bis 1866. A. Württemberg im Napoleonischen Zeitalter. In: Ebda., S. 239-262.

<sup>2</sup> Sabine Holtz: Territoriale und ideelle Grenzen Schwabens in der Frühen Neuzeit. In: *Landesmuseum Württemberg* (Hg.): Die Schwaben – zwischen Mythos & Marke. Stuttgart 2016. S. 222-231. Hier: S. 231.

<sup>3</sup> Alfons Zettler: Geschichte des Herzogtums Schwaben. Stuttgart 2003.- Thomas Zott: Schwaben. In: Historisches Lexikon der Schweiz. Bd. 11. Basel 2012. S. 249-251.

<sup>4</sup> Wolfgang Zimmermann: Württemberg wird Schwaben. In: Die Schwaben (wie Anm. 2) S. 297-309.

<sup>5</sup> Hansmartin Schwarzmaier: Die Markgrafen und Großherzöge von Baden als Zähringer. In: Karl Schmid (Hg.): Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung. Sigmaringen 1986. S. 193-210. Hier S. 206.

<sup>6</sup> Thomas Zott: Die Zähringer. Dynastie und Herrschaft. Stuttgart 2018.

<sup>7</sup> Zimmermann, Württemberg (wie Anm. 4) S. 309. Zu Hebel vgl. Rolf Max Küll: Johann Peter Hebel. Stuttgart 1969. S. 32-44.- Klaus Schreiner: Alemannisch-schwäbische Stammesgeschichte als Faktor regio-

später in der Volkstumsforschung und im Alltag eine „Alemannen-Ideologie“<sup>8</sup> mit ihren extremen Auswüchsen in der Zeit des Nationalsozialismus<sup>9</sup> entwickelte.

In Baden die Alemannen und in Württemberg die Schwaben: Mit der Zeit verfestigte sich diese Vorstellung eines Neben-, bisweilen Gegeneinanders, wie dies bis in die jüngste Zeit in manchen Animositäten und alltäglichen Sticheleien zum Ausdruck kommt. Auch Bindestrich-Bildungen wie der alpenländisch verortete „Schwäbisch-Alemannische Heimatbund“<sup>10</sup>, den der Singener Bürgermeister Bernhard Dietrich 1945 initiierte, oder die vom Konstanzer Stadtarchivar Otto Feger 1946 propagierte schwäbisch-alemannische Demokratie als eine um den Bodensee formierte politische Nachkriegsordnung<sup>11</sup> oder die alljährlich im württembergischen Rottweil wie im badischen Villingen oder Elzach gefeierte schwäbisch-alemannische Fastnacht geben hiervon Zeugnis<sup>12</sup>.

Dabei handelt es sich bei Schwaben und Alemannen um zwei Namen des selben Volkes, wie bereits der aus Leutkirch stammende Altmeister der südwestdeutschen Landesgeschichte, der Fürstenberger Archivar Franz Ludwig Baumann, vor rund 150 Jahren herausgestellt hat<sup>13</sup>. Der vorliegende Beitrag will, vor dem Hintergrund der jüngeren Forschung, das schwäbisch-alemannische Feld von seinen Anfängen her aufrollen und die frühe Geschichte von Schwaben bzw. Alemannen und die Besonderheit der zwei Namen dieses Volkes beleuchten, die bis heute nachwirkt. Besonders ist diese Namenssituation schon deswegen, weil es bei den anderen Völkern oder, wie man früher sagte, „Stämnen“ des frühen Mittelalters, aus denen sich im hohen Mittelalter allmählich das deutsche Volk und die deutschen Lande gebildet haben<sup>14</sup>, also den Franken, Sachsen und Bayern, kein derart ausgeprägtes Nebeneinander zweier Namen für Land und Leute gab wie im Fall von Schwaben und Alemannen. Lediglich Bayern und seine Bewohner wurden mitunter nach der römischen Provinz

---

naler Traditionsbildung. In: Pankraz Fried/Wolf-Dieter Sick (Hg.): Die historische Landschaft zwischen Lech und Vogesen. Forschungen und Fragen zur gesamtalemannischen Geschichte (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 59; Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte Reihe 1/17). Augsburg 1988. S. 15-37. Hier: S. 28f.

<sup>8</sup> Dieter Geuenich: Alemannische Sprach- und Stammsgrenzen. Ein kritischer Rückblick. In: Wolfgang Homburger/Wolfgang Kramer/R. Johanna Regnath/Jörg Stadelbauer (Hg.): Grenzüberschreitungen. Der alemannische Raum - Einheit trotz Grenzen? (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 80). Ostfildern 2012. S. 39-50. Hier: S. 41f.

<sup>9</sup> Dazu beispielhaft Hubert Febr.: „Wohin das Auge blickt, kernalemannisches Land!“ Archäologie und Volkstumsforschung am Oberrhein während der 1930er Jahre ausgehend vom Beispiel des frühmittelalterlichen Gräberfelds von Mengen i. Br. In: Martin Backes/Jürgen Dendorfer (Hg.): Nationales Interesse und archäologischer Missbrauch. Mittelalterforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – Vorträge zum 75-jährigen Bestehen der Abteilung Landesgeschichte am Historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Freiburger Beiträge zur Geschichte des Mittelalters 1). Ostfildern 2019. S. 85-154.

<sup>10</sup> Jürgen Klöckler: Abendland – Alpenland – Alemanni. Frankreich und die Neugliederungsdiskussion in Südwestdeutschland 1945–1947 (Studien zur Zeitgeschichte 55). München 1998. S. 144-170.- *Ders.*: Das Land der Alemannen ... Pläne für einen Heimatstaat im Bodenseeraum nach 1945. Konstanz 1999. S. 69-75.

<sup>11</sup> Klöckler, Abendland (wie Anm. 10) S. 171-197.- *Ders.*, Land der Alemannen (wie Anm. 10) S. 46-68.

<sup>12</sup> Werner Mezger: Schwäbisch-alemannische Fastnacht. Darmstadt 2015.

<sup>13</sup> Franz Ludwig Baumann: Schwaben und Alemannen, ihre Herkunft und Identität. In: Forschungen zur deutschen Geschichte 16 (1876) S. 215-279. Hier: S. 229f.- Überarbeitet in: *Ders.*: Forschungen zur Schwäbischen Geschichte. Kempten 1899. S. 500-585. Hier: S. 548f.

<sup>14</sup> Karl-Ferdinand Werner: Abt. „Deutschland“. In: Lex MA 3 (1986). Sp. 781-789.

Noricum benannt; doch hatte dies längst nicht die Tragweite wie im Fall von Schwaben und Alemannen<sup>15</sup>. So wird – nicht zuletzt zum besseren Verständnis des heutigen „schwäbisch-alemannischen“ Sprachgebrauchs – genauer zu fragen sein, wie es zu dem merkwürdigen Nebeneinander der Namen Schwaben und Alemannen gekommen ist und welche Bedeutung und Funktion diesen beiden Namen im Mittelalter zukam.

### Vorgeschichte in römischer Zeit: Suebi und Alamanni

Zu beginnen ist mit den Sueben, die erstmals bei Caesar als germanisches Volk östlich des Rheins begegnen, für ihn größte und kriegerischste aller Germanen<sup>16</sup>. Wenig später benutzten Strabon und im ersten nachchristlichen Jahrhundert Tacitus den Namen *Suebi* zur Bezeichnung mehrerer germanischer Gruppen wie der Semnonen, Markomannen und Quaden. Eine regionale Gruppe, die *Suebi Nicrenses*, die „Neckarsueben“, lässt sich ab ca. 100 n. Chr. bis weit in das 3. Jahrhundert hinein mit ihrem Hauptort Ladenburg fassen<sup>17</sup>. Vor einigen Jahren gelang in Bühl in Baden der spektakuläre Fund des Fragments eines in diese Zeit zu datierenden Grabmals, dessen Inschrift von einem nicht näher identifizierbaren *princeps Sueborum* Kunde gibt<sup>18</sup>. Die darüber berichtende Badische Zeitung aus Freiburg beeilte sich festzuhalten, dass dies kein Beweis für eine 2000-jährige Vorherrschaft von Schwaben in Baden sei!<sup>19</sup> (Abb. 1)

Ein längst bekanntes und bedeutsames Zeugnis aus der Spätantike ist die Tabula Peutingeriana, eine römische Welt-, genauer Straßenkarte. Sie ist uns in einer Kopie des ausgehenden 12./frühen 13. Jahrhunderts aus dem „alemannisch-bairischen Raum“ erhalten, deren Vorlage sich vielleicht schon im frühen 9. Jahrhundert, gewiss aber zur Zeit Hermanns des Lahmen in der Bibliothek der Abtei Reichenau befand<sup>20</sup>. Die uns erhaltene hochmittelalterliche Kopie gelangte um 1500 in den Besitz des Augsburger Humanisten Konrad Peutinger; heute wird sie in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien verwahrt<sup>21</sup>. Auf der Karte ist der Verlauf des Rheins mit den Städten *Augusta Rauricorum* (Kaiser-

---

<sup>15</sup> Vgl. Ernst Klebel: Das Fortleben des Namens „Noricum“ im Mittelalter. In: Carinthia I 146 (1956) S. 481-492.

<sup>16</sup> Ludwig Rübekeil/Ralf Scharf/Helmut Castritius: Sueben. In: Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer (Hg.): Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 2. Aufl. Bd. 30. Berlin/New York 2005. S. 184-212.- Nina Willburger/Klaus Georg Kokkotidis: Sueben und Alamannen im Spiegel der Quellen und Bodenfunde. In: Die Schwaben (wie Anm. 2) S. 157-164.

<sup>17</sup> Rainer Wiegels/Oliver Schlegel: Neckarsueben. In: Reallexikon (wie Anm. 16) Bd. 21. Berlin/New York 2002. S. 39-47.

<sup>18</sup> Lars Blöck/Johannes Lauber/Florian Tränkle: Princeps Sveborum – Der „Neufund“ einer römischen Grabinschrift aus Offenburg-Bühl (Ortenaukreis). In: Archäologisches Korrespondenzblatt 46 (2016) S. 497-516.

<sup>19</sup> Badische Zeitung vom 10. Sept. 2012: Artikel von Ralf Burgmaier: Ein Suebenfürst herrschte in Bühl.

<sup>20</sup> Hans Lieb: Zur Herkunft der Tabula Peutingeriana. In: Helmut Maurer (Hg.): Die Abtei Reichenau. Neue Beiträge zur Geschichte und Kultur des Inselklosters (Bodensee-Bibliothek 20). Sigmaringen 1974. S. 31-33 mit Hinweis auf die Expertise Bernhard Bischoffs zu Zeit und Ort der Niederschrift der Wiener Handschrift; vgl. dazu auch mit weiteren Hinweisen Ekkehard Weber: Tabula Peutingeriana. Codex Vindobonensis 324. Graz 1976, Kommentar S. 11. Für hilfreiche Hinweise und Anregungen danke ich herzlich Eckhard Wirbelauer, Straßburg.

<sup>21</sup> ÖNB Wien, Codex 324 (vgl. <http://data.onb.ac.at/rec/AC13945113>).

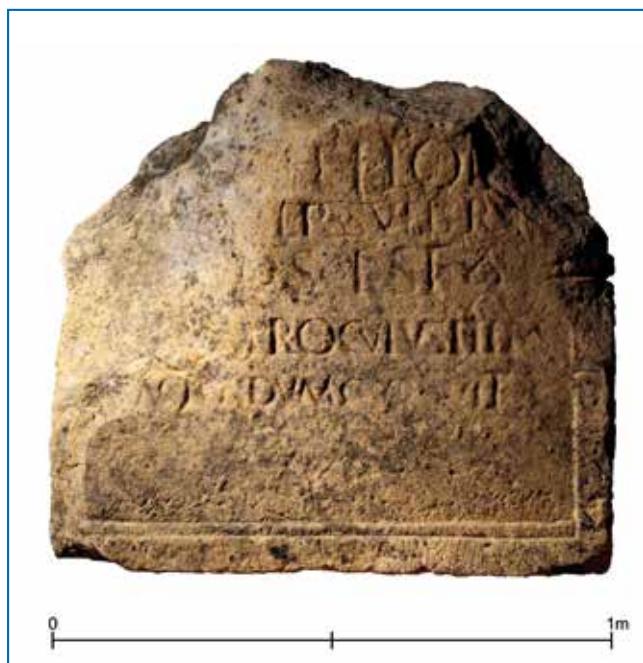


Abb. 1 - Vorderseite des princeps Sueborum-Grabsteins aus Offenburg-Bühl (Ortenaukreis). Aus: Blöck/Lauber/Tränkle, Princeps Sveborum (wie Anm. 18) S. 500.

Abb. 2 - Tabula Peutingeriana. Ausschnitt mit Suevia und Alamannia. ÖNB Wien, Codex 324. <http://data.omb.ac.at/rec/AC13945113>.

augst) und *Argentorate* (Straßburg) eingetragen, ferner der Schwarzwald (*silva Marciana*), östlich davon die *Alamannia*, nördlich anschließend die *Suevia* und auf der anderen Seite des Rheins die Vogesen (*silva Vosagus*). Da auf der Karte Gegenden jenseits der Grenzen des Imperium Romanum sonst mit Volks- und nicht mit Gebietsnamen bezeichnet werden, dürften die Namensformen *Alamannia* und *Suevia* – ebenso wie die auf dem ersten erhaltenen Blatt eingetragene *Francia* – auf den mittelalterlichen Kopisten zurückgehen, dem diese Bezeichnungen geläufig waren<sup>22</sup>. Dagegen erscheint es angesichts der vielen anderen Ethnica an den oberen Blatträndern plausibel, dass *Franci*, *Suebi* und *Alamanni* schon in der spätantiken Vorlage gestanden haben (Abb. 2).

Damit geraten neben den Sueben – das *Suevia* der Karte würde sich auf die Neckarsueben beziehen – die Alemannen in den Blick<sup>23</sup>. Dieses germanische Volk ist namentlich erstmals gegen Ende des 3. Jahrhunderts in römischen Quellen greifbar, in einem Panegyricus auf Diokletians kaiserlichen Kollegen Maximian

<sup>22</sup> Benet Salway: The Nature and Genesis of the Peutinger Map. In: *Imago Mundi* 57 (2005) S. 119-135. Hier: S. 123-124.

<sup>23</sup> Aus der zahlreichen Literatur neuerdings Dieter Geuenich: Geschichte der Alemannen. Stuttgart 2005.- Ders.: Wann beginnt die Geschichte der Alemannen? In: Andreas Bibler/Mathias Kälble/Heinz Krieg (Hg.): Adel und Königtum im mittelalterlichen Schwaben. Festschrift für Thomas Zotz zum 65. Geburtstag (VKfgL B 175). Stuttgart 2009. S. 45-53.- Heiko Steuer: Die Alamannia und die Besiedlung des rechtsrheinischen Hinterlands. In: *Badisches Landesmuseum Karlsruhe* (Hg.): Imperium Romanum. Römer, Christen, Alamänner - Die Spätantike am Oberrhein. Karlsruhe/Stuttgart 2005. S. 26-41.- Ders.: Die Formierung der „Alemannen“ in der Spätantike. In: Sebastian Brather/Jürgen Dendorfer (Hg.): Grenzen, Räume und Identitäten. Der Oberrhein und seine Nachbarregionen von der Antike bis zum Hochmittelalter (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 22). Ostfildern 2017. S. 239-286.- Wilburger/Kokkotidis (wie Anm. 16).



vom Jahr 289: Er habe die Alemannen wie andere *barbaricae nationes* erfolgreich abgewehrt, die nach Gallien eingedrungen seien<sup>24</sup>. Wenig später begegnet auch der Name *Alamannia*, auf einem Siegesdenkmal, auf Münzen, in Panegyrici oder im Geschichtswerk des Ammianus Marcellinus<sup>25</sup>. Im 4. Jahrhundert blieben die Alemannen permanent eine Bedrohung für das Imperium Romanum, doch wurden immer wieder auch Verträge zwischen beiden Seiten geschlossen, und manchen Alemannen gelang eine Karriere im römischen Militärdienst<sup>26</sup>. Auch alemannische Hilfstruppen wie die dem römischen Kastell Breisach am Rhein zugeordneten *Brisigavi seniores* und *iuniores* sind am Ende des 4. Jahrhunderts

<sup>24</sup> Panegyrici Latini X, 5. In: Quellen zur Geschichte der Alamannen I: Quellen zur Geschichte der Alamannen von Cassius Dio bis Ammianus Marcellinus. Hg. von Gunther Gottlieb, übersetzt von Camilla Dirlmeier (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften 1). Sigmaringen 1976. S. 22.

<sup>25</sup> Panegyrici Latini III, 4. Ebda., S. 26.- Hans Ulrich Nuber: Zur Entstehung des Stammes der *Alamanni* aus römischer Sicht. In: Dieter Geuenich (Hg.): Die Franken und die Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“ (496/97) (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 19). Berlin/New York 1998. S. 367-383. Hier: S. 369.

<sup>26</sup> Thomas Zotz: Die Alemannen in der Mitte des 4. Jahrhunderts nach dem Zeugnis des Ammianus Marcellinus. Ebda., S. 384-406.- Max Martin: Alemannen im römischen Heer – eine verpaßte Integration und ihre Folgen. Ebda., S. 407-422.

belegt<sup>27</sup>. Für die weitere Geschichte von Schwaben und Alemannen ist bedeutsam, dass der von den Römern gegebene Name *Alamannia* im frühen Mittelalter um die Mitte des 8. Jahrhunderts wieder begegnen wird<sup>28</sup>.

Auf dem Weg dorthin kam einem anderen germanischen Volk, als Gegenspieler der Alemannen seit dem späten 4. Jahrhundert, eine wichtige Rolle zu<sup>29</sup>. Die in das nördliche Gallien eingedrungenen Franken erhielten nun ihrerseits eine vertraglich gesicherte Position im Imperium Romanum, und in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts hatten sie in der Endphase der römischen Herrschaft offenbar Posten in der militärischen und zivilen Verwaltung des nördlichen Gallien inne<sup>30</sup>. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts kam es zum Zusammenstoß zwischen Alemannen und Franken, als der Merowingerkönig Chlodwig nach landläufiger, aber nicht gesicherter Überlieferung bei Zülpich in einer Schlacht die über den Rhein drängenden Alemannen vollständig besiegte<sup>31</sup>.

Bevor die frühe Geschichte der Alemannen weiter zu verfolgen ist, sei der Blick noch einmal auf die Sueben in der Spätantike gelenkt. Ihr Name begegnet wieder in der Überlieferung des 5. Jahrhunderts, nachdem die Römer zuvor von einzelnen germanischen Gruppen wie Semnonen, Markomannen oder Quaden gesprochen hatten. Nun lassen sich Sueben im Raum an der mittleren und unteren Donau bis nach Pannonien nachweisen, weshalb die Forschung von den „Donausueben“ spricht<sup>32</sup>. Diese erlitten in den 460er Jahren eine Niederlage gegen die Ostgoten und zogen daraufhin ins freie Germanien, wo sie sich mit den dortigen Alemannen verbanden. Damals setzte offenbar der Prozess einer zweiten Ethnogenese der Alemannen im Verbund mit den Sueben ein, und hier ist der Grund für die Doppelbenennung von Schwaben und Alemannen zu suchen<sup>33</sup>.

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts machte der lateinisch schreibende Historiker gotischer Herkunft Jordanes in seiner auf Cassiodor basierenden Gotengeschichte für die Zeit des 5. Jahrhundert genauere Angaben zum Siedlungsraum der Schwaben und Alemannen<sup>34</sup>: Die *regio Suavorum* habe damals im Osten die Bayern, im Süden die Burgunder, im Norden die Thüringer als Nachbarn gehabt. Mit den *Suavi* seien die *Alamanni* verbunden, ja verbündet gewesen, welche ihrerseits die Alpen beherrschten, von wo mehrere Flüsse in die Donau flössen. Ähnlich sind bei dem zur gleichen Zeit schreibenden griechischen Schriftsteller Prokop die *Suaboi* und *Alamanoi* nebeneinander erwähnt<sup>35</sup>.

<sup>27</sup> Geuenich, Geschichte (wie Anm. 23) S. 28-35.- Patrick Biellmann/Guillaume Marty: La bataille d'Argentaria. In: Gertrud Kuhnle/Eckhard Wirbelauer (Hg.): Am anderen Flussufer. Die Spätantike beiderseits des südlichen Oberrheins – Sur l'autre rive. L'Antiquité tardive de part et d'autre du Rhin supérieur méridional (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 81). Esslingen 2019. S. 68-75. Hier: S. 72.

<sup>28</sup> Vgl. unten S. 16.

<sup>29</sup> Jüngste Überblicke bei Ulrich Nonn: Die Franken. Stuttgart 2010.- Bernhard Jussen: Die Franken. München 2014.

<sup>30</sup> Nonn (wie Anm. 29) S. 95-113.

<sup>31</sup> Dieter Geuenich: Chlodwigs Alemannenschlacht(en) und Taufe. In: Franken und Alemannen (wie Anm. 25) S. 423-437.- Matthias Becher: Chlodwig I. Der Aufstieg der Merowinger und das Erbe der antiken Welt. München 2011.

<sup>32</sup> Rübekeil/Scharf/Castritius (wie Anm. 16) S. 196-202.

<sup>33</sup> Hagen Keller: Alamannen und Sueben nach den Schriftquellen des 3. bis 7. Jahrhunderts. In: Frühmittelalterliche Studien 23 (1989) S. 89-111.

<sup>34</sup> Quellen zur Geschichte der Alamannen II: Quellen zur Geschichte der Alamannen von Libanios bis Gregor von Tours. Hg. von Gunther Gottlieb, übersetzt von Camilla Dirlmeier (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften 3). Sigmaringen 1978. S. 78.

<sup>35</sup> Ebda., S. 98.

Erscheinen hier für das 5. Jahrhundert die beiden Völker bereits verbunden, wenn auch offenbar voneinander getrennt siedelnd, so verschmolzen laut späten Zeugnissen beide zu einer Einheit: Gegen Ende des 6. Jahrhunderts war dies Gregor von Tours jedenfalls so selbstverständlich, dass er mit Blick auf die im 5. Jahrhundert auf die Iberische Halbinsel ziehenden Sueben irrtümlich von *Suebi id est Alamanni sprach*<sup>36</sup>, und Gleichtes bezeugt der um 700 schreibende sog. „Geograph von Ravenna“: *patria Alamannorum que [= quae] et Suevorum*<sup>37</sup>. Das sind deutliche Aussagen auf dem Weg zur Einheit dieses Volkes, wobei die zwei Namen aber weiterhin nebeneinanderstehen.

### Schwaben und Alemannen unter der Oberhoheit der Merowinger und Karolinger

Die zuletzt angeführten Belege gehören bereits in die Zeit der Unterordnung von Schwaben/Alemannen unter die Herrschaft der fränkischen Könige, zunächst der Merowinger und, ab der Mitte des 8. Jahrhunderts, der Karolinger<sup>38</sup>. Nur mit wenigen Strichen ist diese Geschichte hier zu skizzieren, die mit der bereits erwähnten Niederlage der Alemannen gegen den ersten Merowingerkönig Chlodwig kurz vor 500 begann<sup>39</sup>. Nach der Zwischenphase einer ostgotischen Schutzherrschaft über die südlichen Teile der Alemannen geriet dieses Volk ab 537 insgesamt und dauerhaft unter die politische Hoheit der Merowinger, die hier *duces*, Herzöge, einsetzten, vor allem um die militärischen Verpflichtungen der Alemannen zu organisieren. 553/54 ließ König Theudowald, Enkel Chlodwigs, die ihrem Volk vorstehenden Alemannen Leuthari und Butilin mit einem fränkisch-alemannischen Aufgebot zur Unterstützung der Ostgoten gegen die Byzantiner nach Italien ziehen<sup>40</sup>. Der byzantinische Geschichtsschreiber des 6. Jahrhunderts Agathias von Myrina nahm dies zum Anlass, um Näheres zu den Alemannen zu berichten<sup>41</sup>: Sie pflegten ihre von den Vätern überkommenen Sitten, aber in Sachen Herrschaft und Ämterwesen richteten sie sich nach der politischen Ordnung der Franken. Sie verehrten Bäume und Flüsse als Götter, aber der Kontakt mit den Franken wirkte sich günstig aus, so dass sich dort bald die christliche Religion durchsetzen werde.

In der Tat kam es vom späten 6. Jahrhundert bis in die ersten Jahrzehnte des 7. Jahrhunderts hinein auf Initiative der Merowingerkönige Chlothar II. und Dagobert I. und im Zusammenwirken mit dem alemannischen *dux Gunzo* zur Einrichtung und ersten Ausstattung des Bistums Konstanz, dessen Grenzen

<sup>36</sup> Ebda., S. 108.- Keller (wie Anm. 33) S. 99.

<sup>37</sup> Quellen zur Geschichte der Alamannen IV: Quellen zur Geschichte der Alamannen vom Geographen von Ravenna bis Hermann von Reichenau. Hg. von Klaus Sprigade, übersetzt von Camilla Dirlmeier (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften 6). Sigmaringen 1980. S. 10.

<sup>38</sup> Zum Folgenden vgl. Genenich, Geschichte (wie Anm. 23) S. 78-115.- Eugen Ewig: Die Merowinger und das Frankenreich. 4. ergänzte Auflage mit Literaturnachträgen von Ulrich Nonn. Stuttgart 2001.- Hagen Keller: Germanische Landnahme und Frühmittelalter. In: Meinrad Schaab (†)/Hansmartin Schwarzmaier (Hg.): Handbuch der baden-württembergischen Geschichte. Bd. 1, 1. Stuttgart 2001. S. 191-296.- Alfons Zettler: Politische Geschichte Alemanniens im Karolingerreich. In: Ebda., S. 299-356.

<sup>39</sup> Vgl. oben S. 14.

<sup>40</sup> Ewig (wie Anm. 38) S. 40.

<sup>41</sup> Quellen zur Geschichte der Alamannen II (wie Anm. 34) S. 79f.

sich in etwa mit dem Siedlungsraum der Alemannen deckten<sup>42</sup>. Zur selben Zeit wurde der *Pactus legis Alamannorum* aufgezeichnet, das „Volksrecht“ der Alemannen<sup>43</sup>. Glaubensboten wie der um 600 im östlichen Frankenreich und bei den Alemannen wirkende Ire Columban und wenig später der als dessen Begleiter geltende Gallus trugen zur Verbreitung des Christentums bei; davon zeugen auch die Goldblattkreuze in Gräbern und frühe Kirchbauten<sup>44</sup>.

Wenn man die schriftlichen Zeugnisse aus dem Merowingerreich wie den *Liber Vitae Patrum Gregors von Tours* aus dem späteren 6. Jahrhundert<sup>45</sup>, den *Pactus legis Alamannorum* oder die *Fredegar-Chronik* aus dem 7. Jahrhundert<sup>46</sup> durchgeht, so fällt auf, dass stets von Alemannen, jedoch nicht von Sueben/Schwaben die Rede ist. Dabei ist durchaus davon auszugehen, dass der Name Schwaben auch damals gebräuchlich war, ist er doch bei Jordanes, Prokop und dem Geographen von Ravenna in Kombination mit dem Namen Alemannen belegt<sup>47</sup>. Im Bereich des Frankenreiches kommt er aber erst in Quellen der frühen Karolingerzeit, also ab der Mitte des 8. Jahrhunderts, vor. Diese sog. frühkarolingischen Annalen berichten, dass der karolingische Hausmeier Pippin der Mittlere als Amtsträger der merowingischen Könige ab 709 mehrfach gegen die *Suavi* zu Felde gezogen sei ebenso wie Pippins Sohn Karl Martell 730<sup>48</sup>. Der Zeitpunkt 709 ist nicht zufällig, denn in diesem Jahr ist der dux Gotfrid gestorben, der in Alemannien eine eigenständige Herrschaft ausgeübt und sich damit von den Merowingern losgesagt hatte<sup>49</sup>. Einer seiner Herrschaftsmittelpunkte war Cannstatt am Neckar, wo er urkundlich eine Licherstiftung für das Grab des Hl. Gallus an der Steinach verfügte. Hier entstand wenig später das Kloster St. Gallen (719)<sup>50</sup> und wiederum einige Jahre danach (724) das Kloster Reichenau<sup>51</sup>; damit waren rund um den Bodensee noch im ersten Viertel des 8. Jahrhunderts die zwei wichtigsten religiösen Zentren der Alemannen ins Leben gerufen.

Gegen die Söhne Gotfrids gingen, wie bereits angesprochen, Pippin der Mittlere und dann auch Karl Martell militärisch vor, um die Alemannen wieder

<sup>42</sup> Helmut Maurer: Das Bistum Konstanz 2: Die Konstanzer Bischöfe vom Ende des 6. Jahrhunderts bis 1206 (*Germania Sacra. Neue Folge* 42, 1). Berlin/New York 2003. S. 8-22.

<sup>43</sup> Claudius Schott: Die Entstehung und Überlieferung von *Pactus* und *Lex Alamannorum*. In: Sebastian Brather (Hg.): Recht und Kultur im frühmittelalterlichen Alemannien. Rechtsgeschichte, Archäologie und Geschichte des 7. und 8. Jahrhunderts (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 102). Berlin/Boston 2017. S. 139-151.

<sup>44</sup> Keller (wie Anm. 38) S. 249-277.

<sup>45</sup> Gregor von Tours, *Miracula et Opera minora*. Hg. von Bruno Krusch (MGH. *Scriptores rerum Merovingicarum* 1, 2). Hannover 1885. S. 211-294.

<sup>46</sup> Ulrich Nomm: Fredegar (*Fredegar-Chronik*). In: Lex MA 4 (1989). Sp. 884.- Roger Collins: Die *Fredegar-Chroniken* (MGH. *Studien und Texte* 44). Hannover 2007.

<sup>47</sup> Vgl. oben S. 15.

<sup>48</sup> Quellen zur Geschichte der Alemannen III. Quellen zur Geschichte der Alemannen von Marius von Avenches bis Paulus Diaconus. Hg. von Klaus Sprigade, übersetzt von Camilla Dirlmeier (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. *Schriften* 5). Sigmaringen 1979. S. 77.

<sup>49</sup> Hierzu und zum Folgenden *Genenich*, Geschichte (wie Anm. 23) S. 103-108.- Thomas Zott: Der Südwesten im 8. Jahrhundert. Zur Raumordnung und Geschichte einer Randzone des Frankenreiches. In: Hans Ulrich Nuber/Heiko Steuer/Thomas Zott (Hg.): Der Südwesten im 8. Jahrhundert aus historischer und archäologischer Sicht (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 13). Ostfildern 2004. S. 13-30.

<sup>50</sup> Werner Vogler: Sankt Gallen. In: Lex MA 7 (1995). Sp. 1153-1155.- Lorenz Holenstein: Sankt Gallen (Fürstabtei). In: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 10. Basel 2011. S. 695-708.

<sup>51</sup> Alfons Zettler: Reichenau. In: Lex MA 7 (1995) Sp. 612-614.

unter fränkische Oberhoheit zu zwingen<sup>52</sup>. Dies gelang in den 730er Jahren, und so konnte Karl Martell, mittlerweile de facto-Herrscher im Fränkischen Reich, 740 bei der Teilung dieses Reichs unter seine Söhne seinem Erstgeborenen Karlmann u.a. die *Suavia, que nunc Alamannia dicetur* [= dicitur] („Schwaben, das jetzt Alemannien heißt“) zuweisen. Dies ist in der Fortsetzung der erwähnten Fredegar-Chronik, die nach der Mitte des 8. Jahrhunderts von Childebrand, einem Angehörigen der karolingischen Familie, verfasst wurde, zu lesen<sup>53</sup>. Damals waren die Alemannen, nach dem Gerichtstag von Cannstatt 746, endgültig den Karolingern unterworfen<sup>54</sup>, und diese konnten dann in Person von Pippin dem Jüngeren, Sohn Karl Martells, im Jahr 751 die Merowinger in der Königsherrschaft ablösen<sup>55</sup>.

Für die frühe Geschichte von Schwaben und Alemannen erscheint nun das herangezogene Schriftzeugnis aus mehreren Gründen bedeutsam. Zum einen begegnet hier nach langer Zeit wieder der aus der spätantiken Überlieferung bekannte Gebietsname *Alamannia*, den zuletzt im 6. Jahrhundert ganz vereinzelt Schriftsteller des Frankenreichs wie Gregor von Tours oder Venantius Fortunatus, offensichtlich in römischer Tradition, benutzt haben, während in der mittleren und späteren Merowingerzeit stets nur die Volksnamen *Alemanni* und *Suevi* gebräuchlich waren. Nun, um die Mitte des 8. Jahrhunderts, habe deren Siedlungsraum den Namen *Alamannia* erhalten, nachdem er zuvor *Suavia*, also Schwaben, geheißen habe. Diese Aussage des Fortsetzers der Fredegar-Chronik erscheint allerdings merkwürdig, denn die *Suavia* ist zuvor genauso wenig belegt wie die *Alamannia*<sup>56</sup>. Nur einmal erscheint die Bezeichnung *Suevia* auf der Tabula Peutingeriana, die jedoch wohl erst im Hochmittelalter anstelle des Volksnamens eingetragen worden ist<sup>57</sup>.

Wie ist dieser terminologische Wandel um die Mitte des 8. Jahrhunderts zu verstehen? Sollte vielleicht damals die neu gewonnene Hoheit der Karolinger über die Alemannen durch den in der Spätantike belegten Gebietsnamen zum Ausdruck gebracht werden? Wenn diese Vermutung einer politischen Namengebung zutrifft, dann hätten sich die hierfür Verantwortlichen, sprich die Karolinger, nicht an der bis dahin gebräuchlichen Variante des Volksnamens *Suevi* orientiert, sondern an dem Namen des Volkes, dessen Unterwerfung unter die Franken ihnen durch Geschichtsschreiber wie Gregor von Tours und die Fredegar-Chronik gewiss bekannt war. So hätten wir es also mit einem sehr frühen Beispiel des Rückgriffs auf die Vergangenheit zu tun, wodurch die

<sup>52</sup> Dieter Geuenich: „... noluerunt obtemperare ducibus Franchorum“. Zur bayerisch-alemannischen Opposition gegen die karolingischen Hausmeier. In: Matthias Becher/Jörg Jarnut (Hg.): Der Dynastiewechsel von 751. Vorgeschichte, Legitimationsstrategien und Erinnerung. Münster 2004. S. 129-143.- Andreas Fischer: Karl Martell. Der Beginn karolingischer Herrschaft. Stuttgart 2012. S. 84-93.

<sup>53</sup> Quellen zur Geschichte der Alamannen III (wie Anm. 48) S. 16.- Zu Childebrand Ulrich Nonn: Childebrand. In: Lex MA 2 (1983). Sp. 1817.- Zu der zitierten Stelle vgl. bereits Thomas Zotz: Ethnogenese und Herzogtum in Alemannien (9.-11. Jahrhundert). In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 108 (2000) S. 48-66. Hier: S. 52-53.

<sup>54</sup> Zotz (wie Anm. 49) S. 26.

<sup>55</sup> Der Dynastiewechsel von 751 (wie Anm. 52).

<sup>56</sup> Vgl. Quellen zur Geschichte der Alamannen VII. Indices. Bearb. von Ursula Koch/Wolfgang Kubhoff/Klaus Sprigade (Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften 11). Heidelberg 1987. S. 50, s. v. Suebia. Irreführend Rübekeil/Scharf/Castritius, Swaben (wie Anm. 16) S. 191, wo von Suebia bei Tacitus die Rede ist, der aber den Volksnamen verwendet.

<sup>57</sup> Vgl. oben S. 11-12.

gegenwärtige Neuordnung der Verhältnisse legitimiert werden sollte, wie sie dann seit Karl dem Großen vielfach belegt ist. Es zeigt sich nämlich, dass die ganze Karolingerzeit hindurch, also bis in das frühe 10. Jahrhundert hinein, in Zeugnissen der offiziell-politischen Sprache, das heißt in Urkunden der Herrscher, aber auch in regionalen Urkunden, durchweg nur von *Alemanni*, *Alemannia* oder von *ducatus Alemannicus* die Rede ist. Dies gilt auch für die offiziösen *Annales regni Francorum* aus der Zeit um 800<sup>58</sup> und ihre ost- bzw. westfränkische Fortsetzung seit den 830er Jahren, die *Annales Fuldenses*<sup>59</sup> und die *Annales Bertiniani*<sup>60</sup>.

Daneben waren in der Karolingerzeit aber auch die Namensvarianten *Suevi* und *Suevia* durchaus gebräuchlich und zwar in historiografischen und literarischen Texten. So benutzte der am Hof Karls des Großen weilende Gelehrte langobardischer Herkunft Paulus Diaconus in seiner *Historia Langobardorum* aus dem späteren 8. Jahrhundert beide Bezeichnungen; dabei übernahm er aus einem älteren Katalog der Provinzen Italiens die Angabe *Alamannorum patria*<sup>61</sup>. Der aus Schwaben stammende Reichenauer Abt und Gelehrte Walahfrid Strabo († 849)<sup>62</sup> sprach in seinem dichterischen Werk mehrfach von *Suevi* und *Suevia*, wählte aber offenbar aus Gründen des Metrums mitunter auch den anderen Namen für Volk und Land<sup>63</sup>.

Der angesprochene unterschiedliche Gebrauch der beiden Volksnamen, hier *Alamanni* im offiziell-politischen Kontext, dort *Suevi* in anderen Lebensbereichen – lässt sich besonders klar an einem Beispiel illustrieren: Von Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen, heißt es in Thegans Vita ihres Sohnes Ludwigs des Frommen aus der Zeit zwischen 835 und 838, sie sei eine *puella nobilissimi generis Suavorum*, ein Mädchen aus einem hochadelnen Geschlecht der Schwaben gewesen und habe zur Verwandtschaft Gotfrids, des *dux Alamannorum* gehört<sup>64</sup>. Man sieht: Für die Volkszugehörigkeit benutzte der Autor den Namen Schwaben, für die politische Perspektive den Namen Alemannen. Der Name Schwaben begegnet auch in der in jener Zeit spärlichen deutschsprachigen Überlieferung: Otfrid von Weißenburg, Verfasser des berühmten Evangelienbuchs in den 860er Jahren, sprach in seiner Widmung an Bischof Salomo I. von Konstanz vom *Suábo richi*, vom Schwabenreich<sup>65</sup>.

Damit sind die volkssprachigen Zeugnisse allgemein angesprochen: Hier begegnet allein der Name Schwaben, es gab keine deutsche Entsprechung für

---

<sup>58</sup> *Annales regni Francorum*. Hg. von Georg Heinrich Pertz/Friedrich Kurze (MGH. Scriptores rerum Germanicarum 6). Hannover 1895.

<sup>59</sup> *Annales Fuldenses*. Hg. von Georg Heinrich Pertz/Friedrich Kurze (MGH. Scriptores rerum Germanicarum 7). Hannover 1891.

<sup>60</sup> *Annales de Saint-Bertin*. Hg. von Félix Grat/Jeanne Vielliard/Suzanne Clémencet. Paris 1964.

<sup>61</sup> Quellen zur Geschichte der Alamannen III (wie Anm. 48), S. 88f.

<sup>62</sup> Karl Langosch (†)/Benedikt Konrad Vollmann: Walahfrid Strabo OSB. In: VL 10 (1999). Sp. 584-503.

<sup>63</sup> Walahfridi Strabi Carmina. Hg. von Ernst Dümmler (MGH. Poetae Latini aevi Carolini 2). Berlin 1884. S. 267, 297, 400-402, 429 u. ö.

<sup>64</sup> Thegan, *Gesta Hludowici imperatoris* cap. 2. Hg. von Ernst Tremp (MGH. Scriptores rerum Germanicarum 64). Hannover 1995. S. 176.- Dazu Zott (wie Anm. 53) S. 54f.

<sup>65</sup> Otfrid von Weißenburg, Evangelienbuch. Auswahl. Althochdeutsch/Neuhochdeutsch. Hg. und übersetzt von Gisela Vollmann-Profe. Stuttgart 1987. S. 26.

*Alemannus* – jedenfalls im Mittelalter<sup>66</sup>. Swab war das althochdeutsche Wort für den Angehörigen dieses Volkes, in zahlreichen Ortsnamen wie Schwabhausen oder Schwabbach greifbar. Auch Personennamen, etwa Swabulf oder Swabger oder das noch heute übliche „Schwab(e)“ waren danach gebildet<sup>67</sup>.

Zuletzt verdient noch ein einzigartiges Zeugnis zeitgenössischer Reflexion zur Doppelnamigkeit von Schwaben und Alemannen Aufmerksamkeit. Es stammt aus der Feder des erwähnten Reichenauer Gelehrten Walahfrid Strabo, geschrieben um 833/34. Im Prolog zu der von ihm überarbeiteten *Vita sancti Galli* äußert er sich über das Land, das „wir Alemannen oder Schwaben bewohnen“<sup>68</sup>. In der von ihm überarbeiteten Vorlage sei von *Altimannia* die Rede, womit offenbar auf die hohe Lage der Provinz angespielt werde. Nachdem Walahfrid beschrieben hat, wie dieses Land einen Teil Germaniens nördlich der Donau, einen Teil Ratiens zwischen Alpen und Donau sowie einen Teil Galliens bis an die Aare umfasst, hält er es für angebracht, dass von den hier siedelnden mit *Alamanni* vermischten *Suevi das nomen patriae*, der Name ihres Vaterlands, abzuleiten sei und dieses also *Alamannia vel Suevia* heißen soll. Dies gibt Walahfrid Anlass, eigens auf die zwei Namen einzugehen, die ein Volk bezeichnen: „Mit dem ersten benennen uns die umliegenden Völker, die Latein sprechen, mit dem zweiten bezeichnet uns der Sprachgebrauch der Barbaren.“ Es versteht sich von selbst, dass der Autor zur zweiten Gruppe auch sein eigenes Volk rechnet.

So lässt sich explizit für die Karolingerzeit, vermutlich aber auch schon für die spätmerowingische Epoche festhalten, dass es zwei Namen, Alemannen und Schwaben, für ein und dasselbe, im Laufe der Zeit aus der Verschmelzung zweier Gruppen entstandene Volk gegeben hat<sup>69</sup>. Wenn sich dabei die Angehörigen dieses Volks in der ihnen eigenen Sprache als Schwaben, nicht als Alemannen bezeichneten, so darf man hierin wohl ein Zeugnis dafür sehen, dass der Name Schwaben Ausdruck ihrer Identität war. Mit diesem Zwischenresultat ist nun der Blick ins hohe Mittelalter zu werfen und dem weiteren Gebrauch der beiden Volksnamen nachzugehen.

### Schwaben im Hochmittelalter: von der Einheit zum staufisch-zähringischen Gegenüber

Im Folgenden wird es allein um die lateinischen Bezeichnungen für Volk und Land gehen; der volkssprachige Name Schwaben kann, da alternativlos, beiseite bleiben. Es ist nun interessant zu sehen, dass im Laufe des 10. und 11. Jahr-

<sup>66</sup> Heinz Thomas: Die Wahrnehmung der »Anderen« im Spiegel schwäbischer und oberitalienischer Zeugnisse des 10. und 11. Jahrhunderts. In: Helmut Maurer/Hansmartin Schwarzmaier/Thomas Zott (Hg.): Schwaben und Italien im Hochmittelalter (Vorträge und Forschungen 52). Stuttgart 2001. S. 53–81. Hier: S. 63–68.

<sup>67</sup> Baumann (wie Anm. 13) S. 251 (S. 551).

<sup>68</sup> Keller (wie Anm. 33), S. 96f.– Zott (wie Anm. 53) S. 48–51.– Dieter Mertens: Spätmittelalterliches Landesbewußtsein im Gebiet des alten Schwaben. In: Matthias Werner (Hg.): Spätmittelalterliches Landesbewußtsein in Deutschland (Vorträge und Forschungen 61). Ostfildern 2005. S. 93–156. Hier: S. 117.– Wieder in: Ders.: Humanismus und Landesgeschichte. Ausgewählte Aufsätze. Hg. von Dieter Speck/Birgit Studt/Thomas Zott (VKfgL B 218). Stuttgart 2018. S. 745–809. Hier: S. 769f.

<sup>69</sup> Nach Keller (wie Anm. 33) S. 97, Anm. 41 ist damit zu rechnen, dass im frühen Mittelalter in der Provinz Alemannien für deren Bevölkerung noch verschiedene Namen, also Sueben und Alemannen, im Umlauf waren. In diese Richtung hat Zettler (wie Anm. 38) S. 302 die Nachricht des Fortsetzers der Fredegar-Chro-

hunderts, also in der Ottonen- und Salierzeit, der Name Suevi den anderen Namen *Alemanni* auf der Ebene der politischen Sprache allmählich in den Hintergrund drängte. Dies lässt sich deutlich am Titel der Herzöge zeigen, die seit dem frühen 10. Jahrhundert an der Spitze dieses Volkes standen<sup>70</sup>; es bildete, wie bereits eingangs erwähnt, mit Bayern, Franken und Sachsen, später auch noch mit den Lothingern, das ostfränkisch-deutsche Reich<sup>71</sup> (Abb. 3).

Der beobachtete Wandel vollzog sich in doppelter Weise: Ab der Mitte des 10. Jahrhunderts ist in den Quellen zunehmend vom *dux Suevorum* (statt *Alemannorum*) die Rede. Damals kam überdies der gebietsbezogene Titel *dux Alamanniae* auf, der sich seinerseits ab der Mitte des 11. Jahrhunderts zum *dux Sueviae* veränderte. Diese Bezeichnung blieb auch in der Stauferzeit und später noch gebräuchlich<sup>72</sup>. Wie ist das zu deuten? Wenn der volkssprachige Name jetzt auch in der lateinischen politischen Terminologie zur Geltung kam und den seit Beginn der Karolingerzeit offiziell benutzten Namen *Alamanni*, *Alamannia* ablöste, so wird man hierin gewiss einen Ausdruck dafür sehen dürfen, dass die Schwaben nun ihren eigenen Namen selbstbewusst einsetzen wollten und konnten. Aus dem 11. Jahrhundert stammen, wohl nicht zufällig, die ersten Zeugnisse für das Vorstreitrecht der allgemein als tapfer geltenden Schwaben im Heeresaufgebot des Reiches, das ihnen der Tradition nach kein Geringerer als Karl der Große zugestanden hatte<sup>73</sup>.

Gleichwohl ist damit die frühe Geschichte von Schwaben und Alemannen und ihren beiden Namen noch nicht zu Ende, zumindest mit Blick auf die Raumnamen *Suevia* und *Alamannia*. Dies hängt mit dem Schicksal des Herzogtums Schwaben zusammen, welches im späten 11. Jahrhundert in den Strudel der politischen Auseinandersetzungen des Investiturstreits geraten ist<sup>74</sup>. Denn es gab von 1079 bis ca. 1100 zwei Herzöge von Schwaben, einerseits den Staufer Friedrich I. als Anhänger König Heinrichs IV.<sup>75</sup>, andererseits einen Vertreter der gegnerischen reformpäpstlichen Seite, zuletzt für etwa ein Jahrzehnt den späteren Zähringer Bertold II<sup>76</sup>. Um 1100 wurde ein staufisch-zähringischer Ausgleich gefunden: Friedrich behielt das Herzogtum Schwaben, aber auch Bertold führte den Herzogstitel weiter und verknüpfte ihn mit der Burg Zähringen im nördlichen Breisgau<sup>77</sup>. Außerdem erhielt Bertold von Kaiser Heinrich IV. die Oberhoheit über

---

nik zum Jahr 725 gedeutet, dass Karl Martell nach Überschreitung des Rheins das Land der *Alamanni* und *Suavi* durchzogen habe. Quellen zur Geschichte Alamannen III (wie Anm. 46) S. 16. Das hier zur Ergänzung angeführte Zeugnis der *Tabula Peutingeriana* mit dem Eintrag von *Suevia* und *Alamannia* ist allerdings problembehaftet (vgl. oben S. 11f). Möglicherweise lagen dem Fredegar-Fortsetzer frühere Nachrichten wie die von Jordanes oder dem Geographen von Ravenna (vgl. oben S. 15) vor, die das Nebeneinander von Alemannen und Sueben ansprechen.

<sup>70</sup> Helmut Maurer: Der Herzog von Schwaben. Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit. Signaringen 1978.- Zettler (wie Anm. 3) S. 73-116.

<sup>71</sup> Joachim Ehlers: Die Entstehung des deutschen Reiches. München 2012.

<sup>72</sup> Walter Kienast: Der Herzogstitel in Frankreich und Deutschland (9.-12. Jahrhundert). Mit Listen der ältesten deutschen Herzogsurkunden. München/Wien 1968. S. 367-372.- Zott (wie Anm. 53) S. 62f.- Maurer (wie Anm. 70) S. 218-300.

<sup>73</sup> Ebda., S. 151 mit Anm. 150.- Zott (wie Anm. 53) S. 64f.- Mertens, Landesbewußtsein (wie Anm. 68) S. 140f.

<sup>74</sup> Zettler (wie Anm. 3) S. 177-183.

<sup>75</sup> Sönke Lorenz: Herzog Friedrich I. von Schwaben. In: Friedrich I. (1079-1105). Der erste staufische Herzog von Schwaben (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 26). S. 8-51.

<sup>76</sup> Zott (wie Anm. 6) S. 46-55.

<sup>77</sup> Ebda., S. 55-59.

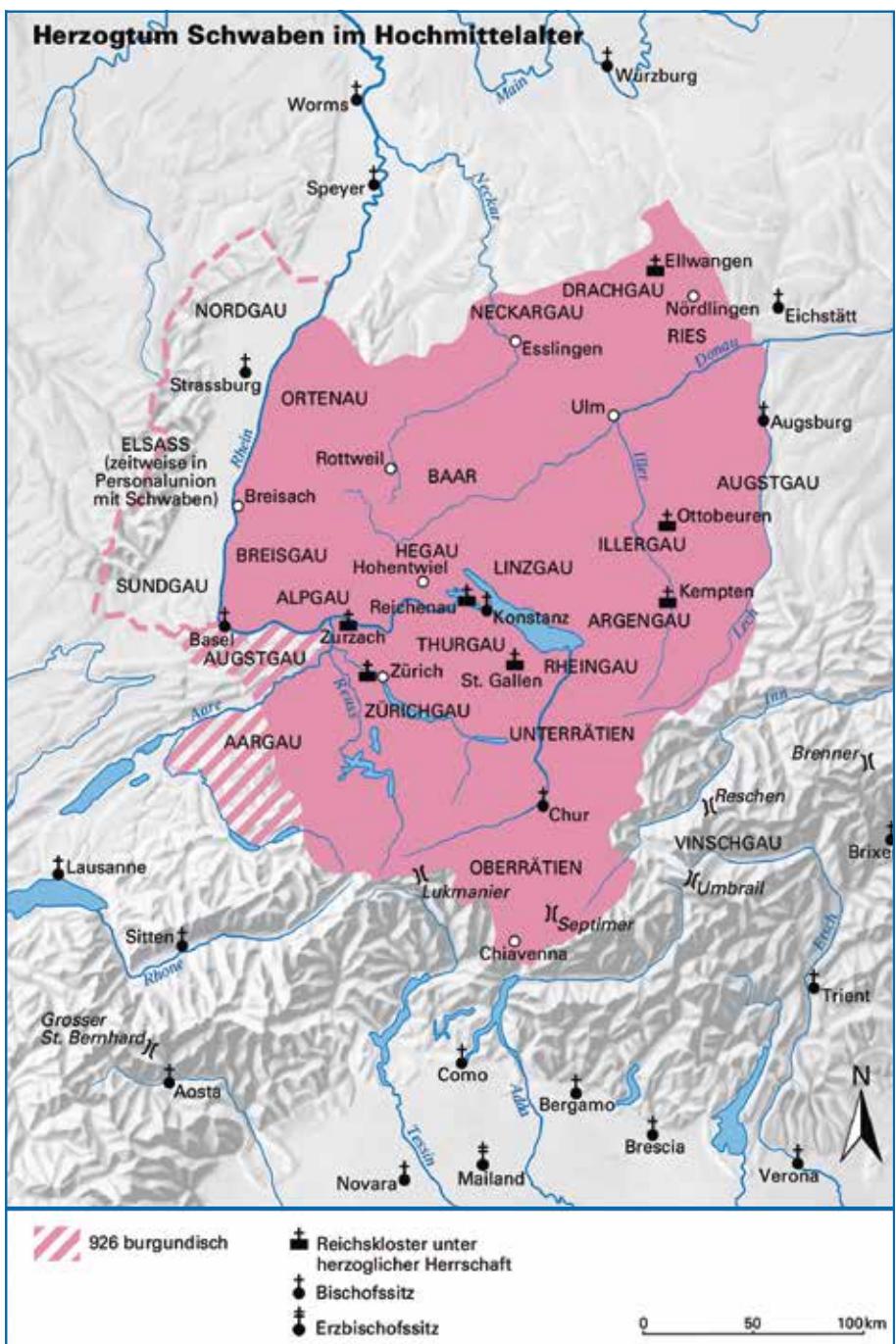


Abb. 3 - Das Herzogtum Schwaben.

Aus: Zott (wie Anm. 3) S. 250 © 2011 HLS und Kohli Kartografie, Bern.

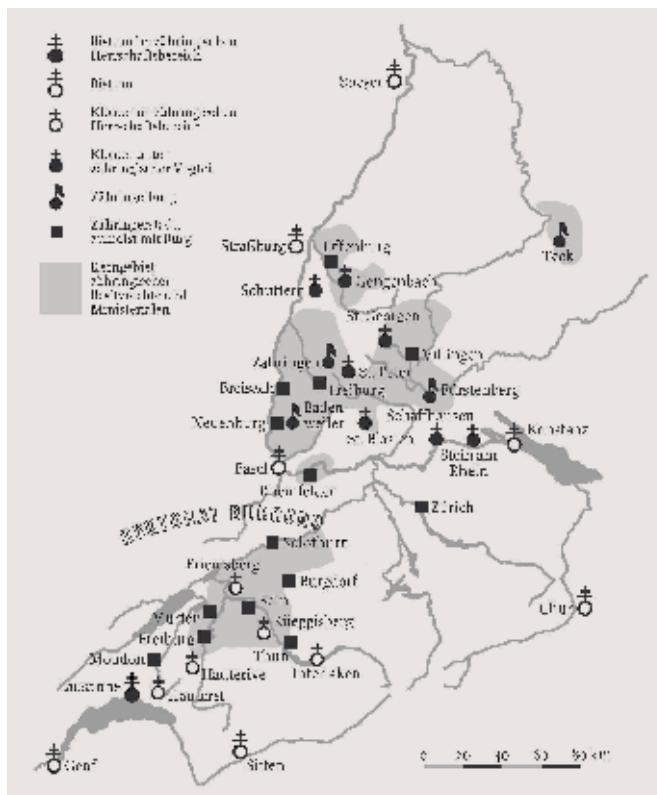


Abb. 4 - Herrschaftsräume der Zähringer um 1200.  
Nach einer Vorlage von Hansmartin Schwarzmaier.  
Grafik Holger von Briel.

Abb. 5 - Besitzlandschaften der Staufer, Welfen und Zähringer.  
Nach einer Vorlage von Hansmartin Schwarzmaier  
© Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg,  
Grafik Peh & Schefzik, Eppelheim.

Zürich<sup>78</sup>, das *nobilissimum Sueviae oppidum*, wie der Geschichtsschreiber Otto von Freising schreibt<sup>79</sup>, der übrigens an anderer Stelle seines Werks von Zürich als *Alemanniae oppidum* spricht – zwei Namen für ein und dasselbe Land<sup>80</sup>.

Damit nicht genug: Am südlichen Oberrhein im Breisgau und der Ortenau sowie auf der Baar und im südlichen Schwarzwald bis zum Hochrhein formierten die Zähringer ab dem frühen 12. Jahrhundert eine eigenständige Herzogsherrschaft<sup>81</sup>. Hierdurch verkleinerte sich – durchaus nicht spannungsfrei<sup>82</sup> – der Zuständigkeitsbereich der staufischen Schwabenherzöge, und damit ging einher, dass nun die Bezeichnungen Schwaben und schwäbisch an den staufischen Gebieten hafteten – durchaus vergleichbar mit der späteren Gleichsetzung von württembergisch und schwäbisch. Dabei konnte sogar ein nicht in Schwaben, sondern in Franken gelegener Ort in Stauferbesitz wie Schwäbisch Hall Ende des 12. Jahrhunderts als *Halla in Suevia* bezeichnet werden<sup>83</sup> (Abb. 4, Abb. 5).

<sup>78</sup> Karl Schmid: Zürich und der staufisch-zähringische Ausgleich 1098. In: Ders. (Hg.): Die Zähringer. Schweizer Vorträge und neue Forschungen. Sigmaringen 1990. S. 49–79.

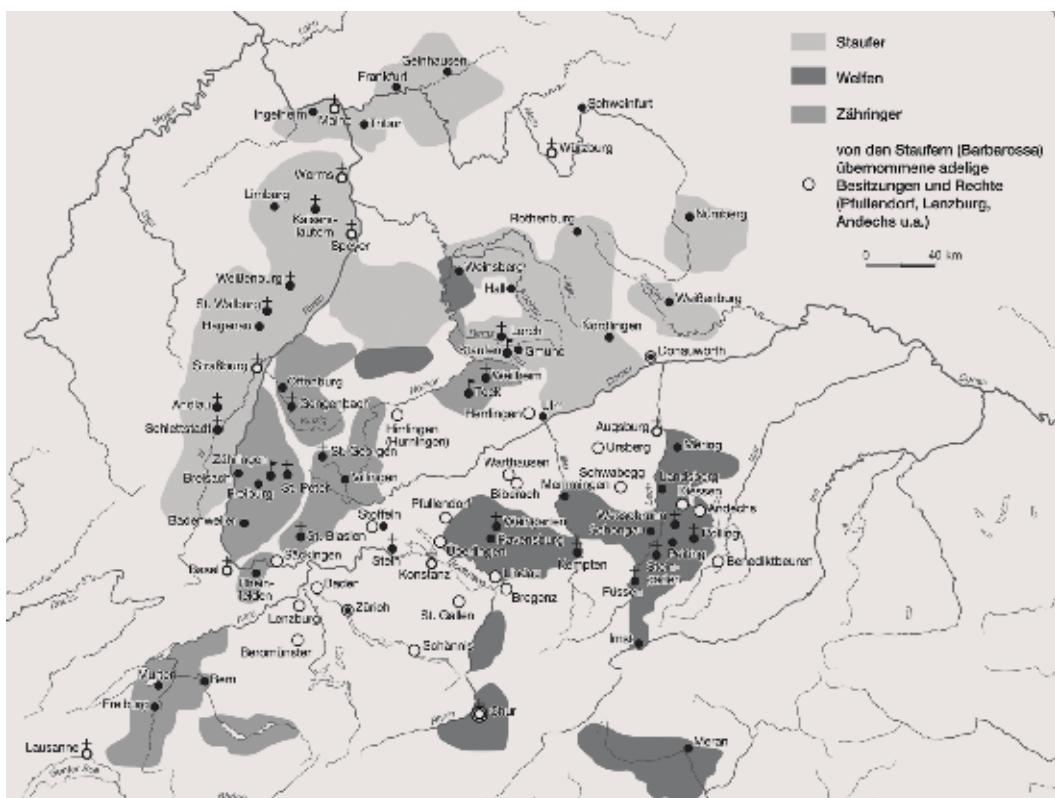
<sup>79</sup> Otto von Freising, Gesta Friderici imperatoris I/8. In: Ottonis et Rahewini Gesta Friderici I. imperatoris. Hg. von Georg Waitz (MGH. Scriptores rerum Germanicarum 46). Hannover/Leipzig 1912. S. 24.

<sup>80</sup> Ebda, I/27, S. 44.

<sup>81</sup> Zott (wie Anm. 6) S. 60–96.

<sup>82</sup> Thomas Zott: Konflikt – Kompensation – Kooperation. Zähringer und Staufer in Region und Reich. In: ZGO 160 (2012) S. 91–115.

<sup>83</sup> Maurer (wie Anm. 70) S. 282–283. – Thomas Zott: Zähringer und Staufer. Politische Räume am Oberrhein. In: Grenzen (wie Anm. 23) S. 435–451. Hier: S. 48.



Zeugnisse aus dem zähringischen Machtbereich spiegeln ihrerseits die neue Raumordnung innerhalb des alten Schwaben: In einer auf Empfängervorlage beruhenden Urkunde Papst Innozenz' II. für Kloster Gengenbach von 1139 werden dessen Besitzungen in der Ortenau, im Breisgau, im Elsass und in *Suevia* aufgezählt. Die Lande am Oberrhein und Schwaben erscheinen hier nebeneinander, der Name Schwaben galt nicht (mehr) für das Oberrheingebiet<sup>84</sup>. Die Urkunde eines Bürgers von Zürich von 1145 zugunsten des Fraumünsters nennt nach König Konrad III. die *rectores Alemannie et Burgundie* Herzog Konrad von Zähringen und den Vogt der Zürcher Kirchen Werner von Baden<sup>85</sup>. Mit *Alemannia* ist der Raum des früheren Herzogtums Schwaben, zu dem Zürich gehörte, angesprochen, der Name von Burgund wurde in der Zeit der Zähringer als Rektoren von Burgund über die Aare und Reuss hinweg nach Nordosten bis an den Hochrhein und zur Glatt ausgedehnt, die bei Glattfelden in den Rhein mündete<sup>86</sup>. Die mittlerweile staufisch konnotierte Bezeichnung *Suevia* kam auch für dieses Gebiet aus Zürcher Perspektive offensichtlich nicht mehr in Frage<sup>87</sup>.

<sup>84</sup> Wirtembergisches Urkundenbuch, Bd. 2. Stuttgart 1858. Nr. 310. S. 8.- Zott (wie Anm. 83) S. 439.

<sup>85</sup> Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Bd. 1. Hg. von Jakob Escher/Paul Schweizer. Zürich 1888. Nr. 288. S. 175.

<sup>86</sup> Maurer (wie Anm. 70) S. 283.

<sup>87</sup> Zu den Folgen des staufisch-zähringischen Ausgleichs für den Namen Schwaben vgl. zusammenfassend Mertens, Landesbewußtsein (wie Anm. 68) S. 118f.

Das im 12. Jahrhundert erstmals beobachtete Phänomen, dass bestimmte Gebiete des alten Herzogtums Schwaben diesen Namen nicht mehr trugen, wirkte fort, im Spätmittelalter und darüber hinaus bis in die Gegenwart. Es sei allerdings darauf verwiesen, dass bei Chronisten der Stauferzeit der althergebrachte Name *Alamannia* bisweilen auch das Gesamtgebiet des früheren Herzogtums Schwaben bezeichnen konnte. So spricht Otto von St. Blasien konsequent von *Swelia*, wenn es um staufische Gebiete geht, während er Orte wie Schwabegg bei Augsburg, Lenzburg im Aargau oder Donauwörth in *Alamannia* lokalisiert oder König Otto IV. *a Bavaria in Alamanniam* zum Hoftag in Augsburg an Epiphanius 1209 ziehen lässt<sup>88</sup>. Ähnlich lokalisierte um die Mitte des 14. Jahrhunderts der Chronist Matthias von Neuenburg die althabsburgischen Gebiete südlich des Rheins in der *Alemannia superior*<sup>89</sup>.

Otto von St. Blasien benutzte *Alamannia* aber daneben auch zur Bezeichnung für Deutschland und befleißigte sich damit eines Sprachgebrauchs, wie er in Oberitalien bereits im 11. Jahrhundert zu beobachten und noch heute in romanischen Ländern üblich ist<sup>90</sup>. Dieser im Reich des 12. Jahrhunderts aufkommende Usus stieß um 1150 auf die heftige Kritik Ottos von Freising: In seinem Bericht zur Abtretung Zürichs an den Zähringer Bertold II. röhmt der mit den Staufern verwandte Geschichtsschreiber die Bedeutung dieser (nun dem staufischen Schwabenherzog vorenthaltenen) Stadt und beschreibt ihre Lage an einem See, aus welchem der *Lemannus fluvius* austrete<sup>91</sup>. Damit ist die Limmat gemeint, aber Otto assoziierte hier irrigerweise den *Lemannus lacus*, wie der Genfer See damals hieß. Nach ihm trage – ein zweiter Irrtum! – *tota illa provincia Alemannia* ihren Namen. Mit der „ganzen“ Provinz spricht der Chronist, vergleichbar Otto von St. Blasien, hier offensichtlich das Gesamtgebiet Schwabens an, nicht nur dessen staufisch beherrschten Teil. Dem fügt er an, dass manche meinten, ganz Deutschland (*tota Teutonica terra*) heiße *Alemannia*; sie nannten alle Deutschen (*Teutonici*) *Alemanni*, während doch nur jene Provinz, nämlich die *Suevia* (wie sie hier nun heißt) ihren Namen nach dem *Lemannus fluvius* *Alemannia* trage und lediglich deren Bewohner zu Recht als *Alemanni* bezeichnet würden.

## Schwaben und Alemannia im Spätmittelalter

Die Kritik Ottos von Freising zeitigte indes keine Wirkung: Die Zukunft gehörte dem einheimischen, in der Volkssprache verankerten Landnamen *Suevia*/Schwaben, und *Alemannia* wurde im lateinischen Schrifttum – zumindest für einige Zeit – zum Synonym für *Teutonia* oder *Germania* – also für Deutschland. Bereits der Fortsetzer der *Gesta Friderici imperatoris* Ottos von Freising, Rahewin, benutzte um 1170 *Alemannia* ausschließlich für Deutschland, und zur

<sup>88</sup> Zotz (wie Anm. 83) S. 440f.

<sup>89</sup> Die Chronik des Mathias von Neuenburg. Hg. von Adolf Hofmeister (MGH. Scriptores rerum Germanicarum Nova Series 4). Berlin 1955. S. 9.- Zum Autor und seinem Werk jetzt Heinz Krieg: Matthias von Neuenburg und seine Chronik. In: Ursula Huggle/Heinz Krieg (Hg.): Schule und Bildung am Oberrhein in Mittelalter und Neuzeit (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 60). Freiburg/München 2016. S. 53-67.

<sup>90</sup> Thomas (wie Anm. 66) S. 61-75.

<sup>91</sup> Otto von Freising, *Gesta Friderici* (wie Anm. 79) S. 24f.

gleichen Zeit betonte der Tegernseer Mönch Heinrich, gleichsam als Gegenpol zu Otto von Freising, in der von ihm verfassten *Passio secunda sancti Quirini*, alle Welt wisse doch, dass *Alemannia* der allgemeine Name der Deutschen sei, und deshalb beanspruche eine einzige Provinz diesen Namen irrigerweise<sup>92</sup>. Ganz in diesem Sinne benutzte etwa Johannes von Winterthur in seiner zwischen 1340 und 1348 verfassten Chronik konsequent *Alamannia/Alemannia* – neben *Germania* und *Theutonia* – für Deutschland, während Schwaben mit *Suevia* wiedergegeben ist<sup>93</sup>.

Aber um 1400 verlor sich die Bedeutung von *Alemannia* für die deutschen Lande zugunsten von *Germania*, was fortan gebräuchlich wurde. Im *Vocabularius Ex quo*, einer in zahlreichen, weit über Deutschland verbreiteten Handschriften erhaltene lateinisch-deutsche Sprachenzyklopädie aus dem frühen 15. Jahrhundert<sup>94</sup>, begegnen nur noch einerseits *Suevus* für den Schwaben und *Suevia* für das Schwabenland und andererseits *Germanus* bzw. *Theutonicus* für den Deutschen und *Germania* bzw. *Theutonia* für Deutschland<sup>95</sup>; *Alemannus* oder *Alemannia* kommen hier gar nicht vor.

Ein Jahrhundert später gab es dann aber doch eine „Wiederentdeckung der Alemannen“ (Dieter Mertens), zumindest der *Alemannia* im Sinne von Schwaben<sup>96</sup>. So definierte die Reichenauer Reichschronik, wohl aus der Feder von Gallus Öhem, um 1500: *Alamannia daz ist Schwaben*<sup>97</sup>. Um dieselbe Zeit bezeichnete der Tübinger Gelehrte Johannes Nauclerus Deutschland stets als *Germania* und Schwaben als *Suevia*, wozu er die *Helvetia* der Schweizer Eidgenossen nicht mehr rechnete<sup>98</sup>. Wenn Nauclerus anlässlich seiner Beschäftigung mit der frühmittelalterlichen Geschichte Schwabens *Suevia* und *Alemannia* in alter Tradition gleichsetzte, so tat dies ebenso der schwäbische Humanist Heinrich Bebel, dem, worauf Dieter Mertens hingewiesen hat, das Verdienst zu kommt, die wichtige Äußerung Walahfrid Strabos über die zwei Namen eines Volkes wiederentdeckt und gewürdigt zu haben<sup>99</sup>.

In diesem bunten Spektrum verdient ein Beleg noch besondere Aufmerksamkeit: Der aus Zürich stammende Ulmer Bettelmönch Felix Fabri verfasste 1488/97 eine *Descriptio Theutoniae, Sueviae et civitatis Ulmensis*<sup>100</sup>. *Alemannia*, so führt er aus, bedeute zum einen das ganze Land, zum anderen nur einen Teil

<sup>92</sup> Zitiert nach Mertens, Landesbewußtsein (wie Anm. 68) S. 120.

<sup>93</sup> Die Chronik Johanns von Winterthur. Hg. von Friedrich Baethgen (MGH. Scriptores rerum Germanicarum Nova Series 3). Berlin 1955. Namenregister S. 283 s. v. *Alamannia*, *Alemannia*, S. 303 s. v. *Suevia*.

<sup>94</sup> Klaus Grubmüller: Art. „Vocabularius Ex quo“. In: VL (wie Anm. 62) Sp. 469-473.

<sup>95</sup> „Vocabularius Ex quo“. Hg. von Bernhard Schell gemeinsam mit Klaus Grubmüller. Bd. 3 (Texte und Textgeschichte 23). Tübingen 1988. S. 1140f.; Bd. 5 (Texte und Textgeschichte 26). Tübingen 1989. S. 2637f. und S. 2724.

<sup>96</sup> Mertens: Landesbewußtsein (wie Anm. 68) S. 125.

<sup>97</sup> Klaus Graf: Aspekte zum Regionalismus in Schwaben und am Oberrhein im Spätmittelalter. In: Kurt Andermann (Hg.): Historiographie am Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Oberrheinische Studien 7). Sigmaringen 1988. S. 165-192. Hier: S. 177.

<sup>98</sup> Mertens, Landesbewußtsein (wie Anm. 68) S. 125.- Zu der vielbehandelten Thematik der Verselbständigung der Schweizer Eidgenossenschaft im linksrheinischen Teil des alten Herzogtums Schwaben sei hier nur auf Helmut Maurer: Schweizer und Schwaben. Ihre Begegnung und ihr Auseinanderleben am Bodensee im Spätmittelalter (Konstanzer Universitätsreden 136). Konstanz 1991 verwiesen.

<sup>99</sup> Mertens, Landesbewußtsein (wie Anm. 68) S. 126.

<sup>100</sup> Ebda., S. 123-125. Von diesem Werk ist nur der zweite, die Stadt Ulm betreffende Teil im Druck erschienen, zuletzt: Felix Fabri O. P. Tractatus de civitate Ulmensi. Traktat über die Stadt Ulm. Hg., übersetzt und kommentiert von Folker Reichert (Bibliotheca Suevica 35). Konstanz 2012.- Vgl. Jakob Klingner: Über-

dasselben; so meine *Alemannia* den Schwarzwald und Breisgau. Dies erscheint als ein interessanter Vorläufer zu dem alemannischen Selbstverständnis, wie es gerade in diesem Raum seit dem 19. Jahrhundert zu beobachten ist; Franz Ludwig Baumann sprach damals von den „Rheinalemannen“ westlich der Wasserscheide des Schwarzwalds, die ihr „Schwabenthum“ vergessen hätten<sup>101</sup>.

Für diese „rheinalemannische“ oder anders gesagt: oberrheinische Sichtweise seien ein paar Beispiele aus der betreffenden Region angeführt, in Fortsetzung des zähringerzeitlichen Belegs zu Kloster Gengenbach von 1139<sup>102</sup>: 1280 schlossen der elsässische Landgraf Johann von Wörth und Graf Egen I. von Freiburg ein Bündnis gegen König Rudolf I.<sup>103</sup>. Dabei ging es um Besitzungen des Grafen im Breisgau, in der Ortenau und in Schwaben. Im Bundbrief von 1340 vereinbarten die Städte Freiburg, Rottweil und Villingen, dass die Freiburger die Rottweiler und Villinger und deren Leute im Breisgau, die Rottweiler und Villinger wiederum die Freiburger und die ihrigen in Schwaben schützen sollen<sup>104</sup>. 1379 verpflichteten sich die Städte Freiburg und Villingen zum Unterhalt der neuen Straße *von Swaben gen Brischow*, genauer von Villingen durch das Urach- und Wagensteigtal nach Freiburg; dies sollte *um des Nutzens und der Notdurft der Lande Swaben und Brischow* geschehen<sup>105</sup>.

Auch auf überregionaler Ebene lässt sich eine solche Sichtweise greifen: Die Habsburger differenzierten ihre Oberen Lande mit Schwaben, Elsass, Breisgau oder mit Elsass, Sundgau, Breisgau, auf dem Schwarzwald, zu Burgau, im Hegau und zu Schwaben, sprachen andererseits aber auch zusammengefasst nur von Schwaben und Elsass<sup>106</sup>. Hier wird ein zweifacher Wortgebrauch von Schwaben greifbar: das eine Mal bezogen auf, um mit Otto von Freising zu sprechen, die „ganze Provinz“, das andere Mal auf die schwäbischen Lande in staufischer Tradition.

Um 1500 bietet sich also ein facettenreiches Bild von Schwaben als Land und Leuten, wie es Klaus Graf an den verschiedenen Gruppen und Sprecherebenen von Königtum, Fürsten, Adel, Städten oder Humanisten für das späte Mittelalter herausgearbeitet und Klaus Schreiner für die Folgezeit skizziert haben<sup>107</sup>. So gab es in administrativer Hinsicht den „Zirkelschlag“ des von Kaiser Maximilian geschaffenen Schwäbischen Reichskreises<sup>108</sup>. Dieser umfasste indes auch Territorien und Räume, deren Bewohner sich nicht als Schwaben verstanden, etwa die badischen Markgrafschaften. Der aus Ravensburg stammende Ladislaus Sunthaym, Hofhistoriograph Maximilians, brachte es damals auf den Punkt: [...]

---

lieferung und Edition der Werke Felix Fabris. In: Folker Reichert/Alexander Rosenstock (Hg.): Die Welt des Frater Felix Fabri. Weissenhorn 2018. S. 263-272. Hier: S. 264f.

<sup>101</sup> Baumann (wie Anm. 13) S. 557 (S. 255).

<sup>102</sup> Vgl. oben S. 23. Zu den folgenden Belegen auch Baumann (wie Anm. 13) S. 556f. (S. 255).

<sup>103</sup> Freiburger Urkundenbuch. Bd. 1. Bearb. von Friedrich Hefele. Freiburg im Breisgau 1940. Nr. 328, S. 300-301.

<sup>104</sup> Urkundenbuch der Stadt Freiburg i. Br. Bd. 1, 2. Hg. von Heinrich Schreiber. Freiburg i. Br. 1828. Nr. 179, S. 348.

<sup>105</sup> Fürstenbergisches Urkundenbuch. Bd. 6. Tübingen 1889. Nr. 78/1, S. 135.

<sup>106</sup> Baumann (wie Anm. 13) S. 559f. Die zitierte Passage fehlt in ursprünglicher Fassung.

<sup>107</sup> Klaus Graf: Das „Land“ Schwaben im späten Mittelalter. In: Peter Moraw (Hg.): Regionale Identität und soziale Gruppen (ZHF.B 14). Berlin 1992. S. 127-164.- Schreiner (wie Anm. 7) S. 23-31.

<sup>108</sup> Holtz (wie Anm. 2) S. 223.- Matthias Ohm: Der Schwäbische Reichskreis. Münz- und Militärwesen im deutschen Südwesten. In: Die Schwaben (wie Anm. 2). S. 233-241.

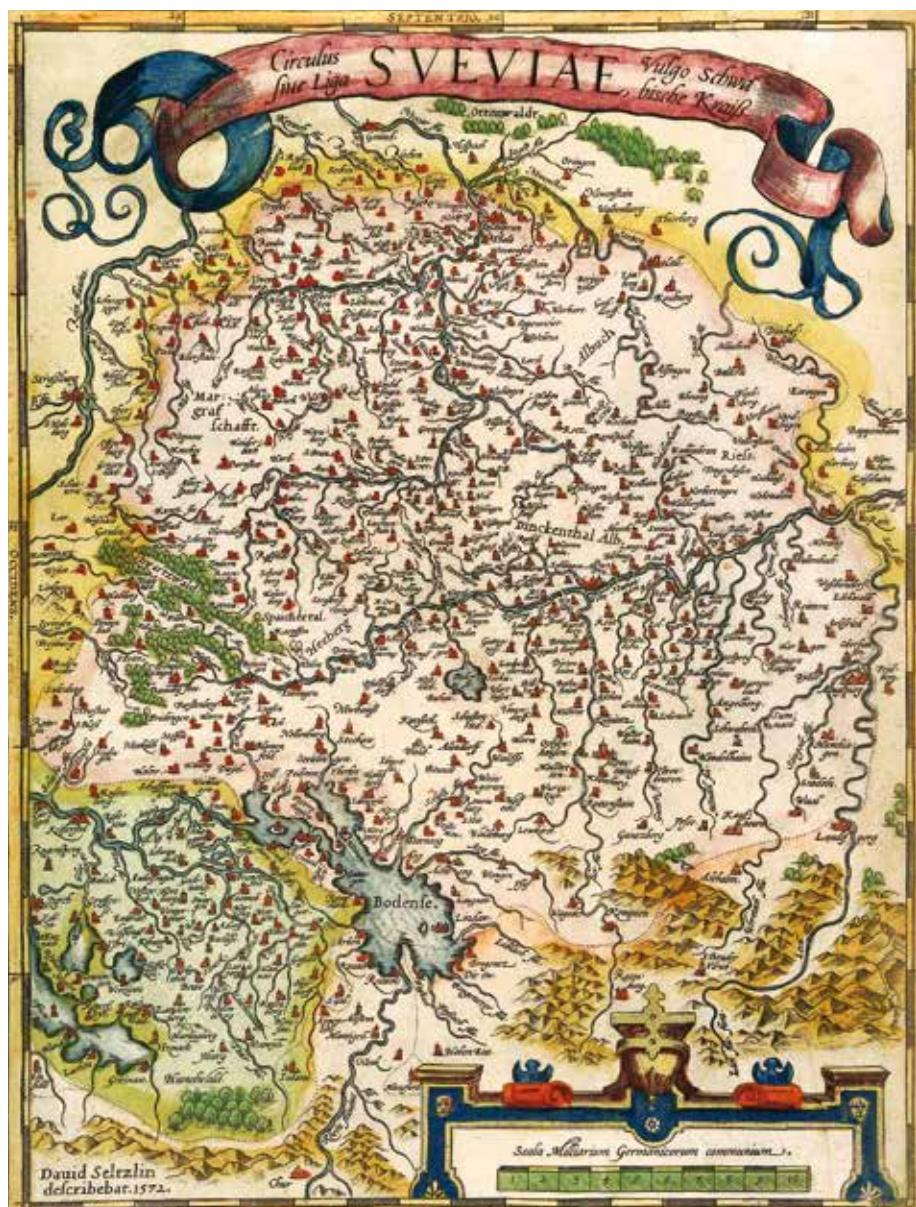


Abb. 6 - Karte des Schwäbischen Reichskreises von David Seltzlin. Antwerpen 1572 (HStA Stuttgart, N 100 Nr. 232).

die Preykawer, Swatzwelder, Mortenawer und Thurgawer sind alle Swaben und wollen doch nit Swaben sein<sup>109</sup>. Drei Jahrhunderte später erhielt, um den Bogen zum Eingang dieses Beitrags zu schlagen, diese Einstellung der „Rheinalemanen“ neue Nahrung (Abb. 6).

<sup>109</sup> Zitiert nach Mertens, Landesbewußtsein (wie Anm. 68) S. 99.

Schwaben und Alemannen. Zu den Anfängen und frühen Zeugnissen eines Volkes: Seine merkwürdige Zweiheitlichkeit bot Anlass, deren Genese, frühmittelalterliche Deutung und weitere Entwicklung näher in den Blick zu nehmen. Die vermutlich im 5./6. Jahrhundert mit den *Suebi* zu einem Volk verschmolzenen *Alamanni* traten nach ihrer Niederlage gegen die Franken unter dem Merowingerkönig Chlodwig um 500 unter deren Oberhoheit ins allerdings zunächst nur schwache Licht der Überlieferung. Immerhin wurde dann aus Zeugnissen des 8. und 9. Jahrhunderts, insbesondere der Namensreflexion des Reichenauer Gelehrten Walahfrid Strabo, deutlich, dass Schwaben die Selbstbezeichnung und Alemannen die Fremdbezeichnung dieses Volkes war. Die Umbenennung seines Landes von Suevia in *Alemannia* um die Mitte des 8. Jahrhunderts hing offenbar mit der erneuten Unterwerfung des Volkes unter die Franken, diesmal unter die Karolinger, zusammen und wurde maßgeblich für die offiziell-politische Sprache der Zeit.

Vor diesem Hintergrund war interessant zu beobachten, dass in nachkarolingischer Zeit, also im 10. und 11. Jahrhundert, genau auf der Ebene dieser politischen Sprache, ablesbar am Titel des Herzogs und am Namen des Herzogtums Schwaben, die Eigenbezeichnung des Volkes dominant wurde, gewiss als Ausdruck seines gesteigerten Selbstgefühls. Die Doppelbesetzung des Herzogtums Schwaben im späten 11. Jahrhundert hatte zur Folge, dass im 12. Jahrhundert die Staufer den *ducatus Sueviae* und die Zähringer westliche Teile der alten *Alemannia* innehatten, die nun nicht mehr mit dem mittlerweile staufisch besetzten Namen Schwaben bezeichnet wurden. Für den zähringischen Herrschaftsraum, der 1218 ohnehin aufgelöst wurde, bürgerte sich keine umfassende Bezeichnung ein, von dem einmaligen Beleg für *ducatus Zaringiae* abgesehen<sup>110</sup>.

Im 12. Jahrhundert bekam Alemannia zusätzlich die Bedeutung von Deutschland, wie sie bereits früher als Fremdbezeichnung bei den romanischen Völkern üblich war, doch setzte sich dies neben den eingebürgerten Bezeichnungen Germania und Theutonia für Deutschland auf Dauer nicht durch. Suevia/Schwaben wurde der maßgebliche Name für Land und Leute auf dem Boden des alten Herzogtums, abgesehen von dem Gebiet südlich des Rheins, das den Namen Helvetia bzw. Schweiz annahm. Auch im früheren zähringischen Herrschaftsgebiet innerhalb der alten Alemannia, die als Landesname im gelehrten Schrifttum des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit weiter gebräuchlich war, bezeichneten die „Rheinalemannen“ ihr Land nach kleinräumigen Einheiten wie Breisgau, Ortenau oder Schwarzwald, bevor sie seit dem 19. Jahrhundert die Bezeichnungen Alemannen und Alemannisch für sich beanspruchten, gegenüber den württembergischen Schwaben, obwohl es sich, historisch betrachtet, um zwei Seiten einer Medaille handelt.

---

<sup>110</sup> Vgl. Zotz (wie Anm. 6) S. 160.

# Unsicheres Leben

## Vom Umgang unserer Vorfahren mit Krankheit, Pest und Tod

---

*Edwin Ernst Weber*

Ein durch Krankheiten, Unwetter, Missernten, Hungersnöte und Kriege vielfach bedrohtes, weithin unsicheres Leben gehörte für unsere Vorfahren bis vor wenigen Generationen zur beständigen und alltäglichen Erfahrung. Gegen ernsthafte Erkrankungen oder schwere Verletzungen bei Unglücken gab es kaum wirksame Heilbehandlungen. Noch in der Frühen Neuzeit überlebte jede dritte bis vierte Frau das Kindbett nicht<sup>1</sup>, Säuglinge erreichten nur etwa zur Hälfte das 20. Lebensjahr, die Zahl der sogenannten *Kindsleichen* war in den Dörfern und Städten regelmäßig höher als die Anzahl der jährlichen Erwachsenen-Bestattungen. So standen in Sigmaringendorf 1803 35 Geburten 31 Todesfälle gegenüber, von denen wiederum 19 auf Neugeborene und Kinder unter einem Jahr entfielen. In Bingen waren vom 1. Oktober 1803 bis zum 1. Oktober 1804 35 Geburten und 27 Sterbefälle zu verzeichnen, unter denen sich wiederum zehn Säuglinge unter einem Jahr sowie drei Totgeburten befanden. In den jungen Gesellschaften der vorindustriellen Zeit lagen um 1800 in den Dörfern nicht nur an der Oberen Donau die Anteile der unter 18-jährigen bei knapp 40 Prozent und der „Alten“ über 40 zwischen 25 und 33 Prozent. Betagte Menschen über 70 Jahren waren eine Seltenheit<sup>2</sup>.

Gänzlich hilflos ausgeliefert waren die Menschen bis ins 18. Jahrhundert und in abklingendem Maße auch noch im 19. und frühen 20. Jahrhundert gegenüber hochansteckenden Seuchen, ob es sich um die Cholera, Typhus, die Ruhr oder auch die Spanische Grippe am Ende und nach dem Ersten Weltkrieg handelte. Die schrecklichste Seuche, die bei ihrem Auftauchen vielfach panikartige Reaktionen auslöste, war zweifellos die Pest. Von der Antike bis ins 18. Jahrhundert tauchte sie immer wieder in Europa auf mit vielfach verheerenden

---

<sup>1</sup> Melanie Schranz: Zwischen Freud<sup>c</sup> und Leid. Leben und Sterben in der Frühen Neuzeit auf der Schwäbischen Alb. Diss. rer. nat. Universität Mainz 2014. S. 378–384.

<sup>2</sup> Edwin Ernst Weber: Zwischen Natur, Herrschaft und Genossenschaft. Die Landwirtschaft an der Oberen Donau in der frühen Neuzeit. In: UO 58 (2013) S. 186–227. Hier: S. 202.- Allgemein zum Thema Paul Münch: Lebensformen in der Frühen Neuzeit. 1500 bis 1800. Berlin 1998. S. 46f.- Richard van Dülmen: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Bd. 1. Das Haus und seine Menschen 16.–18. Jahrhundert. München 1990. S. 207f.

Auswirkungen und schwersten Erschütterungen des sozialen und gesellschaftlichen Lebens und Zusammenhalts. Die Beulenpest verläuft in rund 80 Prozent der Fälle tödlich. Kennzeichen sind Pestbeulen an den Leisten und in den Achselhöhlen. Die Kranken werden von heftigem Durst geplagt und von Krämpfen geschüttelt, bevor nach etwa vier bis sieben Tagen der Tod eintritt. Die durch Tröpfcheninfektion übertragene Lungenpest führt noch rascher und mit beinahe 100-prozentiger Wahrscheinlichkeit zum Tod<sup>3</sup>.

Die Menschen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit standen der schrecklichen Seuche und ihrer unkontrollierbaren Ausbreitung weitgehend hilflos gegenüber. Verbreitet war der Glaube einer Ansteckung durch verdorbene Luft und aufsteigende faule Ausdünstungen, sogenannte *Miasmen*. Erst 1894 entdeckte die wissenschaftliche Forschung den Pestbazillus und wenig später dessen Übertragungsweg durch Rattenflöhe bzw. auch von Mensch zu Mensch. Nach einer letzten Epidemie in Deutschland zwischen 1708 und 1714 war diese schrecklichste aller Seuchen gleichwohl bereits im 18. Jahrhundert weitgehend aus Europa verschwunden. Die Forschung führt dies auf zwei mutmaßliche Ursachen zurück: Zum einen die Veränderung in der Rattenpopulation mit einem Rückgang der schwarzen Hausratten und dem Aufkommen der unter der Erde lebenden braunen Wanderratten. Und zum anderen auf die zunehmende „Versteinerung“ der Siedlungen mit der Errichtung fester Häuser aus Stein, wodurch die Ratten aus dem menschlichen Wohnbereich verdrängt wurden<sup>4</sup>.

### Der Schwarze Tod 1348/49 in Oberschwaben

Am Anfang der furchtbaren Pestepidemien vom 14. bis ins 17. Jahrhundert steht der *Schwarze Tod* von 1348-52, der als die einschneidendste demografische Katastrophe in der europäischen Geschichte gilt und nach allerdings durchaus unsicheren Schätzungen rund ein Drittel der damaligen Bevölkerung dahinraffte. Neuere Forschungen belegen allerdings, dass die aus Zentralasien über die Krim und die Mittelmeerhäfen eingeschleppte Beulenpest die verschiedenen Länder und Regionen Europas durchaus unterschiedlich heimgesucht hat. Im Bodenseeraum und in Oberschwaben, wohin die Seuche von Italien über den St. Gotthardpass und von Südfrankreich über das Rhonetal und die Schweiz gelangte, gibt es die ersten Nachweise Ende 1349 in Konstanz und Lindau, von wo aus sich die Epidemie über die Handelswege nach Leutkirch und Memmingen sowie nach Isny und Kempten ausbreitete. Im Allgäu finden sich Pfarreien, wo anschließend ein Drittel der Häuser leer standen, neben solchen mit nahezu keinen Verlusten. Für das Gebiet der späteren Hohenzollerischen Lande gibt es keine direkten archivalischen oder chronikalischen Belege für den Schwarzen Tod um 1350, sondern lediglich indirekte und durchaus unsichere Anhaltspunkte wie zahlreiche Wüstungen sowohl in der Grafschaft Zollern wie auch im Sigmaringer

---

<sup>3</sup> Münch (wie Anm. 2) S. 392f.- Grundlegend zur Seuchengeschichte Stefan Winkle: Geißeln der Menschheit. Kulturgeschichte der Seuchen. Düsseldorf 1997.- Heiner Fangerau/Alfons Labisch: Pest und Corona. Pandemien in Geschichte und Gegenwart. Freiburg i. B. 2020.- Volker Reinhardt: Die Macht der Seuche. Wie die Große Pest die Welt veränderte 1347-1353. München 2021.

<sup>4</sup> Ebda., S. 392f.

Raum und einen chronikalischen Hinweis auf die Verbrennung der Haigerlocher Juden am 13. Dezember 1349<sup>5</sup>.

Auch im Bodenseeraum und Oberschwaben geht der *Schwarze Tod* einher mit der Vorstellung von der Seuche als Strafe Gottes für die menschliche Sündhaftigkeit sowie der Suche nach Sündenböcken, die allenthalben in den kleinen jüdischen Gemeinden in den Städten ausgemacht und in schrecklichen Pogromen weitgehend vernichtet werden. In Konstanz reichen dabei Monate vor dem Einzug der Seuche das bloße Gerücht von dem drohenden Unheil und die nackte Angst der Menschen vor Krankheit und Tod aus, um die Juden der Brunnenvergiftung zu bezichtigen und die jüdische Gemeinde mit rund 70 Familien und 350 Personen in zwei blutigen Verfolgungen am 3. März und 10. September 1349 mit Feuer auszulöschen. Vergleichbare Pogrome finden 1349 auch in anderen Städten Oberschwabens statt. Zwischen den beiden Pogromen treten in Konstanz im Juni und Juli 1349 die sogenannten Geißler auf, die in öffentlichen Bußzügen Gott um die Errettung vor der heraufziehenden Katastrophe anflehen<sup>6</sup>. Diese erreicht die Bischofsstadt am Bodensee dann gleichwohl eine halbes Jahr später.

Wie erbarmungslos der Schwarze Tod seit 1348 die europäischen Gesellschaften heimsuchte und hier vielfach die sozialen und sogar familiären Bindungen auflöste, schildert beklemmend realistisch und detailreich für das vom März bis Juli 1348 von der Seuche erfasste Florenz Giovanni di Boccaccio in der Einleitung seines „Decamerone“, einem frühen Werk der Weltliteratur. Die Erkrankten werden aus Angst vor Ansteckung und um das eigene Leben vielfach von ihren Nachbarn, Freunden und sogar den nächsten Verwandten verlassen und sterben nicht selten qualvoll, allein und verlassen. Von in den Häusern verwesenden Leichen ist ebenso die Rede wie von Massengräbern, in denen die Toten regelrecht verscharrt werden. Viele stolze Paläste und prächtige Häuser seien nach dem Abklingen der Seuche leer gestanden, viele alteingesessene Geschlechter ausgestorben. Boccaccio deutet allerdings auch an, dass die Wohlhabenden – im Unterschied zu den Armen – die Chance zur Flucht aus der verseuchten Stadt nutzen<sup>7</sup>.

### Pestschilderungen bei Abraham a Sancta Clara und in der Inzigkofer Klosterchronik

Eine andere berühmte Pestschilderung geht auf den 1644 in Kreenheinstetten auf dem südlichen Heuberg geborenen Augustinereremiten, Barockprediger und geistlichen Schriftsteller Pater Abraham a Sancta Clara und seine Schrift „Mercks Wien“ zur Seuchenkatastrophe in der habsburgischen Haupt- und Residenzstadt von 1679 mit angeblich 70.000 Toten zurück. Allerdings geht es diesem Autor nicht um eine realitätsnahe Beschreibung der verheerenden Auswirkungen des

---

<sup>5</sup> Konrad H. Müller: Das große Sterben in Hohenzollern. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 43 (2007) S. 1-72. Hier: S. 1 und S. 12.- Casimir Bumiller: Studien zur Sozialgeschichte der Grafschaft Zollern im Spätmittelalter. Sigmaringen 1990. S. 182 und S. 190-193.

<sup>6</sup> Wolfgang Scheffknecht: Klima, Pest und Bevölkerungsentwicklung im Bodenseeraum vom 14. bis frühen 7. Jahrhundert. In: Sigrid Hirbodian/Rolf Kießling/Edwin Ernst Weber (Hg.): Herrschaft, Markt und Umwelt. Wirtschaft in Oberschwaben 1300-1600. Stuttgart 2019. S. 53-76. Hier: S. 57f.

<sup>7</sup> Giovanni Boccaccio: Das Decamerone. Mit den Holzschnitten der venezianischen Ausgabe von 1492. Aus dem Italienischen übersetzt, mit Kommentar und Nachwort von Peter Brockmeier. Stuttgart 2012. S. 29-38.

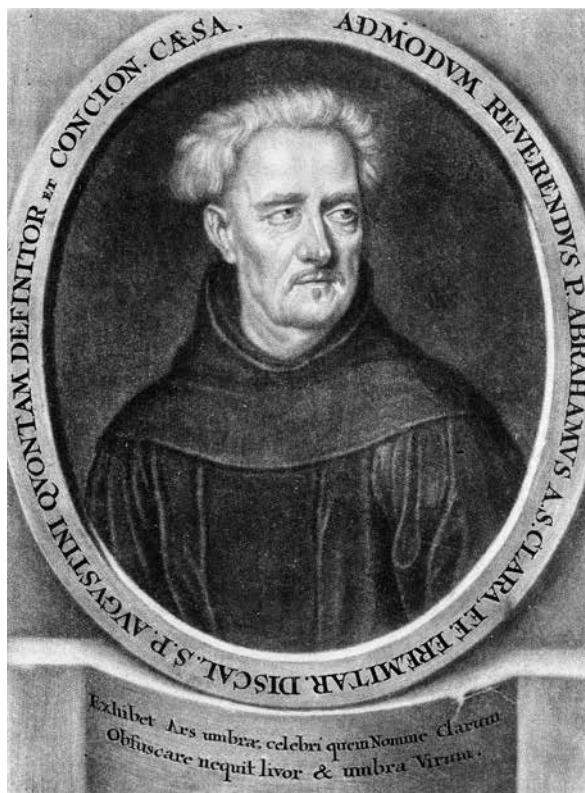


Abb. 1 - Pestautor Abraham  
a Sancta Clara (1644-1709),  
Kupferstich  
(Aus: Geistlicher Kramer-Laden  
voller apostolischer Wahren  
und Wahrheiten. 2. Teil.  
Würzburg 1714).

Pesteinbruchs mit den auf den Gassen liegenden Toten und den durch Leichen blockierten Fuhrwegen, vielmehr dient dem Prediger mit seiner überbordenden barocken Sprachkunst die grausame Seuche in erster Linie als Exempel für ein Memento Mori, für den Verweis auf die Vergänglichkeit und den eitlen Schein des irdischen Daseins und die Mahnung zu Buße und Vorbereitung auf den eigenen Tod. Ohne Sozial- oder gar Elitenkritik verweist auch Abraham a Sancta Clara auf die Flucht zahlreicher Bewohner – mit dem Kaiser und seinem Hof an der Spitze – aus der von Seuche und Tod bedrohten Stadt, als zögen die Leute aus Ägypten in das Gelobte Land, so dass das kurz zuvor noch so belebte und geschäftige Wien in kurzer Zeit nahezu volklos geworden sei<sup>8</sup> (Abb. 1).

Hinweise auf die Pestzüge im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit finden sich vor allem in chronikalischen Quellen, bei denen stellvertretend auf die nahezu lückenlos über 300 Jahre, vom Bauernkrieg von 1525 bis nach der Säkularisation 1813 geführte Chronik des Augustinerchorfrauenstifts Inzigkofen verwiesen sei<sup>9</sup>. Für das Jahr 1519 wird der Tod von acht Schwestern vermeldet, von denen

<sup>8</sup> Mercks Wienn. Das ist: Deß wütenden Todts ein umbständige Beschreibung in der berühmten Kayserlichen Haupt- und Residentz-Stadt in Oesterreich im sechszehenhundert und neun- und sibenzigisten Jahr etc. Zusammengetragen mitten in der beträngten Statt und Zeit von Pr. Fr. Abraham a S(ancta) Clara, Augustiner-Baarfüsser. Salzburg 1684.

<sup>9</sup> Karl Werner Stein (Bearb.): Die Chronik des Augustinerchorfrauenstifts Inzigkofen 1354/1525 - 1813. Hg. von Edwin Ernst Weber. 2 Bde. (Documenta suevica 18). Konstanz 2009.

sechs innerhalb von nur elf Wochen, darunter fünf an der Pestilenz verstorben seien. Unter den Verstorbenen befinden sich auch Emerentia Truchsessin von Waldburg, die Schwester des „Bauernjörg“, sowie die frühere Pröpstin Magdalena Weinschenk. Zwei an der Pest erkrankte Schwestern, die bereits mit den Sterbesakramenten versehen worden waren, sind der Klosterchronik zufolge dem drohenden Tod durch Arznei und Aderlass doch noch entronnen. Ausdrücklich wird die gute medizinische Betreuung durch den Ravensburger Doktor Ülin gewürdigt, dem und dessen Nachkommen der Konvent dankbar sein will<sup>10</sup>. Von einem großen Sterben berichtet die Klosterchronik aus Sipplingen am Bodensee, wo die Inzigkofer Augustinerinnen Rebgüter besitzen. Die Seuche habe dort im Herbst 1519 und auch schon davor derart gewütet, dass an manchen Tagen über 30 Personen gestorben seien. Von den Inzigkofer Rebleuten wurden ein Knecht und zwei Knaben vor Ort und ein weiterer Knecht nach der Rückkehr ins Kloster dahingerafft, während ein anderer Knecht wieder gesundete. Die aus Sipplingen von der Weinlese nach Inzigkofen zurückkehrenden Schwestern ließ man aus Angst vor der Ansteckung zunächst nicht ins Kloster ein, vielmehr mussten sie drei Tage lang gewissermaßen in Quarantäne in einem abgetrennten Klostergebäude, dem Haus des verstorbenen Geistlichen und Wohltäters Michael von Reischach (*Herrn Michels seelig Hauß*), ausharren. Schwester Catharina sei dann an der Seuche erkrankt und in die untere Krankenstube des Klosters aufgenommen worden. Als Lehre aus dieser *Noth und Schreckhen* hält die Klosterchronik fest, dass künftig nie mehr Schwestern in die Weinlese geschickt werden sollen, wenn in den Reborten eine Sucht oder Sterben grassiere. Der beiden im besten Alter von nicht einmal 30 Jahren an der Pest verstorbenen treuen Klosterknechte Antoni und Jörgen will man dauerhaft gedenken<sup>11</sup> (Abb. 2).

Erwähnung findet in der Inzigkofer Klosterchronik auch der Pesteinbruch von 1611, der in der Nachbarschaft neben zahlreichen anderen Städten und Dörfern auch Pfullendorf und insbesondere Saulgau heimsuchte<sup>12</sup>. Für 1611 vermeldet die Chronik *in den ganzen Teitschland eine allgemeine und sehr vergüftete Pest*, die unzählig viele Menschenleben gefordert habe. Während die Seuche auch im Dorf Inzigkofen grasierte, wurde die Stiftsgemeinschaft davon verschont, was die Schwestern der großen Gnade Gottes zurechnen<sup>13</sup>.

Rund drei Dutzend Pestzüge kann die Forschung allein für den Bodenseeraum und Oberschwaben zwischen 1348/49 und dem Dreißigjährigen Krieg belegen<sup>14</sup>. Auch für Hohenzollern finden sich für das 16. und 17. Jahrhundert eindeutige Quellenbelege zu verschiedenen Einbrüchen der Pest<sup>15</sup>. Die Seuche tritt zyklisch auf und folgt grob einem etwa zehnjährigen Rhythmus. Eine hohe Sterblichkeit bis zu einem Drittel und der Hälfte der Bevölkerung findet sich jeweils in jenen Orten, wo der letzte Pestausbruch mehr als ein Jahrzehnt zurücklag, während Städte und Dörfer mit einem jüngeren Seuchengeschehen aufgrund

<sup>10</sup> Ebda., Bd. 1. S. 189.

<sup>11</sup> Ebda., Bd. 1. S. 189f.

<sup>12</sup> Scheffknecht (wie Anm. 6) S. 63, führt für 1609 bis 1612 einen Pesteinbruch für Donaueschingen, Aach im Hegau, Engen, Überlingen, Pfullendorf, Meersburg, Konstanz, Ravensburg, Altdorf (Weingarten), Wangen im Allgäu, Buchhorn (Friedrichshafen), Stockach, Radolfzell, Saulgau, Lindau und Sipplingen auf.

<sup>13</sup> Steim (wie Anm. 9) Bd. 1. S. 276.

<sup>14</sup> Scheffknecht (wie Anm. 6) S. 62.

<sup>15</sup> Müller (wie Anm. 5) S. 72.



Abb. 2 - Pestopfer Magdalena Weinschenk, Chorfrau und ehemalige Pröpstin des Augustinerchorfrauenstifts Inzigkofen, kniend mit „redendem“ Familienwappen zu Füßen der sitzenden Hl. Monika mit ihrer Tochter Perpetua und der Märtyrerin Basilika, Tafel des Inzigkofener Altars der Brüder Hans und Jakob Strüb von Veringenstadt, Anfang 16. Jahrhundert (Sammlung Würth Schwäbisch Hall).

der sechs bis zwölf Jahre anhaltenden Immunisierung weitgehend geschützt waren. Wie Erhebungen in St. Gallen zeigen konnten, ist das Risiko, an der Pest zu versterben, für arme Leute sehr viel höher als für Wohlhabende, denen es leichter möglich war, den Wohnort bei Ausbruch der Seuche zu verlassen<sup>16</sup>.

Auffallend ist, dass die vom 14. bis ins 17. Jahrhundert schwer von der Pest heimgesuchten Gemeinden ihre Bevölkerungsverluste jeweils rasch wieder ausgleichen können. Auf die Katastrophe folgt ein starker Anstieg der Eheschließungen, ein zeitweiliges Aufweichen der sozialen Eheschranken, ein deutlicher Anstieg der Geburtenrate und vielfach auch ein Zuzug von außerhalb<sup>17</sup>. Zumal für die Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Krieg lässt sich in die durch Seuchen, Hunger, Flucht und zu einem geringeren Teil auch direkte Kriegseinwirkungen entvölkerten Gebiete in Südwestdeutschland eine beträchtliche Zuwanderung insbesondere auch aus den vom Krieg kaum beeinträchtigten und an Überbevölkerung leidenden österreichischen und schweizerischen Alpenländern beobachten<sup>18</sup>. Eingebettet sind die drei Pest-Jahrhunderte in Europa in ein umfassendes „Krisen- und Katastrophenpanorama“ mit Wetterextremen, seit dem 16. Jahrhundert einer Klimaverschlechterung mit der beginnenden „Kleinen Eiszeit“, Ernteausfällen, Teuerungen, Hungersnöten, Bränden und Kriegen. Für das 16. und 17. Jahrhundert lassen die archivalischen Quellen einen evidenzten Zusammenhang erkennen zwischen Pestepidemien und vorausgegangenen Wetterextremen mit Hochwasser, Stürmen, nassen und kalten Sommern oder auch feuchten und milden Wintern, die wiederum eine Zunahme der Rattenflöhe als Überträgern der Pest begünstigten<sup>19</sup>.

### Seuchen-Quarantäne in der Geschichte

Bereits seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert begegnet die Quarantäne als behördlich angeordnete befristete Isolierung von Infizierten oder auch als bloße Vorsichtsmaßnahme. Der Begriff leitet sich von „quaranta giorni“, d.h. vierzig Tagen ab, die seuchenverdächtige Schiffsbesetzungen an Bord, auf einer Insel oder in einem anderen abgeschotteten Isolierbereich verweilen mussten, bis sie an Land und in die Häfen durften<sup>20</sup>.

Darüber hinaus verhängten die Obrigkeiten während der Pestepidemien des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit rigorose Quarantänemaßnahmen mit der Sperrung ganzer Straßenzüge und Stadtteile und der Kontrolle und Einschränkung des Reise- und Handelsverkehrs. In größeren Städten wurden die Infizierten in Pesthäusern und Spitäler abgesondert und isoliert, wo sie, wenn sie Glück hatten, von mutigen Samaritern und Priestern karitativ und seelsorgerlich in ihren zumeist in den Tod führenden letzten Tagen betreut wurden. Nicht

<sup>16</sup> Scheffknecht (wie Anm. 6) S. 63–65.

<sup>17</sup> Ebda., S. 66.

<sup>18</sup> Als Fallbeispiele für den Oberen Neckar und die Obere Donau vgl. Edwin Ernst Weber: Zuwanderung ins Rottweiler Territorium nach 1648. In: Rottweiler Heimatblätter 49 (1988) Nr. 5. – Edwin Ernst Weber: Tirol in Schwaben. Zuwanderung nach dem Dreißigjährigen Krieg am Fallbeispiel der Pfarreien Veringen und Bingen. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 33 (1997) S. 7–20.

<sup>19</sup> Scheffknecht (wie Anm. 6) S. 67–71.

<sup>20</sup> Eugen Haberkern/Joseph Friedrich Wallach: Hilfswörterbuch für Historiker. Mittelalter und Neuzeit. Tübingen 1980. Teil 2. S. 503.

selten bezahlten diese Helfer ihre praktizierte Nächstenliebe mit der eigenen Ansteckung und dem Leben. Das bekannteste Beispiel ist der Jesuit, geistliche Lieddichter und Kritiker des Hexenwahns Friedrich Spee von Langenfeld (1591-1635), der sich während der großen Pestepidemie 1634/35 im Dreißigjährigen Krieg in Trier bei der seelsorgerlichen Betreuung verwundeter und infizierter Soldaten ansteckte und mit nur 44 Jahren verstarb<sup>21</sup>.

Eine Art von Selbstquarantäne praktizierte demgegenüber Graf Gottfried Werner von Zimmern in den Pestzeiten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wie wir aus der Zimmerischen Chronik wissen. Als 1518 ein *gemeines Landsterben* sich in Deutschland ausbreitete und im Herbst dieses Jahres auch auf die zimmerische Residenzstadt Meßkirch ausgriff, wurden viele Leute, Reiche wie Arme, hinweggerafft und weder Junge noch Alte verschont. Der Meßkircher Stadtherr Gottfried Werner von Zimmern wich vor der Seuche, wie die Chronik berichtet, zusammen mit seiner Mutter, seiner Frau und der gemeinsamen Tochter und nicht wenig Gesinde auf die Burg Wildenstein aus und verharrete auf der Bergfestung ein ganzes Jahr lang. Erst als im Folgejahr 1519 das Sterben aufhörte und sich die Luft allenthalben wieder besserte, ist Gottfried Werner mit seiner Haushaltung wieder nach Meßkirch zurückgezogen. Wie die Chronik eingehend und nicht humorfrei schildert, hat er aus Sorge vor Ansteckung während dieser Zeit nur wenige Leute in den Wildenstein ein- und hinausgelassen. Die dienstbaren Geister, die der Herrschaft Verpflegung zur Burg brachten, mussten bei der Übergabe einen Sicherheitsabstand einhalten. Die Anlieferung von Kleidern, Schuhen, Textilien etc. hatte Gottfried Werner generell verboten, so dass die *Frauenzimmer* und Diener daran Mangel litten. Gleichwohl wurden durch diese Vorkehrungen der Chronik zufolge alle Burginsassen von Krankheit und Unfahrlücklich verschont<sup>22</sup> (Abb. 3).

Die Zimmerische Chronik berichtet noch von einer weiteren Pestepidemie (sterbende leuf), die im August und September 1541 mit Gewalt im ganzen Schwabenland, vor allem aber zu Meßkirch, Stockach, im Hegau, am Neckar, im Schwarzwald und an der Donau wütete. *Do gieng es an ain kurz schaiden*, beschreibt der Chronist lapidar die hohen Menschenverluste durch die Seuche. Graf Gottfried Werner von Zimmern wich vor der Epidemie auch jetzt wieder nebst Haushaltung aus seiner Residenzstadt auf den Wildenstein aus und kehrt erst im Herbst des Folgejahres wieder nach Meßkirch zurück. Seine Ehefrau Appollonia von Henneberg ist dieses Mal nicht dabei, hat diese sich doch zeitweilig von ihrem untreuen Ehemann getrennt und verbringt die Seuchenzeit mit ihrer Tochter Anna und ihrem Schwiegersohn, dem Grafen von Hohenzollern, in Hechingen, auf der Burg Hohenzollern sowie in der Reichsstadt Weil der Stadt, wo sie sich mehr als ein halbes Jahr aufhalten<sup>23</sup>.

Die Burg Wildenstein diente Graf Gottfried Werner von Zimmern im Übrigen nicht nur während der Pestepidemien, sondern auch in Kriegs- und Krisenzeiten als Refugium. So zieht er sich auch während des Schmalkaldischen

<sup>21</sup> *Münch* (wie Anm. 2) S. 394.

<sup>22</sup> Hannsmartin Decker-Hauff (Hg.): Die Chronik der Grafen von Zimmern. Handschriften 580 und 581 der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen. Bd. 1. Konstanz/Stuttgart 1964. Bd. 2. Konstanz/Stuttgart 1967. Bd. 3. Sigmaringen 1972. Hier: Bd. 2. S. 254.

<sup>23</sup> Ebda., Bd. 3. S. 215 und 218.

Abb. 3 - Pestflüchtling Graf Gottfried Werner von Zimmern (1484-1554), kniend als Stifter zu Füßen des Hl. Martins, Tafelbild des Meßkircher Altars des Meisters von Meßkirch, um 1535/38 (Staatgalerie Stuttgart).

Krieges 1546/47 und im Bauernkrieg von 1525 jeweils mit Gefolge und Vermögensschätzen über Monate auf den Wildenstein zurück und wartet dort in Sicherheit den Ausgang der Krise ab. Seine Gemahlin Appollonia von Henneberg, der er sich entfremdet hatte, lässt er 1525 allerdings im aufständischen und mit den rebellischen Bauern paktierenden Meßkirch zurück, wo ihr indessen, wie die Chronik vermeldet, *niemands was args zuzufügen begert*. Bliebe zu ergänzen, dass der Wildenstein Gottfried Werner von Zimmern nicht zuletzt auch als Liebesnest diente, wo er im Laufe der Jahre mit unterschiedlichen Konkubinen seine acht illegitimen Kinder zeugte<sup>24</sup>.

Sind die Bevölkerungsverluste insbesondere durch den *Schwarzen Tod* von 1348-1352, aber auch der weiteren Pestzüge bis in das 16. Jahrhundert hinein aufgrund der unzulänglichen Quellenlage schwer zu quantifizieren, so lässt sich mit der Einführung der Matrikelbücher in den Pfarrgemeinden, die im altgläubigen Raum im Zuge der Katholischen Reform erfolgt, die Mortalität zuverlässiger rekonstruieren. Im schweizerischen St. Gallen schwankt der Anteil der Pesttoten bei den Epidemien der Jahre 1575 bis 1635 zwischen 7 und 30 Prozent der Gesamtbevölkerung, die Pfarrei Engen im Hegau büßt in den Pestjahren 1633 bis 1635 40 bis 50 Prozent ihrer Einwohnerschaft ein<sup>25</sup>. In Pfullendorf rafft die Pestepidemie von September bis Dezember 1628 559 Menschen und damit mehr als ein Drittel der Stadtbevölkerung dahin.



<sup>24</sup> Edwin Ernst Weber: Der „Mäzen“ des Meisters von Meßkirch. Graf Gottfried Werner von Zimmern zwischen Reformation, Bauernkrieg und altgläubigem Bekenntnis. In: Elsbeth Wiemann (Hg.): Der Meister von Meßkirch. Katholische Pracht in der Reformationszeit. Publikation zur Großen Landesausstellung der Staatgalerie Stuttgart vom 8. Dez. 2017 bis 2. Dez. 2018. Stuttgart 2017. S. 12-23. Hier: S. 15-17.

<sup>25</sup> Scheffknecht (wie Anm. 6) S. 61 und S. 64.

144 Häuser der kleinen Ackerbürgerstadt stehen hinterher leer, 40 alteingesessene Familien sind für immer verschwunden<sup>26</sup>. In einigen wenigen Dorfparreien des Landkreises Sigmaringen haben sich Kirchenbücher aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges erhalten und erlauben die Rekonstruktion einer Katastrophe von apokalyptischen Ausmaßen: Sind etwa in der Pfarrei Bingen im Mittel der Jahre 1626 bis 1633 statistisch 12,25 Todesfälle zu verzeichnen, so schnellt die Zahl der Beerdigungen durch den Kriegseinbruch 1634 auf 40 und im Hunger- und Seuchenjahr 1635 auf unglaubliche 368 Fälle hoch. Bei 586 Osterkommunikanten 1635 und damit einer Gesamteinwohnerzahl der Pfarrei Bingen von schätzungsweise 750 bis 800 Seelen dürfte rund die Hälfte der Bevölkerung innerhalb von zwei Jahren Krieg, Hunger und Seuche zum Opfer gefallen sein<sup>27</sup>.

### Bewältigungsstrategien: Von Pestheiligen und Sündenböcken

Die Allgegenwart des Todes und das Bewusstsein um die eigene Vergänglichkeit führten im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit zu einer intensiven Auseinandersetzung mit Sterben und Tod in der Glaubens- und Frömmigkeitspraxis wie auch in der Bildenden Kunst, der Literatur und der Musik. Totentänze stellten den Zeitgenossen vor Augen, dass der Tod keinen verschonte und Menschen aus allen Ständen und jeglichen Alters ohne Vorankündigung holte. *Ars moriendi*-Bücher entstanden in großer Zahl und boten, vielfach auch in bildlicher Form, Hilfe und Anleitung für die Vorbereitung auf einen *guten Tod* und eine selige Sterbestunde an. Leichenpredigten erreichten nach dem Dreißigjährigen Krieg ihre höchste Konjunktur, Sensenmänner, Skelette, Totenschädel, Knochen und Gewürm erinnerten auf Bildern, Epitaphen, Grabsteinen und Rosenkränzen beständig an die Vergänglichkeit des Daseins, den eitlen Schein des irdischen Glücks und nicht zuletzt daran, dass man im Leben stets vom Tod umfangen war<sup>28</sup>. In markantem Unterschied zu heutigen Haltungen mit der Wertschätzung des raschen, bewusstlosen Entschlafens ohne Leiden und Schmerzen beteten die Vorfahren in der Barockzeit und bis in das 19. und 20. Jahrhundert hinein um die Bewahrung vor einem *jähren und unversehenen Tod*<sup>29</sup>. Das Sterben vollzieht sich zumeist öffentlich in Anwesenheit der Familie, von Verwandten und Nachbarn und im katholischen Umfeld eingebettet in die kirchlich-sakralen Rituale mit Versegang, letzter Ölung (Krankensalbung), Weihwassersprengen und unaufhörlichen Gebeten<sup>30</sup>. Gleichermaßen ein öffentliches Ereignis sind die Aufbahrung des Verstorbenen im Wohnhaus mit Totenwache, die Beerdigung mit demonstrativer Betonung des ständischen und soziales Rangs des Toten und den Nachbarn als Totenträgern und nicht zuletzt das Totengedenken am 7. und 50. Tag sowie am Jahrtag der Beerdigung mit dem Gebet um die Erlösung der armen Seele aus dem Fegefeuer<sup>31</sup> (Abb. 4, Abb. 5).

<sup>26</sup> Peter Schramm: Kleine Geschichte der Reichsstadt Pfullendorf. Pfullendorf 2013. S. 107.

<sup>27</sup> Weber (wie Anm. 2) S. 198.

<sup>28</sup> Münch (wie Anm. 2) S. 410.

<sup>29</sup> Als Beispiel Johanna Catharina Fugger Gräfin von Kirchberg und Weißenborn: Geistliche Seelen-Waid. Das ist: Schöne, auserlesne, trostreiche Morgens-, Abends-, Meß-, Beicht- und Communion-Gebetter etc. Stift Kempten 1709. S. 23 und S. 247.

<sup>30</sup> Van Dülmen (wie Anm. 2) S. 216.

<sup>31</sup> Ebda., S. 217-227. - Münch (wie Anm. 2) S. 211f.



Abb. 4 - Grabmal der 1523 verstorbenen Amalie von Syrgenstein in der Pfarrkirche Krauchenwies mit Darstellung der halbverwesten und von Gewürm zernagten Verstorbenen (Foto: Reiner Löbe).



Abb. 5 - Grabmal des 1755 mit 71 Jahren verstorbenen langjährigen Kanzleiverwalters der Reichsstadt Pfullendorf Johann Caspar Mader mit Memento Mori-Symbolen, darunter ein auf die menschliche Sterblichkeit und Vergänglichkeit verweisendes liegendes Skelett nebst Kröte und Schlange (Wurm), Kapelle St. Leonhard Pfullendorf (KreisA Sigmaringen, Foto: Reiner Löbe).



Abb. 6 - Votivbild von 1817 aus der Wallfahrtskirche Maria Deutstetten in Veringenstadt mit einem bettlägerigen Kranken zwischen Gnadenbild und Arzneimitteltischchen (KreisA Sigmaringen).

Den hohen Stellenwert des geistlichen Beistands und Trostes angesichts der bescheidenen Möglichkeiten von Medizin und Heilkunde bis weit in das 19. Jahrhundert hinein offenbaren für den katholischen Bereich in besonderem Maße die erhaltenen Votivbilder von Wallfahrtsstätten und anderen Gnadenorten, wo Menschen in Krankheit, bei Unfällen, aber auch Viehseuchen, Brand- und Naturkatastrophen Hilfe und Errettung suchten und bei gutem Ausgang die gefundene Erhörung vielfach in naiven Bildformen dokumentierten<sup>32</sup>. Wenn auf

<sup>32</sup> Exemplarisch Winfried Hecht: Himmlische Hilf. Votivbilder vom oberen Neckar und der oberen Donau. Lindenberg im Allgäu 2012.

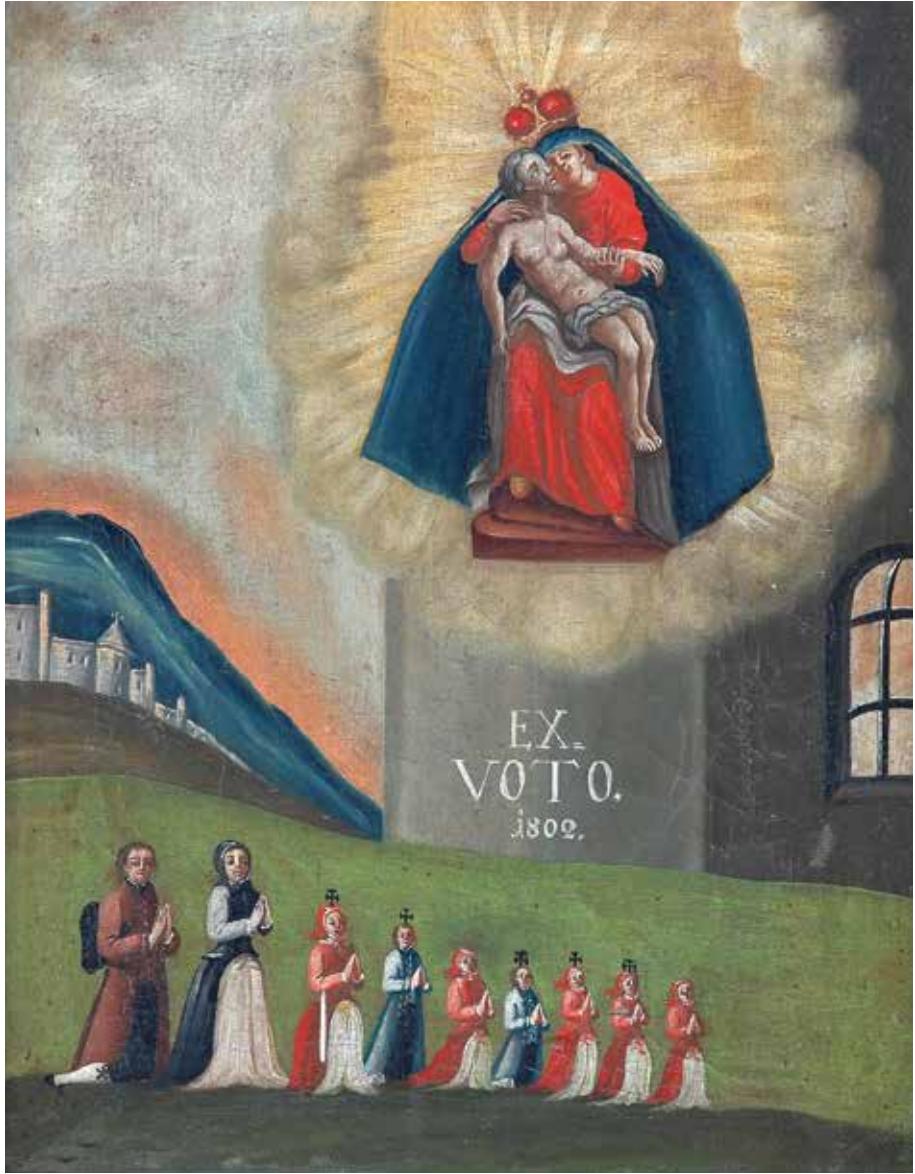


Abb. 7 - Votivbild von 1802 aus der Wallfahrtskirche Maria Deutstetten in Veringenstadt mit Gnadenbild und Stifterfamilie mit fünf verstorbenen und zwei noch lebenden Kindern (KreisA Sigmaringen).

Votivtafeln aus der Wallfahrtskirche Maria Deutstetten in Veringenstadt ein bettlägeriger Kranker 1817 seine ganze Heilungshoffnung auf das Gnadenbild setzt und die auf einem Tischchen drapierte Medizin lediglich als Dekor erscheint oder eine votierende Familie sich 1802 mit fünf verstorbenen und zwei noch lebenden Kindern abbilden lässt, so offenbart dies auch den Stellenwert der transzendenten Erwartungen und zugleich das weithin schutzlose Ausgeliefertsein gegenüber den Heimsuchungen von Krankheit und Schicksalsschlägen<sup>33</sup> (Abb. 6, Abb. 7).

<sup>33</sup> KreisA Sigmaringen, Bilddokumentation der Votivtafeln aus der Wallfahrtskirche Maria Deutstetten in Veringenstadt 17. bis 19. Jahrhundert.

Weltliche wie religiöse Bewältigungsstrategien begegnen schließlich auch bei der Bekämpfung der Pest. Zeitgenössische Pestschriften empfehlen eine Vielzahl von Heilmitteln und Kuren von durchweg begrenzter oder zweifelhafter Wirksamkeit. Konjunktur haben auch Quacksalber und Heiler, die den verängstigten Menschen Wundermittel aller Art gegen die schreckliche Seuche feilboten. Mehr noch als medizinische Herausforderung wird die Pest als Geißel Gottes und als verdiente Strafe für menschliche Sünd- und Boshaftigkeit angesehen. Um denzornigen und strafenden Gott gnädig zu stimmen und um Buße zu leisten, werden Pestkreuze und Pestkapellen errichtet, öffentliche Gottesdienste und Prozessionen abgehalten, Wallfahrten gelobt und unternommen und wird allenthalben zu den Pestheiligen Sebastian und Rochus gebetet<sup>34</sup>.

Auch in Oberschwaben und Hohenzollern begegnen aus den Pestjahrhunderten eine Vielzahl von Kapellen, Altären, Tafelbildern und Skulpturen zu Ehren vor allem des von Pfeilen durchbohrten hl. Märtyrers Sebastian und in geringerer Zahl auch des mit Pestbeulen übersäten hl. Rochus<sup>35</sup>. In Mühlheim an der Donau etwa wird 1583 eine Sebastiansbruderschaft gegründet und nach der Pestepidemie von 1610 im Gefolge eines Gelübdes unterhalb des Unteren Stadttors und des Hinteren Schlosses der Reichsfreiherrn von Enzberg eine schmucke, den Heiligen Sebastian und Fabian dedizierte Kapelle mit mehreren Darstellungen des Pestpatrons und überdies einem Ölgemälde des Hl. Rochus errichtet und 1614 geweiht. Gelobt werden ferner eine allwöchentliche Prozession zur Kapelle und das Lesen einer Messe jeden Freitag, was angeblich bis ins 19. Jahrhundert erfüllt wird<sup>36</sup>. Eine der ikonografisch wohl bemerkenswertesten Darstellungen ist das Saulgauer Pestbild um 1615 mit den Pestheiligen Sebastian und Rochus, die eine Stadtansicht von Saulgau und eine Prozession einrahmen und ihrerseits von einem wimmelnden Heiligenhimmel mit Johannes dem Täufer, der Himmelskönigin Maria und einem in göttlichem Glanz schwebenden Christus mit flatterndem rotem Mantel überwölbt werden. Das 155 cm hohe Bild eines unbekannten Meisters steht für das gläubige Vertrauen der 1611 von einer verheerenden Pestepidemie heimgesuchten Saulgauer Bevölkerung in die himmlische Errettung<sup>37</sup> (Abb. 8).

Mit Krisen und Katastrophen sowohl individuellen wie insbesondere gesellschaftlichen Zuschnitts ist sodann noch die Suche nach Schuldigen und Sündenböcken verbunden. Unübersehbar ist dieser Zusammenhang zwischen dem *Schwarzen Tod* und den Judenpogromen von 1348/49, wobei, wie geschildert, in vielen Fällen die Verfolgung der Juden als vermeintlichen Brunnenvergiftern in vielen Städten dem tatsächlichen Einbruch der Seuche vorausgegangen ist.

<sup>34</sup> Münch (wie Anm. 2) S. 394.

<sup>35</sup> Edmund Bercker: Die Kirchen-, Kapellen- und Altarpatrozinien im Kreis Sigmaringen. Sigmaringen 1967.- Joachim Schäfer: Art. „Sebastian“. In: Ökumenisches Heiligenlexikon, <https://www.heiligenlexikon.de/BiographienS/Sebastian.htm> (Zugriff: 23.05.2020).- Joachim Schäfer: Art. „Rochus von Montpellier“. Ökumenisches Heiligenlexikon, [https://www.heiligenlexikon.de/BiographienR/Rochus\\_von\\_Montpellier.htm](https://www.heiligenlexikon.de/BiographienR/Rochus_von_Montpellier.htm) (Zugriff: 23.05.2020).

<sup>36</sup> Heide Weißhaar-Kiem: Kirchen und Kapellen in Mühlheim an der Donau. St. Ottilien o. D. (um 2000). S. 21f.

<sup>37</sup> J(oachim) H(ämmerle): Anmerkungen zum alten Saulgauer Pestbild. 2012.- Hermann Brendle: Kirche und Pfarrei Saulgau. 1200 Jahre Geschichte. Bad Saulgau 2019. S. 197–206. Während Hämmerle das Pestbild um 1615 datiert und durch Stilvergleich Paolo Piazza zuweist, spricht sich Brendle für eine Entstehung nach dem Dreißigjährigen Krieg aus und bringt einen Maler Distel als Schöpfer ins Gespräch.



Abb. 8 - Saulgauer Pestbild um 1615 mit Pestheiligen Sebastian und Rochus, Johannes dem Täufer, der Himmelkönigin Maria und schwebendem Christus, unten Darstellung der Stadt Saulgau, Öl auf Holz, 155 x 113 cm (Stadtmuseum Bad Saulgau, Foto: Ulrich Studios Riedlingen).

Bei den nachfolgenden Verfolgungen und Ausweisungen der Juden bis zum dauerhaften Ende der großen reichsstädtischen Judengemeinden in Südwestdeutschland in den 1490er Jahren sind nur noch vereinzelt konkrete Bezüglichkeiten wie etwa die konstruierte Ritualmordbeschuldigung in Ravensburg 1429/30 ursächlich<sup>38</sup> und der gesellschaftliche Krisenhintergrund des 15. Jahrhunderts eher unspezifisch.

<sup>38</sup> Stefan Lang: Kredit, Handel und Gericht. Rahmenbedingungen jüdischen Wirtschafts- und Soziallebens in Oberschwaben (1300-1600). In: Wirtschaft in Oberschwaben 1300-1600 (wie Anm. 6) S. 227-242. Hier: S. 228-231.

Gleiches gilt für die schlimmsten Ausbrüche des abendländischen Hexenwahns zwischen 1560 und 1630, die zwar mit den verheerenden Pestepidemien u. a. in Oberschwaben 1517-1519, 1541/42, 1564-1567, 1574/75, 1585-1588, 1593-1596, 1609-1612, 1628/29 und 1634-1636 zeitlich zusammenfallen<sup>39</sup>, aber keinen unmittelbaren kausalen Zusammenhang erkennen lassen. Die sowohl bei den Eliten wie auch dem einfachen Volk verbreitete Neigung, individuelle Schicksalsschläge wie Krankheiten und Todesfälle bei Mensch und Vieh wie auch Unwetter und Ernteausfälle auf übernatürliche Ursachen zurückzuführen und vermeintlich „Schuldige“ in der Nachbarschaft in Dorf oder Stadt zu denunzieren, sind auch Ausdruck einer gesellschaftlichen Not- und Krisensituation und der damit einhergehenden Existenzangst weiter Teile der Bevölkerung. Hintergrund ist eine globale klimatische Abkühlung, die sog. „Kleine Eiszeit“, mit der in traditionellen Agrargesellschaften verbreitet zu beobachtenden Abfolge von Unwetter, Missernte, Preissteigerung, Unterernährung, Seucheneinbruch und rascher Anstieg der Mortalität. Dieses durch den Dreißigjährigen Krieg zusätzlich gesteigerte Katastrophenszenarium war nach den Befunden der jüngeren Forschung für die steigende Akzeptanz der Hexereivorstellung in der Bevölkerung von zentraler Bedeutung<sup>40</sup>. Exemplarisch lässt sich die zeitliche Koinzidenz beider Phänomene für die Reichsstadt Pfullendorf, die Pesteinbrüche 1585-1588, 1609-1612 und besonders verheerend 1628/29 erleidet und Hexenprozesse zwischen 1598 und 1635 mit der Anklage und Folterung von 40 der Hexerei Beschuldigten und der Enthauptung von zwölf Frauen und drei Männern durch den Henker erlebt<sup>41</sup>, und für das schwäbisch-österreichische Städtchen Saulgau ermitteln, wo der katastrophale Pesteinbruch von 1611 der Verfolgungswelle von 1615 bis 1626 mit mindestens sechs Anklagen und vier Hinrichtungen von Frauen vorausgeht<sup>42</sup>.

Die Bewältigungsstrategien unserer Vorfahren im Umgang mit dem stets unsicheren und von Krankheit und Tod bedrohten Dasein und insbesondere dem Einbruch von Katastrophen und Seuchen sind mithin durchaus vielfältig und reichen von Fatalismus über religiöse Rückversicherung und sozialen Zusammenhalt bis zur Suche und der Verfolgung von vermeintlich Schuldigen<sup>43</sup>.

<sup>39</sup> Scheffknecht (wie Anm. 6) S. 62f.

<sup>40</sup> Wolfgang Behringer: Geschichte der Hexenforschung. In: Sönke Lorenz/Jürgen Michael Schmidt (Hg.): „Wider alle Hexerei und Teufelswerk“. Die europäische Hexenverfolgung und ihre Auswirkungen auf Südwestdeutschland. Ostfildern 2004. S. 485-668. Hier S. 609-610.

<sup>41</sup> Scheffknecht (wie Anm. 6) S. 63.- Schramm (wie Anm. 26) S. 107 und S. 111.

<sup>42</sup> Franz Josef Klaus: Heimatbuch der Stadt Saulgau. Bad Saulgau 1996. S. 98ff.- Georg Hämerle: Aus der Geschichte der Stadt Saulgau. Bad Saulgau 1986. S. 192ff. Eine weitere Verfolgungswelle erlebt Saulgau von 1672 bis 1674.

<sup>43</sup> Gekürzte Fassungen dieses Beitrages wurden im Juli 2020 in der Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ 3 (2020) S. 255-263, und am 17. Nov. 2020 als Vortrag in der Onlinereihe „Kulturelle Seelsorge in Corona-Zeiten“ des Kreiskulturforums Sigmaringen und von Partnern aus der Christlichen Erwachsenenbildung Sigmaringen öffentlich gemacht: <https://youtu.be/F00O9VQQouM>.

# Patrizische Stiftungen im Ulm des 14. Jahrhunderts

## Die Jenseitsvorsorge der Familie Krafft<sup>1</sup> vor dem Münsterbau

---

Rudolf Hertwig

Mittelalterliche „Stiftungen“ sind in den letzten Jahrzehnten unter anderem dank der Arbeiten Michael Borgoltes und seiner Schüler verstkt in den Fokus der historischen Forschung gerkt<sup>2</sup>. Anders als es das moderne Stiftungsrecht vorsieht, waren die vormodernen Pendants keine eigenständigen juristischen Personen; sie sind vielmehr als Bestandteil einer Frömmigkeitspraxis zu verstehen, in deren Rahmen nach dem Prinzip von Gabe und Gegengabe einzelne Kleriker oder ganze geistliche Institutionen dazu verpflichtet wurden, bestimmte Leistungen zu erbringen, die den Seelen der Stifter nach dem physischen Tod zugutekamen<sup>3</sup>. Solche Praktiken gewinnen ihre Logik aus der Tatsache, dass in vormoderner Vorstellung die Toten Teil der Gesellschaft blieben<sup>4</sup>. Die christliche Gemeinschaft verband die Menschen im Himmel, im Purgatorium und auf Erden, und so war eine Hilfestellung der Lebenden für die Verstorbenen jederzeit möglich. Ziel der frommen Stiftungen war es, die Zeit der Seelen im reinigenden, aber quälenden Purgatorium („Fegefeuer“) zu verkürzen und sie so möglichst rasch in die ewige Glückseligkeit des Himmels gelangen zu lassen. Die durchaus materiell gedachte Investition in das ewige Leben findet sich bereits in der Bibel begründet, etwa durch das Christuswort *Thesaurizate autem vobis*

---

<sup>1</sup> Der Aufsatz basiert auf einigen Ergebnissen meiner 2019 bei Prof. Dr. Mark Mersiowsky an der Universität Stuttgart verfassten Masterarbeit ‚Die Stiftungen der Ulmer Patrizierfamilie Krafft im Spätmittelalter‘. Eine Publikation der Arbeit befindet sich in Vorbereitung.

<sup>2</sup> Vgl. zuletzt Michael Borgolte: Weltgeschichte als Stiftungsgeschichte. Von 3000 v. u. Z. bis 1500 u. Z. Darmstadt 2017.- Ders. (Hg.): Enzyklopädie des Stiftungswesens in mittelalterlichen Gesellschaften. 3 Bde. Berlin/Boston 2014-2017.

<sup>3</sup> Vgl. Michael Borgolte: Die Stiftungen des Mittelalters in rechts- und sozialhistorischer Sicht. In: ZRG. KA 74 (1988) S. 71-94.- Berndt Hamm: Den Himmel kaufen. Heilskommerzielle Perspektiven des 14. bis 16. Jahrhunderts. In: JBTh 21 (2006) S. 239-275.- Ders.: „Zeitliche Güter gegen himmlische eintauschen“. Vom Sinn spätmittelalterlicher Stiftungen. In: Udo Hahn u. a. (Hg.): Geben und Gestalten. Brauchen wir eine neue Kultur der Gabe? Berlin 2008. S. 51-65.- Gerd Althoff: Zur Vorstellungswelt des mittelalterlichen Gebetsgedenkens und der Stiftungen für das Seelenheil. In: Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 91 (2013) S. 87-106.

<sup>4</sup> Klassisch hierzu Otto Gerhard Oexle: Die Gegenwart der Toten. In: Herman Braet/Werner Verbeke (Hg.): Death in the Middle Ages (Mediaevalia Lovaniensia 9). Leuven 1983. S. 19-77.

*thesauros in caelo*<sup>5</sup>. Durch die ansteigende Schriftlichkeitsverwendung im Spätmittelalter fanden immer mehr solcher religiöser Gaben und Stiftungen einen für uns fassbaren Niederschlag, insbesondere in Form von Urkunden, die zugleich die Selbstverständlichkeit rechtlicher Absicherung und die Institutionalisierung bestimmter Frömmigkeitspraktiken demonstrieren<sup>6</sup>.

Freilich wohnte der intensiven Beschäftigung mit dem eigenen Seelenheil gerade für die sozialen Eliten auch ein eher weltlicher, repräsentativer Aspekt inne. Insbesondere architektonische Manifestationen von Stiftungen wie öffentlich zugängliche Grabmäler, bildliche Darstellungen der Stifter, Inschriften oder gar ganze Kirchen und Kapellen vermittelten die eigene herausgehobene Stellung und den Versuch, diesen Vorrang auch ins Jenseits zu transformieren<sup>7</sup>.

Die Bürger der mittelalterlichen Reichsstadt Ulm bildeten in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Auch hier wurde in die Heilsversorgung investiert, gelebte und gezeigte Frömmigkeit kann man sicherlich als wichtigen Teil des Alltags bezeichnen. Die Inszenierung der eigenen Religiosität sollte in Ulm schließlich in den Bau einer riesigen Pfarrkirche münden, die heute als Münster bekannt ist. Stifterisch aktiv waren die Ulmer Eliten jedoch bereits zuvor gewesen, wie im Folgenden ausschnitthaft gezeigt werden soll. Den Rahmen der Ausführungen bildet die Patrizierfamilie Krafft (Abb. 1), die über mehrere Jahrhunderte hinweg die Politik Ulms entscheidend mitprägte: Zwischen 1348 und 1543 stellten die Krafft insgesamt 37 Mal den Bürgermeister, öfter taten dies im selben Zeitraum lediglich die Ehinger und die Besserer<sup>8</sup>. Doch auch in anderen Funktionen traten die Mitglieder des Geschlechts hervor, etwa als Münsterpfarrer, Richter<sup>9</sup>, Pfleger geistlicher Institutionen oder als Lehensherren des Ulmer Totengräberamtes. Als Patrizier waren die Krafft Teil einer Schicht, die sich wahrscheinlich aus der ehemaligen staufischen Ministerialität entwickelt hatte; die wichtigsten patrizischen Familien besaßen auch dann noch den Anspruch, die politisch-sozial herausgehobenste Gruppierung der Stadt darzustellen, als durch die beiden Schwörbriefe des 14. Jahrhunderts die Zünfte die Mehrheit im Ulmer Rat übernahmen<sup>10</sup>. Ihre

<sup>5</sup> Mt 6,20.

<sup>6</sup> Das Material für die Ulmer Patrizier befindet sich zum Gutteil in den erst kürzlich neu erschlossenen Familienarchiven der Bestandsgruppe E im Stadtarchiv Ulm. Vgl. dazu Stefan Lang/Michael Wettengel: Die Erschließung der Überlieferung von Patrizierfamilien. Das Beispiel der Archive des Ulmer Patriziats. In: AZ 93 (2013) S. 151-170.

<sup>7</sup> Vgl. oben Anm. 3 sowie etwa Wolfgang Schmid: Zwischen Tod und Auferstehung. Zur Selbstdarstellung städtischer Eliten des ausgehenden Mittelalters im Spiegel von Stifterbildern. In: Gesellschaft für das Schweizerische Landesmuseum (Hg.): Himmel, Hölle, Fegefeuer. Das Jenseits im Mittelalter. Eine Ausstellung des Schweizerischen Landesmuseums in Zusammenarbeit mit dem Schnütgen-Museum und der Mittelalterabteilung des Wallraf-Richartz-Museums der Stadt Köln. Zürich 1994. S. 101-116.- Akiko Harada: Die Symbiose von Kirche und Stadt im Spätmittelalter. Das bürgerliche Gemeinschaftsbewusstsein und Stiftungen an die Pfarrkirchen in der Reichsstadt Nürnberg (Studien zur Geschichtsforschung des Mittelalters 31). Hamburg 2014.- Susanne Ruf: Sachzeugnisse: Lateinische Christen. In: Enzyklopädie des Stiftungswesens 1 (wie Anm. 2) S. 433-472.

<sup>8</sup> Vgl. Karl Rabus: Der Ulmer Bürgermeister bis 1548. Diss. masch. Tübingen 1952. S. 249. Schon Felix Fabri: Tractatus de civitate Ulmensi. Traktat über die Stadt Ulm. Hg., übersetzt und kommentiert von Folker Reichert (Bibliotheca Suevica 35). Konstanz 2012. S. 145, sieht in den drei Familien die zu seiner Zeit wichtigsten Geschlechter der Stadt.

<sup>9</sup> Vgl. Hans Franck: Die Ulmer Städtischen Richter bis 1530. Diss. masch. Tübingen 1948. S. 152-291.

<sup>10</sup> Vgl. allgemein zum Ulmer Patriziat Stefan Lang: Die Patrizier der Reichsstadt Ulm. Stadtherren, Gutsbesitzer und Mäzene. Ulm 2011.



Abb. 1 - Grabplatte Krafft  
des Schreibers († 1298)  
aus der Ulmer Dominikanerkirche,  
dem heutigen „Haus der Begegnung“,  
mit Darstellung des Krafft'schen  
Familienwappens  
(Foto: Rudolf Hertwig).

finanzielle Potenz resultierte vor allem aus Grundbesitz, sowohl inner- wie außerstädtisch, der sich dank der daraus zu schöpfenden regelmäßigen Einnahmen in Form von Zinsen oder Gütlen optimal als Stiftungskapital eignete.

### **Stiftungen auf dem Land**

Die politische Aktivität des Patriziates beschränkte sich nicht nur auf den Raum innerhalb der Stadtmauern, vielmehr war es den wichtigsten patrizischen Familien ebenso daran gelegen, im Stile des Adels kleinere Grundherrschaften auf dem Land aufzubauen. Die Präsenz der Krafft außerhalb Ulms kann man als

Hintergrund dafür bezeichnen, dass einzelne Mitglieder des Geschlechtes Teile ihrer Heilsversorgung nicht-ulmischen Institutionen anvertrautten, wie die folgenden Beispiele zeigen<sup>11</sup>.

Schon 1314 richtete Krafft, gleichnamiger Sohn Krafft des Schreibers – der Name wurde erst später vom geläufigen Vor- zum Familiennamen –, eine sogenannte Jahrzeit für seinen Vater und dessen Vorfahren im Kloster Elchingen ein<sup>12</sup>. In diesem Ort hatte der alte Krafft zusammen mit anderen Ulmer Bürgern und dem Ritter Sevelar Lehen des Klosters Salem innegehabt<sup>13</sup>, wovon eines später an den jüngeren Krafft überging<sup>14</sup>. Zudem führte Elchingen einen Pfleghof in Ulm<sup>15</sup>. Krafft der Schreiber und sein Sohn müssen also gewisse Kontakte zum Kloster besessen und dieses als geeigneten Ort für das Totengedächtnis wahrgenommen haben. Krafft der Ältere blieb durch die Stiftung seines Sohnes über den Tod hinaus an einem der Orte seines Wirkens präsent.

Die Jahrzeit war im Spätmittelalter die wohl wichtigste Form, das Gedenken an die eigene Seele nach dem Tod abzusichern. Dazu fand in regelmäßigen Abständen, meistens einmal jährlich, eine Kombination aus vorabendlicher Vigil und morgendlicher „Seelmesse“ statt. Im Falle Krafft des Schreibers wurde der Obristabend (5. Januar) als Termin festgesetzt. Potentiell sollte die Abhaltung solcher Jahrzeiten bis zum Jüngsten Tag fortgeführt werden, was sowohl für den Stifter als auch für seine in den Stiftungsurkunden meist topisch als Begünstigte miterwähnten Vorfahren und Nachkommen absolute Sicherheit bedeutete, den geistlichen Ertrag der Messe im Purgatorium unabhängig von der ja individuell bemessenen Zeit des eigenen Verbleibens dort nutzen zu können. Um die entsprechenden Kleriker aber bis zum Ende aller Zeiten für ihre Dienstleistung bezahlen zu können, war es sinnvoll, eine fortlaufende Einnahme, kein aufzu-zehrendes Barvermögen, als Stiftungskapital zu verwenden. So auch in diesem Fall: Die Kosten von 1 lb. Ulmer Pfennige für die Jahrzeit sollten aus einem Afterzins aus *der crame clausen dez Seralerz under Plienspachen ze Ulme*<sup>16</sup> bestritten werden, der jährlich an Heiligabend auszuzahlen war und vom Kloster nicht verkauft werden durfte. Damit wurde sichergestellt, dass die Elchinger Mönche jedes Jahr rechtzeitig ihre Bezahlung erhielten und die Messe für Krafft den Schreiber pflichtgemäß abhalten konnten. Das Grundstück, das den Afterzins schuldig war, hatte einst dem älteren Krafft gehört, und so ist es

<sup>11</sup> Vgl. allgemein zum Aspekt der Korrelation von politischem Betätigungs- und Stiftungsraum Tillmann Lohse: Raum: Lateinische Christen: In: Enzyklopädie des Stiftungswesens 3 (wie Anm. 2). S. 199–215. Hier: S. 209f.

<sup>12</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 1.- Zur Genealogie Hans Peter Köpf: Lutz Krafft, der Münstergründer. In: Hans Eugen Specker/Reinhard Wortmann (Hg.): 600 Jahre Ulmer Münster. Festschrift (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 19). Ulm 1984. S. 9–58. Hier: S. 27.

<sup>13</sup> UUB I Nr. 181 S. 212–214; *ebda.*, Nr. 185 S. 217–219. Beurkundet wird der Verkauf bzw. die Schenkung von Besitzungen durch deren ehemaligen Lehnsherrn, Ritter Konrad von Plochingen, an Streif und Ernst von Stöffeln, die Lehensträger des Klosters Salem. Als Zeuge des Vorgangs tritt unter anderem Kraffts Bruder Heinrich der Schreiber auf, der wie Krafft auch in UUB I Nr. 144 S. 172f. im Umfeld Elchin-gens fassbar wird. Vgl. zur brüderlichen Verwandtschaft des alten Krafft mit Heinrich *ebda.*, WUB VIII Nr. 3080b S. 298–305 sowie Fritz Mezger: Otto am Steg. Ein Ulmer Staatsmann aus dem 13. Jahrhundert. Diss. masch. [Tübingen] 1963. Abschrift des Inhalts der sogenannten Flügeltafel, unpaginierter Anhang.

<sup>14</sup> UUB I Nr. 222 S. 266f.

<sup>15</sup> Vgl. Hans Eugen Specker: Ulm. Stadtgeschichte. Ulm 1977. S. 98.

<sup>16</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 1.

nicht auszuschließen, dass die Veranlassung, es für das eigene Seelenheil aufzuwenden, noch von ihm selbst getroffen worden war. Aufgrund der Quellenlage bleibt es jedoch unklar, ob Kraffts Sohn erst sechzehn Jahre nach dem Tod seines Vaters dessen Seelenheil in die Hand nahm, oder ob lediglich die schriftliche Niederlegung nachträglich erfolgte. Hier zeigen sich die begrenzten Einblicksmöglichkeiten in die spätmittelalterliche Lebenswelt: Von der Elchingen Stiftung selbst, ihrer genauen Abhaltung und Finanzierung wissen wir aus der vom Kloster vorgenommenen Beurkundung, über die individuellen Motivationen ihrer Einrichtung können wir lediglich spekulieren.

Eine Generation nach dem jungen Krafft, der zugunsten seines Vaters in Elchingen tätig geworden war, tritt dessen Brudersohn Krafft am Kornmarkt<sup>17</sup> auf, der ebenso sein Gedenken auf dem Land sicherte und seine Frömmigkeit an einem Ort seines politischen Wirkens zelebrierte: Mit seiner Stiftung konnte er über den eigenen Tod hinaus als Dorfherr in Erinnerung bleiben. Krafft am Kornmarkt hatte von seinem Vater Lutz das Dorf Dischingen<sup>18</sup> bei Dellmensingen geerbt<sup>19</sup>. Er hielt scheinbar auch die Patronatsrechte an der dortigen Kirche<sup>20</sup> und stiftete am 29. September 1365 ein ewiges Licht an den Marienaltar ebenda für das Seelenheil seiner selbst und seiner Vorfahren<sup>21</sup>. Im Vergleich zur Jahrzeit stellte die Einrichtung eines ewigen Lichts sicherlich die kleinere Lösung dar, die nichtsdestotrotz genauso den Anspruch besaß, den begünstigten Seelen buchstäblich wie im übertragenen Sinne bis ans Ende der Tage zu leuchten. Bezahlt werden sollte das Licht aus Kraffts Dischinger Öl- und Hanfzehntem – auch hier wurde also wieder eine kontinuierlich fließende Einnahme gestiftet. Was über die Pflege des ewigen Lichtes hinaus von den jährlichen Einnahmen aus dem Zehnten übrig blieb, floss an das Kirchenvermögen, *also das man den [gemainen nutz] damit bessern und och machen sol, waz denne aller notdürftigost ist*<sup>22</sup>. Die Stiftungsurkunde enthält noch eine typische Poenklausel, die den eminenten Rechtscharakter solcher frommen Handlungen unterstreicht: Wurde das ewige Licht von Priester und Mesner der Kirche nicht ordentlich bestellt, so war der Jahresertrag des Widemann in Dischingen dem Krafft, und nicht wie sonst dem Dischinger Kirchherren zuzuführen.

### Die Dreikönigskapelle

Mit Krafft am Kornmarkt, einer der bedeutendsten Persönlichkeiten des spätmittelalterlichen Ulms, ist der zeitliche Sprung in die Mitte des 14. Jahrhunderts erfolgt, als das nunmehr fest mit dem Namen Krafft bezeichnete Geschlecht von sich behaupten konnte, gerade seinen endgültigen politisch-sozialen Durchbruch in der Stadt geschafft zu haben. Unmittelbar nach dem Abschluss des

<sup>17</sup> Vgl. zu ihm *Köpf*, Lutz Krafft (wie Anm. 12) S. 19–24.

<sup>18</sup> Heute Oberdischingen.

<sup>19</sup> Vgl. Hans Peter *Köpf*: Von Dellmensingen – ein Adelsname. In: Gemeinde Erbach, Ortsverwaltung Dellmensingen (Hg.): Dellmensingen 1092–1992. Ulm 1992. S. 33–94. Hier: S. 80.

<sup>20</sup> Die Stiftungsurkunde (vgl. Anm. 21) spricht davon, dass Krafft und seine Erben die Dischinger Kirche verleihen.

<sup>21</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 13.

<sup>22</sup> Ebda.

Sühnevertrags zwischen Zünften und Patriziat 1345 amtierten Krafft am Kornmarkt<sup>23</sup> und Lutz der Lange als Bürgermeister<sup>24</sup>, und der Einfluss der Familie wurde sicher nicht geringer durch die Tatsache, dass zwischen 1345 und 1369 auch noch Hermann Krafft die Pfarrei in Ulm innehatte<sup>25</sup>. In ihre Zeit fällt entsprechend der neuen machtpolitischen und damit sozialen Stellung ein besonderer Aufschwung der Stiftungstätigkeit, nachdem für die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts fast keine stifterischen Aktivitäten der Familie fassbar sind. Eventuell begnügten sich die Familienmitglieder in diesem Zeitraum weitestgehend damit, dass mit der Grablege in der Johanneskapelle im Ulmer Prediger-(Dominikaner-) Kloster ein zentraler und dauerhaft nutzbarer Ort der familiären Heilsvorsorge bereits vorhanden war<sup>26</sup>. Eine solche institutionalisierte Möglichkeit erleichterte es, sein Seelenheil durch eigene Zustiftungen zu fördern. Zugleich kann man „Hauskapellen“ als Ausdruck eines quasidynastischen Gemeinschaftsbewusstseins verstehen, das wiederum Lebende und Tote miteinander verband, hier nur nicht im großen Rahmen der Christenheit, sondern im kleineren Rahmen des Geschlechtes.

1355 schlossen die Krafft ein zweites zentrales Projekt der familiären Frömmigkeit ab. Es handelte sich um die Errichtung einer den Heiligen Drei Königen geweihten Kapelle, deren profaner, derzeit ein Restaurant beherbergender Nachfolgebau in der heutigen Ulmer Frauenstraße/Ecke Bockgasse zu finden ist (Abb. 2). Über die Stiftung der Kapelle sind wir durch zwei Urkunden unterrichtet: Ein lateinisches Dokument, datiert auf den 19. Januar 1355, enthält eine Bestätigung der Einrichtung durch Abt und Konvent des Klosters Reichenau, das mit den Pfarrrechten für Ulm auch die Oberlehensherrschaft über die neue Kapelle innehatte (Abb. 3). Beschrieben werden unter anderem die Modalitäten der Kollation<sup>27</sup>, also auf welchem Wege der zuständige Kaplan eingesetzt werden sollte. Die Bedeutung der Stiftung scheint sich auch darin zu spiegeln, dass die Krafft am 15. März nochmals auf Deutsch mit Besiegelung durch die Stadt über die Kapellengründung urkundeten<sup>28</sup>. Man darf annehmen, dass Pfarrer Hermann Krafft

<sup>23</sup> Vgl. Köpf, Lutz Krafft (wie Anm. 12) S. 19–24.

<sup>24</sup> Vgl. Rabus (wie Anm. 8) S. 203f.- Lutz' gleichnamiger Vater war laut Köpf, Lutz Krafft (wie Anm. 12) S. 21, bereits 1338 verstorben, sodass es sich beim Bürgermeister des Jahres 1339 um den Sohn handeln muss.

<sup>25</sup> Rein rechtlich gesehen handelte es sich um ein Pfarrvikariat, da die Pfarrrechte dem Kloster Reichenau gehörten. Vgl. zur Dauer seiner Amtszeit Hermann Tüchle: Die mittelalterliche Pfarrei. In: Hans Eugen Specker/Hermann Tüchle (Hg.): Kirchen und Klöster in Ulm. Ein Beitrag zum katholischen Leben in Ulm und Neu-Ulm von den Anfängen bis zur Gegenwart. Ulm 1979. S. 12–38. Hier: S. 34. Hermann Krafft wollte 1367 das Pfarrvikariat mit Johannes Güß, Pfarrer von Leipheim, gegen die Ulmer St.-Georgskaplanei tauschen, was offensichtlich aber erst zwei bis vier Jahre später in die Tat umgesetzt wurde. Vgl. zum Tauschbegehr 1367 Dietrich Schäfer (Hg.): Württembergische Geschichtsquellen Bd. 2. Stuttgart 1895. Nr. 257–258 S. 471.

<sup>26</sup> Vgl. den Text der Flügeltafel aus der Johanneskapelle der Predigerkirche bis zum Jahr 1350 mit allen dort Begrabenen, abgedruckt bei Mezger (wie Anm. 13) unpaginierter Anhang. Allerdings wurde zumindest ein Familienmitglied auf dem Pfarrkirchhof „unter der Linde“ vor den Stadtmauern begraben, wo die Krafft ja als Inhaber des Totengräberamtes präsent waren. Vgl. Köpf, Lutz Krafft (wie Anm. 12) S. 17.- Carl August Kornbeck: Ulmische Miszellen. In: WVjh 8 (1885) S. 66–80. Hier: S. 79.

<sup>27</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 4. Vgl. zur Dreikönigskapelle der Krafft und den folgenden Ausführungen insgesamt Lang, Patrizier (wie Anm. 10) S. 166f.

<sup>28</sup> StadtA Ulm A Urkunden Nr. 227, Regest in UUB II / 1 Nr. 445 S. 417. Die Beurkundung mit städtischer Besiegelung kam wohl auch deshalb zustande, weil Rat und Bürgermeister Ulms als letzte Instanz bei der Besetzung der Pfründe fungieren sollten, wenn sowohl die Krafft als auch die Reichenau innerhalb von zwei Monaten nach Beginn einer Vakanz keinen Nachfolger ausgewählt hatten.



Abb. 2 - Bleistiftzeichnung mit Ansicht der Dreikönigskapelle, vor 1863 (StadtA Ulm).

die Einrichtung der später unter anderem als Grablege dienenden Dreikönigskapelle maßgeblich mit vorangetrieben hat<sup>29</sup>, obwohl er in beiden Urkunden gemäß seines Amtes der Gründung nur zustimmt. Die eigentlichen, in den Urkunden als solche bezeichneten Stifter sind aber sieben andere männliche Familienmitglieder, nämlich Krafft (Herschel), Egidius und Otto, Söhne des verstorbenen Otto Krafft, der bereits aus dem Dischinger Kontext bekannte Krafft am Kornmarkt, Lutz der Lange und Kräfflin, Söhne des verstorbenen Lutz Krafft sowie Peter Krafft, Sohn des jüngeren Krafft. Bei der Einrichtung der Dreikönigskapelle kann man also nicht wie bei den beiden oben besprochenen Vorgängen von einem individuellen, sondern muss von einem kollektiven Stiftungsakt sprechen. Ein solcher kollektiver Akt der Frömmigkeit, der die Familienbande besonders betonte, fügt sich gut in den Zusammenhang der Ankunft von Krafft (Herschel), Egidius, Otto und ihres Vater ein, die sich anscheinend erst einige Jahre zuvor in Ulm angesiedelt hatten. Ursprünglich stammten die vier aus einem Zweig des

<sup>29</sup> So auch Lang, Patrizier (wie Anm. 10) S. 169.



Abb. 3 - Abt Eberhard und der Konvent des Klosters Reichenau bestätigen die Stiftung der Dreikönigskapelle, 1355 Januar 19 (StadtA Ulm).

Geschlechtes, der seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in Augsburg lebte<sup>30</sup>. Durch deren Zuzug waren die Krafft nun natürlich in quantitativ beeindruckender Stärke in Ulm vertreten, womit in Verbindung mit der oben referierten erneuerteren politischen Bedeutung des Geschlechtes seit 1345 das Bedürfnis, im irdischen wie im jenseitigen Leben als soziale Einheit aufzutreten, gewachsen sein mag. Bereits der im Jahr 1355 schon verstorbene ältere Otto Krafft hatte sich eine Jahrzeit im Ulmer Predigerkloster geschaffen, also dem bisher zentralen Ort krafft'scher Identität, und sich damit als der Ulmer Sippe zugehörig gezeigt<sup>31</sup>.

<sup>30</sup> Vgl. Carl August Kornbeck: Der Grabstein von Dominus Krafft. In: UO.Korrespondenzblatt 1 (1876) S. 44f. Hier: S. 45 - Hans Peter Köpf: Art. ‚Krafft‘. In: Günther Grünsteudel/Günter Hägele/Rudolf Frankenberger (Hg.): Stadtlexikon Augsburg, URL: <https://www.wissner.com/stadtlexikonaugsburg/article/stadtlexikon/krafft/4474> (Zugriff: 03.09.2020).

<sup>31</sup> StadtA Ulm A Urkunden Nr. 407 und Nr. 408. Die Urkunde Nr. 407 ist ausgestellt von Egidius und Otto Krafft als Söhnen des Stifters und nur in einer unbeglaubigten frühneuzeitlichen Abschrift sowie im Kopialbuch der Prediger erhalten (daraus Regest in UUB II/2 Nr. 766 S. 655). Nr. 408 ist von Prior und

Das Kollationsrecht über die Dreikönigskaplanei erhielt nun sein Sohn Krafft (Herschel). Die urkundliche Regelung sah vor, dass nach dessen Tod die Hoheit über die Besetzung der Stelle an seine männlichen Erben fallen sollte. Bei etwaigem Aussterben seiner Linie ging das Bestellungsrecht an die Nachkommen des verstorbenen älteren Hermann Krafft über, Vater des gleichnamigen Pfarrers, dessen andere Söhne Hans, Konrad, Ulrich, Otto und Lutz nicht namentlich im Umfeld der Kapellenstiftung nachweisbar sind<sup>32</sup>.

Neben identitätsstiftenden und religiösen Aspekten wohnte der Einrichtung einer eigenen Kaplanei immer auch die Möglichkeit inne, ein gebildetes Familienmitglied, das eine klerikale Karriere verfolgte, zu versorgen. Doch dieser materielle Versorgungsaspekt spielte für die Krafft wohl keine große Rolle: Schon ein gutes Jahrzehnt nach Einrichtung der Kapelle scheint man die Kaplanei an einen Geistlichen vergeben zu haben, der nicht aus der eigenen Familie stammte, einen gewissen Heinrich von Westerstetten<sup>33</sup>. In einer von ihm selbst am 27. März 1368 ausgestellten Urkunde bestätigte Heinrich, die ihm gewährte Beurlaubung für eine Reise zum Patriarchen von Aquileia und nach Rom einzuhalten, um am 18. Februar 1369, dem Weißensonntag, wieder seinen Dienst in Ulm zu verrichten. Andernfalls sollte er seine Pfründe verlieren<sup>34</sup>. Diese Urkunde wurde von Pfarrer Hermann Krafft besiegelt, der angesichts seiner herausgehobenen geistlichen Position eine Kontrollfunktion eingenommen zu haben scheint.

---

Konvent der Dominikaner ausgestellt und im Original auf uns gekommen (Regest in UUB II/2 Nr. 767 S. 656). Beide Urkunden sind auf 1367 datiert, also 27 Jahre nach Otto d. Ä. Tod (nach Köpf, Lutz Krafft [wie Anm. 12] S. 27), und hängen mit einer Zustiftung mehrerer Zinse an die Jahrzeit für eine Pitanz (belohnende Mahlzeit für die dienstleistenden Mönche) zusammen. Offenbar wollten Egidius und Otto Krafft damit die Unterstützung ihres Vaters im Purgatorium auf eine breitere Grundlage stellen und gleichzeitig ihr eigenes Seelenheil befördern. Im Predigerkopialbuch des frühen 16. Jahrhunderts tauchen beide mit einer eigenen Jahrzeit auf, vgl. Carl August Kornbeck: Zur Geschichte des Predigerklosters in Ulm. In: UO 1 (1891) S. 11-21. Hier: S. 20.

<sup>32</sup> Der ältere Hermann Krafft könnte durch seine Mitwirkung an der Herrschaft Ulrich Kunzelmanns (1328-1330) bis zu seinem Tod 1352 in Ulm politisch „verbrannt“ gewesen sein und musste wohl einen Großteil seines Grundbesitzes zu Entschädigungszwecken abgeben. Vgl. Köpf, Dellmensingen (wie Anm. 19) S. 77.

<sup>33</sup> Vgl. StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 15. Das Bild bestätigt sich für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts: 1463 können wir etwa einen Peter Kastlar als Kaplan fassen (*ebda.*, E Krafft Urkunden Nr. 75), im Januar 1481 wurde dann ein Peter von Langenau, zugleich Kaplan im Münster, auf eigenen Wunsch hin der Pfründe in der Dreikönigskapelle enthoben und durch Matthias Gassenmaier abgelöst; vgl. StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 87. Gassenmaier verstarb schon kurz nach seiner Einsetzung als Kaplan und wurde durch Jakob Piermann ersetzt (*ebda.*, Nr. 88 und Nr. 89). Ab dem Ende des 15. Jahrhunderts freilich wurde die Versorgungsmöglichkeit durch die eigenen Pfründen dann wahrgenommen: Im Jahr 1499 wurde der erst achtjährige Anton auf den Lutz-Krafft-Altar im Münster präsentiert; vgl. Gottfried Geiger: Die Reichsstadt Ulm vor der Reformation. Städtisches und kirchliches Leben am Ausgang des Mittelalters (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 11). Ulm 1971. S. 109. Nach seinem Tod folgte 1516 ein Johannes Krafft; vgl. StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 124. Auch der Nikolausaltar ebenda sah Anfang des 16. Jahrhunderts mit Johannes und Georg Krafft zwei Mitglieder der Familie als Pfründner; vgl. Hermann Tüchle, Die Münsteraltäre des Spätmittelalters. Stifter, Heilige, Patrone und Kapläne. In: 600 Jahre Ulmer Münster (wie Anm. 12) S. 126-182. Hier: S. 156.- StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 125-127. Georg Krafft war zudem Inhaber der Dreikönigskaplanei, vgl. *ebda.*, E Krafft Urkunden Nr. 131.

<sup>34</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 15. Die Reise Heinrichs könnte im Zusammenhang mit dem Romzug Kaiser Karls IV. stehen, der am 2. April 1368 von Prag aus nach Italien aufbrach und in Udine, der Residenz des Patriarchen von Aquileia, einen längeren Aufenthalt einlegte. Patriarch war damals Karls Vertrauter Marquard von Randeck, ehemals Bischof von Augsburg. Vgl. grundlegend zum Itinerar Karls IV. 1368/69

Die enge Bindung der Dreikönigskapelle an Hermann Krafft verdeutlichen zwei weitere Urkunden aus dem Jahr 1362. Am 12. Oktober ließ sich der Pfarrer von sieben männlichen Angehörigen das Recht verbriefen, eine Tür von seinem benachbarten Haus in die Kapelle durchzubrechen und eine Empore zu errichten, um auf direktem Wege in das Gotteshäuschen gelangen zu können<sup>35</sup>. Einen Tag später bestätigte der Pfarrer wiederum den genannten Familienmitgliedern, dass er und seine Erben die Wasserrinne zwischen Haus und Kapelle unterhalten und den Trauf an der Seite der Kapelle ohne Schaden ablaufen lassen würden<sup>36</sup>. Die Urkunden lassen erkennen, dass die Familienangelegenheit Dreikönigskapelle in dieser Zeit zu einem guten Teil mit der Person Hermann Kraffts verbunden war. Die Kapelle wurde von ihm praktisch zu einem Teil seines Privathauses gemacht und seinem direkten Zugriff geöffnet. Hinter dem kollektiven Stiftungsakt Dreikönigskapelle konturiert sich also doch individuelles Engagement. Zudem wird erkennbar, dass die institutionalisierte Frömmigkeit der Kraffts einen gewissen Verwaltungsaufwand erforderlich machte.

## Stiftungen Hermann Kraffts

Es mag nicht verwundern, dass entsprechend seiner geistlichen Position Hermann Krafft auch selbst als Stifter in Erscheinung trat. Er bedachte seine eigene Wirkungsstätte, die Pfarrkirche, die damals noch vor den Stadtmauern im Bereich des heutigen Alten Friedhofs stand, indem er dort einen Altar einrichtete, der den Heiligen Nikolaus, Blasius, Bartholomäus, Laurentius, Oswald, Cosmas und Damian geweiht war<sup>37</sup>. Eine spätere Bestätigungsurkunde des Bischofs von Konstanz, zu dessen Sprengel Ulm gehörte, hält fest, der Stifter habe *ob laudem et honorem omnipotentis dei, gloriose virginis marie et omnium sanctorum [...], pro salute et remedio anime sue et progenitorum suorum et omnium aliarum Christi fidelium animarum, divinique cultus ob augmentum gehandelt*<sup>38</sup>. Die stereotype Formel hebt auf die bereits bekannten Aspekte der Heilsversorgung des Stifters, seiner Verwandten und aller christgläubigen Seelen ab, betont das dadurch erfolgende Lob Gottes und der Heiligen und nennt ein praktisches Moment einer Altarstiftung, die Mehrung des Gottesdienstes. Man darf vermuten, dass Hermann Krafft in seiner Funktion als Pfarrer der Ausbau der geistlichen Angebote für seine Gemeindemitglieder ein besonderes Anliegen war. Dass er sich während seiner Amtszeit gerade für dieses Thema einsetzte, deutet im Übrigen auch eine 1355 in Avignon ausgestellte Ablassurkunde zugunsten der Pfarrkirche an, die unter anderem eine 40-tägige Indulgenz bei Gebeten für den Konstanzer Bischof oder den Pfarrer Hermann Krafft vorsah<sup>39</sup>. Solche Ablassprivilegien

---

Ellen Widder: Itinerar und Politik. Studien zur Reiseherrschaft Karls IV. südlich der Alpen (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefe zu J. F. Böhmer, RI 10). Köln/Weimar/Wien 1993. S. 266–357.

<sup>35</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 7.

<sup>36</sup> Ebda., Nr. 8.

<sup>37</sup> Vgl. zum Altar auch Tüchle, Münsteraltäre (wie Anm. 33) S. 155f.

<sup>38</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 25.

<sup>39</sup> Ebda., A Urkunden Nr. 234. Edition in UUB II / 1 Nr. 458 S. 427–429. Regest in: Gustav Veesenmeyer/Hugo Bazing (Hg.): Urkunden zur Geschichte der Pfarrkirche in Ulm. Ulm 1890. Nr. 12 S. 5. Vgl. dazu

wurden nicht von der päpstlichen Kurie oktroyiert, sondern bedurften einer entsprechenden Initiative seitens der Empfängerkirche.

Eine Einrichtung wie der neue Nikolausaltar war ähnlich wie eine Kapelle immer mit einer Pfründenstelle verbunden, der jeweilige Altarist zuständig für die Abhaltung der dortigen Altarmessen. Hermann Krafft brachte ein beachtliches Vermögen für seine Stiftung auf. Durch diverse Kaufurkunden kann nachvollzogen werden, wie das Kapital in verschiedenen Etappen zusammenkam und beständig wuchs<sup>40</sup>. Bereits am 13. März 1353 hatte Hermann insgesamt vierzehn Hühner- und Hellerzinse aus Grundstücken in Ulm und Umgebung erworben<sup>41</sup>, um diese dann am Nikolausabend des Jahres 1362 seiner Kellerin Anna Rainstetter zur lebenslangen Nutzung als Belohnung für ihre *getriuwen willig* Dienste zu überlassen<sup>42</sup>. Erst nach ihrem Tod sollten die Einnahmen an den Nikolausaltar fallen. In den folgenden Jahren kaufte der bis 1371 resignierende Pfarrer, teils über seine erneut bis zu ihrem Lebensende profitierende Kellerin, acht weitere Zinse<sup>43</sup>. 1368 präsentierte Hermann zudem dem Bischof von Konstanz erfolgreich einen Altaristen<sup>44</sup>.

Mit dem Abbruch der alten Pfarrkirche *ennet velds* Mitte der 1370er-Jahre zugunsten eines Neubaus innerhalb der Stadt, dem heutigen Münster, muss der Nikolausaltar im physischen Sinne vorerst verschwunden sein. Die dazugehörige Messpfründe blieb freilich bestehen und ein neuer Altar in der neuen Pfarrkirche wurde errichtet. Am 20. September 1382 erwarb Otto Krafft, der inzwischen das Haus des verstorbenen Hermann bewohnte, zwei Zinse von seinem Bruder Hans und dessen Ehefrau Guta Roth, um damit wie versprochen den noch von Hermann gestifteten Zins aus dessen eigenem Grundstück zu ersetzen<sup>45</sup>. In diesem Zusammenhang wird zudem der aktuelle Pfründner, ein gewisser Eberhard Schacher, genannt. Wenige Monate später, am 13. Dezember, bestätigte Bischof Heinrich III. von Konstanz die Stiftung einer ewigen Messe am Altar der Heiligen Bartholomäus, Nikolaus, Laurentius und Oswald in der Ulmer Pfarrkirche und gab Anweisung zur Investitur des ihm präsentierten Eberhard Schachers durch den Dekan von Blaubeuren<sup>46</sup>. Zu diesem Zeitpunkt war die Transferierung des Nikolausaltars ins Münster also abgeschlossen.

---

Gebhard Weig: Avignon und Ulm. Ablassbrief für die Ulmer Pfarrkirche. In: Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv Ulm/Michael Wettengel (Hg.): Schätze der Stadtgeschichte. Das Archiv der Stadt Ulm. Ulm 2015. S. 64f.

<sup>40</sup> Als Verkäufer der Zinse für die Pfründe traten unter anderem Hermanns Brüder Otto und Hans Krafft hervor.

<sup>41</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 2.

<sup>42</sup> Ebda., E Krafft Urkunden Nr. 9.

<sup>43</sup> Ebda., E Krafft Urkunden Nr. 10–12, 14, 16. 1371 kaufte Hermann Krafft dem Kloster Salem zudem zwölf Zinse aus Häusern in Ulm ab, von dem er auch ein Gut in Asselfingen erhielt; ebda., Nr. 17. Wahrscheinlich stand dieses Geschäft ebenfalls in Verbindung zum Nikolausaltar, vgl. auch UUB II/2 Nr. 872 S. 742 (aus einer Abschrift Carl Jägers im HStA Stuttgart). Nach dem Tod Hermanns wurde das Vermögen der Nikolauspfründe weiterhin vermehrt, vgl. z. B. StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 39.

<sup>44</sup> StadtA Ulm A Urkunden Nr. 425 (Investituranweisung des Bischofs an den Dekan von Blaubeuren). Regest in UUB II / 2 Nr. 790 S. 677.- Urkunden Pfarrkirche (wie Anm. 39) Nr. 21 S. 8f.

<sup>45</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 24.

<sup>46</sup> Ebda., E Krafft Urkunden Nr. 25. Hermann Krafft hatte als Lehensherren für seine Pfründe offenbar neben einem „Hospitaler“ (Hospitalmeister?) die beiden jeweils ältesten Krafft vorgesehen, vgl. UUB II/2 Nr. 991 S. 811 (Regest einer Urkundenabschrift Carl Jägers).

Eine zweite Stiftung Hermann Kraffts scheint hingegen eher eine persönliche Komponente zu besitzen und nicht auf die Gemeinde seiner Pfarrei bezogen zu sein. Von ihr wissen wir erst durch eine Urkunde aus dem Jahr 1390<sup>47</sup>. Es handelt sich um die Empfangsbestätigung des Heilig-Geist-Hospitalmeisters Heinrich Nyger und seines Konventes für eine Zahlung von 13 lb. Heller durch den Nikolauskaplan Eberhard Schacher. Das Geld sollte für eine Jahrzeit aus Vigil und Seelmesse für Hermann und seine Kellerin Anna Rainstetter in der Hospitalkirche am St. Gallustag (16. Oktober) verwendet werden und bei Nichtabhaltung stattdessen an das Leprosenhaus der Armen Siechen zu St. Leonhard vor den Stadtmauern gehen, um dessen Insassen mit Brot und Wein die Mahlzeit aufzubessern. In Kombination mit der Begünstigung Anna Rainstetters durch zahlreiche der Zinse, die später an die Nikolauspfründe fallen sollten, lässt die Stiftung zum einen auf ein enges Verhältnis Pfarrer Hermanns zu seiner Kellerin schließen. Zum anderen bildet sie gewissermaßen ein „privates“ Gegenstück zur „öffentlich“ ausgerichteten Schaffung des Altars in der Pfarrkirche.

### **Stiftungen Lutz' des Langen**

Bereits vor Hermann Krafft waren andere Mitglieder seiner Generation individuell als Stifter hervorgetreten, ganz ihrem Rang in der Stadtgesellschaft entsprechend. Lutz der Lange, Sohn des Lutz und Bruder des Krafft am Kornmarkt und des Kräftlin, der gut zwei Jahre zuvor noch zusammen mit seinen Verwandten als Mitgründer der Dreikönigskapelle aufgetreten war, ist hier an erster Stelle zu nennen. Ähnlich wie bei Krafft d. Ä. am Beginn des 14. Jahrhunderts erfolgte die schriftliche Niederlegung der Stiftung allerdings erst, als der Stifter bereits verstorben war. Lutz der Lange hatte vor seinem Tod festgesetzt, dass seine beiden Brüder den Dominikanern 100 Gulden übergeben sollten, um davon in der Familienkapelle der Predigerkirche eine tägliche Messe abzuhalten, und zwar an dem Altar über seinem eigenen Grab, wo außerdem ein ewiges Licht zu brennen hatte<sup>48</sup>. Entsprechend seiner hervorragenden politischen Stellung betrieb Lutz der Lange also einen deutlich erhöhten Aufwand bei seiner Jenseitsvorsorge. Die Prediger hatten von den 100 Gulden vermutlich selbstständig einen regelmäßig einzunehmenden Zins zu erwerben, um die Messe *nun fürbaz hin ymmer me* abzuhalten. Abgesichert wurde die am 30. April 1357 beurkundete Stiftung durch die Poenklausel, dass die Prediger bei Versäumen der Messe 10 Gulden Strafe an das Ulmer Heilig-Geist-Hospital, die reichste und bedeutendste geistliche Einrichtung der Stadt, zu entrichten hatten. Prior und Konvent der Dominikaner gaben den Krafft und dem Hospital sogar ein Unterpfand hin, nämlich einen Garten neben dem Kloster, der bei nicht bezahlter Strafe eingezogen werden konnte. In der Folge schufen weitere Familienmitglieder, unter ihnen Krafft am

<sup>47</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 34. Text nicht mehr lesbar, das Folgende deshalb ausschließlich nach dem Regest im Findbuch des Stadtarchivs Ulm.

<sup>48</sup> StadtA Ulm A Urkunden Nr. 256, Aussteller Prior und Konvent des Predigerklosters. Regest in UUB II/2 Nr. 494 S. 461.- Vgl. auch Julius Endriß: Die Dreifaltigkeitskirche in Ulm. Baugeschichte und Beschreibung. In: WVjh N. F. 20 (1911) S. 328-412. Hier: S. 353f.

Kornmarkt und seine Gattin Adelheid von Hörningen, ihr eigenes Jahrzeitgedächtnis bei den Predigern<sup>49</sup>. Der Bettelordenskonvent behielt seine Attraktivität für die Krafft also trotz der neuingerichteten Dreikönigskapelle bei. Dies ist durchaus bemerkenswert, weil in diesen Jahren mit Hermann Krafft ja ein Weltkleriker der Familie angehörte, der als Pfarrer nicht zwangsläufig wohlwollend auf die Mendikanten- „Konkurrenz“ blicken musste, die ob ihres Armuts-Ideals, das besonders wirksame Gebete und Messen versprach, und ihrer allgemein als intensiver geltenden seelsorgerischen Betreuung den Pfarreien vielerorts in der Gunst der Gläubigen voraus war. Ob darin ein Grund dafür liegt, dass Hermann Krafft die Stiftung einer eigenen Kapelle, vor allem aber die Einrichtung eines neuen Altars in seiner Pfarrkirche betrieben hat? Auch hier setzen die urkundlichen Quellen wieder Grenzen, die Motivation einzelner Stiftungen kann im Detail nicht nachvollzogen werden.

Was wir jedoch wissen, ist, dass Lutz der Lange sich nicht mit einer einzelnen Stiftung zugunsten seines Seelenheils begnügte. Wenige Monate nach der ersten Stiftung im Namen ihres Bruders richteten Krafft am Kornmarkt und Kräfftl in am 15. Juli 1357 noch eine Pitanz, also eine Gedenkmahlzeit, an seinem Jahrtag für ihn ein<sup>50</sup>. Auch dies hatte Lutz noch selbst in die Wege geleitet, indem er 100 lb. Heller beiseitegelegt hatte, die seine Brüder zum Kauf zweier Zinse zu je 3 lb. Hellern aus Häusern in der Judengasse und am Judenschulhof verwendeten<sup>51</sup>. Für diese fortlaufenden Einnahmen trafen die beiden dann folgende Verfügung: 30 Schilling Heller aus den beiden Zinsen sollten jährlich am Todestag Lutz' des Langen für die Speisung der Kranken im Heilig-Geist-Hospital sowie im Leprosenhaus der Armen Siechen zu St. Leonhard am Gries mit Wein, Brot und Fleisch aufgewendet werden, vom Rest des Geldes sollte Brot für nicht näher definierte Bedürftige gekauft werden. Von einer Pitanzstiftung konnte man sich, ähnlich wie bei einer Jahrzeit, dankbare Gebete der Begünstigten erhoffen, die dank des jährlichen Turnus eine regelmäßige Hilfe im Purgatorium darstellten. Die Hauptstoßrichtung, den Bedürftigen ihre Mahlzeit aufzubessern, bestand aber natürlich darin, ein stellvertretend ausgeführtes, iteriertes gutes Werk zu tun. Damit weist die zweite Stiftung Lutz des Langen inhaltlich deutlich mehr Nähe zu modernen Stiftungszwecken auf als das reine Gebetsgedenken, das wir etwa bei Krafft dem Älteren kennengelernt hatten.

Die Stiftungsurkunde für die Pitanz lässt erneut erkennen, dass die Heilsvorsorge einen gewissen Verwaltungsaufwand erforderte. Immerhin gab es drei Empfängergruppen, an die jährlich die Zinse bzw. die entsprechenden Nahrungsmittel verteilt werden mussten. Krafft am Kornmarkt und sein Bruder legten folglich fest, sich in der Einnahme der Zinse jedes Jahr abzuwechseln und diese Aufgabe im Falle ihres Todes an ihren ältesten männlichen Erben zu übertragen. Wer seine Pflichten vernachlässigte, würde sein Verwaltungsrecht verlieren.

---

<sup>49</sup> Vgl. Kornbeck, Geschichte (wie Anm. 31) S. 20 sowie StadtA Ulm A Urkunden Nr. 407 und Nr. 408 für Egidius und Otto Krafft d. J.

<sup>50</sup> StadtA Ulm E Krafft Urkunden Nr. 5. Regest mit falschem Datum (13. Juli) aus einer Abschrift Carl Jägers im Stuttgarter HStA in UUB II / 2 Nr. 503 S. 470.

<sup>51</sup> Bei den Immobilien handelte es sich um Steinhäuser, die im Besitz zweier anderer Patrizier waren, nämlich Otto Besserers und Konrad Roths.

Bei einem Aussterben der Krafft sollte die Stiftungsverwaltung an den Rat der Stadt übergehen, sodass die „ewige“ Durchführung der Stiftungsbestimmungen gesichert war.

Die vorgestellten Beispiele bieten einen Einblick in die Welt bürgerlicher Frömmigkeit im Ulm des 14. Jahrhunderts. Stadt und Region boten in dieser Zeit vielfältige Möglichkeiten, für sein Seelenheil vorzusorgen: Die städtische Pfarrkirche, die Bettelordenskonvente, eigene Familienkapellen, das Hospital, das Leprosenhaus, aber auch die bedeutenden Klöster im Umland. Während sich einerseits bestimmte Familientraditionen des Stiftens herausbildeten, bestand andererseits die oft gewählte Option, individuelle Entscheidungen im Bemühen zu treffen, die zeitlichen Sündenstrafen zu verkürzen. Die Aktivitäten in diesem Bereich waren immer wieder eng verbunden mit der eigenen sozialen bzw. funktionalen Stellung. Neben Verkaufsurkunden sind Stiftungsurkunden die wichtigsten Quellen für das spätmittelalterliche Ulm. Sie erlauben es uns, einen schablonenhaften Einblick in das Leben der sozialen Eliten zu werfen, ohne dass einzelne Personen sich wirklich als individuell fassbare Charaktere kontrurieren würden. Deutlich wird aber, dass Aktivitäten im religiösen Bereich eine bedeutende Stellung als soziale Praktik zukam und dass sie in einem Umfeld stattfanden, das bereits festgefügte organisatorische Rahmenbedingungen zur Verfügung stellte.

# Faszination der Ordnung

## Martin Bucer und der reformatorische Umbruch in der Reichsstadt Ulm 1531<sup>1</sup>

---

Berndt Hamm

Die Aufgabe der folgenden Ausführungen ist es, den bedeutenden Anteil des Straßburger Reformators Martin Bucer an der reformatorischen Umgestaltung der Ulmer Kirche darzustellen. „Bucer und Ulm“ – das ist ein sympathiegeladenes Thema, eine Erfolgsgeschichte sowohl aus der Wahrnehmung Bucers als auch aus der Perspektive der Ulmer Reformationsanhänger. Wenn sich Bucer nachts im Bett wälzte und von der Frage gequält wurde: „Warum werde ausgerechnet ich von so vielen Anfeindungen und Verunglimpfungen heimgesucht? Warum schütten so viele ihren bitterbösen Ärger und Argwohn über mich aus, nicht nur meine erklärten Gegner, sondern auch solche, die ich bisher für meine Freunde und Weggefährten hielt, ausgerechnet über mich, der ich doch immer um Frieden, Versöhnung und Verständigung unter den Streithähnen bemüht bin?“ – wenn Bucer nachts von solchen quälenden Fragen überfallen wurde, konnte er Trost bei dem Gedanken an Ulm finden: „Immerhin hat mir Gott eine Stadt wie Ulm geschenkt.“ Dankbar und zufrieden konnte Martin Bucer auf sein Wirken in der Reichsstadt am schwäbischen Tiber zurückblicken. Fast sechs Wochen, vom 21. Mai bis zum 30. Juni 1531, hatte er sich hier aufgehalten, um das zu bewerkstelligen, was er damals selbst programmatisch eine *christliche reformation nach gottlichem wort*<sup>2</sup> nannte. Eine so pointierte Verwendung des deutschen Reformationsbegriffs über das traditionelle lateinische *reformatio* hinaus war damals noch eher unüblich. Bucer war hier mit seinem Leitbegriff der *christlichen reformation* terminologisch wegweisend, so wie er auch einer der ersten war, der – Jahrhunderte vor der Liberalen Theologie und Adolf von Harnack – auf der Grundlage des erasmischen Humanismus gedanklich und begrifflich das

---

<sup>1</sup> Der Aufsatz gibt einen Vortrag wieder, den ich am 28. April 2018 anlässlich eines Besuchs von Gemeindeliegern der Evangelischen Kirche Straßburgs in Ulm (Münstergemeinde, Stadtarchiv Ulm) im Haus der Begegnung gehalten habe. Eine französische Übersetzung des Vortrags (von Marc Hug unter Mitwirkung von Matthieu Arnold) erschien in: RHPR 98 (2018) S. 393-414: La fascination de l'ordre. Martin Bucer et le virage de la ville d'Empire Ulm en faveur de la Réforme (1531).

<sup>2</sup> Denkschrift „Christlich Leern, Ceremonien vnd Leben“. In: BDS 4 (1975) S. 374-398. Hier: S. 398,18f. Zur Textüberlieferung der Denkschrift vgl. unten Anm. 14.

‘Wesen des Christentums’ (*ratio christianismi*) konzipierte, die Reduktion auf den notwendigen Wesenskern eines bibelorientierten Christseins<sup>3</sup>.

Für Bucer waren diese Ulmer Wochen vor allem deshalb eine gesegnete Zeit und eine besonders glückliche Phase seines Lebens, weil er die ebenso ehrenvolle wie schwierige Aufgabe, die kirchlichen Verhältnisse der großen Handwerks- und Handelsmetropole neu zu ordnen, nicht im Alleingang bewältigen musste. Er hatte sie in einem Dreier-Team zu lösen, gemeinsam mit dem bedeutenden Humanisten, Theologen und führenden Basler Prä dikanten Johannes Oekolampad und mit Ambrosius Blarer, der nicht nur in seiner Heimatstadt Konstanz, sondern in ganz Schwaben der Hauptorganisator der städtischen Reformationen war. Gleich drei prominente Reformatoren von großer Ausstrahlung berief der ambitionierte Ulmer Rat am 14. April 1531 für die Einführung der Reformation. Im November 1530 hatte er eine Abstimmung unter der Ulmer Bürgerschaft über die Religionsfrage herbeigeführt – mit dem Ergebnis, dass sich die überwiegende Mehrheit der Befragten für ein Verbleiben der Stadt bei ihrem Reformationskurs aussprach. Anfang 1531 trat der Rat dem Schmalkaldischen Bund bei. Konrad Sam, als Prädikant des Ulmer Münsters seit 1524 gleichsam in die Rolle des obersten Ulmer Geistlichen hineingewachsen, drängte nun Bürgermeister Bernhard Besserer und die Ratsherren dazu, der grundsätzlichen Richtungentscheidung endlich Taten der kirchlichen Neuordnung folgen zu lassen: den Kult der Opfermessen und der Bilderverehrung abzuschaffen und der Gemeinde ein neues Regelwerk des Gottesdienstes und des christlichen Lebens zu geben.

Der Ulmer Rat war dazu bereit. Er hatte zwar unter Führung Besserers religiopolitisch immer vorsichtig und lavierend agiert, um sich nicht im Überfeier vorschnell die Gunst des Kaisers zu verscherzen; und eine Minderheit der Ratsherren blieb altgläubig. Die Mehrheit aber war wie der Bürgermeister nach und nach zu der Überzeugung gelangt, dass im Ringen um die christliche Wahrheit die Evangelischen Ulms aufgrund ihrer Berufung auf die Heilige Schrift die besseren Argumente auf ihrer Seite hätten und daher der Bruch mit dem bisherigen Kirchen- und Frömmigkeitswesen offen gewagt werden müsse. So zögerlich und taktisch der Rat bisher vorgegangen war, so entschieden und zügig ergriff er nun seit April 1531 die Initiative. Allerdings wollte er die Aufgabe der religiösen Neuausrichtung nicht seiner Lokalgröße Konrad Sam anvertrauen. Dazu fehlten dem aus Rottenacker stammenden Oberschwaben und studierten Juristen offensichtlich das außergewöhnliche theologische Format, der geistige Weitblick und die konzeptionelle Kraft. Zudem war er aus der Sicht des Ulmer Rats im Abendmahlsstreit zu einseitig auf die Lehre Zwinglis festgelegt. Die politische Führung in Ulm wünschte keine generelle Orientierung an der Schweizer Reformationsrichtung, sondern einen Mittelweg zwischen Luther und Zwingli im Sinne der oberdeutschen Reformation, wie sie durch Straßburg repräsentiert wurde<sup>4</sup>.

<sup>3</sup> Vgl. Berndt Hamm: Grenzüberschreitender Glaube. Die Martin-Bucer-Briefedition als internationaler Zugang zu einem untypischen Reformator. In: Bernd Schröder/Wolfgang Kraus (Hg.): Religion im öffentlichen Raum/La Religion dans l'espace public. Deutsche und französische Perspektiven/Perspectives allemandes et françaises (Frankreich-Forum 8/2008). Bielefeld 2009. S. 365–382. Hier: S. 374 mit Anm. 25.

<sup>4</sup> Vgl. Matthieu Arnold/Berndt Hamm (Hg.): Martin Bucer zwischen Luther und Zwingli (SuR.NR 23). Tübingen 2003.

Straßburg mit seinem gemäßigten, vergleichsweise duldsamen Reformationskurs erschien den Ulmern als das nachzuahmende Vorbild einer städtischen Reformation: einer kirchlichen Neuorientierung, die von Zwingli viele wesentliche Impulse aufnimmt, die daher nicht lutherisch ist, die aber doch mit dem Luthertum der evangelischen Reichsstände kompatibel und bündnisfähig zu sein verspricht. Martin Bucer (1491-1551), der im Mai 1523 nach Straßburg gekommen war und dann Schritt für Schritt, ab März 1524 als Prediger von St. Aurelien und seit April 1529 als Pfarrer der Hauptkirche St. Thomas, zum kirchlich-theologischen Wortführer der Straßburger aufgestiegen war, musste daher in den Augen der Ulmer Ratsherren die Idealbesetzung für das Vorhaben der religiösen Neuordnung ihrer Kommune sein. Im Jahr zuvor hatte Bucer gemeinsam mit seinem Straßburger Kollegen Wolfgang Capito stellvertretend für die oberdeutsche Reformationsrichtung zwischen Luther und Zwingli die ‚Confessio Tetrapolitana‘ verfasst, das Bekenntnis der vier Städte Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen auf dem Augsburger Reichstag 1530. Obwohl die Ulmer Delegation inhaltlich am ehesten diesem Bekenntnis und nicht der ‚Confessio Augustana‘ zuneigte, wagte sie doch nicht die Unterzeichnung der ‚Tetrapolitana‘. Jetzt aber, im April 1531, machten die Ulmer Martin Bucer zum Architekten ihrer Reformation. Mit Johannes Oekolampad und Ambrosius Blarer stellten sie ihm zwei weitere führende Repräsentanten des reichsstädtischen oberdeutschen Reformationskurses zur Seite.

Wie sich dann in Ulm seit dem Eintreffen der drei am 21. Mai 1531 zeigte, harmonierten der Straßburger, der Konstanzer und der Basler Reformator in völlig störungsfreier Synergie, in der sich tiefes Einverständnis in den theologischen Grundentscheidungen mit persönlicher Freundschaft und Uneitelkeit verband – ein unter gelehrten Theologen nicht allzu häufiges Phänomen. Obwohl Oekolampad von keinem anderen Reformator an humanistisch-patriotischer Gelehrsamkeit übertrffen wurde und mit dieser einzigartigen theologischen Kompetenz der klügste Kopf des Abendmahlstreits war, hatte er ebenso wie Blarer überhaupt keine Probleme damit, sich in Ulm der selbstverständlichen Federführung Bucers unterzuordnen.

Die drei wohnten im Hause Konrad Sams in der Pfauengasse 13 und mit ihnen zusammen der 24-jährige Konrad Hubert (1507-1577)<sup>5</sup>. Er war als Student in Basel jahrelang Famulus Oekolampads und ist mit ihm nach Ulm gereist. Hier lernte er im Hause Sams Martin Bucer kennen und bewährte sich gleich als ungemein tüchtiger Sekretär, der Diktiertes ebenso schnell wie schön verschriftlichen konnte. So kam es, dass der zentrale Reformationstext, vom dem gleich zu sprechen ist, in seiner originalen Fassung von Hubert niedergeschrieben wurde

---

<sup>5</sup> Zu Konrad Hubert (1507-1577) vgl. das Biogramm (mit Lit.) in: BCOR 6 (2006) S. 285.- Ernst-Wilhelm Kohls: Konrad Hubert (1507-1577) als Schreiber der von Martin Bucer verfaßten Gutachten für die Ulmer Kirchenordnung von 1531. In: UO 39 (1970) S. 81-88. Zur meist übersehenden hymnologischen Bedeutung Huberts - das aktuelle Evangelische Gesangbuch enthält zwei seiner Lieder: EG 194 und 232 – vgl. Konrad Klek: 232 Allein zu dir. Herr Jesu Christ. In: Ilse Alpermann/Martin Evang (Hg.): Liederkunde zum Evangelischen Gesangbuch. Heft 27. Göttingen 2020. S. 17-22.- Roger Trunk: Art. ‚Hubert, Conrad‘. In: Wolfgang Herbst (Hg.): Komponisten und Liederdichter des Evangelischen Gesangbuchs. Göttingen 1999. S. 162f.

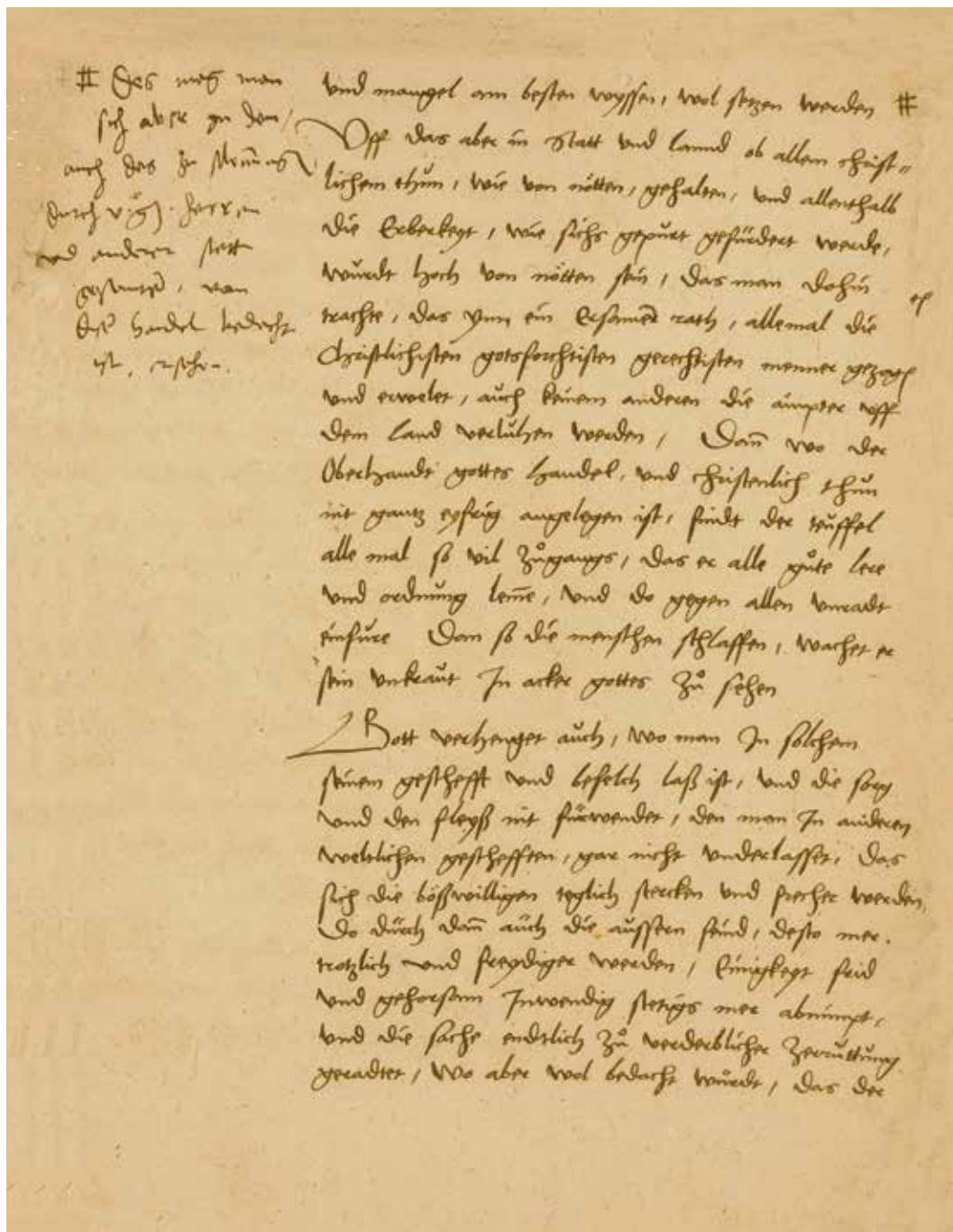


Abb. 1 - Seite aus der ‚Denkschrift‘ von 1531, geschrieben von Konrad Hubert mit Randkorrektur von Bucers Hand (vgl. Anm. 14) (StadtA Ulm).

(vgl. Abb. 1). Für Bucer war das so beeindruckend, dass er sich in Ulm erfolgreich darum bemühte, Konrad Hubert künftig als ‚Helper‘ an sich zu binden<sup>6</sup>. Der weitere Weg Bucers und seiner immensen literarischen Wirksamkeit ist ohne die virtuose Schreibfertigkeit und diensteifrige Loyalität Huberts überhaupt nicht zu denken. Er konnte nicht nur dem Diktat seines Meisters mit fliegender Feder folgen, sondern auch die extrem schwierige Schrift seiner Manuskripte mit grafischem Gespür und zugleich theologischem Verständnis entziffern und schnell zum Druck oder zur handschriftlichen Verbreitung befördern. Darüber hinaus begann in Ulm die lebenslange menschliche Verbundenheit zwischen den beiden, die auch über den Tod Bucers 1551 hinaus reichte, indem Hubert Bucers kranken Sohn Nathanael versorgte, sich seines literarischen Nachlasses annahm und die Manuskripte, soweit es ihm noch gelang, zum Druck gab<sup>7</sup>. Also auch in dieser Hinsicht konnte die Erinnerung an Ulm in Bucer Gefühle der Dankbarkeit wecken. Die wenigen gemeinsamen Wochen mit Hubert – bis zum 18. Juni, als dieser ihm über Basel nach Straßburg vorausreiste – waren weichenstellend für sein weiteres Wirken als Reformator Straßburg und Europas.

Zurück zum produktiven Ulmer Zusammenwirken der vier Theologen. Der Gastgeber Konrad Sam hätte eigentlich allen Grund gehabt, etwas beleidigt zu sein, weil man ihm drei auswärtige Koryphäen vor die Nase gesetzt hatte. Doch erwies er sich als wunderbarer Teamplayer, indem er die unermüdlich schaffenden Kollegen nach Kräften theologisch unterstützte und ihnen zusammen mit seiner Frau Elsbetha in seinem Haus das Beste auftischte, was Keller und Küche boten. Platz war genug, da das Ehepaar Sam kinderlos blieb<sup>8</sup>.

Das muss man sich alles vor Augen halten: diesen einzigartigen Kairos der deutschen Reformationsgeschichte, als nahezu sechs Wochen lang vier Reformatorenfreunde, die führenden Köpfe der südwestdeutschen Reformation, nur wenige Meter vom Ulmer Münster entfernt um einen Tisch saßen und gemeinsam das Ordnungswerk der Ulmer Reformation schmiedeten. Es fehlte nur Johannes Brenz aus Schwäbisch Hall, der im Vorfeld zwar auch im Gespräch war, doch letztlich als dezidierter Lutheraner nicht zu diesem Kreis passte. Was hier entstand, hatte paradigmatische Bedeutung für den Charakter der Stadtreformation des oberdeutschen Typs – und im Blick auf die Einflüsse Zwinglis und das Mitwirken Oekolampads kann man im Sommer 1531 durchaus

---

<sup>6</sup> Vgl. Brief Bucers an Margarethe Blarer vom 9. Juli 1531 (aus Biberach auf der Rückreise von Ulm nach Straßburg: *Ich hab zum helffer angenomen gar eyn frommen jungen [= Konrad Hubert], ist Oecolampadij diener gewesen, wurdt das iar by 80 g[ulden] haben, ist xxijj jar alt, gantz eyner freundlichen, gütigen art. Den wollte ich gar gern wol versehen.* Es folgt Bucers Vorhaben, Konrad Hubert mit einer jungen Frau [Margaretha aus Konstanz], von deren Tugend und Frömmigkeit ihm Ambrosius Blarer erzählt hat, zu verheiraten – ein Plan, der schließlich erfolgreich war. BCOR 6 (2006) Nr. 435 S. 24,12-25,6.

<sup>7</sup> Martin Bucer hat Konrad Hubert in seinem Testament für den Fall seines Todes zum Vormund für seine Kinder eingesetzt. „Es ist Konrad Hubert noch gelungen, wenigstens einen Band der Schriften Martin Bucers herauszubringen. Im Jahr 1577 – unmittelbar vor Huberts Tod am 13. April 1577 – ist bei Adam Petri in Basel dieser Band erschienen, der als ‚Tomus Anglicus‘ in die Geschichte eingegangen ist, da er hauptsächlich jene Schriften enthalten hat, die während Bucers Exil in England entstanden sind.“ Kohls (wie Anm. 5) S. 87f.

<sup>8</sup> Vgl. Konrad Hoffmann: Konrad Sam (1483-1533), der Prediger des Rats zu Ulm. In: Hans Eugen Specker/ Gebhard Weig (Hg.): Die Einführung der Reformation in Ulm. Geschichte eines Bürgerentscheids (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 2). Ulm 1981. S. 233-268. Hier: S. 245.

noch sagen: des schweizerisch-oberdeutschen Typs. Am Ende des Jahres waren Zwingli und Oekolampad gestorben, zwei Jahre später, am 20. Juni 1533, starb Sam, und der Weg der oberdeutschen Reformationsstädte führte dann im Rahmen des Schmalkaldischen Bundes immer weiter vom Schweizer Reformiertentum weg in die Arme des deutschen Luthertums. Die denkwürdigen Ulmer Wochen waren in der Zusammenführung von Ulm, Straßburg, Basel und Konstanz im Hause Sams etwas Einzigartiges; und es gehört nicht viel an historischer Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie Bucer sich durch die Erinnerung an diese Wochen getröstet und gestärkt fühlen konnte – in der Vergegenwärtigung eines reibungslosen und erfolgreichen Harmonierens mit seinen Reformatorenfreunden, wie es ihm später nicht mehr vergönnt war.

Martin Bucer konnte rückblickend auch mit Recht das Gefühl haben, dass es seine persönliche Handschrift war, die der Neuordnung des Ulmer Kirchenwesens ihr besonderes Gepräge gegeben hatte. 2009 hat Sabine Arend die Ulmer Kirchenordnungstexte neu ediert<sup>9</sup>. Im Blick auf die zentralen Dokumente des Jahres 1531, besonders die endgültige Kirchenordnung Ulms vom 6. August<sup>10</sup>, kam sie in Übereinstimmung mit der älteren Forschung zu dem Ergebnis, dass Bucer derjenige unter den drei auswärtigen Reformatoren war, der „den größten Einfluss auf die religiöse Umorientierung der Reichsstadt nahm“<sup>11</sup>: „Bucer hatte bei den wesentlichen Schriftstücken zur Neuordnung der kirchlichen Belehrungen die Endredaktion übernommen, und seine Ergänzungen und Korrekturen fanden größtenteils Eingang in die endgültigen Fassungen der Texte [...].“<sup>12</sup> Für den Straßburger lag in seiner Ulmer Arbeit sehr viel Programmatik im Blick auf zukünftige Aufgaben. Bisher hatte er noch keine vollständige Kirchenordnung ausgearbeitet. Hier zeigte Bucer nun, welche Vision von ‚christlicher Reformation‘ eines großen politischen Gemeinwesens ihn leitete und welche konkrete Kirchenordnung dieser Leitperspektive Realität geben sollte. Später hat er das dann weitergeführt in der Straßburger Kirchenordnung von 1534, in der Augsburger Kirchenordnung von 1537, in zwei Ordnungen für die hessische Kirche von 1539 und schließlich 1543 in seinem Reformationsentwurf für das Kölner Erzbistum<sup>13</sup>. Bucer war wie Johannes Brenz in Württemberg, Johannes Bugenhagen in Norddeutschland oder Andreas Osiander in Nürnberg einerseits ein pragmatischer Ordnungstheologe; andererseits aber war er, wie am ehesten Osiander, ganz und gar durchdrungen von theologischen Prinzipien und einer religiösen Gesamtschau, die sein Ordnungswerk bis in die Details hinein gestaltet und so auch bereits den Ulmer Texten von 1531 ihr besonderes Profil gibt.

---

<sup>9</sup> Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts. Bd. 17: Baden-Württemberg IV: Südwestdeutsche Reichsstädte, 2. Teilband. Tübingen 2009. Bearb. von Sabine Arend. S. 61-308: II. Ulm (30 Texte von 1528-1600).

<sup>10</sup> Ebda., S. 124-162: 5. Kirchenordnung: ‚Ordnung, die ain Ersamer Rath der Statt Vlm in abstellung hergebrachter etlicher mißprech, in jrer Stat vnd gepieten zu(o)halten, fürgenommen [...].‘

<sup>11</sup> Sabine Arend: Martin Bucer und die Ordnung der Reformation in Ulm 1531. In: Wolfgang Simon (Hg.): Martin Bucer zwischen den Reichstagen von Augsburg (1530) und Regensburg (1532). Beiträge zu einer Geographie, Theologie und Prosopographie der Reformation (SMHR 55). Tübingen 2011. S. 63-79. Hier: S. 70.

<sup>12</sup> Ebda., S. 78.

<sup>13</sup> Vgl. ebda., S. 79.

Was dieses reformatorische Profil Martin Bucers ausmacht, möchte ich nun an einigen Punkten der Ulmer Schriftstücke zeigen. Exemplarisch soll so deutlich werden, wo das Herz des Theologen Bucer schlug – und ich möchte gleich erläuternd hinzufügen: des ‚Frömmigkeitstheologen‘ Bucer; denn stets ging es ihm um eine Lehre, die das Leben der Menschen zu einer wahren Frömmigkeit, einer *vita et pietas christiana*, verwandelt. Das war durchaus auch Ambrosius Blarers und Johannes Oekolampads Anliegen. In allen Punkten, die uns jetzt Aufschluss über das reformatorische Profil Bucers geben sollen, genoss er die Zustimmung seiner Theologenfreunde. Insofern spreche ich im Folgenden nicht von einem exklusiven Profil Bucers, sondern von einem Konsensprofil: Wir lernen kennen, was im Zentrum seiner theologischen und religiösen Interessen stand und sich in seinen Ulmer Formulierungen auf Schritt und Tritt greifen lässt, was aber in vielem typisch für jenes reformiert-oberdeutsche und reichsstädtische Denken ist, wie es auch bei Oekolampad, Blarer und anderen Stadtreformatoren dieser Jahre hervortrat. Als Hauptquelle verwende ich die – zwischen dem 21. Mai und 2. Juni 1531 entstandene – sogenannte ‚Denkschrift‘ mit dem Titel ‚Christlich Leern, Ceremonien vnd Leben durch die predicanen gestöllt‘<sup>14</sup>. Sie ist ein programmatisches Schriftstück, mit der die in Ulm eingetroffenen Theologen sofort die Leitlinie für die geplante ‚Ulmer Kirchenordnung‘ festlegen und dabei vor allem zur Formulierung von 18 theologischen Kernartikeln kommen, die dann auch gut zwei Monate später in den endgültigen Kirchenordnungstext Eingang finden werden. Diese Artikel beruhen „inhaltlich und formal“ auf der ‚Confessio Tetrapolitana‘<sup>15</sup>, die, wie bereits erwähnt, Martin Bucer gemeinsam mit Wolfgang Capito verfasst hatte; und damit liegt auf der Hand, dass Bucer in Ulm mit der ihm eigenen konzeptionellen Energie und Formulierungskraft sogleich die Federführung übernommen und die Eckpunkte der *christlichen reformation* Ulms formuliert hat. Gleich fünfmal verwendet er diesen Leitbegriff<sup>16</sup>, und so auch am Ende mit den resümierenden Worten: *So vil ists, das wir yetz der Zeit zu christlicher reformation nach gottlichem wort furzunemmen bedacht haben*<sup>17</sup>.

Die ‚Denkschrift‘ war von den Theologen an die Adresse des Ulmer Rats gerichtet und wurde seinen Religionsverordneten am 2. Juni vorgelegt. Nach einigen Korrekturen hat sie der Rat ausdrücklich gebilligt<sup>18</sup>. Dem weiteren Fortgang der Ulmer Reformation bis zur Veröffentlichung der endgültigen Kirchenord-

---

<sup>14</sup> StadtA Ulm A [8983/I] fol. 192r-214r und fol. 223r-230r; Original der ‚Denkschrift‘ (mit der Fortführung des Titels durch die Worte: *Samt meiner herrn der verordneten Ratschlägen dabe*) von der Hand Konrad Huberts mit autographen Korrekturen Bucers (vgl. Abb. 1 von fol. 229r mit dem Haupttext in der Schrift Huberts und der Einfügung am Rand oben von Bucer); im Folgenden zitiert nach der Edition von Ernst Wilhelm Kohls. In: BDS 4 (1975) S. 374-398 (Text der Abbildung: S. 397,19-398,5). Die Abschrift im Stadtarchiv Straßburg, die Kohls in BWKG 60/61 (1960/61) S. 177-213 edierte, darf hier unberücksichtigt bleiben. Die Forschungsliteratur zur Denkschrift wird genannt von Arend (wie Anm. 11) S. 68, Anm. 34.- Vgl. insbesondere Specker/Weig (wie Anm. 8) S. 177-179 mit einer Übersicht über die Gliederung der Denkschrift nach den drei in der Überschrift genannten Gesichtspunkten ‚Lehren‘, ‚Zeremonien‘ und ‚christliches Leben‘.

<sup>15</sup> Vgl. Arend (wie Anm. 11) S. 68.

<sup>16</sup> ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 374,8; 380,3; 391,28; 396,23; 398,18f.

<sup>17</sup> Ebda., S. 398,18f.

<sup>18</sup> Vgl. Arend (wie Anm. 11) S. 68.

nung stand nun nichts mehr im Weg. Besonderes Markenzeichen dieses Prozesses war das hohe Maß des Konsenses im Zusammenwirken der Theologen, besonders Bucers, mit der politischen Führung der Reichsstadt. Das zeigte sich auch, als der Rat am 31. Juli der in Aussicht genommenen Kirchenordnung eine öffentliche Rechenschaft für die Einführung der Reformation vorausschickte. Er ließ dieses ‚Gemeine außschreiben‘ durch die Theologen erarbeiten und mit einem Begleitschreiben im Druck verbreiten<sup>19</sup>. Da Bucer und Oekolampad Ulm bereits am 30. Juni verlassen hatten, wurde die Arbeit am ‚Gemeinen Ausschreiben‘ offensichtlich zunächst von Blarer in Gemeinschaft mit Sam übernommen. Doch wurde dieser handschriftliche Entwurf sogleich an Bucer nach Straßburg geschickt, der ihn durch Streichungen und Neuformulierungen völlig umgestaltete<sup>20</sup>. Dabei nutzten die Theologen auch die Gelegenheit, öffentlich auf die gelehrten antireformatorischen Argumente Dr. Georg Oßwalds einzugehen, der als Pfarrer des – zum Ulmer Landgebiet gehörenden – Städtchens Geislingen zum Wortführer der altgläubigen Opposition Ulms geworden war<sup>21</sup>. Im Folgenden gehe ich aber nicht weiter auf diese Verteidigungsschrift des Ulmer Rats und der Theologen ein, sondern berücksichtige nur die wesentlichen Eckdokumente des kirchlichen Neuordnungsprozesses: die ‚Denkschrift‘ von Anfang Juni und die ‚Kirchenordnung‘ vom 6. August 1531.

Mit dem eben verwendeten Stichwort ‚Konsens‘ in der Synergie von Reformationstheologen und reichsstädtischem Magistrat bin ich bereits beim *ersten Punkt*, den ich an ‚Denkschrift‘ und ‚Kirchenordnung‘ besonders hervorheben möchte. Er betrifft das Verhältnis der Theologen zur Ratsobrigkeit und die Art und Weise, wie Bucer die Ratsherren für die Aufgabe der Reformation Ulms in die Pflicht nimmt. Hier ist nichts von einer reformatorischen Zwei-Reiche-Lehre zu spüren – ebenso wenig wie später in der Straßburger Kirchenordnung oder in einer anderen oberdeutschen und schweizerischen Reformationsordnung. Martin Luther war bekanntlich der Meinung, dass man grundsätzlich unterscheiden müsse zwischen dem politischen Ordnungsbereich, in dem die Obrigkeit durch Gesetze und Zwangsmaßnahmen weltlichen Frieden stiftet, und dem kirchlichen Gestaltungsbereich, in dem die Gemeinde Jesu Christi durch die Verkündigung des Evangeliums und die Sakramente Taufe und Abendmahl die Sündenvergebung und die Annahme zur ewigen Seligkeit empfängt. Ein derartig differenzierendes Zwei-Bereiche-Denken widerspricht völlig der politisch-kirchlichen Einheitsvision Bucers, Blarers und Oekolampads. Sie können sich wie Zwingli

---

<sup>19</sup> Titel der Druckfassung: ‚Gemeine außschreiben vnnd entschuldigung ayns Erbarn Raths der Statt Vlm, was jne in göttlichen sachen zü Christenlichem seinem fürnemen verursacht hab‘. Vier Drucke in StadtB Ulm: 27487; 27487.1; 27487.2; Schad 14 (hier zusammengebunden mit der Ulmer Kirchenordnung: Schad 15). Edition durch Ernst Wilhelm Kohls in: BDS 4 (wie Anm. 14) S. 273-304. Das Begleitschreiben wurde separat als Einblattdruck publiziert. Edition durch Kohls *ebda.*, S. 305. Vgl. Arend (wie Anm. 11) 69f.: Das ‚Gemeine Ausschreiben‘ wurde zusammen mit dem Begleitschreiben „an insgesamt 107 Adressaten verschickt, darunter sämtliche Kurfürsten und Fürsten, alle freien und Reichsstädte sowie die wichtigsten eidgenössischen Städte“.

<sup>20</sup> Vgl. Arend (wie Anm. 11) S. 69.

<sup>21</sup> Zu diesen Passagen des ‚Gemeinen Ausschreibens‘, in denen die Auseinandersetzung mit Oßwald geführt wurde, vgl. Wolfgang Schöllkopf: Von Freundschaft und Gegnerschaft. Bucer und Blarer in ihren Briefen des Jahres 1531 und die Gegen-Artikel des Geißlinger Pfarrers Dr. Georg Oßwald. In: Simon (wie Anm. 11) 170-186. Hier: S. 176-186.

von Anfang an eine grundlegende Reform des städtischen Kirchenwesens nur als obrigkeitliche Reformation des Magistrats vorstellen; und das entsprach auch völlig dem umfassenden Regulierungsanspruch der städtischen Räte im Reformationszeitalter.

Die Ulmer ‚Denkschrift‘ der Theologen ist daher von einer Gesamtsicht der christlichen Stadt bestimmt, in der die Ratsobrigkeit sich nicht nur um die *weltlichen gescheffte*<sup>22</sup> kümmert, sondern ihre Hauptsorte und ihren ganzen *Fleiß und Eifer* darauf richtet, dass in der Stadt christlich gelehrt und gelebt wird: *das by jren vnderthonen die recht christlich lere getrewelich getrieben vnd yr ouch gelept vnd abgestellet werde, was do wider geredt oder gethon werden mag*<sup>23</sup>. Darum sei es ein *verderblicher yrthumb*, wenn eine solche ordentliche Obrigkeit, die doch von Christen ausgeübt wird, als nur *weltlich* gescholten und abgewertet wird<sup>24</sup>. Bucer hat hier den traditionellen Konflikt zwischen dem geistlichen Regiment des Bischofs und der städtischen Laienobrigkeit im Blick und verschiebt nun den bischöflichen Jurisdiktionsbereich völlig auf die Seite der Ratsherren: Sie sollen vorrangig ein geistliches Regiment ausüben, indem sie, wie er betont, *zum ersten und höchsten* das Seelenheil ihrer Untertanen fördern<sup>25</sup> und daher fähige Prediger berufen, mit ihnen gemeinsam den Gottesdienst nach biblischen Prinzipien ordnen, über die rechte Lehre des wahren Evangeliums wachen und dafür sorgen, dass alle Stadtbewohner diese Lehre in ein zuchtvolles christliches Leben umsetzen. Schon vor der Reformation hatte der Ulmer Rat viele kirchliche Kompetenzen an sich gezogen<sup>26</sup>. Aber die nun anvisierte vollständige Verlagerung der Kirchenhoheit, auch über Lehre, Bekenntnisnorm, Zeremonien, Visitationen, Ehegericht und Kirchenzucht, bedeutete eine scharfe reformatorische Zäsur: Der städtische Rat übernimmt als weltliche Obrigkeit auch in vollem Umfang die geistlichen Rechte und Funktionen eines Bischofs.

Bucers kommunales Einheitsdenken<sup>27</sup> bezieht sich auf alle Lebensbereiche der Stadt. So gibt es für ihn keinen prinzipiellen Unterschied zwischen dem Tugendkanon eines anständig-ehrabaren bürgerlichen Lebens und einer christlichen Sittenzucht. Er zielt auf ein bürgerlich-christliches Kontinuum des rechten und frommen Lebens und ist der Meinung, dass erst die christliche Liebe als innere Antriebskraft den Gemeinsinn der Bürgerschaft wahrhaft belebt und so zur Garantie der städtischen Werte der Einigkeit, des Friedens, der Gerechtigkeit und des ‚Gemeinen Nutzens‘ wird. Es ist daher nur konsequent, wenn Bucer fordert, dass man immer die *christlichisten, gotsforchtisten, gerechtisten menner* in den städtischen Rat wählt und auch im Landgebiet die Ämter entsprechend

---

<sup>22</sup> ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 398,1.

<sup>23</sup> Ebda., S. 378,18-20.

<sup>24</sup> Ebda., S. 378,20-22.

<sup>25</sup> Ebda., S. 381,19-22.

<sup>26</sup> Vgl. Berndt Hamm: Spielräume eines Pfarrers vor der Reformation. Ulrich Krafft in Ulm (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Ulm 27). Ulm 2020. S. 17f. (mit Lit.: Gottfried Geiger, Hans Eugen Specker).

<sup>27</sup> Wie sehr ein solches Einheitsdenken über den oberdeutsch-schweizerischen Bereich hinaus auch in einer lutherisch geprägten Stadt lebendig sein konnte, zeigt z. B. der Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler; vgl. Berndt Hamm: Lazarus Spengler (1479-1534). Der Nürnberger Ratsschreiber im Spannungsfeld von Humanismus und Reformation, Politik und Glaube – mit einer Edition von Gudrun Litz (SuR.NR 25). Tübingen 2004. Besonders S. 204-223 (Kap. 6: Stadt und Kirche unter dem Wort Gottes – das reformatorische Einheitsmodell Spenglars).

besetzt<sup>28</sup>. Wenn das nicht geschieht, warnt er, wird der Teufel alle gute Lehre und Ordnung in der Stadt lähmen<sup>29</sup> und es wird zu einer *verderblichen zeruttung* der Kommune kommen<sup>30</sup>. Wo aber die obrigkeitlichen Ämter mit *redlichen und gotsforchtigen* Männern besetzt werden, die der Wahrheit hold und der Habgier feind sind, Gott und das Recht und nicht die Person ansehen<sup>31</sup>, da geschieht das, was Bucer den Ulmern am Ende der ‚Denkschrift‘ als Frucht einer christlichen Reformationsordnung in Aussicht stellt: *Do wonet vnd regieret gott selb, verhüt und treibt ab alles vnglück, segnet vnd begabet solich volck mit allen guttern an leib vnd seel, mag [vermag] jnen niemand schaden, sonder meniglich, auch yre feind, miessen jnen zu allem gutten dienen*<sup>32</sup>. In dieser bürgerlichen Religiosität, einer frühneuzeitlichen Form von ‚civil religion‘, wie man sie mit reformatorischem Vorzeichen schon 1523 bei Zwingli findet<sup>33</sup>, garantiert die fromme Orientierung der Bürgerschaft am Evangelium und am Heilsnotwendigen zugleich ihr irdisch-leibliches Wohlergehen.

Dieser erste Punkt war etwas ausführlicher zu behandeln, weil das politisch-kirchliche Einheitsmodell der ‚Denkschrift‘ den Gesamtrahmen für Martin Bucers Reformationsverständnis bildet. Der zweite Punkt, den ich hervorheben möchte, hängt mit dem ersten unmittelbar zusammen: Ebenso wenig, wie Bucer in Ulm an eine Entflechtung von Politik und Kirche im Sinne einer Zweireiche-Lehre denkt, findet man bei ihm so etwas wie die Vorstellung von einem allgemeinen Priestertum aller Getauften und eine Betonung ihrer gemeinsamen, basischristlichen Verantwortung für die Belange der Gemeinde Jesu Christi – Gedanken, denen man in den frühreformatorischen Schriften Luthers und dann in den Strömungen einer nicht-obrigkeitlichen Reformation wie vor allem im Täufertum begegnet. Bucer hingegen war, wie ich schon sagte, von Anfang an Vertreter einer dezidiert obrigkeitlichen Reformation, in der die Reform und Gestaltung des gesamten Kirchenwesens von oben nach unten, auf dem Verordnungsweg eines christlichen Rats, geschieht. In diese Bewegungsrichtung ‚von oben nach unten‘ sind auch die Prediger, die *diener des worts*, wie sie genannt werden<sup>34</sup>, einbezogen.

Die Diener des Worts sollen, wie es in der ‚Ulmer Kirchenordnung‘ heißt, nach sorgfältigster Prüfung ihrer Lehre und ihrer Lebensführung vom Rat bestellt werden<sup>35</sup>. Ihnen – und ihnen allein – obliegt die Aufgabe, die Botschaft der biblischen Schrift in der Bürgerschaft öffentlich zu kommunizieren. Bucer betont, dass mit diesem Wortdienst der Prediger und mit der Berufung fähiger Theologen, die den wahren Sinn des Evangeliums wirklich zum Klingen brin-

<sup>28</sup> ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 397,25-28.

<sup>29</sup> Ebda., S. 397,28-30.

<sup>30</sup> Ebda., S. 397,33-398,5.

<sup>31</sup> Ebda., S. 398,10-14.

<sup>32</sup> Ebda., S. 398,14-17, mit Anspielung auf Röm. 8,28: „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten dient [...].“

<sup>33</sup> Vgl. Berndt Hamm: Bürgertum und Glaube. Konturen der städtischen Reformation. Göttingen 1996. S. 156f.

<sup>34</sup> Vgl. in der ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) den großen Abschnitt *Von dienern des worts* (S. 379,21-386,13) und in der ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) den entsprechenden Abschnitt *Von den dienern des worts, wie manß mit inen und auch sy sich halten sollen* (S. 135-137).

<sup>35</sup> ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 135 linke Spalte.

gen können, das Heil und die Wohlfahrt der Stadtbewohner steht und fällt: *Wa [wo] mit den predigern verfelet [fehlgegriffen wird], mag [kann] weder an ler noch leben etwas guts zu verhoffen sein*<sup>36</sup>. Es ist für Bucer unvorstellbar, dass diese Schlüsselrolle der professionellen Theologen, Verkündigung, Gottesdienst und Seelsorge, von anderen befähigten Gemeindegliedern zum Teil übernommen werden könnte. Er vertritt hier eine strenge funktionale Trennung von Ständen, Berufen und Ämtern in der Stadtgemeinde, im Sinne eines wohlgegliederten Organismus, in dem jeder an seinem Platz zum Wohl des Ganzen wirkt. Jedem, sagt er, ist von Gott sein *beruff und stand zugewiesen, es sey obrer, underthon, haußvatter, haußmutter, kind, knecht, magdt, diener der regierung, prediger, schulmayster und was der gleichen nützliche und von gott verordnete ämter sind*<sup>37</sup>. Die spezifische Funktion der Theologen, Prediger und Pfarrer darf also kein anderer übernehmen wollen; das wäre, wie Bucer formuliert, verderblicher *fürwitz und frembdgeschäftigkeit*<sup>38</sup>. Genau das sollen die Prediger ihrer Gemeinde immer wieder vor Augen halten: dass jeder gehorsam, geduldig und demütig in dem Beruf und Stand bleiben soll, in den ihn Gott berufen hat, und sich vor jedem aufrührerischen und vorwitzigen Geist hüten soll, der sich mit Dingen befassen will, die ihn nichts angehen. Und jeder hat sich daher auch ohne Murren den biblischen Instruktionen der für ihn zuständigen Prediger zu fügen<sup>39</sup>.

Die Profession der Theologen in der Stadt ist also die spezifische, keinem anderen anvertraute Aufgabe, Gottes Wort aus der Heiligen Schrift öffentlich zu Gehör zu bringen und die Menschen entsprechend zu instruieren und zu motivieren, zu trösten, zu ermahnen und zu korrigieren. Damit bin ich beim *dritten Punkt* meiner Charakterisierung des Bucer'schen Profils: bei der absoluten Dominanz des Gotteswortes im politisch-kirchlichen Gemeinwesen, einer geradezu theokratischen Vorrangstellung, die unmittelbar mit der religiös-kirchlichen Führungsrolle der professionellen Theologen verbunden ist. Zwar ist es richtig: Das Kirchenregiment und damit auch die Hoheit über die Reformation des Kirchenwesens und über die Kirchenordnung kommen allein der Ratsobrigkeit zu. Doch hat Bucer ebenso wie seine Reformatorenkollegen stets eine christliche Obrigkeit im Blick, die sich der obersten Autorität und Weisungsvollmacht des biblischen Gotteswortes unterordnet. Eine andere Obrigkeit wäre des Teufels. Und die Aufgabe der Theologen ist es, allen Menschen in der Stadt und besonders den Bürgermeistern und Ratsherren immer wieder vor Augen zu stellen, was die Botschaft des Evangeliums, was Götzendienst und was wahre christliche Zucht und Frömmigkeit ist<sup>40</sup>. Wenn die Prediger wirklich in dieser Weise zur Stimme Gottes und der göttlichen Wahrheit in der Stadt werden, dann ist die Stadtobrigkeit gut beraten, wenn sie auf diese Stimme hört und sich in ihren Ordnungen, Gesetzen und Befehlen von ihr leiten lässt, vor allem in Belangen der Kirchengemeinde. Insofern liegt die konkrete Ordnungsvollmacht in

<sup>36</sup> „Denkschrift“ (wie Anm. 14) S. 380,26-28.

<sup>37</sup> „Ulmer Kirchenordnung“ (wie Anm. 10) S. 132 rechte Spalte.

<sup>38</sup> Ebda.

<sup>39</sup> Ebda., S. 132 rechte Spalte - 133 linke Spalte.

<sup>40</sup> Vgl. ebda., S. 132 linke und rechte Spalte.

der Stadt zwar allein beim Rat: Er übt die Herrschaft aus; die Stadtbewohner – noch werden sie nicht ‚Untertanen‘ genannt – haben zu gehorchen. Aus religiöser Perspektive aber ist das wahre Autoritätsgefälle komplexer: Die Autorität der Heiligen Schrift steht über der Obrigkeit; und den Theologen kommt, wenn sie wirklich Gottes Wort und nicht ihren eigenen Geist verkünden, eine geistliche Vollmacht zu, die der Obrigkeit nicht untergeordnet ist, sondern ihr selbstständig, kraft eigenen, göttlichen Rechts, gegenübersteht und sich ihr notfalls widersetzen muss, ohne Gewalt, allein durch die Kraft des Wortes (*sine vi, sed verbo*). Hier gilt für alle Reformatoren der ehrne Grundsatz von Apostelgeschichte 5,29: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Ich komme zum *vierten Punkt*: die Reformation Ulms als Umbruch. In ihrer ‚Denkschrift‘ für die Ulmer Reformation legt Bucer zusammen mit seinen Kollegen inhaltlich fest, welche Lesart der Heiligen Schrift für die Kommune künftig gelten soll. Die Orientierungsmarken für Lehre, Gottesdienst und Lebensführung werden so bestimmt, dass in allem eine scharfe Trennlinie zur traditionell-katholischen Religiosität gezogen wird. Hier zeigt die städtische Reformation nicht den Charakter eines allmählichen Transformationsprozesses vom bisherigen zu einem erneuerten Glauben<sup>41</sup>, sondern das Gesicht eines radikalen Systembruchs mit dem bisherigen Sinngefüge von Lehre, Kultus, Recht und Alltagsfrömmigkeit<sup>42</sup>. Indem sich der Ulmer Rat darauf einließ und diese scharfe antikatholische Profilierung Punkt für Punkt ohne Abstriche in die endgültige Kirchenordnung übernahm, legte er sich in einer Art freier Selbstbindung auf das Bibelverständnis der reformatorischen Theologen und auf ihre neue Kirchendoktrin fest. So zögerlich der Rat bis 1530 vorgegangen war, hier vollzog er nun in wenigen Wochen den Abschied von einem jahrhundertealten Kirchenwesen und den Sprung in eine neue Ära der städtischen Kirche, Konfession und Religionskultur.

Was das inhaltlich bedeutete, kann ich abschließend nur noch mit wenigen Strichen skizzieren, indem ich mich auf besonders charakteristische Züge des Bucer’schen Reformationsprofils konzentriere. An den Anfang stelle ich als *fünften Punkt* meiner Darstellung jene rechtfertigungstheologische und zugleich christologische Zentralperspektive der Ulmer ‚Denkschrift‘ und ‚Kirchenordnung‘, die in allen Schriften Bucers das Basisbekenntnis bildet. Auf diese grundlegende Glaubensaussage müssen sich, wie er stets betont, alle Reformationsgesinnten von Wittenberg bis Zürich einigen können<sup>43</sup>: dass Christus, der Sohn Gottes, für uns Mensch geworden und gestorben ist, als alleiniges und vollkommenes Opfer für unsere Sünden, dass er daher für uns der alleinige

<sup>41</sup> Zu diesem Transformationsverständnis im Blick auf das Verhältnis von spätmittelalterlicher Religiosität und Reformation vgl. Volker Leppin: Transformation. Studien zu den Wandlungsprozessen in Theologie und Frömmigkeit zwischen Spätmittelalter und Reformation (SMHR 86). Tübingen 2015.

<sup>42</sup> Zum Verständnis der Reformation als ‚Systembruch‘ vgl. Berndt Hamm: Wie innovativ war die Reformation? In: ZHF 27 (2000) S. 481-497, besonders S. 496f. Die Begriffe ‚Systembruch‘ und ‚Transformation‘ sind miteinander kompatibel, wenn man den reformatorischen Systembruch als eine besondere Art von Transformation (Umgestaltung) versteht. Insgesamt verbinden die diversen Reformationsrichtungen beide Dimensionen von Transformation: Umbruchsvorgänge von unterschiedlicher Radikalität und vielerlei Arten von allmählichen Veränderungsprozessen.

<sup>43</sup> Zum Folgenden vgl. ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 375,9-30, und ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 129 linke und rechte Spalte.

Mittler und Fürsprecher vor Gott ist und dass wir daher nur durch ihn gerettet werden können und nicht durch unsere eigenen Werke oder durch die Intercession anderer Fürsprecher wie Maria und die Heiligen. Dieses Basisbekenntnis schließt die Lehre von der wurzelhaften Grundsünde des Menschen ein und den Kernsatz, dass der Mensch keinen freien Willen hat, der es ihm erlaubt, sich aus natürlichen Kräften auf Gottes Gnade und die ewige Seligkeit zuzubewegen<sup>44</sup>. Dezidiert ausgeschlossen wird zugleich die allgemein katholische Doktrin, dass der Mensch nach Empfang der rechtfertigenden Gnade Genugtuung (satisfactio) für die ihm von Gott auferlegten zeitlichen Sündenstrafen auf Erden oder im ‚erdichteten‘ Fegefeuer leisten, durch Verdienste himmlischen Lohn erwerben und so zu Lebzeiten durch gute Werke Jenseitsvorsorge leisten kann<sup>45</sup>.

Auffallend ist, dass die gesamte reformatorische Terminologie der Rechtfertigung und Gerechtigkeit fehlt. Damit entfällt vor allem die Lehre, dass dem sündigen Menschen mit der Sündenvergebung die Fülle und Ganzheit der stellvertretenden Gerechtigkeit Christi angerechnet und zugeeignet wird und dass der Sünder so von Gott vor aller realen Gerechtmachung und vor allen guten Werken bedingungslos zum ewigen Heil angenommen ist. Eine solche Unterscheidung zwischen Rechtfertigung und Heiligung als Gerechtmachung bleibt Bucer zeitlebens fremd. Zwar ist er gut reformatorisch der Meinung, dass der Mensch durch den Glauben und nicht durch Werke Sündenvergebung und Heil empfängt; aber dieser Glaube ist für ihn von Anfang an Wirken des Heiligen Geistes im Herzen des Menschen und so gleichbedeutend mit einer Gottesliebe, die das gesamte Leben des Menschen verwandelt, heiligt und dem ewigen Leben zuführt. Zentral ist daher auch in den Ulmer Kirchenordnungstexten der Begriff des christlichen Lebens<sup>46</sup>. Die gesamte Konzeption der ‚christlichen Reformation‘ ist hier von der Zielperspektive eines frommen Lebens bestimmt, in dem Gottes Geist durch die Kraft der Liebe zum Zuge kommt – wobei die für Luther so wesentliche terminologische und sachliche Unterscheidung zwischen Glaube und Liebe irrelevant wird: Die Lebendigkeit des Glaubens liegt für Bucer in der Liebe; und die Wahrheit der Liebe erweist sich für ihn in einem Glauben, der sich auf den alleinigen Seligmacher Christus bezieht und das ganze christliche Leben von Anfang bis Ende als Geschenk des heiligenden Christusgeistes versteht<sup>47</sup>. Man kann vermuten, dass die starke Ausrichtung auf Geist und frommes Leben bei Bucer ebenso wie bei Oekolampad auch mit ihrem Humanismus zusammen-

---

<sup>44</sup> ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 375,11-13, und ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 129 linke Spalte.

<sup>45</sup> ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 375,26-28, und ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 129 rechte Spalte.

<sup>46</sup> Vgl. den programmatischen Beginn der ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 374,1-5: *Von der Leere. Nach dem alles christlich Leben auf warem glauben vff unseren herren Jesum Christum fleußt vnd der selbig glaub nach gemeiner ordnung gottes also durch gottlichen geyst in den herten der erwelten gepflantzet vnd eingossen wirdt [...].*

<sup>47</sup> Zu diesem Verständnis des Ineinanders von Glaube und Liebe im Unterschied zu Luther vgl. Berndt Hamm: Toleranz und Häresie. Martin Bucers prinzipielle Neubestimmung christlicher Gemeinschaft. In: Arnold/Hamm (wie Anm. 4) S. 85-106. Bes.: S. 95-97 und S. 101-104, mit der Formulierung auf S. 96: „Genauer betrachtet ist der Christusglaube bei Bucer in seinem Wesen, d. h. in seiner vom Heiligen Geist geschenkten Lebendigkeit, nichts anderes als Liebe zu Gott, d. h. ein Glaube, der das eigene Leben Christus übereignet und ihn deshalb von Herzen sucht.“

hängt, insbesondere mit ihrer Prägung durch Erasmus von Rotterdam. Doch hat nun diese Dominanz der Pneumatologie und Lebensheiligung Eingang in ein neues religiöses Gesamtgefüge gefunden, durch das sich Erasmus abgestoßen fühlte<sup>48</sup>.

In diesem Gesamtgefüge gewinnt die neue reformatorische Radikalität und ihr scharfer Traditionssabbruch stets den Grundcharakter der christlichen Lebensverwandlung, Versittlichung und Zucht. Sie bestimmt den Gedankenduktus der Ulmer ‚Denkschrift‘ von Anfang bis Ende. Dem möchte ich nun in meinem *sechsten Punkt* nachgehen, indem ich frage, welche Konsequenzen sich aus dieser typisch oberdeutsch-stadtreformatorischen Akzentverlagerung auf das geheiligte, fromme Leben – Bucer spricht in der Denkschrift betont vom *recht christlich leben*<sup>49</sup> oder vom *christlich, gottselig leben*<sup>50</sup> – ergeben. Eine wichtige Konsequenz zeigt sich in der Neubestimmung der Sakramente. Von den sieben Sakramenten der katholischen Kirche bleiben wie generell in den reformatorischen Gemeinden nur noch Taufe und Abendmahl übrig. Und diese beiden sind Eckpfeiler des von Gottes Gnade und Geist her verstandenen christlichen Lebens- und Heilungsbogens. An der Taufe ist für Bucer nicht wie für Luther die Taufpromissio, die Zusage von Vergebung, Gerechtigkeit und ewigem Leben, die Hauptsache, sondern dass das Kind *Christo jn ein göttlich selig leben ergeben wurdet*<sup>51</sup> – auf dass Gott unser Leben *durch seinen gaist raynige, erlöß und widerbring* und wir *unns selb in allen bösen begirden und flaischlichen hendeln absterbend, on underloß buß wircken, unns bössern [bessern] und in aim newen, gotsälichen leben furtfaren*<sup>52</sup>. Analog fällt auch beim Abendmahl das ganze Gewicht auf die Abendmahlsgabe des geisterfüllten christlichen Lebens in wahrer Nächstenliebe. Dagegen spielt die in der protestantischen Abendmahlskontroverse so zentrale Frage nach dem Modus der Realpräsenz Christi in der ‚Ulmer Kirchenordnung‘ keine Rolle. Die in Sams Haus versammelten Theologen neigen gemeinsam zu einer Spiritualisierung und Verinnerlichung des Abendmahlsverständnisses und begnügen sich daher mit der schlichten Aussage, dass Christus beim Abendmahl mitten unter den Seinen ist und ihren Seelen seine himmlische Speise reicht, auf dass sie ihm zu Lob und Dank ein christliches Leben *in aller lieb, zucht und gedult führen*<sup>53</sup>.

Mit dem Begriff „Zucht“ – im Sinne von Sittenreinheit und Freiheit von Lastern – fällt ein für die Ulmer Reformation wichtiges, ja entscheidendes Stichwort, dem ich daher einen eigenen, *siebten Punkt* widmen möchte. Denn sowohl die ‚Denkschrift‘ als auch die ‚Kirchenordnung‘ finden ihren krönenden Abschluss in den Abschnitten über die zugleich christliche und städtische Zucht, die sowohl die Diener des Worts als auch die Stadtobrigkeit in gemeinsamem Eifer fördern und überwachen sollen. Für Bucer ebenso wie für Oekolampad und Blarer sind

<sup>48</sup> Vgl. Erasmus‘ deutliche Worte in seinem Brief an Bucer vom 2. März 1532. In: BCOR 7 (2008) Nr. 564 S. 328,1-9.

<sup>49</sup> ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) 376,14; 390,38; 392,18.

<sup>50</sup> Ebda., S. 392,3f.

<sup>51</sup> Ebda., S. 386,26.

<sup>52</sup> ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 142 linke Spalte.

<sup>53</sup> Ebda., S. 143 linke und rechte Spalte und S. 144 linke Spalte.

diese letzten Passagen der Reformationsordnung nach den Abschnitten über Lehre und Zeremonien nicht etwas Sekundäres und weniger Wesentliches, sondern gerade umgekehrt der Gipelpunkt des angestrebten Reformationswerks, das in allen Punkten auf die Reinigung und Heiligung des Lebens zielt. Denn Christus, argumentieren die Theologen, ist für uns gestorben, damit wir fromm leben. Wenn daher die Stadtgemeinde nicht mit Strenge, mit Warnen und Strafen, gegen die *haydnischen laster* vorgeht, ist das eine schlimme Verachtung Christi – mit der Folge, dass Christus der Gemeinde seine Gnade entziehen wird, auf die sie angewiesen ist, um mit *rechtem eyfer* christlich zu leben<sup>54</sup>.

Was die Theologen daher dringlich verlangen, ist eine christliche Bannordnung, d.h. eine gestufte Zucht- und Exkommunikationsordnung der Kirchengemeinde, die ihre letzte Stufe im öffentlichen Ausschluss der hartnäckigen Sünder von Gottesdienst und Abendmahl findet<sup>55</sup>. Das Abendmahl als Inbegriff christlicher Liebesgemeinschaft wird so zum Instrument strafender Strenge und Unduldsamkeit im Umgang mit dem lasterhaften Leben. Zugleich nehmen die Theologen die Ratsobrigkeit mit der Forderung in die Pflicht, durch eine kommunale Strafordnung für öffentliche Zucht und Ordnung im Zusammenleben der Bürgerschaft zu sorgen. Der innerkirchlichen Zucht- und Strafordnung soll also in konzertierter Aktion eine bürgerlich-rechtliche Sanktionsordnung zur Seite treten<sup>56</sup>. Die städtischen Laster, die hier von Bucer ausdrücklich genannt werden, sind gotteslästerliche Schwüre, Zutrinken, Huren, Ehebruch, Spielen, wucherische Wirtschaftspraktiken (betrügerische Käufe und Kontrakte), üppige Verschwendungen in der Lebenshaltung, übertriebener Aufwand in der Kleidung und bei Gastmählern und – wie es dann abschließend pauschal heißt – *was gemeiner erbarkeyt und christlichem leben mag nachteilig sein*<sup>57</sup>. Man sieht hier sofort, wie in dieser Zielperspektive einer zuchtvollen Stadt das Bürgerlich-Ehrbare mit dem Christlichen völlig verschmolzen ist. Einerseits knüpfen die Theologen an den traditionellen reichsstädtischen Sittenmandaten des Ulmer Rats im späten 15. und beginnenden 16. Jahrhundert an<sup>58</sup>; andererseits forcieren sie das Verfahren der Sittenzucht: Sie begnügen sich nicht mit den städtischen Sanktionen der Zuchtherren des Rats<sup>59</sup>, sondern verankern in der ‚Kirchenordnung‘ ein gesondertes Zuchtverfahren der Christengemeinde mit einem eigenen weltlich-geistlichen Aufsichtsgremium von acht *dienern christlicher*

<sup>54</sup> Ebda., S. 151 rechte Spalte.

<sup>55</sup> Vgl. ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 392,14-395,35 (*Vom christlichen Bann*), und ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 149-151 (*Von Christlichem ausschliessen*).

<sup>56</sup> Vgl. ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 396-398 (*Von Zucht der gemeinen regierung*), und ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 152-161 (*Von straff der Laster*).

<sup>57</sup> ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 397,5f.

<sup>58</sup> Vgl. Arend (wie Anm. 11) S. 73f., zu den Passagen über die Sitten- und Kirchenzucht in der ‚Ulmer Kirchenordnung‘: „[...] griff man auf Ulmer Rechtstexte aus vorreformatorischer Zeit zurück. So ist der Abschnitt zum Schwören und Fluchen sowie zur Gotteslästerung an seit langem gültige lokale Regelungen angelehnt. Ein Beispiel: Das 1456 erlassene Mandat *Von wucher und ungötlichen keuffen* wurde gleichlautend in die Kirchenordnung inseriert.“ Aus der Zeit unmittelbar vor Entstehung der Kirchenordnung vgl. die Zuchtdaten des Rats (*Mandatum Gottslesters und anderer Laster halber*) vom 23. und 26. Feb. 1526; dazu Susanne Kremmer/Hans Eugen Specker (Hg.): *Repertorium der Policeyordnungen der Frühen Neuzeit*. Bd. 8/3: Ulm (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte 218). Frankfurt/M. 2007. Nr. 1389 und Nr. 1390.

<sup>59</sup> Zum Begriff *Zucht Herren* vgl. ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 397,8.

*zucht*<sup>60</sup>. Darin kommt der gesteigerte Heiligungsanspruch der Reformatoren zum Ausdruck, die auf dem Weg christlicher Strenge und Zucht mit Gottes Gnade aus Ulm ein heiliges Jerusalem machen wollen.

Als Bucer von Blarer Anfang 1532 hört, dass die Esslinger unter dem Eindruck der Predigten seines Freundes ihr städtisches Bordell geschlossen haben, bekundet er ihm seine Freude und dankt Gott für das glückliche Wirken des Heiligen Geistes unter den Esslingern, um dann im Blick auf die Situation in Straßburg hinzuzufügen: „Mich ergreift Jammer über unseren Zustand, sooft ich daran denke, dass andernorts eine so christliche Strenge regiert. Wir sind Babylonier, aber deshalb, weil wir Jerusalems unwürdig sind.“<sup>61</sup> Die himmlische Stadt auf Erden, das heilige Jerusalem, bleibt die Zielperspektive Bucers – eine Vision, in der Liebe und Strenge vereint sind.

Will man den Gesamtduktus der ‚Ulmer Kirchenordnung‘ und der vorausgehenden ‚Denkschrift‘ abschließend charakterisieren, dann ist es, wie mir scheint, vor allem wichtig, die Leitperspektive des verchristlichten Lebens mit dem durchläufigen Gedankenduktus der Reinigung der Christen- und Bürgergemeinde zusammenzudenken. Daher möchte ich an das Ende meines Aufsatzes als *achten Punkt* die Zielperspektive der christlichen Reinigung stellen<sup>62</sup>. Christliche Reformation heißt für Bucer, dass die Kirche ebenso wie die Stadt von allem Widergöttlichen gereinigt und so Gott allein die Ehre gegeben wird: *das [damit] durch unnd in uns und den unsren sein göttlicher Nam vor allem ymer mehr und mehr gebeyliget und großgemacht, sein Reych geweyttert und bekreffigt und in allem seinem willen gelebt wurd*<sup>63</sup>.

Diese Vorstellung Bucers von einem reinigenden Zurückdrängen der Sündenverderbnis, das die Wachstumskräfte von Gottes Reich in den Kommunen stärkt, enthält ein prozesshaftes Drei-Stufen-Modell, wie es für den gesamten Bereich der oberdeutschen und schweizerischen Reformation charakteristisch ist. Der Straßburger Reformator wendet diese Agenda auch auf die Einführung der Reformation in Ulm an, wie seine Texte von 1531 zeigen.

Die erste Stufe ist aus seiner Sicht dann erreicht, wenn in der Stadt nur noch biblisch und evangeliumsgemäß gelehrt und gepredigt wird, d. h. mit exklusiver Konzentration auf die alleinige Heilsmittlerschaft Jesu Christi, seines gnädigen Erbarmens und seines Geistwirkens in der Gemeinde<sup>64</sup>.

---

<sup>60</sup> ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 395,20-30, und ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 149 linke und rechte Spalte. Bemerkenswert ist, dass der Ulmer Rat bei der Zusammensetzung des Acht-Männer-Gremiums in der Kirchenordnung eine Änderung gegen die Denkschrift der Theologen durchgesetzt hat: Diese sahen vor, dass *drey von eim Ersamen rath, drey von der gemayn und zwen von dienern des worts weren* (*ebda*, S. 393,19f.). In der Kirchenordnung (wie Anm. 10 S. 149 linke Spalte) wird die Zusammensetzung des Achter-Gremiums so festgelegt: *sind deren vier auf uns, ainem Rath, zwen von der gmayn und zwen von dienern des worts erwölt*. Indem der Rat nun vier statt der drei Plätze für sich beansprucht, verhindert er, dass er bei Entscheidungen über den Ausschluss vom Abendmahl überstimmt werden kann. Die Kirchenhoheit bleibt auch hier in seiner Hand.

<sup>61</sup> *Miseret me nostri, quoties cogito tam christianam alibi severitatem regnare. Babyloni sumus, sed ideo, quia vt Hierosolymis sumus indigni.* Martin Bucer an Ambrosius Blarer vom 19. Jan. 1532. In: BCor 7 (wie Anm. 48) Nr. 544 S. 219,21-23.

<sup>62</sup> Zum Begriff *raynigen* vgl. oben im Text bei Anm. 52. Das Wortfeld ‚rein‘ taucht in den Ulmer Texten nur selten auf, doch trifft der Begriff ‚Reinigung‘ den Nerv von Bucers Reformationsbemühungen.

<sup>63</sup> Aus dem *Beschluß* der ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 162 linke Spalte.

<sup>64</sup> Vgl. z. B. ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 132 linke Spalte.

Auf der zweiten Stufe bedeutet christliche Reinigung in unmittelbarer Konsequenz der christozentrischen Lehre die Purgation des gesamten kirchlichen Zeremonialwesens von all dem, was Bucer als heidnischen Götzendienst und widergöttliche Werkgerechtigkeit brandmarkt: d. h. insbesondere die Reinigung des Gottesdienstes von der lateinischen Opfermesse und die Reinigung der Kirchenräume vom ‚Götzendienst‘ der Kultbilder<sup>65</sup>. Noch während die drei auswärtigen Reformatoren in Ulm weilten und noch vor der Publikation der Kirchenordnung schuf der Rat – geradezu als Exekutivorgan der Theologen – irreversible Tatsachen. Am 23. Juni berichten Blarer, Bucer und Oekolampad dem befreundeten St. Gallener Reformator Joachim Vadian: „Entgegen dem kaiserlichen Edikt hat Ulm die Greuel der Messe und der Bilder aus den Kirchen herausgeworfen.“<sup>66</sup> Vor allem bei den religiösen Bildern gewinnt Bucers Reinigungsenergie eine Radikalität und Unerbittlichkeit, die sogar Zwingli übertrifft<sup>67</sup>. Eine positive religiöse Funktion von Bildern, etwa zu didaktischen Zwecken, kann er grundsätzlich nicht anerkennen. Die heilvolle Kommunikation der Gläubigen mit Gott ist für ihn ein rein geistiges Geschehen, das nicht durch die Vermittlung von Körperlichem und Materiellem im Geist des Menschen ankommen kann. In den Bildwerken der Kirchen kann er daher nur Vermaterialisierungen der Abgötterei sehen. Ihre pure Entfernung aus dem Kultraum sei daher ungenügend. Man müsse die Bilder völlig zerstören, *gantz zerbrechen und zermalmen*, damit sie niemals mehr *zu solchem gotlosen brauch* verwendet werden können<sup>68</sup>. Diese reformatorische Unerbittlichkeit Bucers hat der ‚Ulmer Kirchenordnung‘ ihren Stempel aufgedrückt<sup>69</sup> – und in enger Verknüpfung damit seine energische Ablehnung des gesamten katholischen Zeremonialwesens, der Heiligenfeste, der Fastenzeiten, des Klosterlebens und des Wallfahrtswesens. Reinigung der sogenannten ‚guten Werke‘ bedeutet für Bucer, dass er nur noch solche Werke als gut, fromm und gottwohlgefällig anerkennen kann, die unmittelbar dem Nächsten dienen wollen. Werke hingegen, die Gott und nicht dem Nächsten zugewendet werden wie klösterliche Askese oder Wallfahrten, sind als unchristlich abzulehnen: *Darumb keine gütte oder gott gefellige werck sein konden, die nicht dem nechsten zu frommen entlich [letztendlich] gereichen; werden auch vor gott nymer mer gütte werck gezelet, die man [mit dem Ziel], got selb etwas zu thün, vnd nicht zu besserung des nächsten ordnet vnd dann an holtz vnd steyn wendet*<sup>70</sup>. Man kann in dieser reformatorischen Zweckbestimmung der guten Werke, die sie ausschließlich auf die Mitmenschen ausrichtet und aus dem altgläubigen Gefüge der Jenseitsvorsorge herauslöst, eine Art von Horizontalisierung und kommunaler Rationalisierung der Werke zugunsten des Gemeinwohls sehen.

---

<sup>65</sup> Vgl. ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 376,12-378,2 und ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 130 linke Spalte - S. 131 linke Spalte.

<sup>66</sup> *Neglecto imperatorio edicto missae et idolorum abominationes e templis eiecit* [scil. Ulma]. BCOR 6 (wie Anm. 5) Nr. 430 S. 11,9f.

<sup>67</sup> Vgl. Gudrun Litz: Die reformatorische Bilderfrage in den schwäbischen Reichsstädten (SuR.NR 35). Tübingen 2007. S. 33-40 (Martin Bucers Bildverständnis).

<sup>68</sup> Zitat nach ebda., S. 37 (aus Bucers Schrift ‚Das einigerlei Bild [...]‘ von 1530).

<sup>69</sup> Vgl. die Passagen zur Entfernung der Bilder in der ‚Ulmer Kirchenordnung‘ (wie Anm. 10) S. 130, rechte Spalte und S. 145 linke Spalte - S. 147 rechte Spalte.

<sup>70</sup> Vgl. ‚Denkschrift‘ (wie Anm. 14) S. 378,10-14.

Ihre dritte und krönende Stufe erreicht die christliche Reinigung der Gemeinde schließlich in der bereits skizzierten Durchsetzung der christlichen Zucht, d. h. in der Reinigung des städtischen Organismus von allen gotteslästerlichen Lebensformen.

Blickt man auf dieses Dreistufenprogramm der Ulmer *christlichen reformation* zurück, wie es die drei auswärtigen Theologen in Konrad Sams Haus konzipiert und der Federführung Bucers anvertraut haben, dann verdient, wie ich meine, vor allem eine Beobachtung, besonders hervorgehoben zu werden: Das gemeinsame Wirken dieser Theologen zeigt, dass die Anziehungskraft der Reformation für sie vor allem eine Faszination der Ordnung ist. In der Reformation sehen sie den besonderen Kairos, die einzigartige Chance zu einem reinigenden Neuordnen und Neugestalten von Kirche und Stadt, das sich ausschließlich an der Norm des biblischen Gotteswortes ausrichtet und von der erlösenden Kraft des Heilswerks Christi und seines heiligenden Geistes getragen wird. Die Begriffe „Freiheit“ und „frei“ kommen, soweit ich sehe, in den Ulmer Texten nicht vor. Das liegt nicht einfach daran, dass es um Kirchenordnungstexte geht. In den Lehr- und Zeremonialartikeln hätte sich genug Gelegenheit angeboten, die christliche Freiheit des Gewissens, z. B. von den Klosterelübden, hervorzuheben. Aber hier schlug nicht das Herz der oberdeutschen Stadtreformatoren, nicht bei der Freiheit vom Gesetz. Was sie faszinierte, war die Herausforderung, dem christlichen Leben in Ulm und im Ulmer Landgebiet vom biblischen Evangelium her eine neue normative Ordnungsperspektive, ein neues Regelwerk nach Gottes Willen und so ein neues religiöses Grundgesetz zu geben.

Der Ulmer Rat hatte sich für diese Aufgabe die geballte theologische Kompetenz, das Beste, was im Südwesten des Reichs zu haben war, geholt. Keineswegs selbstverständlich aber war es, dass Bucer, Oekolampad und Blarer mit ihrer Arbeit die Ratsherren so überzeugen konnten, dass diese alle ihre Ordnungsvorstellungen bis auf wenige Abstriche<sup>71</sup> übernahmen, sogar die christliche Bannordnung mit dem Recht der Prediger, hartnäckige Sünder aus der Christengemeinde auszuschließen und ihren Ausschluss öffentlich von der Kanzel bekannt zu geben. Die Faszination der Reformation als Neuordnung übertrug sich offensichtlich von den Theologen auf die Stadtpolitiker. Ihnen konnte es nur recht sein, wenn in den Ordnungstexten der Prädikanten nicht die christliche Freiheit thematisiert wurde. Politiker und Juristen sind von Natur aus skeptisch, wenn Theologen von Freiheit zu sprechen beginnen – und dies erst recht nach den Erfahrungen mit der bürgerlichen Aufstandsbewegung der jüngsten Vergangenheit, die ihre religiöse Legitimation in der Parole der christlichen Freiheit fand.

Ulm war, wie allein schon die Präsenz von so viel theologischer Kirchenordnungskompetenz in einer Stadt zeigt, ein Sonderfall der Reformationsgeschichte in Deutschland. Anderorts kam es nicht zu einem so weitgehenden Kooperieren und Harmonieren von Rat und Predigern und konnten die Theologen ihre Vorstellungen von Kirchenzucht und Kirchenbann nicht oder nur

---

<sup>71</sup> Vgl. z. B. die Änderung der Zusammensetzung des Achter-Gremiums zur Durchsetzung der Kirchenzucht, oben Anm. 60.

unvollständig durchsetzen<sup>72</sup>. Man fürchtete ein ‚neues Papsttum‘ der Prediger. Aber auch in Ulm war dieses Maß an Übereinstimmung zwischen den Theologen untereinander und zwischen ihnen und der Stadtoberkeit nur eine Momentaufnahme des Jahres 1531. Die weitere Geschichte war – wie in Straßburg – eine Chronik permanenter Konflikte unter den Geistlichen der Stadt und zwischen den Münsterpredigern und dem Rat<sup>73</sup>. Die grundsätzliche Entscheidung für die reformatorische Neuordnung hat die Ulmer Obrigkeit aber nie mehr in Frage gestellt.

Zum Schluss lohnt sich ein Rückblick in die vorreformatorische Zeit Ulms. Die Frühlings- und Sommermonate des Jahres 1531 markieren, wie ich betonte, einen Ausnahmefall in der städtischen Reformationsgeschichte des Reichs. Das hohe Maß an Synergie zwischen den Reformationszielen der Theologen und den Kirchenordnungsmaßnahmen der Stadtoberkeit war ungewöhnlich. Es gibt dafür aber eine bemerkenswerte Parallelie aus den Jahren 1501 bis 1516, als der Ulmer Patrizier Ulrich Krafft (\*um 1455, † 11. April 1516), Doktor bei der Rechte der Universität Pavia, nach einer höchst erfolgreichen juristischen Karriere Pfarrer seiner Heimatstadt war<sup>74</sup>. Er hatte sich während seiner vorausgegangenen akademischen Jahre als Professor für Zivilrecht in Tübingen, Freiburg und Basel ein hohes Maß an theologischer Gelehrsamkeit angeeignet und war als Pfarrer von einem großen seelsorgerlichen Eifer und kirchlichem Reformstreben erfüllt. Auch ihm stand als Ziel seines Ulmer Wirkens ein von allen gotteslästerlichen Lastern gereinigtes, geheiliges und zuchtvolles Gemeinwesen vor Augen, in dem gehorsam und demütig nach Gottes Geboten gelebt wird und so zugleich auch die städtischen Grundwerte des Friedens, der Eintracht, der Gerechtigkeit und des ‚Gemeinen Nutzens‘ zur Blüte gelangen. Auch er fand mit seinen Reformen, die in die Wirtschafts-, Sozial- und Bildungsordnung der Stadt eingriffen, den Rückhalt der Politiker. Sie gaben seinen Vorschlägen Gesetzeskraft und exekutive Effizienz. Wie Martin Bucer in Einklang mit Johannes Oekolampad, Ambrosius Blarer und Konrad Sam während des Jahres 1531 nahm Krafft die Rolle eines religiösen Dirigenten der Stadt wahr – und dies 15 Jahre lang bis wenige Tage vor seinem Tod, als er am 1. April 1516 sein Testament besiegelte, das – in Absprache mit dem Rat – eine Stadtbibliothek ins Leben rief<sup>75</sup>. Einen derartigen religiös-politischen Einfluss konnte der Ulmer Pfarrer nur deshalb entfalten, weil es ihm dank seiner außergewöhnlichen Gelehrsamkeit, der Überzeugungskraft seines bibeltheologischen und juristischen

---

<sup>72</sup> Vgl. Walther Köhler: Zürcher Ehegericht und Genfer Konsistorium. Bd. 2: Das Ehe- und Sittengericht in den süddeutschen Reichsstädten, dem Herzogtum Württemberg und in Genf (Quellen und Abhandlungen zur schweizerischen Reformationsgeschichte 10). Leipzig 1942. Zur Situation in Nürnberg, wo der Rat gegen das Drängen der Prediger und des Ratschreibers Lazarus Spengler verhinderte, dass in die Kirchenordnung eine Regelung des Kirchenbanns aufgenommen wurde, vgl. Hamm, Lazarus Spengler (wie Anm. 27) S. 216-220.

<sup>73</sup> Vgl. künftig die in Arbeit befindliche Tübinger Habilitationsschrift von Susanne Schenk über ‚Spielräume der Ulmer Reformation von den Anfängen bis zum Schmalkaldischen Krieg‘. Frau Schenk danke ich für den Gedankenaustausch über die Fragen dieses Aufsatzes.

<sup>74</sup> Vgl. Hamm, Spielräume (wie Anm. 26).

<sup>75</sup> Zu Kraffts Büchervermächtnis, das den Bau eines Bibliotheksgebäudes einschloss, und zur konzeptionellen Tragweite dieses Vorgangs im Rahmen der Reformpläne Kraffts vgl. ebda., Kap. 1 und Kap. 9.1.

Argumentierens und der Eindringlichkeit seines persönlichen Auftretens auf der Predigtkanzel und im Rathaus gelang, Herz und Verstand einer Mehrheit unter den Ratsherren zu gewinnen. Den nachfolgenden Generationen blieb Ulrich Krafft als „Zeuge der Wahrheit“ und Wegbereiter der Ulmer Reformation in Erinnerung<sup>76</sup>. Zwar bewegte er sich theologisch und kirchenrechtlich noch ganz in den Koordinaten des traditionellen Kirchenwesens. Aber sein Paradigma macht verständlich, unter welchen Voraussetzungen in Ulm das reformatorische Harmonieren von Theologen und Politikern im Verlauf des Jahres 1531 möglich war.

*Für wertvolle Hilfe bei der Fertigstellung des Aufsatzes danke ich Gudrun Litz, Konrad Klek, Kerstin Kristen, Fidel Rädle (†), Gebhard Weig, Charlotte Winter, Christine Wulf.*

---

<sup>76</sup> Vgl. ebda., Kap. 9.2.

# Mikroskop und Urzeugung

## Überlegungen des Ulmer Stadtarztes Johann Franc um 1700

---

Vincenzo Damiani/Viktoria Schaefer/Hans-Joachim Winckelmann\*

Frühneuzeitliche Patientenjournale oder Praxistagebücher sind erst seit kurzem ins Interessenspektrum der medizinhistorischen Forschung gerückt. Solche Schriftzeugnisse, die einen wichtigen Ausschnitt ärztlicher Tätigkeit dokumentieren, sind vergleichsweise rar. Nur wenige konnten bisher in deutschen Archiven und Bibliotheken nachgewiesen werden. Eine Sonderstellung unter den Patientenjournalen nimmt das Praxistagebuch, die ‚Ephemeris‘ des Ulmer Stadtarztes Dr. Johann Franc (1649-1725) ein. Franc wirkte von 1677 bis zu seinem Tode im Jahre 1725 als Stadtarzt in Ulm. Neben seiner ärztlichen Praxis war Franc vielfältig publizistisch tätig. Er veröffentlichte zahlreiche Schriften zu den verschiedensten Themen, die in lateinischer und deutscher Sprache neben Krankengeschichten, von der Botanik, über Rezepte bis hin zu den Bädern reichen<sup>1</sup>. Sein Hauptwerk ist jedoch sein Praxisjournal ‚Ephemeris id est annotatio eorum de praxi quotidiana observatorum [posteritati]‘. Das Tagebuch gibt vielfältige Einblicke in den Alltag einer Ulmer Arztpraxis im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert. Hier beschreibt Franc 130 verschiedene Krankheitsbilder. Diese werden ergänzt durch sechs theoretische Kapitel. Darunter ist auch ein Kapitel über das Mikroskop.

### Kurzer historischer Rückblick zum Gebrauch des Mikroskops

Während des 17. Jahrhunderts und auch zu Beginn des 18. Jahrhunderts erkannten nur wenige Wissenschaftler den Nutzen eines Mikroskops im ärztlichen Alltag. 1656 veröffentlichte Pierre Borel (1620-1689) seine Beobachtungen unter

---

\* Die Einführung und der Abschnitt „Kurzer historischer Rückblick zum Gebrauch des Mikroskops“ wurden von Hans-Joachim Winckelmann, der Abschnitt „Francs Stellung zur Theorie der Urzeugung“ von Vincenzo Damiani verfasst. Viktoria Schaefer hat Transkription und Übersetzung des Textes angefertigt. Die deutsche Übersetzung aus dem Lateinischen wurde von Vincenzo Damiani revidiert.

<sup>1</sup> Vgl. die Übersicht über die Werke Francs von Flora Metzner. In: Hans-Joachim Winckelmann/Gudrun Litz/Kay Peter Jankrift/Heiner Fangerau (Hg.): Die Ephemeris des Ulmer Arztes Johann Franc (1649-1725) (KulturAnamnesen 12). Stuttgart 2021. S. 165-169 (Anhang 2).

dem Titel ‚Observationum microscopicarum centuria‘. Hierbei handelt es sich um eine Sammlung von Beobachtungen, die einen explizit medizinischen Kontext haben. So beschreibt er u. a. ein schneckenförmiges Insekt in der Samenflüssigkeit eines Soldaten, der an Gonorrhoe litt, sowie Hautirritationen als Symptome verschiedener Krankheiten<sup>2</sup>.

Im Jahr 1658 veröffentlichte Athanasius Kircher (1602-1680) ein naturgeschichtliches Werk mit dem Titel ‚Scrutinium Physico-Medicum Contagiosae Luis, quae dicitur Pestis‘. Darin findet man die Beschreibung von *kleinen, die Pest verursachenden Würmern*, die er im Mikroskop im menschlichen Blut gesehen haben will. Seine Beschreibung ist nicht sehr überzeugend, es ist jedoch bedeutsam, dass Kircher das Mikroskop zu diagnostischen Untersuchungen heranzog und erstmals den Einfluss eines lebendigen Erregers, das *contagium animatum*, als Denkmodell anspricht. Wenn man die *minima animalcula* sehen kann, so muss man sie auch bekämpfen können, war die logische Schlussfolgerung seiner Zeitgenossen. Allerdings war die Bedeutung dieser Entdeckungen und Fehlbeobachtungen in ihrer praktischen Auswirkung auf Medizin und Wissenschaft eher gering<sup>3</sup>.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts begannen Forscher wie Jan Swammerdam (1637-1680) und Antoni von Leeuwenhoek (1632-1723) in Holland, Robert Hooke (1635-1703) in England und Marcello Malpighi (1628-1694) in Italien, Insekten zu zergliedern und Pflanzenschnitte anzufertigen. Das Instrument Mikroskop wurde zum Hilfsmittel der wissenschaftlichen Forschung. Man entdeckte Spermien, Bakterien, Blutzellen und vieles mehr<sup>4</sup>.

Die Analyse organischer Strukturen hat im 17. Jahrhundert viele Anatomien beschäftigt. Hier sind u. a. Konrad Viktor Schneider (1610-1680), Frederik Ruysch (1638-1731), Lorenzo Bellini (1643-1704), Clopton Havers (1657-1702), Johann Conrad Brunner (1653-1727), Johann Conrad Peyer (1653-1712) und Kaspar Thomas Bartholin (1655-1738) zu nennen<sup>5</sup>.

Schon zwei Jahre nach seiner Niederlassung in Ulm schien Franc ein Mikroskop besessen zu haben. In seiner über 2.500 Bücher umfassenden Bibliothek findet man die Werke von folgenden Forschern auf dem Gebiet der Mikroskopie: Pierre Borel, Athanasius Kircher, Marcello Malpighi, Konrad Viktor Schneider, Johann Conrad Peyer, Clopton Havers, Antoni van Leeuwenhoek, Jan Swammerdam und Jean-Jacques Manguet (1652-1742)<sup>6</sup>.

Franc betätigte sich zwar im Bereich der pathologischen Anatomie<sup>7</sup>, doch einen Einsatz des Mikroskops in der täglichen Praxis findet man in seinem Praxisjournal nur in zwei Fällen. Am 18. Juni 1679 beschrieb er einen Wurm,

<sup>2</sup> Vgl. [www.mprl-series.mpg.de/studies/9/3/index.html](http://www.mprl-series.mpg.de/studies/9/3/index.html) (Zugriff: 28.01.2021).

<sup>3</sup> Vgl. <https://www.leipphysik.de/optik/optische-linsen/geschichte/mikroskop-geschichte> (Zugriff: 28.01.2021).

<sup>4</sup> Vgl. Jean-Charles Sournia/Jacques Poulet/Marcel Martiny (Hg.): *Illustrierte Geschichte der Medizin*. Salzburg 1982. S. 1886-1894.

<sup>5</sup> Ebda., S. 1895-1897.

<sup>6</sup> StadtA Ulm A [5353/1] Catalogus Bibliothecae Frankianae.

<sup>7</sup> StadtA Ulm H. Franc 8b fol. 318r.- Vgl. Christoph Maier: Dr. Johannes Franc (1649-1725), Transkription. Übersetzung, Diskussion und Interpretation ausgewählter Kapitel aus dem Bereich der Dermatologie und der Inneren Medizin des Praxisjournals des Ulmer Arztes Dr. Johannes Franc. Diss. med. Ulm 2018. S. 310, online unter: <https://oparu.uni-ulm.de/xmlui/handle/123456789/8362> (Zugriff: 04.05.2021).

der sich im Gehörgang einer Patientin<sup>8</sup> festgesetzt hatte; eine weitere Krankengeschichte aus demselben Jahr berichtet von Würmern, die eine Patientin erbrochen hatte<sup>9</sup>. Man gewinnt den Eindruck, dass er die Würmer nur aus Neugierde mikroskopisch betrachtet hat, irgendwelche therapeutische Schlussfolgerungen sind aus seinen Beobachtungen nicht erkennbar.

Hierzu passt auch seine Aussage am Beginn des Mikroskop-Kapitels in der ‚Ephemeris‘, wo er schreibt: *Beispielsweise legt die neuerliche Erfindung des Mikroskops sehr vieles offen, was die alten Gelehrten nicht wussten [...]. Wir werden in Zukunft so einige ihrer Beobachtungen kritisch bewerten*<sup>10</sup>.

Franc geht in seinem Praxistagebuch nach einem einheitlichen Schema vor. Nach Anamnese der Patienten mit Angabe zum Namen, Alter, Herkunfts-ort, Beruf oder Beruf des Familienoberhauptes bei Frauen, Vorgeschichte und etwaige Behandlungsversuche, folgt eine Diagnose und Beschreibung der Behandlung. Hieran schließen sich häufig theoretische Überlegungen an, die Franc größtenteils von anderen Autoren übernommen hat.

### Francs Stellung zur Theorie der Urzeugung

Dieses Vorgehen ist auch im Mikroskop-Kapitel zu sehen, wo Franc zunächst die Behandlung einer Dorfbewohnerin aus Witzighausen, die an *Fluor albus* litt, beschreibt. Diese Frau erbrach nach Einnahme eines Brechmittels 16 Würmer, die Franc unter dem Mikroskop betrachtete. Die Untersuchung der Würmer diente ihm als Einstieg, um Überlegungen zur Lehre der spontanen Entstehung bzw. Urzeugung (*Generatio spontanea*, *Generatio aequivoqua*, *Archigonia*) zu entfalten. Schematisch dargelegt besagt die Lehre der Urzeugung, dass aus belebter bzw. unbelebter Materie plötzlich, zufälligerweise und ohne die Wirkung von Samen bzw. Eltern Lebewesen entstehen können<sup>11</sup>. Tatsächlich kam diese Theorie in ihrer historischen Entwicklung in zahlreichen Varianten vor, wobei einzelne Aspekte ausgelassen oder in geänderter Form angenommen wurden<sup>12</sup>. Deren theoretischen Wurzeln lassen sich auf die biologischen Schriften des Aristoteles (384/383-322 v. Chr.) zurückführen („De generatione animalium“ 3,11; „Historia animalium“ 5,19 und 6,15-16): Laut Aristoteles kann für manche Tiere von einer Spontanzeugung (αὐτόματος γένεσις) die Rede sein, nämlich einem Prozess der *coctio* (πέψις, des Kochens), bei welchem die Wärme das Lebensprinzip (πνεῦμα) in die Materie zuführt<sup>13</sup>.

---

<sup>8</sup> StadtA Ulm H. Franc 8b fol. 358v.

<sup>9</sup> StadtA Ulm H. Franc 8b fol. 358r.

<sup>10</sup> StadtA Ulm H. Franc 8b, fol. 358r-361v. Hier: fol. 358r.

<sup>11</sup> Vgl. John Farley: The Spontaneous Generation Controversy from Descartes to Oparin. Baltimore/London. 1974. S. 1.

<sup>12</sup> Gesamtdarstellungen: Edmund O. von Lippmann: Urzeugung und Lebenskraft. Zur Geschichte dieser Probleme von den ältesten Zeiten an bis zu den Anfängen des 20. Jahrhunderts. Berlin 1933.- Zuletzt Daryn Lehoux: Creatures Born of Mud and Slime: The Wonder and Complexity of Spontaneous Generation. Baltimore 2017.

<sup>13</sup> Vgl. Lehoux (wie Anm. 12) S. 13-3.- Karen R. Zwier: Methodology in Aristotle's Theory of Spontaneous Generation. In: Journal of the History of Biology 51 (2018) S. 355-386.- D. M. Balme: Development of Biology in Aristotle and Theophrastus: Theory of Spontaneous Generation. In: Phronesis 7.1 (1962) S. 91-104.

Die meisten Textbausteine, die Franc hier wiederverwendet, stammen aus dem 3. Band (*De vulneribus*) der 1698 veröffentlichten ‚Trutina chirurgico-physica‘ des italienischen Arztes Carlo Musitano (1635-1714). Musitano studierte Medizin in Neapel und legte gegenüber der aristotelischen und galenischen Tradition eine dezidiert skeptische Haltung an den Tag. Dafür war er ein überzeugter Befürworter der experimentellen Methode<sup>14</sup>. Seine Auslegungen zur spontanen Entstehung liefern dazu ein aufschlussreiches Beispiel. Zentral für Franc ist in diesem Kapitel der Einsatz des Mikroskops als Werkzeug der empirischen Beobachtung: Danach richtet sich die Auswahl der meisten von ihm zitierten Passagen, wie etwa auch die kurzen Abschnitte (fol. 361r) aus der 1696 erschienenen ‚Dissertatio de anatome, morsu, et effectibus tarantulae‘ des Giorgio Baglivi (1668-1707) sowie aus dem ‚Tractatus physico-medicus de homine‘ des Theodor Craanen (1633-1688) zeigen. Eben durch mikroskopische Untersuchungen versuchen im Laufe des 17. Jahrhunderts Kritiker der Theorie der Generatio spontanea ihre Einwände zu untermauern<sup>15</sup>. Die Argumente, die Franc übernimmt, können wie folgt zusammengefasst werden:

- 1) Die alten Philosophen und Dichter haben die Erzählung der Genesis missverstanden. Die Tatsache, dass nach Gottes Befehl Lebewesen aus der Erde entstehen, ist kein Argument für die These der Urzeugung (fol. 359v).
- 2) Selbst das vermeintlich spontan Entstandene weist in der Tat in Bezug auf Ursprung, Ursache und Wirkung eine klare Regelmäßigkeit auf (fol. 359v).
- 3) Es ist undenkbar, dass die Urzeugung, was ein partikulares Phänomen ist, ohne partikulare Ursache geschieht, denn zwischen Ursache und Wirkung besteht immer ein bestimmtes Verhältnis (fol. 359v).
- 4) Himmelserscheinungen, -bewegungen und -körper können ebenso wenig als Ursachen für spontan entstandene Lebewesen gelten, denn jene sind generelle Ursachen, diese wiederum partikulare Phänomene. Außerdem können die unbelebten Himmelskörper nichts Lebendiges hervorbringen, denn so würden sie etwas Höheres als sie selbst erzeugen (fol. 359v).
- 5) Gott kann nicht als Ursache für vermeintlich spontan entstehende Tiere wie etwa Würmer angesehen werden. Er ist zwar universelle, doch keine unmittelbare Ursache, denn dies wäre unter Seiner Würde (fol. 359v).
- 6) Fäulnis und Wärme sind keine Ursachen für die Urzeugung (*generatio ex putrefactione*). Dies zeigen die Experimente, die Francesco Redi mit unter Verschluss gehaltenem faulendem Fleisch durchgeführt hat: Wenn jeder externe Einfluss ausgeschlossen wird, entsteht selbst dort kein Lebewesen. Andererseits können Würmer erfahrungsgemäß auch in Eiswasser entstehen (fol. 360v).
- 7) Die spontane Entstehung von Lebewesen wird deswegen irrtümlicherweise angenommen, weil sich die Samen, auf welche die Entstehung eigentlich zurückzuführen ist, unserer Wahrnehmung entziehen (fol. 360v).

<sup>14</sup> Cesare Preti: Art. ‚Musitano, Carlo‘. In: Dizionario Biografico degli Italiani 77 (2012), URL: [https://www.treccani.it/enciclopedia/carlo-musitano\\_%28Dizionario-Biografico%29/](https://www.treccani.it/enciclopedia/carlo-musitano_%28Dizionario-Biografico%29/) (Zugriff: 04.05.2021).

<sup>15</sup> Vgl. Farley (wie Anm. 11) S. 11.

Die Debatte um die Urzeugung sah um die Wende zum 18. Jahrhundert nunmehr viele, die sich gegen eine solche Möglichkeit aussprachen<sup>16</sup>. So behauptet Musitano in seiner ‚Trutina‘ (abgeschrieben von Franc in fol. 360v), dass die Lehrmeinung, die eine Urzeugung ablehnt, *adeo apud eruditos inclaruit, ut in hac stabilienda non immoremur*. Zu den Verteidigern der Theorie zählten im 16. und 17. Jahrhundert immerhin orthodoxe Aristoteliker wie etwa Alexander Ross (1590-1654). Der frühere Iatrochemiker Paracelsus (1493-1541) kann insofern als ein Befürworter dieser Theorie angesehen werden, als er behauptete, dass jeder Zeugung ein Verwesungsprozess zugrunde liegt<sup>17</sup>. Für andere, wie Daniel Sennert (1572-1637), konnte die spontane Entstehung ebenso wie jede andere Art von Zeugung auf Samen bzw. auf ein samenartiges Prinzip (*seminal principle*) zurückgeführt werden<sup>18</sup>. Unter den Vertretern eines atomistisch-mechanistischen Naturbildes machten sich des Weiteren Renée Descartes (1596-1650) und Nathaniel Highmore (1613-1685) diese Theorie zu eigen. Auch in der Folge wurde die Hypothese einer spontanen Entstehung trotz Einwänden immer wieder und in verschiedenen Formen als Erklärungsparadigma in Bezug auf einzelne biologische Fragestellungen herangezogen<sup>19</sup>.

Versuche, die Urzeugungsthese zu widerlegen, wurden oft anhand experimenteller Beobachtungen unternommen, die eine Kontinuität zwischen organischer und anorganischer Materie ausschlossen – doch spielten nicht lediglich Experimente, sondern auch Beobachtungen logischer sowie philosophischer Natur eine Rolle in der Aufhebung der Theorie<sup>20</sup>. Diesbezüglich entscheidend waren die Forschungsergebnisse des bereits erwähnten Francesco Redi (1626-1697), die Experimente des Lazzaro Spallanzani (1729-1799) über die Entstehung von Infusorien sowie später die bakteriologischen Untersuchungen des Louis Pasteur (1822-1895). In Musitanos bzw. Francs Text wird auch mehrmals auf die Theorie des William Harvey (1578-1657) hingewiesen, nach welcher alle Lebewesen einem Ei bzw. *primordium* entspringen, was die Möglichkeit einer spontanen Entstehung entkräften sollte<sup>21</sup>. Die Debatte um die Urzeugung fand – so John Farleys Interpretation – erst mit den Entdeckungen von Aleksandr Ivanovič Oparin (1894-1980) über den Ursprung des Lebens auf der Erde ein Ende<sup>22</sup>.

---

<sup>16</sup> Ebda., S. 8.

<sup>17</sup> Everett I. Mendelsohn: Philosophical Biology vs Experimental Biology. Spontaneous Generation in The Seventeenth Century. In: Marjorie Grene/Everett I. Mendelsohn (Hg.): Topics in the Philosophy of Biology. Dordrecht 1976. S. 37-65. Hier: S. 53.

<sup>18</sup> Ebda., S. 53f.- Farley (wie Anm. 11) S. 12.

<sup>19</sup> Mendelsohn (wie Anm. 17) S. 40.

<sup>20</sup> Farley (wie Anm. 11) S. 4.

<sup>21</sup> Vgl. Lippmann (wie Anm. 12) S. 58.

<sup>22</sup> John Farley: The Spontaneous Generation Controversy (1700-1860): The Origin of Parasitic Worms. In: Journal of the History of Biology 5.1 (1972) S. 95-125.- Ders. (wie Anm. 11) S. 168-187.

## Microscopiorum usus - Vom Gebrauch des Mikroskops (Band 2, Blattnummer 358-361)

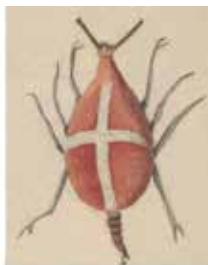


[D]EFENSOREM TALEM ME QUIS EXISTIMet esse nolim, qui modicus tenet ac defendit veteres oia scivisse ac ulteriorem investigationem [non necessariam esse]<sup>1</sup> quod quidam ex veterum scriptis docere posse, falso sibi persuadent, cum tamen ex ipsis contrarium ostendere queamus. τὰς δέ, inquit Theodoretus Serm. 6 p. 90 φανεράς ἀνεῦρε πολλάκις ὁ χρόνος, quod Senecae nat. Q. orat I. 12. c. 11. verbis interpretabor; veniet, inquit, tempus, quo ista, quae nunc latent, in lucem dies extrahat et longioris aevi diligentia. Veniet tempus, quo posteri nostri tam aperta nos nescivisse mirentur. Quod fatum, si in oibus obtineat rebus humanis, quare non in nostra medicina. Ex multis, oculus inventus crystallinus plurima ostendet veteribus incognita, de quibus nonnulla observata recensebimus.

ICH MÖCHTE NICHT, dass mich jemand für einen Verteidiger hält, der bescheiden<sup>2</sup> behauptet und verteidigt, die Alten hätten alles gewusst und weitere Forschung [können nichts Neues finden]. Manche sind fälschlicherweise davon überzeugt, dass sie dies anhand der Schriften der Alten darlegen können, während wir doch anhand dessen das Gegenteil zeigen können. Theodoret<sup>3</sup> sagt in Serm. 6, S. 90, viele verborgene Dinge habe die Zeit ans Licht gebracht. Dies erläutere ich mit Senecas Worten in den *Naturales Quaestiones*, Buch 12, Kapitel 11<sup>4</sup>: „Es wird eine Zeit kommen, in der Dinge, die augenblicklich im Verborgenen liegen, durch Forschung über eine längere Zeit ans Tageslicht gelangen“ und in der unse- re Nachfahren sich wundern, dass wir derart Of- fensichtliches nicht wussten. Wenn doch dieses Schicksal in allen menschlichen Angelegenhei- ten steckt, warum sollte es dann in unserer Me- dizin anders sein! Beispielsweise legt die neu- liche Erfindung des Mikroskops sehr vieles offen, was die alten Gelehrten nicht wussten. Wir wer- den im Folgenden so einige ihrer Beobachtungen kritisch bewerten.

Anno 1679 in curatione fluoris albi Paganac à Wizighausen vermes mirae figurae observati quos heic referendos esse censui, cum mihi res valde insolens fuerit. Pagana noīe Francisca Theresia Bucherin accepto pulvere ex g[ummi] de goa et ῥo emet. M. dejicit sedecim vermes, qui

Im Jahr 1679 waren bei der Behandlung von weißem Ausfluss bei einer Dorfbewohnerin aus Witzighausen Würmer von eigenartiger Form be- obachtet worden. Ich schätzte sie als hier be- richtenswert ein, da sie meiner Meinung nach sehr ungewöhnlich waren. Die Frau hieß Fran-



oculo crystallino meo accuratius intuiti, rotundo erant corpore, rubro superne colore, alba cruce notato, punctulis cineritis, subtus sunt coloris subflavi, magnitudine corporis dimidium fabae minoris referentes, octo pedibus nigris praediti, quorum duo priores et inferiores erant bisulci, in capite minuto duae antennae aureae maculis nigris distinctae furcinae instar prominebant, cauda obscura rubra, semicirculis nigris divisa.

Dicunt, et ex Goedartio de insectis p. 52 vermiculos ope microscopiorum in +to vivere posse, lustravi et ego nudis aliquando oculis meis, in +to pomoru[m] sylvestrium, vermes instar anguillarum, parvis capitibus, albidos natantes, extractos v. non ob exilitatem corporis distinguere potui, affusa v. aqua e typh[orum] c[ervi] paulo post evanuerunt et mucositas quaedam subtilis in fundo observata fuit.

ziska Theresia Bucher und nahm ein Pulver aus Goa-Kautschuk und Brechweinstein nach Mynsicht ein. Sie erbrach sechzehn Würmer, welche ich mir sehr sorgfältig unter dem Mikroskop ansah. Der Körper war rund, oben rot mit einem weißen Kreuz, mit kleinen aschenfarbigen Punkten, auf der Unterseite sind sie hell. Wegen der Größe der kleinen Körper erinnerten sie an kleine halbe Bohnen; sie wiesen acht schwarze Füße auf, wovon die vorderen und hinteren bei den jeweils gegabelt waren. An dem kleinen Kopf ragten zwei einzelne, goldfarbene Fortsätze mit schwarzen Flecken wie kleine Gabelbeine her vor. Schwarze Halbringe gliederten den blass- roten Schwanz. Man sagt – und es wurde bei Goedarts<sup>5</sup> „Über die Insekten“ auf S. 52 mithilfe des Mikrokops bewiesen –, dass Würmer in Essig überleben können. Und so habe auch ich sie mir einmal mit bloßen Augen in Holzapfelsig genau angesehen. Die Würmer schwammen mit ihren kleinen Köpfen herum wie weiße Aale. Allerdings konnte ich sie, wenn ich sie herausnahm, wegen der Dürftigkeit des Körpers nicht unterscheiden. Als ich gar Hirschhornwasser dazu goss, verschwanden sie kurz darauf, und ich beobachtete am Boden einen feinen Schleim.

Ich habe die Kammerlein nach observert wie einen roß von unbauenem hälken und die gevierte spacia dorinnen waren, waren wie eine offene thür.

Ein schön crystallen glas, ward vitro crystallino meo considerato, nimmer glatt, wie vorhin, sondern ich observier verschiedene erhaben seiten, neben diesen wurden auch deutliche gruben bemerket et qs. fissura, nam mich hernach nimmer wunder, warum die muden so gewießt auf dem glas fortläufen können, weil sie sich gar stark mit ihren geklaugenden füglein einheden können.

Ich habe Zelle für Zelle betrachtet. Sie waren gitterartig angeordnet und die quadratischen Zwischenräume waren gut zu sehen, wie durch eine offene Tür.

Bei meiner Betrachtung durch das Mikroskop zeigten sich nun auf einem ebenen Glas verschiedene erhabene und deutlich vertiefte Stellen wie Spalten. Deshalb war ich nicht mehr erstaunt, dass die Mücken so sicher auf Glas laufen können, weil sie sich mit ihren klauenartigen Füßchen festhalten können.

Culices habebant oculos instar canceroru[m] prominentes. Auf den größten ovulis pulicu[m] habe ich durch mein microscopiu[m] kleine weiße Würmlein sehen aufgehen, welche ich vor Flöhezucht halte.

Die dürre folia marrubii waren wie mit neuer grauer Schafwoll überzogen dīß, daß von dem grünen Blat nichts zu sehen war.

Anno 1682 die 20 julii recreationis gratia lustri via industria microscopii mei scolopendriu[m] vulgare et in tergo ejus multos myriades globulos inveni, qui nil aliud sunt, quam semina, quia quilibet hilum habebat suum.

Die Mücken haben hervorstehende Augen wie die Krebse. Aus den größten Floheiern habe ich durch mein Mikroskop kleine, weiße Würmchen herauskriechen sehen, was ich für Flohnachwuchs halte.

Die dünnen Blätter des Maulbeerbaumes sahen aus, als seien sie mit neuer grauer Schafwolle überzogen, so dass von den grünen Blättern nichts mehr zu sehen war.

Am 20. Juli 1682 habe ich zum Vergnügen mit Hilfe meines Mikroskops einen Hirschzungenfarn betrachtet und auf dessen Rückseite hundertausende Kügelchen entdeckt. Dabei handelte es sich um nichts anderes als Samen, von denen jeder einzelne seinen eigenen Stiel hatte.



Als ich aber ein dürres Blat, so ein Jahr alt war, scharf betrachtete, sah ich gar eigentlich etliche hilfen ofen, da der Samen aufgefalln so groß als reife baccae juniperi, darüber lagen exuviae vermu[m] beigesetzter form.

Als ich aber ein dürres, etwa ein Jahr altes Blatt scharf betrachtete, sah ich gar einige offene Samenhülsen, aus denen Samen, so groß wie reife Wacholderbeeren, herausgefallen waren. Darüber lagen die Wurmhäute, wie im Bild gezeigt.



Pulex oculo crystallino auctus similis est locustae, duriscticus wie succinum, die schwarze augen, scharfe klauen und stachel an den füßen et coxis tibiis que] sein unglaublich groß, daher sie so hart empfunden werden, will hierher einen fuß sezen, ut me non mentitu[m] fuisse videar.

Der Floh sieht unter der Vergrößerung des Mikroskops aus wie eine Heuschrecke. Er ist durchsichtig wie Bernstein. Er hat schwarze Augen, scharfe Klauen und Stacheln an den Füßen. Die Hüften und Schienbeine sind unglaublich groß. Weil das alles so ungewöhnlich erscheint, habe ich den Fuß abgebildet, damit man nicht glaubt, ich hätte mir das alles nur ausgedacht.



Adspexi nuper mirabundo oculo partes aciculis acuminatis dissectas araneae. Satis vasto erat corpore domestica, cuius iconem ruditer et sculptura lignea Matthiolus et Moufetus exhibent, meliori depingunt colore Jonstonus et Aldrovandus, quos videre potestis. Interiora viscera viscera [sic!] jam paucis signanda, pari fere crassitudine usq[ue] ad anum, quo excrementa excernit, ova et filaments edit ad laborandum. Orificium superius non nihil arctius est et gulam repraesentat. Venas et arterias in hoc animalculo notare non licet, sanguinis ob constitutionem aqueam, atque hinc exangue habitum.

Neulich betrachtete ich bewundernden Auges die mit einer spitzen Nadel abgetrennten Teile einer Spinne. Der Körper war ziemlich groß. Es war eine einheimische Spinne, von der eine einfache Abbildung und ein Holzschnitt bei Matthiolus<sup>6</sup> und Moufet<sup>7</sup> zu finden sind. Mit besserer Farbe haben sie Jonston und Aldrovandi<sup>8</sup> gezeichnet, dort könnt ihr sie euch ansehen. Die inneren Eingeweide waren kaum mehr zu bestimmen. Sie waren gleichmäßiger Breite und reichten fast bis zum Anus, wo [das Tier] die Ausscheidungen absondert und Eier sowie Fäden zum Spinnen produziert. Die obere Öffnung ist ziemlich eng und stellt die Speiseröhre dar. Venen und Arterien konnte ich bei diesem Tierchen nicht ausmachen – wegen der wässrigen Zusammensetzung des Blutes. Daher wird es für blutleer gehalten.

Crediderim in ductu prope intestina posito elaborari maam viscidam nendi aptam. Circa hunc ductum quatuor albi coloris glandulae reperiuntur humore viscido refertae, quarum maximam angulatam qs. sinistram versus pro corde sive cordis analogo aestimo.

Has glandulas undiq[ue] ambit maam porosa et spongiosa, quae pro mesenterio haberi potest. Dentes septem in una maxilla numerantur albi et versus gulam molles. Circa infimum ventrem anhelitus qs. observatur, an vero à corde dependeat, non licuit mihi esse tam oculato, ut in glandula hac alba quicquam motus observarem, quem v. nuper in cancri corde his usurpavi oculis. Pedibus utūr octo ad ambulandum, uti binis prioribus ad apprehendendum, quibus muscas captas ori admovent, perinde ut homo cibum manibus, quae aequae ac pedes unguiculis sunt praeditae.

Auditus foraminula n adparent, hinc strepitu facto non aufugiunt. Verum nil tanta admiratio ne oculos ad se trahebat, quam varius imobilium ejus oculorum situs, adamantis erat splendor, septem numeravi, duos supra, ad latera duos, et tres infra. Variat ordo in aliis etiam numerus. Imprimis operaे pretiu[m] est, ut unusquisque Lupi, certae specie aranearu[m], oculos consideret, admirandu[m] enim h[ab]us machinae artificiu[m] magis ex his elucescit, inveniet non cancellatos esse, instar muscaru[m] oculi.

[Anonymus, Ephemerides 1696 S. 93-94]<sup>9</sup>

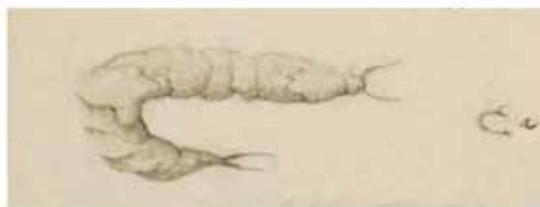
Vermis præsens ex aure dolente Ancillæ Dni Tilgeri, cuius capite de Otalgia, exemplo 3. mentio facta cu[m] pure exivit anno 1679 die 18 juli (a) naturalis ejus magnitudo ē, (b) aucta oculo crystallino, quo partes singulae videlicet et considerari possint.

Ich meine, dass in dem Gang neben dem Darm das zähe Material für die Spinnseide gebildet wird. In der Nähe des Ganges finden sich vier weiße Drüsen, welche mit zäher Flüssigkeit gefüllt sind. In der äußersten, sozusagen linken Ecke dieses Bereichs vermute ich das Herz oder ein dem Herzen entsprechendes Organ.

Poröses, schwammiges Gewebe umgibt diese Drüsen überall. Man könnte es als Mesenterium bezeichnen. Es lassen sich im Oberkiefer und in Richtung des weichen Gaumens sieben weiße Zähne zählen. Unten am Bauch kann man so etwas wie eine Atembewegung beobachten. Ob diese tatsächlich vom Herzen ausging, war mir mit diesem Mikroskop nicht möglich zu bestimmen, so dass ich irgendeine Bewegung beobachten hätte können, wie diejenige, die ich neulich im Krebsherzen tatsächlich mit diesem Mikroskop gesehen habe. [Die Spinnen] benutzen acht Beine zum Laufen. Die beiden vorderen werden auch zum Greifen verwendet, und mit ihnen befördern sie gefangene Fliegen zum Mund, genauso, wie dies der Mensch bei der Nahrungsaufnahme mit den Händen tut. Sie sind, genauso wie die Füße, mit kleinen Nägeln ausgestattet.

Es existieren keine Löchlein für die Ohren, weshalb sie bei Lärm nicht fliehen. Tatsächlich zieht nichts mit solcher Bewunderung das Auge auf sich wie die unterschiedliche Lage ihrer starren Augen, die wie Stahl glänzten, sieben an der Zahl: Zwei oben, zwei an der Seite und drei unten. Die Lage und Anzahl ist bei den verschiedenen Spinnen unterschiedlich. Insbesondere ist es der Mühe wert, dass jeder die Augen der Wolfsspinne – einer besonderen Spinnenart – betrachtet. Das bewundernswerte Kunstwerk ihres Gebildes nämlich sticht unter den Spinnenarten sehr hervor, und man kann sehen, dass sie anders als die Augen der Fliegen nicht gitterartig angeordnet sind.

Dieser Wurm hier, den ich beispielhaft zeige, ging am 18. Juni 1679 unter Eiter aus dem schmerzhaften Ohr der Magd des Herrn Tilger<sup>10</sup> ab. Sie hatte eine Ohrentzündung. Abbildung (a) zeigt seine naturgetreue Größe, Abbildung (b)<sup>11</sup> wurde mithilfe des Mikroskops angefertigt,



womit die Bestandteile natürlich einzeln betrachtet werden können.

Quemadmodum in ulceribus p[rae]cipue imprudenter vel negligenter tractatis generanr vermes, ita in integris humani corporis partibus multoties vermes inveniunr, veru[m] difficile ē inquirere cāam genuinam, ut a. sdm methodou[m] procedamus praemittere placet, quod aialium propagāo duplex sit, ovipera viz. et vivipera. Ad utramq[ue] propagationem solius patris requir se- men, à quo fit conceptus et in quo aia ē formaois viventis aialis ppalius cāa.

Auf welche Weise in besonders unsachgemäß behandelten oder vernachlässigten Geschwüren Würmer entstehen – so, wie sie auch in gesunden Teilen des menschlichen Körpers oft zu finden sind –, ist in Bezug auf die tatsächliche Ursache ebenso schwierig zu erforschen. Um methodisch vorzugehen, möchte ich daher vorwegschicken, dass wir zu der folgenden Lehrmeinung kommen, und zwar, dass sich die Lebewesen auf zweierlei Arten fortpflanzen: Es gibt nämlich die Eierlegenden und die Lebendgebärenden. Bei beiden Fortpflanzungsarten ist lediglich der Samen des Vaters vonnöten; er sorgt für die Empfängnis und in ihm steckt als principalis causa der Bildung aller lebenden Wesen die Lebenskraft.

Ova habere futuri aialis aiam patet ex eo, quod qmprm à debito caloris gradu fota, in iis aia exerit et aial simile ei, à q[uo] ova fuerunt exclusa format.

Die Eier tragen die Lebenskraft des künftigen Lebewesens. Dies ist daraus offensichtlich, dass die Lebenskraft in ihnen zum Vorschein kommt und ein Lebewesen ähnlich dem entsteht, von welchem die Eier stammen, sobald sie unter wärmenden Verhältnissen gehegt werden.

Neq[ue] generans hus formaois cāa ēē potest, cu[m] id saepe, cu[m] ova excludunr, mortuum sit, neq[ue] etiam ulla alia cāa univoca v̄ cogitatione inveniri pt. Notissm est ex ovis gallinaru[m] pullos ab anatibus et è contra, excludi. Imo Cairi calore fornacis pullos excludi et in multis nostris pagis fimi equine calore: in quibus modis nul lu[m] agens univocu[m] dari potest, ns. spiritus, sive aia latens in ovo.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 70]<sup>12</sup>

Das erzeugende Tier kann jedoch nicht die Ursache für ihr Wachstum sein, da es häufig tot ist, wenn die Eier sich öffnen; es kann aber – auch durch Theoretisieren – keine andere eindeutige Ursache gefunden werden. Es ist gut bekannt, dass Küken aus Hühnereiern schlüpfen, die von Enten gehegt wurden. Die Küken schlüpfen ja sogar in der Hitze eines Ägyptischen Ofens, und in vielen unserer Dörfer auch in der Wärme von Pferdemist: Angesichts dieser Umstände kann es keine alleinige Wirkkraft geben, auch keinen im Ei verborgenen Spiritus oder Lebensgeist.

Avialium ova mediu[m] sunt inter semina plantaru[m] et aialiu[m] quia cu[m] utrisq[ue] in quibusdam convenient et in quibusdam differunt: seminibus plantaru[m] in hoc respondent, quod et aiam et maam cpris formandam continent; p[rae]terea v. semen cortice et membranis tegitur, in eo v. est differēna, quod plantaru[m] semina, cu[m] ȳ ae committunr, ex ea maam corpori formando necessariam hauriunt, ac ex seminis maam primae radiculae et germina formanr, reliqua maa ex ȳ attrahir.

In ovis cu[m] aia corticibus suis et membranis ita vallata et conclusa sit, ut extra nihil attrahere poit, interim in ovo foetus p[er]fectus formē: ova non solu[m] aiam et maam pris foetus rudimentis formandis aptam, d. hnt paratam universam illa[m] maam, quae satis ē, donec pullus absolute formatus excludar et praeter albumen complectar etiam luteum, quo potissm pullus jam exclusus, cu[m] eidem pris statis temporibus ȳ sufficiat alimentum ore ingestum.

Cum aialium seminibus in eo convenient, quod semen primo omnino in testibus et parte testibus analoga perficir, ut dicunt, et semen statim à māre in feminae uteru[m] conjicir, id quod non fit in plantis, quaru[m] semina extra ȳ am, earu[m] nutricem multis externis injuriis exposita st.  
[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 70-71]

Vivipara ab oviparis in eo differunt, quia vivipara non continent oem maam ad partum usq[ue] necessariam, ut ovipara; hanc n. dies in singulos è vasis maternis mutuanr, nec p[rop]ter lentorem

Vogeleier nehmen eine Zwischenstellung ein zwischen den Samen der Pflanzen und denen der Lebewesen, da sie mit beiden in gewissen Dingen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede aufweisen: Sie stimmen insofern mit den Samenkörnern der Pflanzen überein, als sie sowohl Lebensgeist als auch Substrat zur Entwicklung ihres Körpers in sich tragen; deswegen wird der Samen ja auch von einer Schale und einer Membran bedeckt. Sie unterscheiden sich jedoch insofern, als die Pflanzensamen, sobald sie sich mit der Erde vereinen, daraus das für das Wachstum des Körpers notwendige Substrat schöpfen. Aus dem Substrat des Samenkorns werden die ersten Wurzeln und Keime gebildet, das restliche Substrat wird dem Erdboden entzogen.

Da der Lebensgeist beim Ei durch seine Schale und Membran derart abgeschottet und eingeschlossen ist, dass von außen gar nichts aufgenommen werden kann, wächst die Frucht im Ei unterdessen beinahe bis zur Vollendung heran: Eier enthalten nicht nur den Lebensgeist und das erste, zur Ausformung einer anfänglichen Frucht geeignete Substrat, sondern auch von Vornherein das ganze Substrat, welches bis zum Abschluss des Wachstums des Küken ausreicht. Neben dem Weißen enthält es auch das Eigelb, von dem hauptsächlich das bereits geschlüpfte Küken frisst, wenn ihm in der ersten Zeit die Nahrung nicht ausreicht.

Mit den Samen der Lebewesen stimmen sie insofern überein, als der Samen zunächst gänzlich im Hoden – oder einem dem Hoden entsprechendem Organ – ausgebildet wird und, so sagt man, der Samen vom Mann sogleich in die weibliche Gebärmutter eingebracht wird. Dies geschieht bei den Pflanzen so nicht. Deren Samen sind außerhalb der sie nährenden Erde vielen schädlichen Einflüssen von außen ausgesetzt.

Die Lebendgebärenden unterscheiden sich von den eierlegenden Lebewesen darin, dass sie nicht das gesamte, bis zur Geburt notwendige Substrat in sich tragen wie die Eierlegenden; dieses wird

albugineum alteram hnt substaām ovoř. vitellis similem, quae puerperio in alimentu[m] cede-re d[e]beat. quamobrem recte notavit Harvejus non ea modo aialia q̄ dicunr ovipara quoq[ue] et ipsu[m] genus humanu[m] ex ovo progigni ne putemus hanc fuisse propriam, peculiaremq[ue] Tyndaridum fortē. Veru[m] nos ab Arle moniti saepissē observavimus in utero viviperoru[m] certo quodam post concubitum tempore fieri conceptum oviformem, seu massulam instar ovi membranula occulti, cui detractu[m] sit putamen.

nämlich täglich aus den mütterlichen Gefäßen entnommen. Sie besitzen neben der zähen, weißen Haut auch kein anderes Substrat, das dem Dotter der Eier ähnlich wäre und dessen Aufgabe ist, dem Neugeborenen als Nahrung zur Verfügung zu stehen. Deshalb schrieb Harvey<sup>13</sup> richtigerweise, dass auf diese Art und Weise nicht nur die sogenannten eierlegenden Lebewesen, sondern auch das menschliche Geschlecht selbst gezeugt werden; und wir sollten auch nicht meinen, dass es sich dabei um besonders und ausschließlich für die Tyndariden<sup>14</sup> geltenden Fall handle. Tatsächlich haben wir – von Aristoteles darauf aufmerksam gemacht<sup>15</sup> – selber häufig beobachtet, dass eine bestimmte Zeit nach dem Beischlaf in der Gebärmutter der Lebendgebärenden eine eierförmige Leibesfrucht entsteht; beziehungsweise ein kleines Häuflein, welches wie ein geschältes und von einer dünnen Membran bedecktes Ei aussieht.

In eo differunt ovipara à viviparis quod semen oviparorū non ut viviparoru[m] in utero feminae d. extra perficir et propterea semen non liquidi[u]m ut viviparoru[m] semen permanere, d. extero adminiculo et receptaculo regi debuit. In eo td. plantaru[m] et viviparoru[m] semina conveniunt, quod sicut plantaru[m] semen ꝑ ae comittir, ibiq[ue] nutritur ita hnum semen in mulieris uteru[m] conjicir, ibiq[ue] nutritur ad d[e]stinatum tpus usq[ue] et sicut ꝑ a non ē caa efficiens pro plantae propagatione, d. tantum uterus, ita et mulier non est caa efficiens respectu humanae propagationis.

Die eierlegenden Lebewesen unterscheiden sich von den Lebendgebärenden darin, dass der Samen der Eierlegenden nicht wie bei den Lebendgebärenden in der Gebärmutter der Frau, sondern außerhalb davon heranreift. Deshalb bleibt der Samen nicht im feuchten Milieu wie der Samen der Lebendgebärenden, sondern muss mit äußerem Beistand in einen Schlupfwinkel geleitet werden. Darin jedoch stimmen die Samen der Pflanzen und der Lebendgebärenden überein: So, wie der Samen der Pflanzen sich mit dem Erdboden vereint und dort genährt wird, so wird der menschliche Samen in die Gebärmutter der Frau geleitet und dort genährt, bis die Zeit reif ist; und so, wie die Erde nicht der Entstehungsgrund für die Fortpflanzung der Pflanzen ist, ist es genausowenig die Gebärmutter, und so ist die Frau nicht der Entstehungsgrund in Bezug auf die menschliche Fortpflanzung.

Hinc mulier saccus vulgo adpellār, unde natis nq. matris cognomen, d. tantum patris imponir. Nec Pater est caa efficiens immediata et occasionalis, nam licet Pater generans respectu filii sit caa externa, tn. non ē respectu generati immediata, quia sc. non immediata ex eo generatur filius, d. ex semine prodeunte immediata ex patre, respectu

Daher wird die Frau im Volksmund als Sack bezeichnet, und infolgedessen erhält das Neugeborene nie den Namen der Mutter, sondern nur den des Vaters. Der Vater ist keine unmittelbare und gelegentliche Wirkursache, denn obwohl der zeugende Vater in Hinsicht auf das Kind eine externe Ursache ist, so ist er doch in Hin-

cus pater est imediata cāa efficiens interna, cu[m] ex ejus sensitivo Ωu viventi p[er] concupiscēnam agitato sibi similis prodeat sigillaris veluti idea, quae in intima seminis parte clausa ē. Atq[ue] adeo Pater ē cāa efficiens imediata respectu seminis et mediata ac mere occasionalis respectu generati, seminis a. Ωus vicem efficiens imediatae respectu filii gerit et est respectu illius cāa efficiens interna.

Sic gallina n̄ est cāa efficiens respectu pulli, nec gallinam compressit, d. tantum Ωus in ovo foecundo gliscens, quia ex ovo subventaneo n̄ excludir pullus.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 71]

Ast ne nostru[m] praemittendu[m] in longum protrahār, ex professo de oviparoru[m] et viviparoru[m] Harvejus ratiocinār. Nos heic tantu[m] de sponte nascentibus ut vulgo credīr, agemus, quoru[m] generāō non univoca d. aequivoca à vulgaribus philosophis putār, talis ē insectoru[m] ut ex equi stercore scarabaci, ē frumento curculio ē fabis midas, cossus ē lignis ē cutis et vestiu[m] sordibus pediculi et pulices, ē caseo et carne aliisq[ue] rebus putrescentibus vermes et insecta, vulgo dicta varii gris, oriūnr. de horu[m] generatione nihil aliud sciebant prisci, ns. quantum voces important: NASCUNTUR EX PUTRI. Quibus spontaneus hic ortus competit non eadem fuit oīum mens.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 71-72]

Putarunt prisci oīa insecta, bruta, ipsumq[ue] adeo hoiem ē ≠ ae initio provenisse. id Plato aliq[ue] philosophi Platone longe vetustiores do-

sicht auf das Gezeugte keine unmittelbare [Ursache], da das Kind nicht unmittelbar von ihm gezeugt wird, sondern vom Samen, der unmittelbar vom Vater kommt. In Hinsicht auf den Samen ist der Vater die unmittelbare interne Wirkursache, weil dieser, von Fleischeslust angeregt, aus seinem wahrnehmenden Lebensgeist ähnlich hervorwächst wie das siegelartige Bild, welches im inneren Teil des Samens eingeschlossen ist. Und hinsichtlich des Samens ist der Vater insoffern die unmittelbare Wirkursache; hinsichtlich des Gezeugten die mittelbare oder auch nur Gelegenheitsursache. Hinsichtlich des Sohnes aber trägt der Geist des Samens die Funktion der unmittelbaren Wirkursache in sich, und hinsichtlich dessen ist er die innere Wirkursache.

So ist die Henne hinsichtlich des Kükens nicht die unmittelbare Wirkursache, und sie drückt auch keine Henne heraus. Nur der im befruchteten Ei wachsende Lebensgeist [ist unmittelbare Wirkursache], da aus einem unfruchtbaren Ei kein Küken schlüpft.

Aber ich will meine Vorrede nicht weiter in die Länge ziehen; Harvey hat ausdrückliche Überlegungen über die eierlegenden und lebendgebärenden Lebewesen angestellt. Ich führe an dieser Stelle nur Überlegungen zu den – wie man glaubt – spontan entstehenden Lebewesen<sup>16</sup>, deren Entstehung die Philosophen nicht als ein-, sondern als mehrdeutig einstufen. Eine solche ist die der Insekten, etwa der Mistkäfer, der aus Pferdemist entsteht; der Kornwurm aus Getreide; der Käfer aus der Bohne; der Holzwurm aus dem Holz; aus der Haut und schmutziger Kleidung die Läuse und Flöhe; aus Käse, Fleisch und anderen verdorbenen Dingen Würmer und Insekten von – nach Volksmund – verschiedener Art. Von dieser Zeugung wussten die Alten nichts anderes als das, was das Sprichwort besagt: ALLES ENTSTEHT AUS DER FÄULNIS. Welche Ursache die spontane Entstehung hat, darüber waren sie sich nicht einig.

Die Alten glaubten, dass alle Insekten und Tiere bis hin sogar zum Menschen ursprünglich aus dem Erdboden entstanden seien. Dies lehr-

cuerunt, quos Poetae sequuti s̄t. Veru[m] haec opinio ex Genesi originem habuit, et veritatem in has converterunt fabellas; cum c[on]stet deum jusisse ut † a aiā in genere suo producat, jumenta et reptilia et bestias † ae sdm species suas et Deum fecisse Hominem de luto; ipsi v. creatorem ignorarunt; spontaneu[m] istum ortu[m] inde cōmenti s̄t. de taliu[m] viventium cāa efficiente valde digladianr Phli.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 72]

Cardanus casu et fortuna generari contendit. ceteru[m] falsitate convincitur, quia casus et fortuna nālibus locu[m] non h̄nt et q[uae]cumq[ue] casu fiunt, et fortuito, ea n̄ sp. ex iisdem ppis et eodem modo generanr: atq[ue] sponte nascunr vivēnā, sp. ex iisdem ppis et eodem modo generanr et hnt certas cāa effientes, quae etiam certi finis graā agunt, certosq[ue] producunt effectus, si ex stercore equi scarabaei nascunr et non erucae et sic determinata ex determinatis. Et licet variis in locis, in † a, vis, cadaverib. et alibi generari videānr, tn. ex efficiente cāā, quae pluribus in locis saepe reperiri p̄t, nascunr.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 72]

ten auch Platon und andere alte Philosophen, die noch älter als Platon sind, und die Dichter sind gefolgt. Tatsächlich hatte diese Meinung in der *Genesis* ihren Ursprung, und die Wahrheit wurde dann zu einem Märchen verändert. Wenn feststeht, dass Gott der Erde befohlen hat, einen Lebensgeist in ihrem Genus zu erschaffen, das Nutzvieh, die Reptilien und die Tiere der Erde gemäß ihren Arten, und wenn Gott den Menschen aus dem Lehm erschaffen hat, haben diese [scil. die alten Philosophen und Dichter (lat. prisci)] den Schöpfer aber nicht erkannt. Daher haben sie sich diese spontane Entstehung ausgedacht. Die Philosophen streiten sich über die Wirkursache dieser Lebewesen sehr herum.

Cardano<sup>17</sup> behauptet, dass alles durch Zufall und Schicksal entstehe. Doch zu Unrecht, weil Zufall und Schicksal in der Natur keinen Platz haben und alles, was willkürlich und durch Zufall geschieht, hat nicht in jedem Fall denselben Ursprung und entsteht nicht immer auf dieselbe Art und Weise: Doch auch, wenn das Lebendige von selbst (spontan) entsteht, ist es dabei häufig selben Ursprungs, selber Entstehung, und weist bestimmte Wirkursachen auf, welche dank eines bestimmten Zweckes auftreten und bestimmte Wirkungen hervorrufen. Beispielsweise entstehen aus Pferdemist Mistkäfer und keine Kohlräpen, und so gilt: Alles entsteht gemäß seiner Vorbereitung<sup>18</sup>. Und wenn man auch an verschiedenen Orten – in der Erde, im Wasser, in Aas und anderem – beobachten kann, wie etwas entsteht, so entsteht doch alles aus einer Wirkursache heraus, welche man häufig an mehreren Orten vorfinden kann.

Alii etsi fortuito generari negent, nullam tn. cāa efficiente[m] proximam habere d. solum coem et remotam opinanr et hoc discrimen ponunt inr viventia per se et sponte orta, quod illa praeter agens ursle puta coelu[m] et particulare expetunt. o et hoo generent hoiem<sup>19</sup>, sponte v. genita, cāa proxima cu[m] careant, absq[ue] agenti particulari producunr. Ut illa appellāō id indicare videtur. veru[m] horum stia

Andere indessen glauben nicht an eine zufällige Schöpfung. Trotzdem glauben sie auch nicht, dass es eine unmittelbare Wirkursache gibt, sondern lediglich eine gemeinsame entfernte Ursache. Diesen Unterschied sehen sie zwischen dem Lebendigen an sich und dem von selbst Entstehenden, weil sie neben der universalen – nämlich dem Himmel – auch eine partikuläre Kraft fordern: Der Mensch wird geschaffen von der Sonne

falsa deprehendit, nam in caam et effectum dbt inrcedere p[ro]portio et effectuum universalium[m] ursles, parlarum, parlares dbnt ee caa. Praeterea caae comunes et remotae oes st externe et manifestae, at sponte nascena a caa interna et latente in maam probabimus. de caa ista remota in varias dividuntur opiniones Phli. [Musitanus, Chirurgia 1698 S. 72]

und dem Menschen. Das von selbst Entstandene entbehrt jedoch einer unmittelbaren Ursache und wird deshalb ohne partikuläre Kraft hervorgebracht. Wie es scheint, wird dies schon durch den Namen selbst<sup>20</sup> angezeigt. Diese Weisheit wird jedoch falsch aufgefasst, denn zwischen Ursache und Wirkung muss es ein Verhältnis geben. Die Universalkraft muss Ursache alles Universellen, die Partikularkraft Ursache alles Partikulären sein. Darüberhinaus sind alle gemeinsamen und entfernten Ursachen äußerlich und offenbar, während wir jedoch die spontane Entstehung in der Sache als äußerlich und verborgen verursacht gelten lassen werden. Hinsichtlich der entfernten Ursache gehen die Meinungen der Philosophen auseinander.

Aliqui p[rae]dictarum difficultatum scopulos considerantes, eosq[ue] vitare cupientes tq. ad sacram ignoranæ asylu[m] configiunt ad coelu[m] viz. in illo existēna ac ipsis culpam generatiois vermu[m] tribuunt Albertus M[agnus] coeleste lumen caa proximam sponte nascēnum ee dixit. Thomas Aquinas sponte nascēna a coeli motu mendicat. Fernelius occultas influentias infamat neq[ue] hos pudet talis inepti commenti: d. coelu[m] ☽, astra coeleste lumen ρ. generalis tantummodo caa ee pont praeparans caam, non v. parlaris et determinata ad hos producendos et non alias vermiculos in hoc et in alio ulcere vel loco. praeterea lumen, calor, motus et occultae influenæ accidēna st, at nulla substāa, quales st aiae sponte natoru[m], potest ab accidentibus produci.

Andere betrachten die oben beschriebenen Schwierigkeiten als Stolpersteine und möchten diese vermeiden; sie suchen gleichsam Zuflucht im Himmel bzw. in den himmlischen Dingen wie im Heiligtum der Unwissenheit. Dem Himmel freilich schreiben sie die Schuld an der Schöpfung der Würmer zu. Albertus Magnus<sup>21</sup> sagt, das himmlische Licht sei unmittelbare Ursache der spontanen Entstehung. Thomas von Aquin<sup>22</sup> schreibt die spontane Entstehung der Bewegung des Himmels zu. Fernel<sup>23</sup> vermutet verborgene Einflüsse; und sie schämen sich nicht solcher albernen Ideen: Indessen können Himmel, Sonne, Sterne, himmlisches Licht etc. lediglich die causa generalis sein, welche die Ursache vorbereitet; nicht jedoch eine partikuläre Ursache, die dazu bestimmt wäre, diese und keine anderen Würmchen hervorzubringen in diesem und keinem anderen Ort. Zudem sind Licht, Wärme, Bewegung und verborgene Einflüsse accidentell<sup>24</sup>, und keine Substanz – aus der die spontane Entstehung ihre Lebenskraft bezieht – kann aus Accidenzen hervorgebracht werden.

Insuper coelu[m], ☽, astra etc. st c̄pra inanima, nec aiata producere pnt, quia producerent nobiliora seipsis. Alii aiā mundi caa efficiētem sponte natoru[m] viventiū[m] ee existimant: sed si mundus aiā haberet, eē maximu[m] aiā mundus et eē caa urslis et non propria et proxima

Darüberhinaus sind Himmel, Sonne, Sterne usw. nichtlebendige Körper und können keinen Lebensgeist hervorbringen, weil sie so etwas Höheres als sie selbst hervorbringen würden. Wieder andere meinen, dass der Geist der Welt die Wirkursache der spontanen Entstehung des

et sicut ab ea sponte nascēnā provenirent, ita non sponte nascēnā, nec ab una aia tot diversae species sponte nascēnum provenire possent.  
[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 73]

Lebendigen sei: Doch wenn die Welt einen Geist hätte, wäre sie das größte Lebewesen und die Universalursache, nicht die eigene und unmittelbare; und so, wie aus ihm spontan entstehende Lebewesen entsprängen, so wären diese eben keine spontan entstehenden Lebewesen. Außerdem könnten aus einem Lebensgeist nicht so viele verschiedene Arten spontan entstehender Lebewesen hervorgehen.

Scotus et alii aias viventium sponte generato[m] à Deo proxime provenire statuunt, d. hi ineptiores st, quia invenire nequeunt genuinam taliu[m] aialculturum effectricem caam, nec hnae cognitionis imbecillitatem fateri volunt: opinānr Deum ipsu[m] ēē vermiu[m] caam, q[uod] verissm quidem ē, si loquamur d[e] caa ursli et remota. difficultas tn. consistit in p[ro]pria peculiari et proxima vermiu[m] caa, cui scil. concessa fuit, dataq[ue] facultas à Deo, ut vermes generare poit. neq[ue] n. vermes adeo nobiles et p[er]fecti judicari dbnt, ut à nobilissa et p[er]fectissa caa originemducere d[e]beant: vix imo, ne vix quidem quisq[ua]m ausit illoř generaoem, formaoemq[ue] huic divinae formatrici virtuti adscribere, haut intelligens, quonam pacto tam p[rae]stans et tam nobile agens ad vilia haec op[er]a sine suae majestatis laesio[n]e d[e]scendere queat; alia v. oia ita ignobiliora ac imp[er]fecta, ut à vilissim seminibus pro-gigni tantu[m] valeant: neq[ue] in universo condendo oblitus ē consulere cais propriis vermium, ceterisq[ue] imp[er]fectis, quemadmodu[m] consuluit aliis aiantibus speciales q[ua]m cetera aialia caas naales habēnā. Deniq[ue] ad adagium, q[uod] à vulgarib. Phlis adduci solet q[uod] Deus naae autor agere se solus tenetur id, q[uod] caae naales praestare n̄ pnt. responder verissm quidem hoc ēē in sup[er]naalibus n̄ v. in instituto ordine naae et in hoc non facile ostendir contractus cu[m] testibus quo obligatu[m] contendunt adversarii, quamvis n. in hac a simili maa ab istis demonstrari n̄ potest caa naalis; ac proxima, n̄ sequir tn. ipsam nulla ēē Deumq[ue] se solu[m]

Scotus<sup>25</sup> und andere Autoren behaupten, dass der Geist des Lebendigen wahrscheinlich in einer spontanen Entstehung durch Gott entstanden sei, was jedoch recht töricht ist, weil sie keinen echten, schöpfenden Grund für derart kleine Tierchen finden können. Auch wollen sie die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnis nicht zugeben. Sie glauben, Gott selber sei die Ursache für die Existenz der Würmer, was er ja sicherlich auch ist, wenn man von der universalen und entfernten Ursache spricht. Die Schwierigkeit besteht jedoch in Bezug auf die wesentliche, eigene und unmittelbare Ursache der Würmer. Dieser [Ursache] ist nämlich von Gott eine Wirksamkeit zugestanden und übertragen worden, damit Würmer entstehen könnten. Die Würmer nämlich sollten nicht als derart hoch und vollkommen betrachtet werden, dass ihr Ursprung in einer höchsten, vollkommensten Ursache liegen muss. Im Gegenteil: Es würde wohl niemand wagen, ihre Entstehung und Schöpfung einer göttlichen Bildungskraft zuzuschreiben, ohne zu begreifen, wie sich denn eine derart herausragende und edle Kraft ohne Verletzung ihrer Würde zu diesem wertlosen Werk herablassen könnte. Alles andere ist jedoch so niedrig und unvollkommen, dass es nur aus äußerst wertlosen Samen entstehen könnte. Und bei der ganzen Schöpfung des Universums hat Er nicht vergessen, sich um die eigenen Ursachen der Würmer und der restlichen unvollkommenen Wesen zu kümmern, genauso, wie Er sich um die anderen Lebewesen gekümmert hat, die eigene Ursachen haben im Vergleich zu den restlichen Tieren. Schließlich

vermes et husmodi insecta producere: ergo ranas, muscas, scarabaeos, lumbricos, sirones  $\rho \bar{e}$  divinas creaturas sequeretur, quod ne du[m] absurdum veru[m] impiu[m] putamus. hinc magna temeritas  $\bar{e}$  praesumere nos nosse quicquid caatum  $\bar{e}$  naalir et nullum fugere quod supra ipsam naam sit, nec v. alia poit quam ipse Deus, praeterea oium viventium generao  $\bar{e}$  naalis et caa naalis inquirenda  $\bar{e}$ , nec ad Deum statim recurrendu[m]  $\bar{e}$ , nam turpe  $\bar{e}$  phlo ad Deum recurrere, ubi pt caa scda assignari, q[ui]a postqm naam intuit, ja[m] immediate, amplius nil creare videtur praeter aiam intellectivam et cu[m] plantaru[m] ac brutoru[m] sponte nascenum origo sit à suis parentibus, mediante semine, non à Deo ns. ut caa remota et ursli, eritne Deus caa proxima imperfectoru[m] et ignobiliu[m] aialum?

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 73-74]

wird von den gewöhnlichen Philosophen häufig das Sprichwort angeführt: An Gott als Schöpfer der Natur wird nur in den Punkten festgehalten, für die natürliche Ursachen nicht verantwortlich sein können. Die Erwiderung lautet, dass dies mit Sicherheit für das Übernatürliche gilt, nicht jedoch für die festgesetzte Ordnung der Natur. In diesem Punkt lässt sich eine Übereinstimmung mit den Zeugen, über die sie sich mit den Gegnern herumstreiten, schwerlich darlegen. Die natürliche Ursache, oder auch die unmittelbare, kann nämlich in dieser oder einer ähnlichen Thematik von ihnen nicht bewiesen werden. Daraus folgt jedoch nicht, dass es diese Ursachen gar nicht gäbe oder dass Gott selbst die Würmer und derlei Insekten hervorgebracht habe: Daraus wäre ja gefolgt, dass Frösche, Fliegen, Mistkäfer, Würmer, Milben etc. göttliche Geschöpfe sind, was wir nicht nur als lächerlich, sondern sogar als gottlos betrachten. Daher ist es eine große Vermessenheit anzunehmen, wir wüssten, was auf natürlichem Wege verursacht ist, und dass uns nichts entginge, was über dieser Natur steht. Doch dies kann niemand außer Gott selbst. Ferner ist die Schöpfung alles Lebendigen natürlich und nicht gleich auf Gott zurückzuführen; denn der Philosoph begeht eine Schandtat, wenn er etwas auf Gott zurückführt, was einer zweiten Ursache zugeschrieben werden kann. Nachdem er nämlich die Natur eingesetzt hat, scheint er nun unmittelbar nichts weiter als einen theoretischen Geist zu erschaffen. Wenn die Pflanzen und alles plump von selbst Entstandene ihren Ursprung in den jeweiligen Eltern haben, [also] im Samen und nicht in Gott – es sei denn, als entfernte und universelle Ursache –, wird Gott dann die unmittelbare Ursache der unvollkommenen und niederen Tiere sein?

Oes fere nostrae tempestatis gregarii phli putredinem solam proximam spontaneae graois caa statuunt, quibus sufficit ursibus q[ui]busdam verbis quaestiones potius implicare quam solve-re, dicunt gigni haec aialia tam in cpre quam extra corpus ex calore putredinali agente in quasdam

Fast alle gewöhnlichen Philosophen unserer Zeit postulieren die Fäulnis als alleinige unmittelbare Ursache der spontanen Zeugung. Ihnen reicht es, durch irgendwelche allgemeinen Wor-te mehr Verwirrung zu stiften als Fragen zu be-antworten: So sagen sie, dass diese Tiere aus

parlas maae putrescentis, sed hūs opinionis falsitatem ostendunt primo vermes in +to et nive geniti, haec n. jx. vulgariu[m] stiam putredinem in misto inhibit et in his frigiditas potius, quam caliditas excedit. Dein praecipua experimenta Fr. Rhedi in libr. de Insect. descripta ostendunt, quod carnes et quodcunq[ue] aliud fl̄e putrescibile inclusa in vase optime coop[er]to putrescunt, vermes tn. nqm exhibit; tacemus quod calor ille produceret corpus aiatum et consequenter se nobilium. Praetermittimus quod intelligi minime potest quomodo calor admirabilem nerviu[m] organizaoem, tot vermiu[m] spes, aiam, sensum et motu[m] producere pt, non negamus tn. necessariu[m] ēē nonnqm calorem ad excitandu[m] motu[m] in interno spiritu in seminibus l. ovulis vermiu[m] latente, sicut calor galinae, fimi vel fornacis Aegyptiae à quo fovetur spiritus in semine galli existens in ovo foecundo non ē caa ppalis generaois pulli ρ.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 74]

der Fäulnis oder einer fauligen Hitze, die in gewissen Teilchen einer fauligen Substanz steckt, entstünden – und zwar sowohl innerhalb als auch außerhalb eines Körpers. Der Irrtum ihrer Ansicht zeigt sich jedoch darin, dass Würmer als Erstes in Essig und Eiswasser entstehen. Entgegen der landläufigen Meinung unterdrücken [Essig und Eiswasser] in einem Gemisch nämlich die Fäulnis, und in diesen überwiegt eher Kälte als Wärme. Das zeigen die hervorragenden Versuche von Francesco Redi<sup>26</sup> aus seinem Buch über die Insekten: Legt man Fleisch oder irgendetwas anderes leicht Verderbliches gut zugedeckt in ein Gefäß, fängt es an zu faulen, jedoch kommen niemals Würmer zum Vorschein. Wir verschweigen, weshalb jene Wärme einen belebten und somit edlen Körper hervorbringt. Wir lassen unerwähnt, dass es am wenigsten zu verstehen ist, auf welche Weise die Wärme das verblüffende Zusammenspiel der Nerven, die vielen Arten von Würmern, Lebensgeist, Empfindung und Bewegung hervorbringen kann. Wir verneinen allerdings nicht, dass manchmal Wärme notwendig ist, um im inneren Geist, der sich in den Samen oder in den kleinen Eiern der Würmer verbirgt, Bewegung zu erzeugen, genauso, wie die Wärme der Henne, des Düngers oder des Ägyptischen Ofens. Diese Wärme unterhält den Lebensgeist im Samen des Hahns, welcher im fruchtbaren Ei steckt; sie ist nicht die Wirkursache für die Entstehung des Küikens.

Praeterea tota putredinis rāo in eo consistit, quod sit misti corruptio, quatenus mistum; si v. quid praeterea ex putredine orir, id ex accidenti evenit. Insuper plantas multas et alia sponte nasci sine oī putredine experienā testatur: igr sponte viventia non generanr ex putri māa, licet inrdum nascanr ex putri et ex parte rei putrescentis.

His brevibus explosis alia cāa de sponte nascenibus inq[ui]renda ē. quae non sponte nascunr st illa, quae semina hnt manifesta, qua v. sponte eoru[m] semina st occultissa et oēm latent

Daneben beruht die ganze Fäulnistheorie teilweise auf einem geistigem Irrweg<sup>27</sup>, und zwar insofern: Wenn etwas wirklich aus Fäulnis entsteht, geschieht dies aus Zufall. Obendrein zeigt die Erfahrung, dass viele Pflanzen und andere Dinge ohne jede Fäulnis von selbst entstehen. Also entsteht das aus spontaner Zeugung stammende Leben nicht aus fauliger Materie, wenn es auch bisweilen der Fäulnis oder etwas teilweise Verdorbenem entspringt.

Nach diesem kurzen Ausflug muss nach einer anderen Ursache der spontanen Entstehung geforscht werden. Alles, was augenscheinlich Samen besitzt, wird als nicht von selbst entstanden

sensu[m], ideoq[ue] sponte nasci insecta veteres et cu[m] his vulgares Phli existimarunt, quia eoru[m] semina n̄ sp. aiant et suo tpre exerunt.  
[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 74-75]

bezeichnet; als tatsächlich von selbst entstanden die Dinge, deren Samen gänzlich verborgen sind und sich jeder Wahrnehmung entziehen. Daher glaubten die Alten und mit ihnen die gewöhnlichen Philosophen, dass die Insekten von selbst entstehen: Weil deren Samen nicht immer zum Leben erweckt werden und zum rechten Augenblick einen Körper enthalten.

Generanr sponte vivēna, cu[m] semen, in quo ē aia occulto modo alicubi latens idoneam maam nactu[m] et calore ambientis sese exerit et vitales operaōes exercere incipit. Hac aialia trahunt ex ovlis, quae cu[m] ab inconspicuis p[re] exiguitate initii et seminibus qs. atomis in ā e volitantibus et à ventis hinc illinc delatis, dissimilatissq[ue] oriānr, s. ex putredine seu non genitis ortā ēē existimār quia nostroru[m] sensuum efficaciam ludunt. ceteru[m] certu[m] est aialia insecta ex semine paterno generari et carniu[m], herbaru[m], aliarumq[ue] reru[m] v plane putrefactaru[m] l. putrescēnum insectoru[m] generaōe non alias ēē partes, nec aliud officiu[m], quam vas et locu[m] mire comodum p[rae]beant, in quo insecta statim ac orta st, in hoc nido alimentu[m] sufficiens et nutritioni comodissim inveniunt et ns. à parentibus supra dictu[m] semen hinc delatum sit nullu[m] ibi vermem unquam generari posse dicimus.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 75]

Das Lebendige entsteht mit seinem Samen – in welchem die Lebenskraft steckt – von selbst irgendwo auf geheime Art und Weise und verbirgt eine zufällig erlangte, geeignete Materie [in sich], die sich durch die Umgebungswärme offenbart und ihre Lebensfunktionen aufnimmt. Diese Tiere haben ihren Ursprung in den Eiern, die wir für aus der Fäulnis, d. h. nicht aus der Zeugung stammend halten. Wir nehmen dies an, weil sie den wegen ihrer kleinen Größe unsichtbaren Elementen und Samen entspringen. Diese Samen schweben wie Atome in der Luft und werden vom Wind hierhin und dorthin getragen und verändern sich dabei<sup>28</sup>. Die Eier täuschen [damit] unsere Sinneswahrnehmung. Im Übrigen ist sicher, dass Tiere wie die Insekten aus dem väterlichen Samen gezeugt werden und dass Fleisch, Pflanzen und andere Dinge, seien sie völlig verwest oder beginnend faulig, bei der Entstehung von Insekten keine Rolle spielen; sie gewähren nichts weiter als ein Gefäß und einen erstaunlich zweckmäßigen Platz, in welchem die Insekten, sobald sie entstanden sind, ausreichend Nahrung in höchsttauglicher Form finden; und wenn der Samen nicht wie oben beschrieben von dort hergetragen worden ist, kann hier – wie gesagt – nie-mals ein Wurm entstehen.

Sponte ortoru[m] semina, esto in ī am conjiciār n̄ sp. suam insistam exerunt vim, d. īndrum frigore, īndrum calore v etiam idonei alimenti d[e]fecerit corrumpār, īndrum diu quiescunt, anteq[ua]m sese exerant, sicut semina multa toto hieme in ī a q[ua]escunt, donec nimiru[m] ī is ambientis calore foveār et idoneum à ī a alimentum attrahant, ita et in iis, q[uo]d sponte pro-venire dicuntur, vis seminalis quiescit, donec ido-

Wenn man also annimmt, die Samen der spontanen Zeugung würden in die Erde eingebracht, dann entfalten sie nicht immer ihre Kraft, sondern sie werden mal durch Kälte, mal durch Hitze oder auch durch Mangel an geeigneter Nahrung verdorben. Manchmal liegen sie unterdessen brach, bevor sie sich entfalten; so ruhen viele Samen den ganzen Winter über in der Erde, bis sie freilich durch die Umgebungstemperatur der

neam, ex quo cpus sibi fabricet maam nanciscar et à calore ambiente excitetur et foveār: unde accidit, ut animalia, quae sponte nascunr non tempore hiberno ns. sub fimo inrdm quo frigus non penetrat, d. vere aestate et autumno generanr ubi sc. à calore ambientis, quem o excitat, maa idonea ex qua aia latens corpus sibi fabricare poit, suppediter et ipsa aia ad agendu[m] excitār.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 75]

Luft erwärmt werden und der Erde die geeignete Nahrung entziehen. Dasselbe geschieht bei dem, was als von selbst entstanden bezeichnet wird. Die Kraft des Samens ruht, bis sie ein geeignetes Substrat vorfindet, aus dem sie ihren Körper formen kann, und sie von der Umgebungswärme angeregt und erwärmt wird: Aus diesem Grund werden auch die Tiere, die von selbst entstehen, nicht zur Winterzeit hervorgebracht (außer, sie sind von Mist bedeckt, den die Kälte nicht durchdringt), sondern im Frühling, Sommer und Herbst, wenn nämlich durch die von der Sonne hervorgerufene Umgebungswärme passendes Substrat reichlich zur Verfügung steht, der verborgene Lebensgeist daraus einen Körper formen kann und der Lebensgeist selbst zur Tätigkeit angeregt wird.

Etsi in putrescente maa husmodi animalcula fiunt, tn. n̄ ex ea, quatenus patris ē, generanr, d. potius à meliori ejus parte, quae à patri secernīr. unde etiam post vermium et ejusmodi aialium generaōem putris maa relinqīr, quae non minus quam ante aerem inquinat. neq[ue] n. aialcula ejusmodi in maa putrescente genita putrida alunr maa, d. in alias res velut plantas et aialia viva delata, alimentu[m] quaerunt. neq[ue] etiam et regiones in quibus nascunr et ejusmodi insechoru[m] magna ē ubertas, salubriores sunt, d. plerumq[ue] insalubriores.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 75-76]

Auch, wenn sich auf diese Weise in faulen der Materie kleine Tierchen entwickeln, entstehen sie jedoch nicht aus ihr (soweit diese vom Vater kommt), sondern vielmehr aus dem vom Vater abgesonderten besseren Teil. Daher bleibt auch nach der Zeugung der Würmer und ähnlicher Tiere faulige Materie zurück, die nicht weniger als zuvor die Luft verunreinigt. Und die kleinen Tiere, die auf diese Weise in verwesender Materie entstanden sind, ernähren sich nicht von fauliger Materie, sondern benötigen auf anderem Wege Nahrung, etwa Pflanzen und lebende Tiere. Und sogar die Gegenden, in denen sie entstanden und die so reich an Insekten sind, sind nicht besonders zuträglich – sie sind meistens ungesund.

Si quis quaerat, unde insecta sua primordia trahant, dicimus in illo creationis sextiduo creasse deum oia aialia, qualiacunq[ue] perfecta ut habeatur Gen. 1. v. 25. quae mediante proprio semine suas perennant sp̄es unde quacunq[ue] aialcula coeunt et ovo quid simile pariunt, ut per novo*r* individuoru[m] successionem suas perpetuent sp̄es, mediante illa feraci benedictione, crescere. In ejusmodi aialculis Dei sapiēnam cognoscimus, licet ubiq[ue] et sp. sapiēnam et oipotēnam manifestari.

Wenn sich irgendjemand fragt, worin die Insekten ihren Ursprung haben, sagen wir, dass Gott am sechsten Tag der Schöpfung alle Tiere, jedes ohne Unterschied vollkommen, erschaffen habe. So steht es im Buch Genesis, Kapitel 1, Vers 25, geschrieben. Sie erhalten ihre jeweilige Art mittels ihres eigenen Samens über eine lange Zeit. Deswegen paaren sich alle Tierchen und pflanzen sich durch das Ei oder etwas Ähnliches fort, um mit der Nachfolge neuer Individuen, mittels jenes Lobpreisens der Fruchtbarkeit, „wach-

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 76]

Animalculorū[m] semina oēm humanam superant p[er]spicaciam, nec nostris st̄ obnoxia sensibus, quia oīs nostra cognō ortu[m] dicit à sensu. ò quamplra cognosceremus, si sensus non ita hebetiores haberemus. Insecta sponte nasci vidēn̄ tn. proprie sponte non nascun̄ d. ex semine et ejusdem speciei animalculis, nam sicut pisces sua ovula in aquam emittunt, quae postea in pisces ejusdem speciei excludun̄ ita et ranae et similia aialcula ignobiliora sua semina in aquam conjidunt, q[uae] postea oīs calore fovent̄ et excitant̄. E terra n. aialia pl̄a nascun̄, veru[m] non pura d. limosa et lutoosa. sic sperma ranaru[m] ineunte vere, hinc inde circa lacus et stagna reperir̄, unde postea oīs caloris beneficio īrnus spiritus in spermate latens ranas efformat, easq[ue] in viva aialia excludit. hanc veritate noscens Ovid lib. 15. met. ita cecinit

semina limus ht.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 76]

Mirum etiam ē ranas ē terreno p[ulver]e primis activis humecto pluviis nasci, talīr quod ȳ ae attactu aquae gutta illico ranam generet. ceterum dicant quaeſo quis ē iste sedulus ranaru[m] genitor, qui exemplo tot ranaru[m] c̄pra dicto citius organizavit et oīb. partibus p[er]fecte absolutis vitam, sensum et motum imp[er]tivit? concedimus utiq[ue] ranulas pris activis pluviis extra civitates (d. intra non conspicium̄, quare non respondent) salientes adparere, at allucinār vulgares Phili nam hae ranulae suis ortae seminibus p[rae]existebant abditae īn̄ herbas, vepres, sepes, ȳ ae foveas, lapidumq[ue] rimas, deinde guttaru[m] aquae in terram decidentium timore

set [und vermehret euch]!“ ihre Art zu erhalten. So vernehmen wir durch solche kleinen Tiere die Weisheit Gottes, auch wenn er seine Weisheit und Allmächtigkeit überall und zu jeder Zeit offenbart hat.

Die Samen der kleinen Tiere übersteigen alle menschliche Scharfsichtigkeit und entgehen unseren Sinnen, denn jegliche Erkenntnis hat ihren Ursprung in unserer Wahrnehmung. Oh, wie viel mehr würden wir erkennen, wenn wir nicht solch stumpfe Sinne hätten! Die Insekten scheinen von selbst zu entstehen, jedoch entstehen sie nicht im eigentlichen Sinne von selbst, sondern aus dem Samen und durch kleine Tiere derselben Gattung. Denn so wie die Fische ihre Eier, die später in Fischen derselben Gattung ausgebrütet werden, ins Wasser abgeben – so geben sowohl Frösche als auch ähnliche niedere Tierchen ihre Samen ins Wasser ab, die später lediglich durch Wärme gehegt und angeregt werden. Auch aus der Erde entstehen recht viele Lebewesen, jedoch nicht aus reiner, sondern aus schlammiger und dreckiger Erde. So findet man den Froschlach vom beginnenden Frühjahr an hie und da im Bereich von Seen und Teichen. Aus ihm bildet der im Laich verborgene innere Lebensgeist später mithilfe der wärmenden Sonneneinstrahlung die Frösche, die er in lebende Tieren ausbrütet. Diese Wahrheit kannte Ovid und besingt sie im 15. Buch seiner *Metamorphosen* so: „Der Schlamm enthält die Samen.“<sup>29</sup>

Überdies ist es ein Wunder, dass die Frösche aus einem durch die ersten lebhaften Regenfälle befeuchteten erdigen Sand entstehen, indem ein Wassertropfen durch Berührung der Erde auf der Stelle einen Frosch erzeugt. Möge man bitte sagen, um Himmels willen, wer ist dieser eifrige Erzeuger der Frösche, der augenblicklich und wie gesagt derart rasch eine solche Vielzahl an Fröschen zum Leben erweckte und allen gänzlich vollendeten Organen Leben, Empfindung und Bewegung einhauchte? Wir räumen durchaus ein, dass die Frösche durch den ersten lebhaften Regen außerhalb der Städte (innerhalb werden sie allerdings nicht beobachtet – warum,

qs. panico p[er]culsae prosiliunt et statim se abdunt ac q[ui]a ante non conspiciebār̄, tunc temporis vi aquae et oīs calore ex terrae pulvere disposito, sponte et sine parente natas fuisse inepte imaginār̄. Et nos praedictas ranulas manu apprehensas dissecuimus et in stomacho herbas crudas, muscas et scarabaeos terrae im̄istos non digestos quos devorarunt, invenimus. In agris post pluvias innumerae limacu[m] copia, q[uae] antea non conspiciebār̄, apparent. numq[ui]d tunc sponte natae? sic etiam post im̄bres magnam lumbricoru[m] catervam et aggeriem conspicimus. dici numq[ui]d potest tunc sponte exorti?

sagen sie nicht) herumzuhüpfen scheinen; dem gegenüber schwatzen die gewöhnlichen Philosophen umher, denn diese Frösche sind aus ihren Samen entstanden und waren vorher schon zwischen unzugänglichen Gräsern, Büschen, Gärten, Erdgruben, Steinen und Spalten vorhanden. Dann springen sie, als seien sie vor Schreck erschüttert, aus Furcht vor den auf die Erde herabfallenden Regentropfen hervor und ziehen sich sofort [wieder] zurück; und weil sie vorher nie gesehen wurden, bilden sie [die gewöhnlichen Philosophen] sich albernerweise ein, sie seien damals durch die Kraft des Wassers und durch die Sonnenwärme von selbst und ohne Eltern wohlgeordnet aus dem Staub der Erde auf die Welt gekommen. Ich habe die oben beschriebenen kleinen Frösche mit der Hand gefangen und seziert, und im Magen fand ich unreife Kräuter, Fliegen und unverdaute, mit Erde vermischt Mistkäfer, die sie heruntergeschluckt hatten. Auf den Feldern kommen nach dem Regen unzählige Schnecken zum Vorschein, derer man vorher nicht gewahr war. Sind sie dann etwa [auch] von selbst entstanden? Daneben sehen wir nach einem Regenguss auch große und klumpige<sup>30</sup> Scharen von Regenwürmern. Kann man deswegen sagen, dass sie von selbst entstanden sind?

Horum insectoru[m] occasione agendu[m] putamus de lumbricis et sironibus, qui in hno corpore generār̄. Haec animalcula sponte et sine semine nasci vulgariu[m] phlor. schola etiam contendit, d. nunc talis opinio à recentioru[m] aula recessit, ap. nos è contra illa invaluit stia, quod quicquid in hoc orbe sentire imo vivere videamus ex ovo emersit et ipsa insecta, imo plantas et ipsu[m] hnum genus ex ovo ad unu[m] univocae graois ppium reducimus ut ante nos Harveyus et eruditissimus Franc. Rhedi, Aesculapius nostri temporis validissis raoibus et experimentis demonstravit quam doctrina[m] universus orbis literarius amplexus ē ut adeo ap. eruditos inclauit ut in hac stabilienda n̄ im̄oramur.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 76-77]

Bezüglich dieser Insekten gilt es nun, über Würmer und Milben zu sprechen, die im menschlichen Körper entstehen. Die Schule der gewöhnlichen Philosophen beharrt darauf, dass diese Tierchen von selbst und ohne Samen entstanden sind, aber heutzutage ist eine derartige (Lehr-) Meinung aus den Köpfen<sup>31</sup> der moderneren Philosophen gewichen. Bei uns gewinnt demgegenüber jene Lehrmeinung die Oberhand, derzu folge alles, was auf dieser Welt als empfindsam, ja als lebendig zu beobachten ist, aus dem Ei entsteht. Wir führen selbst die Insekten, ja, die Pflanzen und sogar das menschliche Geschlecht auf einen einzigen Ursprung zurück: Den der elterlichen Zeugung aus dem Ei. Dies haben vor uns Harvey und der höchst gelehrt Francesco Redi, ein zeitgenössischer Mediziner mit herausragend scharfem Verstand, in ihren Versuchen gezeigt. Diese Lehrmeinung hat die ganze Wissenschaftswelt anerkannt und sie ist für die Gelehrten der-

maßen selbstverständlich, dass ich darüber nichts sagen werde.

Igr quoad lumbricoru[m] et sirorum ortum sciendu[m] ē ex quotidiana experienā muscas, aliaq[ue] aialcula ovulis suis epulas nostras, aeq[ue] ac potus conspurcare, eaq[ue] brevissō spacio, per aetatem praecipue in carnibus exclusi d. cu[m] nobis etiam mense accumbentibus vel paulo ante muscae cibaris circumvolitant, v̄ ea inq[ue] ovula eructent, qualis ē panis vel potus ipsis ita prope excludendis non obstetricent, illa integra ore excipimus; et cu[m] ob exilem molis suaet teneritudinem, dentium attritionem declinent, intacta deglutimus et ob exilitatem à ventriculi fermento non digerūn̄.

Insofern ist also der Ursprung der Würmer und Milben anhand von alltäglichen Erfahrungen zu erkennen: Die Fliegen und andere kleine Tiere besudeln mit ihren kleinen Eiern unser Essen und ebenso unsere Getränke und diese schlüpfen innerhalb eines sehr kurzen Zeitraums im Laufe der Zeit aus dem Fleisch. Aber wenn die Fliegen auch um unsere Speisen herumfliegen, nachdem oder kurz bevor wir sie auf den Tisch gestellt haben, oder wenn sie ihre Eier ungünstigerweise hinein legen, beispielsweise ins Brot oder in ein Getränk, und diese sich nicht zum Öffnen der Eier eignen; dann nehmen wir sie unbeschädigt über den Mund auf. Und wenn sie wegen ihrer geringen Masse und Zartheit nicht zerkaute werden, schlucken wir sie im Ganzen herunter, und sie werden wegen ihrer Zartheit nicht von den Magensaften verdaut.

Ea p[ro]pter cu[m] ciboru[m] reliquiis in eo concretis in duodenu[m] descendunt in quo uti in reliquo intestinoru[m] canali exclusa in variis lumbricoru[m] spes comutant̄; minutiora v. aliqualia ovula superst̄, quae ob exilitatem vel immaturitatem tam in stomacho, quam intestinis cu[m] ōsos ciboru[m] substaa abripiūn̄ et se insinuant partim cum lympha permiscen̄ et circulant, partim cum s̄gne circulaois lege, partim in ursas corporis partes devehūn̄. Habitus autem corporis passim poris ē p[er]vius ii vero quibusdam in locis patentioribus et in aliis actoribus: unde fit, ut ex ovlis illis sirones exclusi per poros una cu[m] sudore v̄ habitibus per eos extrudun̄ l. qndoq[ue] ob pororu[m] angustiam sub cuticula serpunt ab uno loco in alium et talparu[m] ritu cuniculos agunt et longos non raro qs. succos trahunt, simulq[ue] molestissm pruritum producunt. Ita sub cuticula serpunt ut videri possint, quorsu[m] migrarint, ubi si velis in extremitate hus lineae albae, cuspide aciculae aialculum eruere possis, ēq[ue] tam exiguum aialclm, tanta ejus agitāo et tenuitas ut ubiq[ue] sibi viam aperiat et visu[m] fere effugiat, colore albicans cu[m] capitello nigro et si speculo terso imponār, lynceo

So gelangen sie mit den dort gesammelten Speiseresten verklebt in den Zwölffingerdarm, wo sie, wie im übrigen Darmtrakt, schlüpfen und sich in verschiedene Wurmarten verwandeln. Tatsächlich überleben besonders die kleinen Eier die übrigen. Sie werden aufgrund ihrer Zartheit oder Unreife im Magen ebenso wie im Darm mit den gärenden Substanzen der Nahrung fortgespült und schleichen sich ein; zum Teil vermischen sie sich mit der zirkulierenden Lymphe, zum Teil bewegen sie sich nach dem Gesetz des Kreislaufs mit dem Blut und zum Teil gelangen sie in sämtliche Organe des Körpers. Der Körper dagegen ist überall über die Poren zugänglich. Sie [sind] jedoch an gewissen Stellen recht offen, an anderen eher enggestellt: Deswegen passiert es, dass die Milben, nachdem sie aus den kleinen Eiern geschlüpft sind, über die Poren zusammen mit dem Schweiß ausgestoßen oder mit der Kleidung [abgelegt] werden, oder dass sie sich wegen der Enge der Poren über kurz oder lang unter der Haut unbemerkt von einer Stelle zur anderen ausbreiten und nach Art der Maulwürfe unterirdische Gänge anlegen. Nicht selten gehen sie mit einer Art langwierigen Nässens einher

oculo moveri comprehendir vel microscopii ope  
jucundo spectaculo et accurate d[e]prehendenr.  
[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 77-78]

und verursachen zugleich einen äußerst lästigen Juckkreis. Sie breiten sich so unter der Haut aus, dass man erkennen kann, wohin sie gewandert sind. Wenn du möchtest, kannst du das kleine Tier in der äußeren Schicht der Bauchlinie mit der Spitze einer Stecknadel hervorholen. Und ist das Tierchen noch so winzig – seine Regsamkeit und Zartheit ist so groß, dass sich ihm überall ein Weg auftut und es beinahe dem Auge entgeht. Es hat eine weiße Farbe und einen kleinen schwarzen Kopf. Wenn man es auf einen sauberen Spiegel setzt, wird man mit scharfem Auge seine Bewegung erkennen, oder man ergötzt sich mithilfe des Mikroskops an seinem Schauspiel und hält es genauestens fest.

Degenerant quandoq[ue] haec aiala à suis genitoribus à quibus semina deciderunt, verumtn. tanta non ē eoru[m] degenerā ut cu[m] illis qndam analogiam n̄ conservent et hoc contin-  
git vel raoē matricis vel fermenti v̄ alimenti. Sic inr crescenā semen tritici v̄ hordei in v̄ am in-  
cultam injectu[m] in lolium, si[sy]mbriu[m] in  
mentham, rapu[m] in raphanu[m], ocymu[m] in  
serpillu[m], vitis alba in nigra p. Sic ex equa et  
asino mulus, ex alioru[m] diversae spei coitu di-  
versa aialia generanr. Ex viro et bestia, ex bruto et  
muliere non ho, d. monstru[m] irrationale gign  
q[uod] qndam ht analogia[m], ut de satyris, nym-  
phis etc. prolixe Paracels. et Helm.

Sed ad ulceru[m] verminosoru[m] caam nos-  
ter redeat sermo. Ex dictis satis liquet in ulce-  
ribus praecipue sordidis vermes nasci, quia in  
illis, v̄ ungtis emplastris v̄ petiis muscae suum  
d[e]ponunt semen v̄ ab intra ad ulcera deducir et  
ope fermentaois talia generanr aialia ut autopsia  
demonstrat.

[Musitanus, Chirurgia 1698 S. 78]

Irgendwann schlagen diese Tierchen aus der Art ihrer Erzeuger, von denen ihre Samen stammen; gleichwohl ist ihre Entartung nicht so ausgeprägt, dass sie nicht noch eine gewisse Analogie und Ähnlichkeit mit ihnen bewahrt hätten, und dies geschieht wegen der Art des Muttertiers, der Gärung oder der Nahrung. So [entartet] der Weizen- oder Gerstensamen, nachdem er in brachliegendem Boden gelangt ist, während des Wachstums in Schwindelhafer, Rauken in Minze, Rüben in Rettich, Basilikum in Quendelkraut, weiße Reben in schwarze usw. So entstehen aus Pferd und Esel der Maulesel, aus der Vereinigung anderer unterschiedlicher Arten verschiedene Tiere. Aus Mann und wildem Tier, aus Frau und Vieh wird kein Mensch gezeugt, sondern ein Ungeheuer ohne Verstand, welches eine gewisse Analogie aufweist, wie Helmont<sup>32</sup> und Paracelsus<sup>33</sup> ausführlich anhand der Satyren, Nymphen usw. darlegen.

Aber ich möchte mit meiner Ausführung wieder auf die Ursache von Wurmgeschwüren zurückkommen. Anhand des bislang Gesagten ist es offensichtlich genug, dass insbesondere in verschmutzten Geschwüren Würmer entstehen, weil die Fliegen darin – egal, ob unter einem Salbenpflaster oder offen klaffend<sup>34</sup> – ihren Samen ablegen; oder der Samen gelangt aus dem Inneren in das Geschwür, und dank der Gärung entstehen derartige Tierchen, wie die Autopsie zeigt.

In advectis elapso majo vivis ostreis du[m] contemplare[tu]r lac intra illaru[m] cavitatem flutians et observaoes acutiori micspio pluries repe[re]terem, deprehendi td. lac illud nil aliud ēē, quam congeries minutissimoru[m] ovuloru[m], seu minutissimaru[m] ostreolaru[m] succo cuidam mucaginosa ac velut resinoso confusoru[m]; imo si super vitru[m] extendār lac illud et lumini fortiori objiciār, dde microscopio observēr, quaedam motus oscillāo et partiū[m] lactis hinc inde progressus deprehendēr, qs. progressiones illae es- sent futuri aiantis prima motus inchoamenta de motibus hisce vividissim in aliis aialium semi-ninbus à medico in Italia celeberrimo observatis, plura dicere supersedeo, ne castas lectoru[m] au- res offendam.

[Baglivus, Dissertatio de anatome, morsu, et ef- fectibus tarantulae S. 19]<sup>35</sup>

Lac pariter recens è capra emulsu[m], super æu extensu[m] et microscopio observatu[m], re- præsentat quoq[ue] infinitam minimoru[m] globu- loru[m] copiam hinc inde agiliter se moven- tiu[m]: motu[m] hunc agilissm in globulis ob- servavi quoq[ue] secunda et tertia ab emulsio- ne die dūmodo tn. aciditatem à corruptionem lac non contraxerit: Et si lacti paru[m] aquae miscear, distinctior ille motus apparebit. Obser- vationes has faciebam microscopio triu[m] len- tiu[m] ita composito ut res obervandæ lumini comode objici possent et ita diligentius acutiusq[ue] intueri.

[Baglivus, Dissertatio de anatome, morsu, et ef- fectibus tarantulae S. 19]

Sed ad ostrearu[m] lac redeamus, quod superius diximus nil aliud ēē, quam congeriem infinitoru[m] ovuloru[m], seu minimaru[m] ostreolaru[m], mucagini seu resinoso cuidam succo confusaru[m], ut in magnis vivisq[ue] ostreis ob- servavimus. Ad quid tn. inserviat albu[m] illud ac mucosu[m] gluten oculis interspersu[m], ipse profecto nescirem, ns. assererem factu[m] ēē ab autore naæ ut non solu[m] blandu[m] quendam,

Während ich Ende Mai in importierten Mu- scheln innerhalb ihrer Hohlräume Milch fließen sah und die Beobachtungen mit einem etwas schärferen Mikroskop mehrfach wiederholte, begriff ich endlich, dass diese Milch dort nichts anderes war als ein Haufen allerkleinster Eierchen bzw. winzigster Muscheln, die mit irgendeinem schleimigen oder harzigen Saft vermischt waren. Wenn man diese Milch allerdings auf dem Glas ausbreitet, gegen starkes Licht hält und danach mit dem Mikroskop ansieht, erkennt man eine gewisse schaukelnde Bewegung, und dass ein Teil der Milch sich nach allen Seiten hin fortsetzt, so, als seien jene Ausläufer die ersten Grundlagen einer Bewegung des künftigen Lebewesens. Über diese höchst lebhaften Bewegungen in anderen tierischen Samen, die von einem sehr berühmten italienischen Mediziner beobachtet worden sind, möchte ich nicht mehr sagen, um die sittenhaften Ohren der Leser nicht zu beleidigen.

Ebenso veranschaulicht frisch gemolkene Ziegenmilch, wenn man sie über ein Glas zieht und unter dem Mikroskop beobachtet, auch eine unendliche Menge winziger Kugelchen, die sich behände in alle Richtungen bewegen: Ich beobachtete diese gewandte Bewegung in den Kugelchen auch am zweiten und dritten Tag nach dem Melken, solange die Milch nicht sauer wurde oder verdarb; und wenn man die Milch mit ein wenig Wasser vermischt, wird jene Bewegung umso deutlicher zu sehen sein. Diese Beobachtungen machte ich mit einem Drei-Linsen-Mikroskop, so dass die zu beobachtenden Dinge bequem vors Licht gehalten und auf diese Weise recht sorgfältig und gewissenhaft betrachtet werden können.

Aber kommen wir zur Muschelmilch zurück: Was ich oben beschrieb, ist nichts anderes als ein Haufen unzähliger kleiner Eier oder kleiner Muscheln, die mit irgendeinem schleimigen oder harzigen Saft vermischt sind, wie wir es bei den lebenden erwachsenen Muscheln beobachten. Wozu jener weiße und schleimige, zwischen die Eier gesprengelte Leim dient, wüsste ich selbst sicherlich nicht, es sei denn, es wurde

ac veluti balsamicu[m] madorem tenellis ostrearu[m] foeturis conciliat, quo possint celerius maturari; veru[m] etiam ut minimas illas foeturas jam à matre emissas, scopolis firmet et adglutinet, ad hoc, ut et ventoru[m] et maris incuribus potenter resistant, et per conciliatam firmitudinem ad debita p[er]ducār̄ incrementa.

[Baglivus, Praxi 1699 S. 300]

Reperiūn̄ asserentes, pilos generatos ēē varia propulsione globuloru[m] minimoru[m], q[uod] ipsu[m] etiam statuit Loewenhoekius postqm. microscopio observasset, pilos constare ex appositione minimorum taliu[m] atomoru[m], ita ut dubiu[m] inde poit exoriri, num pili gignerēn̄ à maa per eoru[m] cavitates propulsa, num v. per appositionem minimaru[m] parlarum.

[Craanen, Tractatus 1689 S. 380]<sup>36</sup>

Cum exacto microscopio intuemur plantas, videbimus non solum fibras rectas, d. etiam transversas, quae canaliculos componunt tam rectos, q[ua]m transversos, qui ferunt h̄res residuos extorsu[m]; idem cogitandu[m] in cpr̄ nostro fieri, dari tales canaliculos transversos, qui ferunt humores extorsu[m] à nutritione residuos.

[Craanen, Tractatus 1689 S. 300-301]

vom Schöpfer der Natur geschaffen, um dem zarten Muschelnachwuchs eine gewisse schmeichelische und auch gleichsam balsamische Feuchtigkeit zu gewährleisten, in der er schneller reifen kann; aber auch, um jenem winzigen, bereits von der Mutter getrennten Nachwuchs an einem Riff zu stärken und aneinander zu haften; zu dem Zwecke, dass er den Angriffen von Wind und Meer besser widersteht und mit der verschafften Stärke zu gebührendem Wachstum gelangt.

Es gibt Leute, die behaupten, die einzelnen Haare seien durch unterschiedliches Forttreiben winziger Kückchen entstanden – was sogar Leeuwenhoek<sup>37</sup> selbst postulierte, nachdem er unter dem Mikroskop beobachtet hatte, dass die Haare in einer Aneinanderreihung winzigster Teilchen bestehen. Damit könnte Zweifel entstehen, ob die Haare auf der durch ihre Hohlräume treibenden Substanz beruhen oder in Wahrheit auf der Aneinanderreihung winziger Teilchen.

Wenn man Pflanzen mit einem präzisen Mikroskop betrachtet, wird man nicht nur gerade angeordnete Fasern sehen, sondern auch quer angeordnete. Sie bilden sowohl gerade als auch quer verlaufende Kanälchen, welche die zurückbleibenden Säfte nach außen leiten. Das gleiche muss man sich in unserem Körper vorstellen: Dass es genau solche quer verlaufenden Kanälchen gibt, die die zurückbleibenden Säfte aus der Ernährung nach außen leiten.

1 Ergänzung durch die Bearbeiter.

2 D.h. der gegenwärtigen Forschung nichts zutrauend.

3 Theodoret von Kyros (393-um 460).

4 Seneca, *Naturales Quaestiones* 12,11.

5 Johannes Goedart (1617-1668), niederländ. Entomologe, Maler u. Illustrator von Insekten.

6 Pietro Andrea Mattioli (1501-1577), ital. Arzt u. Botaniker.

7 Thomas Muffet (1553-1604), engl. Arzt u. Naturforscher; bekannt für seine Studien zu Insekten. Werk: *Insectorum sive Minimorum Animalium Theatrum* mit unveröffentlichtem Material u. a. von Gesner.

8 Ulisse Aldrovandi (1522-1605), ital. Arzt u. Naturforscher. Hauptwerk in elf Bänden: *Historia animalium*; er selbst bearbeitete nur Vögel, Insekten, niedere Tiere.

9 Anonymus, *Ephemeridum medico-physicarum Germanicarum*, 1696.

10 Die Magd des Herrn Tilger wird im Kapitel über Otalgie, Beispiel Nr. 3, erwähnt.

- 11 Interessanterweise ist im Kapitel nur Abbildung (a) eines Wurmes enthalten, Abbildung (b) fehlt!
- 12 Musitanus: Musitano, Carlo (1635-1714), *Chirurgia theoretico-practica*, 1698.
- 13 William Harvey (1578-1657), engl. Arzt u. Anatom.
- 14 Tyndariden: Andere Bezeichnung für die Dioskuren, also Castor und Pollux, Söhne des Zeus.
- 15 S. Aristoteles, *De generatione animalium* 3, 785b.
- 16 *Sponte nasci*: soviel wie „von sich selbst, ohne menschliche Pflanzung und Pflege wachsen“.
- 17 Gerolamo Cardano (1501-1576), ital. Arzt, Mathematiker u. Philosoph.
- 18 Frei übersetzt; wörtlich „Das Vorbestimmte aus dem Vorbestimmten“, bei E. G. Stahl im Gegensatz zu „non fiat quodlibet ex quodlibet“, also „es entsteht nicht Beliebiges aus Beliebigem“.
- 19 Aristoteles, *Physica* 2, 194b13.
- 20 Bei Musitano *ipsa* statt *illa*, daher mit „selbst“ übersetzt; dies ist sinngemäß logischer.
- 21 Albertus Magnus (um 1200-1280), 1931 heilig gesprochen; Kirchenlehrer, aristotelischer Gelehrter u. Bischof v. Regensburg.
- 22 Thomas von Aquin (1225-1274), Dominikaner, zählt zu den einflussreichsten Philosophen u. Theologen d. Mittelalters.
- 23 Jean François Fernel (1497-1558), frz. Astronom u. Physiologe; auf ihn geht der Begriff der „Physiologie“ zurück; verfasste u. a. die *Cosmotheoria* (1528).
- 24 „Accidenz (lat. *accidens*) heißt das nicht Wesentliche (das nicht Essentielle), das Wechselnde, das Zufällige. Man versteht unter Accidenzen 1. die Eigenschaften im Gegensatz zur Substanz (so Aristoteles, Kant, Fichte u. a.); Aristoteles unterscheidet von der Kategorie der Substanz alle übrigen Kategorien und faßt sie unter dem Namen *ta symbebēkota* (Accidentia) zusammen. [...] Man versteht unter Accidenzen 2. die nicht wesentlichen, nicht notwendigen Eigenschaften einer Substanz im Gegensatz zu den wesentlichen (essentiellen), einer Substanz dauernd anhaftenden Merkmalen (so auch bei Aristoteles, Herbart u. a.)“  
Aus: Kirchner, Friedrich / Michaelis, Carl: Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe. Leipzig 1907, S. 10-11.
- 25 Johannes Duns Scotus (1266-1308), schott. scholastischer Philosoph u. Theologe.
- 26 Francesco Redi (1626-1697), ital. Arzt; in seinem Experiment mit Maden aus dem Jahre 1668 widerlegte er die Urzeugung (Generatio spontanea) und formulierte den Satz „Alles Leben stammt aus dem Ei“.
- 27 *Corruptio*, auch soviel wie „die geistige Verkehrtheit“, vgl. Georges.
- 28 Wörtlich: „werden dabei ungleichartig gemacht“.
- 29 Quelle: Ovid, *Metamorphosen* 15, 375-378: *Semina limus habet virides generantia ranas,/ et generat truncas pedibus, mox apta natando/ crura dat, utque eadem sint longis saltibus apta,/ posterior partes superat mensura priores.*
- 30 Aggeriem findet sich in keinem Wörterbuch; a. e. *aggereus* von *agger* = Damm, Wall.
- 31 Wörtlich: „aus dem Hof“.
- 32 Johann Baptista van Helmont (1580-1644), fläm. Universalwissenschaftler u. Arzt.
- 33 Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493-1541).
- 34 *Petis* - unbekanntes Wort, a. e. von *patere* = offen stehen, zugänglich sein, klaffen.
- 35 Baglivus: Baglivi, Giorgio (1668-1706), *De praxi medica*, 1699.
- 36 Craanen: Theodor (1620-1690), *Tractatus physico-medicus*, 1689.
- 37 Antoni van Leeuwenhoek (1632-1723), niederländ. Naturforscher u. Erbauer v. Lichtmikroskopen.

# Michael Scheffelt (1652-1720), ein Ulmer Instrumentenbauer, Mathematiker, Lehrer und Autor

---

*Werner Rudowski*

## **Ulmenses sunt Mathematici**

Die Ulmer sind Mathematiker – im 16. und 17. Jahrhundert war die Reichsstadt Ulm weit über die Grenzen der damaligen deutschen Kleinstaaten hinaus berühmt für ihre Mathematiker, Ingenieure und Geometer in ihren Mauern<sup>1</sup>. So wurde beispielsweise Johann Mathäus Faulhaber (1580-1635), ein Mathematiker, Ingenieur, Geometer, Festungsbaumeister und Mechaniker sogar 1620 von Descartes (Cartesius) besucht und bewundert. Er gehörte der im 16. Jahrhundert gegründeten Ulmer Rechenschule an. Mit dieser vollständigen Rechenschule wetteiferte Ulm auf dem Gebiet der Mathematik stark mit Nürnberg. Der Gründer der Ulmer Schule war Conrad Marchtaler, der 1545 von Wittenberg nach Ulm kam und hier vom Rat der Stadt die Erlaubnis bekam, eine Rechenschule zu errichten. Diese Tradition wurde um 1700 von Michael Scheffelt fortgesetzt und ergänzt, denn Scheffelt entwickelte die bisher benutzten mathematischen Instrumente weiter, erfand völlig neue Recheninstrumente und fertigte sie in eigener Werkstatt.

## **Michael Scheffelts frühe Jahre<sup>2</sup>**

Am 20. Februar 1652 wurde Michael Scheffelt in Ulm geboren. Er stammte aus einer Familie mit Bindertradition. Die Binder, das sind Fassbinder (Böttcher) oder Küfer, waren in Ulm zusammen mit den Schreinern in der Binderzunft vereinigt. Scheffelts Vater, der wie der Sohn Michael hieß, lebte von 1592 bis

---

<sup>1</sup> Hans Eugen Specker: Ulm. Stadtgeschichte. Ulm 1977.- Staats-Anzeiger für Württemberg, Besondere Beilage vom 1. März 1911. Stuttgart 1911.- Stadtmuseum Aarau Sammlung Kern, Inventarverzeichnisse.

<sup>2</sup> Hartmut Scholz: Michael Scheffelts Buch vom Proportionalzirkel. Jahresarbeit Heidelberg 1965.- Moritz Cantor: Art. ‚Scheffelt‘. In: ADB 30 (1890) S. 676.- Pierer’s Universal-Lexikon. Bd. 13. New York/Altenburg 1861.- Johann Ephraim Scheibel: Michael Scheffelts Unterricht vom Proportionalzirkel [...] mit einer historischen Einleitung. Breslau 1781.- Weyermann I S. 462f.- StadtA Ulm u. a. A 3550 (Ratsprotokolle), F 4 Nr. 331 (Abb. 1), G 2 alt Scheffelt, Michael.



Abb. 1 - Michael Scheffelt im Alter von 39 Jahren.  
Pinselzeichnung nach einem verschollenen Kupferstich von 1691, 248 mm x 192 mm (StadtA Ulm).

1665 in Ulm, war seit 1619 Binder und in den letzten Jahren seines Lebens Binderzunftmeister. Er war dreimal verheiratet und aus seiner dritten Ehe mit Anna Neubronner (1620-1693) ging Michael als zweites Kind hervor, für den Vater war es bereits das 18. Kind.

Auch Scheffelts Großvater Thomas Scheffelt war Binder in Ulm. Sein Großvater mütterlicherseits, Mathäus Neubronner, war Rotgerber und Ratsherr in Ulm. Die Tradition der Binder setzte ein Stiefbruder Michaels, Matthäus Scheffelt (1642-1693) aus der zweiten Ehe seines Vaters, fort. Er übernahm nach dem Tode des Vaters 1665 dessen Werkstatt, wurde später Stadtbinder und zuletzt Binderzunftmeister wie sein Vater.

Michael Scheffelt erlernte nicht das Binderhandwerk, sondern ab 1666 in der Reichsstadt Nürnberg „die Handlung“. Dies war ein höheres Handwerk als das seines Vaters, denn die Kramerzunft war in Ulm eine der maßgebendsten Zünfte. 1675 kehrte Scheffelt nach Ulm zurück und wurde hier Handelsmann bzw. Kramer (Krämer). Im gleichen Jahr heiratete er in Ulm Anna Christine Müller (oder Miller), die – 1651 geboren – ebenfalls aus einer Kramerfamilie stammte. Sie war die Tochter des Handelsmannes David Miller und der Anna Rosine Faulhaber. Letztere stammte aus der Ulmer Mathematikerfamilie Faulhaber. Der große Mathematiker in dieser Familie war Johann Faulhaber (1580-1635). Scheffelts Verwandtschaft mit der Familie Faulhaber durch seine Ehefrau brachte es wohl mit sich, dass er sich spätestens nach seiner Heirat intensiv mit Mathematik beschäftigte.

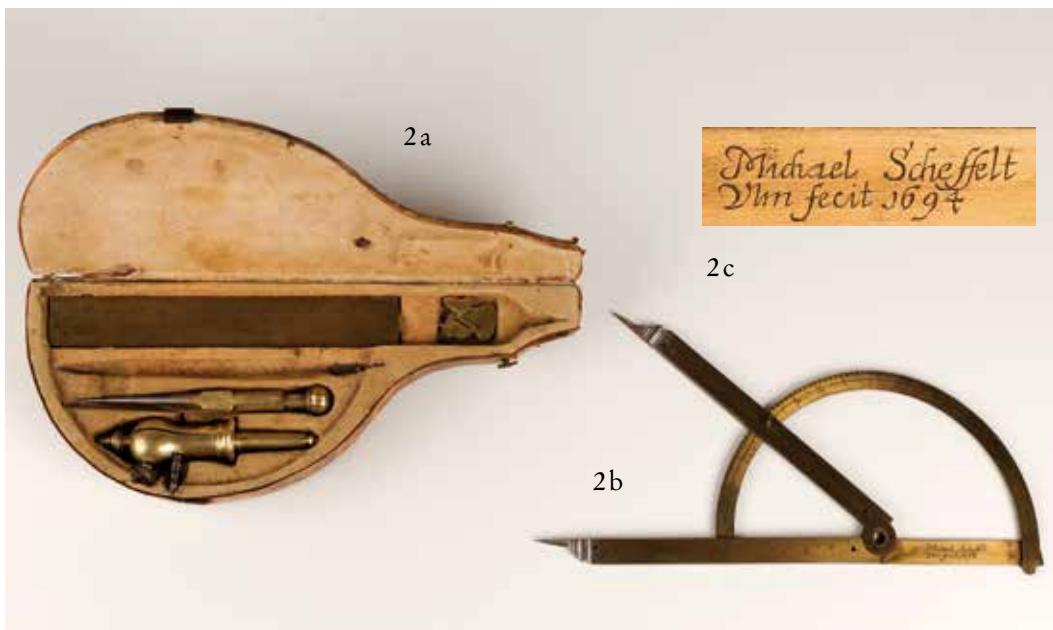


Abb. 2 a-c - Scheffelts Winkelmesser mit Proportionalzirkel  
(Museum Ulm. Foto: Oleg Kuchar, Ulm).

Leider ist über Scheffelts Kindheit und seinen Aufenthalt in Nürnberg bisher nichts bekannt. Auch über die ersten zwanzig Jahre in Ulm nach seiner Hochzeit wissen wir fast nichts. Nur eine Zeichnung nach einem verschollenen Kupferstich von 1691 aus dem Stadtarchiv Ulm verrät uns, dass er sich spätestens mit 39 Jahren mit der Mathematik beschäftigt hat, denn wir sehen ihn hier mit Proportionalzirkel, Stechzirkel sowie einem Dreieck abgebildet (Abb. 1). Was mag der Anlass für den Kupferstich gewesen sein? In seinen frühen Büchern findet sich dieses Porträt jedenfalls nicht. Ab 1694 aber, Scheffelt war jetzt 42 Jahre alt, ist sein berufliches Leben anhand seiner Bücher und Instrumente gut nachzuvollziehen.

### Das bisher bekannte älteste erhaltene Instrument

Das älteste von Scheffelt gefertigte und signierte Instrument, datiert 1694, ist im Museum Ulm ausgestellt. Es ist ein nicht mehr ganz vollständiges Vermessungsbesteck in einem eigens dafür gefertigten Lederetui (Abb. 2 a-c). Das Futteral enthält folgende Instrumente:

- Einen Winkelmesser (zu Scheffelts Zeit noch Transporteur genannt) mit integriertem Proportionalzirkel, der gleichzeitig als Stechzirkel zu benutzen ist. Winkelmesser und Proportionalzirkel sind signiert und datiert. Während der Winkelmesser in  $180^\circ$  eingeteilt ist, findet man auf den Schenkeln des Proportionalzirkels fünf Linienpaare:

Part Aeq.    Cubic    Geom    Tetrag    Reduc Corp Regul.



Abb. 3 - Titelblatt von Michael Scheffelts 'Instrumentum Proportionum' (wie Anm. 3). Ulm 1697 (StadtB Ulm).

- Drei zugehörige profilierte Messingscheiben (Diopter); einige davon können in die Gewindelöcher des Proportionalzirkels geschraubt werden, so dass damit auch Vermessungsarbeiten durchgeführt werden konnten.
- Piketaufsatzt (oberer Teil eines Stativs), dessen konischer Schaft in die passende Öffnung eines Messtisches oder des eigentlichen Stativs gesteckt wurde.
- Ein Maßstab oder Lineal, beidseitig mit verschiedenen zu Scheffelts Zeit üblichen, heute nicht mehr benutzten Skalen versehen. Neu und für mehr als 300 Jahre hoch aktuell aber sind die logarithmischen Skalen der natürlichen Zahlen, von Sinus und Tangens. Diese Skalen sind die bisher ältesten Belege auf einem logarithmischen Recheninstrument in Deutschland. Der Maßstab oder das Lineal ist ebenfalls signiert und datiert (Abb. 2 a: in der Mitte des Etuis zu sehen).
- Eine weitere Mulde des Futterals ist heute leer, vermutlich war sie für eine Ziehfeder (stählerne Fließ-Feder) bestimmt.

### Scheffelts Bestseller: Der Proportionalzirkel

Proportionalzirkel waren über Jahrhunderte die wichtigsten Rechenhilfsmittel. Scheffelt war aber nicht ihr Erfinder. In der Vorrede zu seinem 'Instrumentum

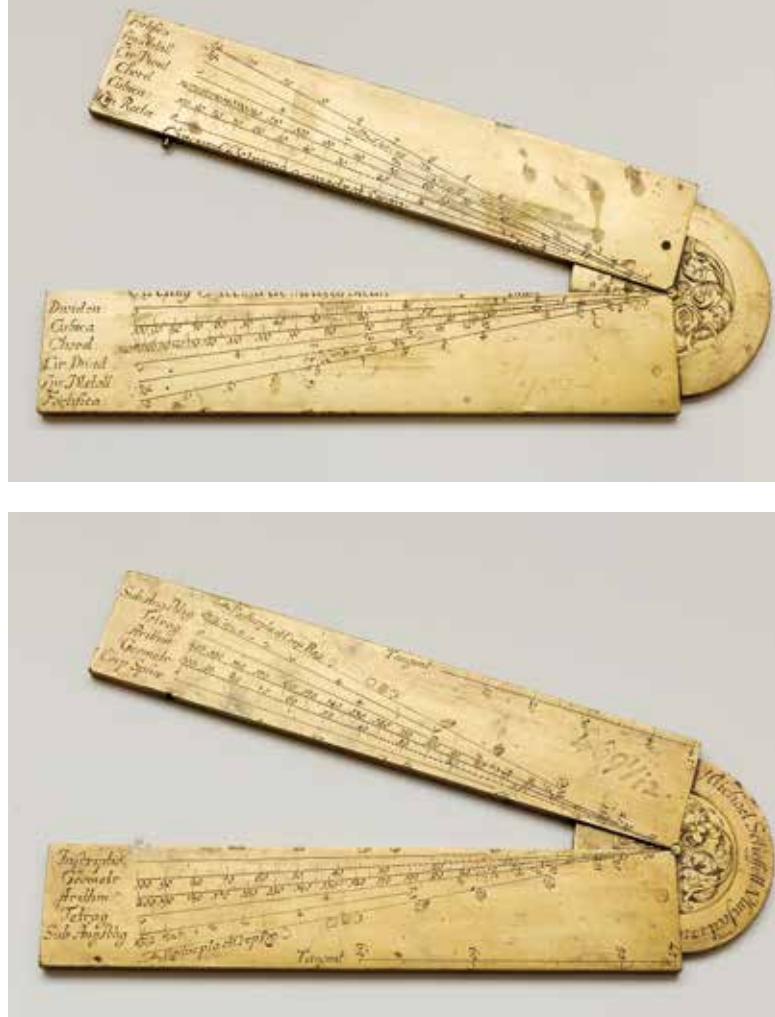


Abb. 4 a-b -  
Proportionalzirkel  
von Michael Scheffelt,  
Ulm 1716  
(Museum Ulm.  
Foto: Oleg Kuchar, Ulm).

Proportionum<sup>3</sup> wird auf Galilei als Erfinder und auf frühere Autoren wie Faulhaber, Galgenmayer oder Goldmann hingewiesen. Es ist aber das Verdienst Scheffelts, den Proportionalzirkel umfassend, verständlich und mit vielen praktischen Beispielen „Allen/ der Edlen Mathematischen Künsten Liebhabern“, also einem großen Kreis, nahe gebracht zu haben. Sein Werk war so erfolgreich, dass noch mehr als 60 Jahre nach seinem Tod nach einer Neuauflage gefragt wurde.

Das erwähnte Portrait zeigt Michael Scheffelt mit einem Proportionalzirkel im Alter von 39 Jahren, es wurde demnach ca. 1691 geschaffen. Bereits vor der Herausgabe seines ersten Buches hat Scheffelt eine größere Anzahl von Proportionalzirkeln gefertigt, das älteste erhaltene Exemplar ist allerdings erst mit 1697 datiert. Wie aus dem Titelblatt der ersten Auflage von 1697 (Abb. 3) ersichtlich ist, hat Scheffelt das Buch selbst verlegt und bei den Wagnerischen Schriften drucken lassen. Gewidmet ist das Buch den Herren/ Herren/ Eltern/

<sup>3</sup> Michael Scheffelt: Instrumentum Proportionum. Das ist: Viel vermehr- Gründlich- und sehr deutlicher Unterricht/ Wie Durch den so genannten Proportional-Zirkul [...]. Ulm 1697 (benutztes Exemplar: StadtB Ulm VD17 3:308564V).

*Bürgermeistern und Rath der Heil. Römischen Reichs Freyen Stadt Ulm.* Insgesamt gab es sechs Ausgaben, vier davon sind erst nach seinem Tod erschienen<sup>4</sup>. Die Abbildungen 4a und 4b zeigen beide Seiten eines von Scheffelt gefertigten Proportionalzirkels aus dem Museum Ulm. Er ist signiert mit *Michael Scheffelt Ulm fecit 1716*.

Derzeit sind sechs von Scheffelt gefertigte und signierte Proportionalzirkel bekannt. Jeweils zwei aus Messing befinden sich im Museum Ulm und im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe, ein weiteres aus dem Jahr 1705 wurde 1962 bei Sotheby's in London von einem unbekannten, vermutlich privaten Sammler ersteigert. Ein Exemplar aus Holz in einem Papp-Futteral, signiert *Michael Scheffelt, Ulm, fecit 1697* besitzt das Bayerische Nationalmuseum in München. Im gleichen Jahr 1697 erschien auch die erste Auflage des ‚Instrumentum Proportionum‘.

Insgesamt dürften in Scheffelts Werkstatt in über 20 Jahren viele hundert, vielleicht mehr als tausend Proportionalzirkel aus Holz, Messing und Silber hergestellt worden sein. In seinen „Verkaufskatalogen“ von 1708 und 1720 findet man 21 plus 34 Proportionalzirkel, die er auf Lager gefertigt, aber noch nicht verkauft hatte<sup>5</sup>.

### Der erste ‚Pes Mechanicus Artificialis, Oder Neu=erfundener Maß=Stab‘

Scheffelts herausragendste Leistung waren seine logarithmischen Recheninstrumente. Angeregt durch Wendelin Schildknecht<sup>6</sup> und besonders durch Elias van Lennep<sup>7</sup> veröffentlichte er 1699 sein Werk über den ‚Pes Mechanicus Artificialis, Oder Neu=erfundener Maß=Stab‘ (vgl. unten Abb. 10)<sup>8</sup>. Auf über 180 Seiten und vielen Abbildungen beschreibt er darin ausführlich einen Stab mit quadratischem Querschnitt, ein *Ulmer Schuch* lang (ca. 289 mm), auf dem auch logarithmische Skalen angeordnet sind. Das Frontispiz zeigt neben der allegorischen Figur der *Geometrica* mit einem Proportionalzirkel einen Mann (Scheffelt?) mit dem *Maß=Stab* und dazugehörigem Stechzirkel (Abb. 5 und Abb. 6).

Soweit es bisher bekannt ist, war van Lennep der erste im deutschen Sprachraum, der Logarithmen als Skalen auf Papier so aufgetragen hat, dass man mit Hilfe eines Stechzirkels damit multiplizieren und dividieren konnte. Da seine ‚Problemata Mathematica‘ in Latein verfasst war, dürfte sie jedoch diejenigen Zeitgenossen, die sie hätten praktisch nutzen können, wohl nicht erreicht haben. Schildknechts sehr komplizierte Messing-Tafeln waren graphische Logarithmen-

<sup>4</sup> Vgl. dazu Werner Rudowski: Die sechs Ausgaben/ Editionen von Michael Scheffelts INSTRUMENTUM PROPORTIONUM oder Unterricht vom Proportional=Circul. In: [www.rechenschieber.org/Alle Beiträge/ 300-jähriger Todestag von Michael Scheffelt](http://www.rechenschieber.org/Alle Beiträge/ 300-jähriger Todestag von Michael Scheffelt) (Zugriff: 25.03.2020).

<sup>5</sup> Michael Scheffelt: Museum Mathematicum oder Verzeichnuß vieler raren und nutzlichen, Instrumenten, Anhang zum Proportionalzirkel. Ulm 1708.- Ders.: Museum Mathematicum, Oder Verzeichnuß Vieler Messingen raren und nutzlichen, Theils schon bekandten, Theils von Ihme neu=erfundenen Mathematicischen Instrumenten. Ulm: Bartholomäi 1720.- Vgl. unten Abb. 7 und Abb. 8 aus dem ‚Museum Mathematicum‘ von 1708.

<sup>6</sup> Wendelin Schildknecht: Harmonia in fortalitiis construendis [...], das ist: eine einstimmige, gründliche und ausführliche Beschreibung Festungen zu bauen [...]. Alten Stettin 1652. S. 21.

<sup>7</sup> Elia a Lenep: Problemata Mathematica per Regulam Proportionis [...]. Vienna Austria 1690.

<sup>8</sup> Michael Scheffelt: Pes Mechanicus Artificialis, Oder neu=erfundener Maß=stab. Ulm: [Wagner] 1699 (VD17 39:121551N).



Abb. 5 - Frontispiz aus Scheffelts  
'Pes Mechanicus Artificialis' von 1699 (wie Anm. 8)  
mit der Figur der ‚Geometria‘  
(StadtB Ulm).

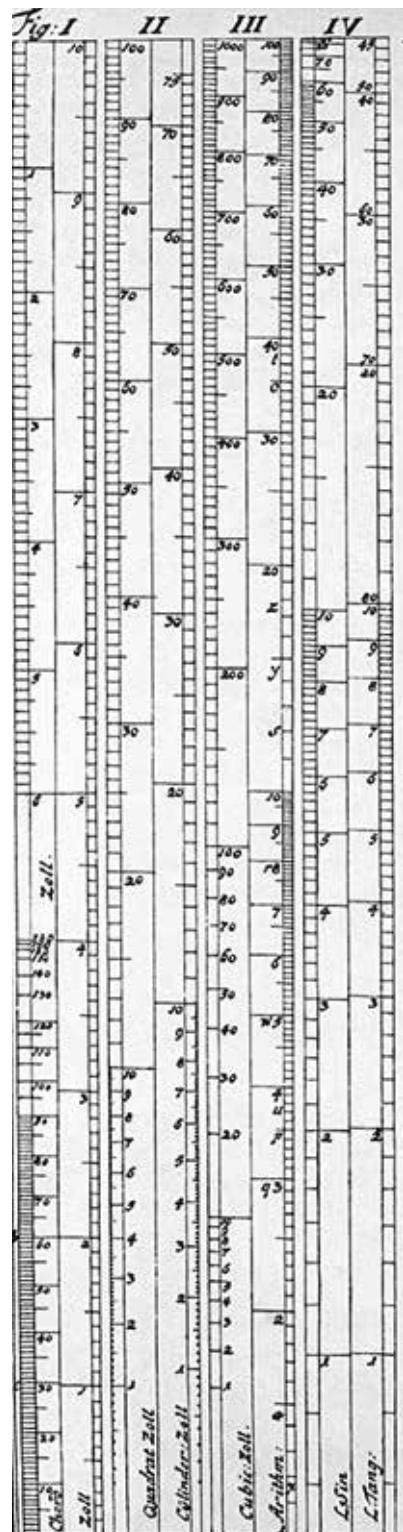


Abb. 6 - Zeichnung mit den 4 Seiten  
des Maßstabs (aus: 'Pes Mechanicus Artificialis'  
von 1699 ([wie Anm. 8])).

### Ein Futteral / worin:

1. Silbern Proportional-Circus/ worauf alle Linien/ wie sie in meinem Tractat des Proportional-Zirkulus stehen/ befindlich.
2. Silbern zusammengelegte Lineal, worauf mein pes mechan. getheilt.
3. Silbern Fließ-Feder.
4. deto mit einem Punctir-Röhrlein.
5. Messinger verguldter Hand-Zirkul.

Messinge Proportional-Zirkul / mit einer beweglichen Scheiben unterschiedlicher Länge / von 8. bis 12.Zoll lang / worauf alle Linien/ laut meines Tractats vom Proportional-Circus zu finden.

Messinge Proportional-Zirkul unterschiedlicher Größe mit 3.Scheiben.

Messinge Proportional-Zirkul / worauf 8.Linien als Arithm.Ggeom.Metall. Circuli Div.Tetrag. Chord. Cubica, Red. Pl. & Corp. Reg.

Messinge Proportional-Zirkul von 3.Zoll/ worauf diese Linien Arithm. Geom. Cub. Chord. auf der Seiten ist der 2.Nürnb.Schuh getheilt.

Messinge Proportional-Zirkul von 3.Zoll / worauf Lin.Tetrag.Chord. Cub.Arithm.Geom.Metall. getheilet seyn.

Proportional-Zirkul zur Fortific. nach Alexandri Manier.

Abb. 7 - Auflistung von Scheffelts Proportionalzirkeln aus dem ‚Museum Mathematicum‘ 1708 (wie Anm. 5).

### Folgen die Hölzern Instrumenta,

Auf Holz aufgetheilte Proportional-Circul 1. Schuh lang.

Hölzern Proportional-Circul à 1. Schuh / mit dem getruckten Kupffer überzogen.

Deto mit messingen Scheiben.

Hölzerne Pedes Mechanici mit dem Kupffer überzogen.

Geschobene Pedes Mechanici auf Holz getheilt von 1. Schuh lang.

Deto von 2. Schuh lang.

Deto von schwarz gepeistem/ wie auch von Eben-Holz.

Deto worauf die Maß und Gewicht des Wassers.

Deto von allerhand Schuhen.

Deto von Brasilien-Holz von ein Schuh lang.

Abb. 8 - Auflistung von Scheffelts Proportionalzirkeln aus dem ‚Museum Mathematicum‘ 1708 (wie Anm. 5).

tafeln mit einer Ablesegenauigkeit von fünf Stellen<sup>9</sup>. Sie gelten als verschollen. Scheffelt hat van Lenneps Skalen übernommen, aber die von Proportionalzirkeln bekannten, eher selten gebrauchten eliminiert und stattdessen zu den logarithmischen einige praktische hinzugefügt.

Auf jeder der vier Seiten eines quadratischen Stabes hat Scheffelt zwei Skalen vorgesehen. Als preiswerteste Version hat er diesen „neu=erfundenen Maßstab“ in Holz mit aufgeleimten Kupferstichen aus dem Buch angeboten. Wie wir aus seinem ‚Museum Mathematicum‘ wissen, gab es die Stäbe aber auch aus Messing, aus Brasilien-Holz, aus Ebenholz und sogar aus Silber (Abb. 7 und Abb. 8). Die Beschreibung im ‚Pes Mechanicus Artificialis‘ erlaubte es den Besitzern aber auch, sich den Maßstab selbst abzufertigen. Von seinem *Pes Mechanicus* der ersten Generation hat Scheffelt sehr viele hergestellt. Bis heute ist allerdings kein einziges Exemplar aufgetaucht.

<sup>9</sup> Vgl. Werner Rudowski: Scheffelt & Co - Frühe logarithmische Recheninstrumente im deutschen Sprachraum. Bochum 2012. S. 20-25.

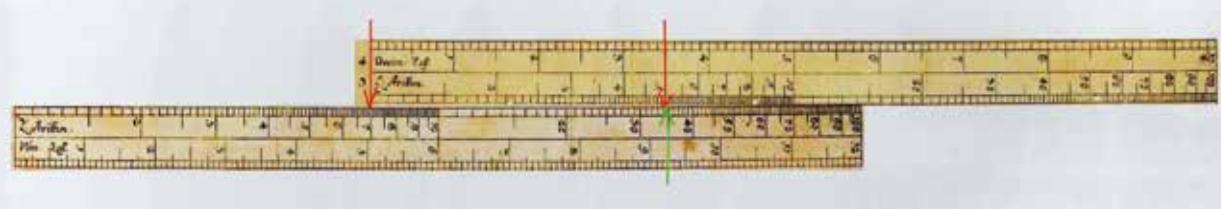


Abb. 9 - Rekonstruktion mit auf Holz aufgeleimten Kupferstichen aus dem ‚Pes Mechanicus Artificialis‘ von 1718 (vgl. Anm. 11).

### Die zweite Generation des ‚Pes Mechanicus Artificialis‘

Sehr bald hat Scheffelt entdeckt, dass man mit seinem „neu=erfundenem Maßstab“ auch ohne Stechzirkel rechnen konnte, wenn zwei Stäbe nebeneinander gelegt und gegeneinander verschoben werden. In einem kleinen Tractälein aus dem Jahr 1702<sup>10</sup> wird gelehret, wie alle Mathematische quæstiones durch Hülff eines schiebenden Maß=Stabs oder zweyer hierzu tauglichen Riemen 3. Schuch lang ohne Circul und Verliehrung der Zeit sebr leicht können aufgelöst werden; und habe ich auch dergleichen gar viel von Messing mit eigener Hand verfertigt oder von Kupffer auf Holtz aufgepappet an unterschiedliche Orth verkauft, die obbemeldte 2. Riemen sind aufgerollet wie die Visier-Rollen, daß man sie nach Belieben heraußziehen und die begehrte Zahlen gleich finden kan.

In Scheffelts ‚Museum Mathematicum‘ von 1720 werden solche *Visier-Riemen von Pergament, aufgetheilt in einer runden messingen capsul* (Nr. 89 in der 2. Gruppe) angeboten. Weiter bietet er in der dritten Gruppe (Nr. 95 bis 98) jeweils Paare von Riemen in Büchsen aus Holz und Messing an. Leider findet sich nirgendwo eine Zeichnung einer solchen Büchse. Bevorzugt hat Scheffelt aber zwei Stäbe aus Holz oder Messing.

Wir haben also hier eindeutig zwei gegeneinander verschiebbare logarithmische Stäbe oder Riemen vorliegen, so wie sie in England schon 80 Jahre zuvor von William Oughtred erfunden worden waren. Scheffelt hat dessen *Calculating Rods* aber sicher nicht gekannt. Nach seinem Bekunden hat er viele Maßstäbe in verschiedenen Ausführungen gefertigt und verkauft. Leider ist auch hiervon offenbar kein Exemplar erhalten geblieben. Eine Rekonstruktion mit auf Holz aufgeleimten Kupferstichen aus dem Buch zeigt die Aufgabe  $7 \times 5 = 35$  (Abb. 9).

Erst viele Jahre später hat Scheffelt diese bahnbrechende Idee in einem größeren Werk ausführlich behandelt. 1718 gab er die zweite Version des ‚Pes Mechanicus‘ heraus<sup>11</sup>. Die Abbildungen 10 und 11 zeigen die Titelseiten beider Bücher mit auf den ersten Blick fast identischen Titeln. Nur bei genauerem Hinsehen erkennt man, dass im Buch von 1718 auch die zweite Generation sowohl mit = als ohne Hand=Circul behandelt wird. Es hat sich leider gezeigt, dass Scheffelt mit den fast identischen Titeln einen großen Fehler begangen hat, denn das zweite Buch hat er weit weniger verkauft. Schlimmer noch: Seine neue

<sup>10</sup> Michael Scheffelt: Kurtze Anweisung Deß Neu=erfundenen Maß=Stabs [...]. Ulm: Wagner 1702.

<sup>11</sup> Michael Scheffelt: PES MECHANICUS ARTIFICIALIS, oder neu=erfundener Maß=stab, Auf welchem Alle Proportiones [...] können und gefunden werden. Ulm: Bartholomäi 1718.



Abb. 10 - Titelbild aus Scheffelt ‚Pes Mechanicus Artificialis‘ (wie Anm. 8) von 1699 (StadtB Ulm).

Erfundung blieb gänzlich unbekannt. Selbst der sonst bestinformierte Jacob Leupold kannte nur den ersten, mit Stechzirkel zu verwendenden Maßstab<sup>12</sup>. In Ulm und Umgebung konnte Scheffelt aber seine *geschobenen Pedes Mechanici* gut verkaufen.

Leider hat auch von dieser zweiten Generation des *Pes Mechanicus* offenbar keines überlebt. So müssen wir uns wieder an sein ‚Museum Mathematicum‘ von 1720 halten, in dem eine sehr große Anzahl dieser schiebenden Maßstäbe zum Verkauf angeboten wird. Dort finden wir *Pedes Mechanici* mit zwei oder drei Linealen (Stäben), in verschiedenen Längen, mit Maßstäben für die Fußmaße diverser Städte und Länder und in unterschiedlichen Werkstoffen und Ausführungen. (Klassische Beispiele zeigen die Abbildungen 12 bis 15).

Scheffelts zweites Buch vom ‚Pes Mechanicus Artificialis oder: Neu=erfundenen Maßstab‘ umfasst 287 Seiten. Darin enthalten sind eine Widmung an seinen Gönner, den *Josepho Antonio Eusebio von der Halden auf Neidberg*, Vorreden zur ersten und zweiten Edition von *Albertus Veiel*, Professor am Gymnasium academicum in Ulm, sowie ein sehr umfangreiches Register. Hinzu kommen im Anhang etliche Tafeln mit Kupferstichen zur Erläuterung der Linien auf den Stäben und zu den Beispielen. Die Linien auf den beiden Seiten



Abb. 11 - Titelbild aus Scheffelt ‚Pes Mechanicus Artificialis‘ (wie Anm. 8) von 1718 (StadtB Ulm).

<sup>12</sup> Jacob Leupold: THEATRUM ARITHMETICO-GEOMETRICUM, Das ist: Schau=Platz der Rechen= und Meß=Kunst. Leipzig: Christoph Zunkel 1727 (ND Hannover 1982).

27. Ein Pes Mechanicus von 3. Lin. 3. S. 6. 3. 2. Gr. I. 6.  
Gr. br. in einem Pappierin Futheral, mit roth-verguldtem  
Pappier überzogen, nach dem Wiener. Schuh aufgetra-  
gen, auf dem ersten Lineal befindet sich erster Seite Lin.  
Tang. Decim. Zoll, auf der andern Seite Cylender. Zoll,  
vel Area Circuli & Log. Arithmetica. Auf dem zweyten Lineal  
befindet sich erster Seite Lin. Cubic. & Log. Arithmet. auf  
der andern Seite Quadrat. Zoll & Sinus. Auf dem dritten  
Lineal ist erster Seiten Wiener. Zoll, Lin. Chord. Circ. Di-  
vid. Fortificat. Tetrat. Reduct. Plan. & Corpor. Regular. &  
Metallica, auf der andern Seite Area Globi, pro 12. fl.

30. Ein Pes Mechanicus von 3. Messingen Linealen, 1.  
S. l. nach dem Ulmer-Schuh aufgetragen, in einem Fu-  
theral mit verguldtem Pappier überzogen, auf dem ersten  
Lineal befindet sich erster Seite Log. Arithmet. und Ulm.  
Zoll, auf der andern Seite Log. Sinus und Quadrat. Zoll.  
Auf dem zweyten Lineal erster Seite, Chord. Circ. Div.  
Fortificatoria und Area Circuli, auf der andern Seite Log.  
Tang. und Cubic. Zoll, auf dem dritten Lineal erster Seite  
Decim. Zoll und Log. Arithmet. auf der andern Seite Te-  
trag. Area Globi, Reduct. Corpor. Regular. & Metallica,  
pro 8. fl.

32. Ein Pes Mechanicus von 3. Linealen, in einem Fu-  
theral mit verguldtem Pappier überzogen, 1. S. l. nach  
dem Norimb. Schuh aufgetragen, auf dem ersten Lineal ist  
erster Seite Log. Arithmet. und Decimal-Zoll, auf der  
andern Seite Log. Sinus und Norimb. Zoll, auf dem zwey-  
ten Lineal Log. Arithmet. und Quadrat. Zoll, auf der an-  
dern Seite Cylinder. Zoll und Log. Tangens. auf dem dritt-  
ten Linial erster Seiten Cubic. Zoll, Chordarum Red. Plan.  
& Corpor. Regul. auf der andern Seite Subtens. Minutæ,  
Compass. Milliar. Fortificatoria & Metallica, pro 7. fl.

43. Ein Pes Mechanicus von zwey zusammen gelegten  
Linealen, in einem Futheral mit grün verguldtem Pap-  
pier überzogen 1. S. l. nach dem Ulmer Schuh aufgetra-  
gen, auf dem ersten Lineal erster Seite Log. Arithmet.  
auf der andern Seite Log. Tangens. auf dem zweyten  
Lineal erster Seite Log. Arithmet. & Sinus, pro 4. fl.

Abb. 12-15 - Beispiele für *Pedes Mechanici* aus dem „Museum Mathematicum“  
(wie Anm. 5) von 1720 (StadtB Ulm).

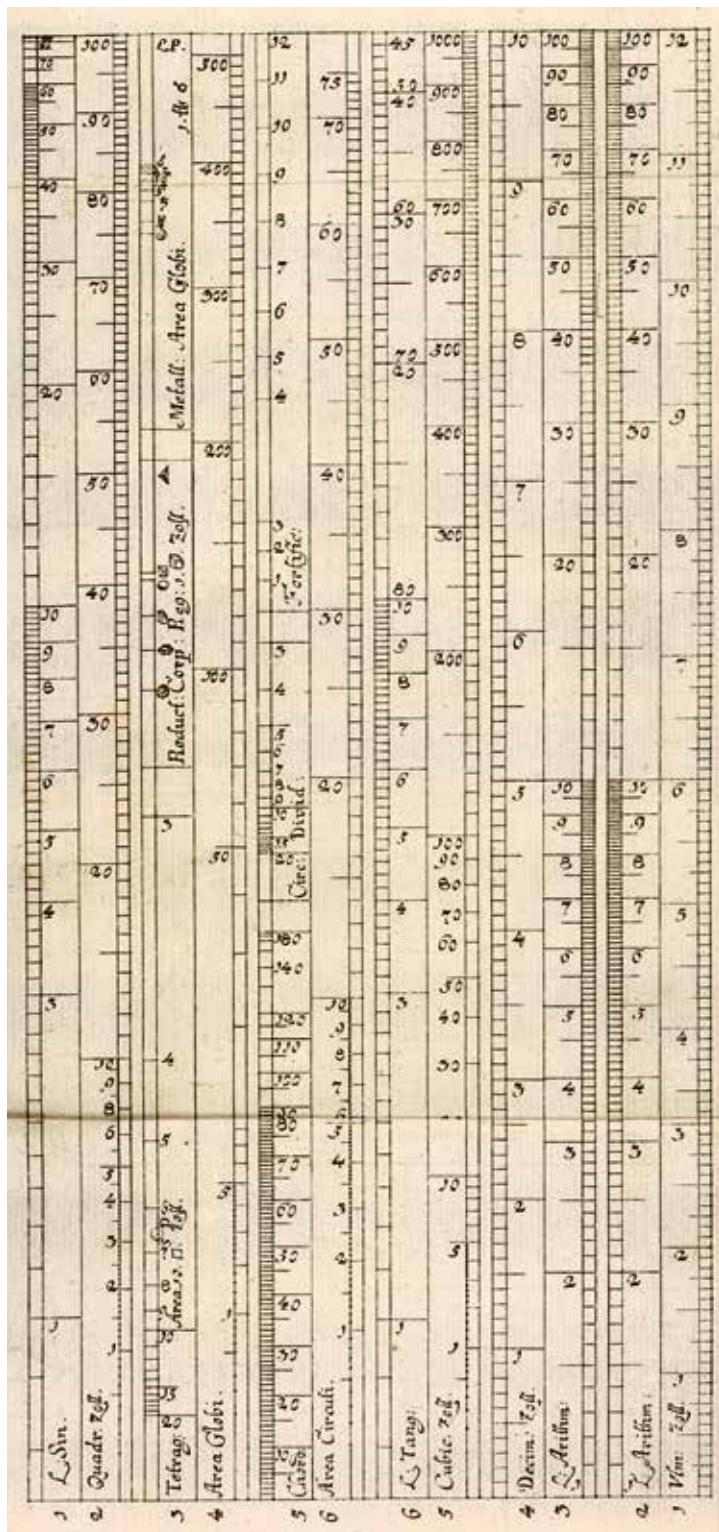


Abb. 16 -Die Tafel aus Scheffelts „Pes Mechanicus Artificialis“ von 1718 (wie Anm. 11) zeigt die Linien auf den beiden Seiten der drei Stäbe (StadtB Ulm).

der drei Stäbe zeigt die Abbildung 16. Viele der Linien (Skalen) hat Michael Scheffelt noch von seinem Proportionalzirkel übernommen, die heute aber als wenig sinnvoll und ungebräuchlich angesehen werden.

Völlig neu und Scheffelts epochale Erfindung sind die logarithmischen Skalen für die natürlichen Zahlen (L:Arithm:), für Sinus (L:Sin:) und Tangens (L:Tang), die, auf verschiedene Stäbe verteilt, ein Rechnen ohne Zirkel erlaubten. Scheffelt darf daher mit Recht als der Erfinder des Rechenschiebers in Deutschland angesehen werden. Hier sei aber angemerkt, dass diese Erfindung in England bereits rund 70 Jahre früher erfolgte. Die Erklärungen und vielen Beispiele zu diesen Skalen nehmen auch den weitaus größten Raum im Buch ein.

Jeweils ein einfaches Beispiel für die Multiplikation und die Division demonstrieren Scheffelts Erläuterungen für den Leser:

5. *Wie kan man auf dieser Linea multipliciren?*

*E. g. Ich solle 7. mit 8. multipliciren / so nehme ich mit dem Hand=Zirkul die Weite von 1. biß 7. stelle solche in 8. u(e)ber sich / finde 56. oder ich nehme die Weite von 1. biß 8. stelle solche in 7. über sich / finde auch 56. Oder ich lege beede Stäblein der Artibm. neben einander / und rucke die Zahl 1. oder das End dieser Liniae rechter Hand zu der Zahl 7. lincker Hand / schaue auf die Zahl 8. rechter Hand / wie viel es lincker Hand gegen über gibt / finde 56. oder ich rucke 1. rechter Hand zu der Zahl 8. lincker Hand / und su=che rechter Hand die Zahl 7. so finde ich gegen u(e)ber lincker Hand auch 56. das Fac. [...]*

9. *Wie kan man durch Hülffe dieser Lineæ dividiren?*

*E. g. Ich solle 72. durch 6. dividiren / wie operire ich?  
Ich nehme die Weite von 1. biß 6. stelle solche in 72. abwärts / finde 12. das Facit.  
Oder ich lege 6. rechter Hand zu 72. lincker Hand / und sehe bey 1. rech=ter Hand / so finde ich lincker Hand 12<sup>13</sup>.*

Hervorzuheben ist, dass er immer zuerst die Lösung mit dem Zirkel und dann die ohne Zirkel beschreibt.

### Scheffelt, der unermüdliche Erfinder

Schon die Abbildungen 12 bis 15 lassen erkennen, dass es ihm nicht an Ideen für immer neue Varianten gemangelt hat. Viele weitere Beispiele aus dem mehrfach zitiertem ‚Museum Mathematicum‘ bezeugen sein Bemühen, immer vollkommenere Instrumente zu erdenken, die zudem möglichst viele Funktionen abdecken sollten. Wir finden dort *Pedes Mechanici* der zweiten Generation, die so miteinander verbunden werden konnten, dass daraus ein Proportionalzirkel wurde. Umgekehrt hat er zwei Proportionalzirkel an den Kanten mit

---

<sup>13</sup> Scheffelt, *Pes Mechanicus* 1718 (wie Anm. 11) S. 58 und S. 61.

logarithmischen Skalen versehen, so dass man damit rechnen konnte, wenn sie nebeneinandergelegt und verschoben wurden. Mit zwei weiteren Zitaten soll Scheffelts Ideenreichtum zusätzlich demonstriert werden:

47. *Ein Pes Pechanicus achteckicht und hohl, ½ Ulmer Schuh lang / auf der ersten Seite ist Log. Artihmet. auf der andern Seite Log. Sinus, auf der dritten Seite Log. Tang. auf der vierdten Seite Ulmer=Zoll / auf der fünfftēn Seite Decimal-Zoll / auf der sechsten Seite Quradrat-Zoll / auf der siebenden Seite Cylinder-Zoll / auf der achten Seite Cubic-Zoll. Inwendig ist noch ein sechseckichtes Stäblein / worauf Lio. Chordar. Tetragon. Fortificat. Metallic. Reduct. Plan. & Corpor. Regul. Corpor. Sphær. Inscriptio. Oberhalb ist ein Circul von 3. Z. 5. Gr.l. pro 6. fl<sup>14</sup>.*

42. *Ein Pes Mechanicus zusammen gelegt und hohl, I.S.l. in einem Futheral mit roth Leder überzogen / nach dem Ulmer Schuh aufgetragen / auf erster Seite befindet sich Lin. Log. Arithmet. Cubic Zoll / auf der andern Seite Lin. Chord. Decim. und Ulmer-Zoll / auf der dritten Seite Quadr. und Cylinder-Zoll / auf der vierdten Seite Log. Sinus & Tangens. Ein Hand=Circul / 5. Z. 4. Gr. l. mit doppeltem Gewend und geschraufftem Kopff. Eine Reiß=Feder mit stählern Spitzen / pro 8. fl<sup>15</sup>.*

### „Richtige“ Rechenschieber

Beschrieben hat Michael Scheffelt Rechenschieber mit einer Zunge in Büchern nicht. Aber mehrfache Formulierungen von *geschobenen Pedes Mechanici* in seinem zweiten ‚Museum Mathematicum‘ von 1720 können nur so interpretiert werden, dass er bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts richtige Rechenschieber mit Zunge, aber noch ohne Läufer gefertigt hat. Abbildung 17 zeigt den möglichen Querschnitt eines solchen Rechenschiebers mit den Skalen gemäß der Nr. 9 aus dem ‚Museum Mathematicum‘:

9. *Ein Pes mechanicus von Holtz und geschoben / 3.S.l. auf welchem erster Seite Log. Sinus & Tang. auf der andern Seite Quadrat- und Cylinder-Zoll / auf der dritten Seite 2. Log. Artihmet. auf der vierdten Seite Decimal- und Ulmer=Zoll / inwendig seynd noch die Cubic. Zoll / pro 3 fl<sup>16</sup>.*

<sup>14</sup> Scheffelt, Museum Mathematicum von 1720 (wie Anm. 5) [S. 13].

<sup>15</sup> Ebda., [S. 12].

<sup>16</sup> Ebda., [S. 31].

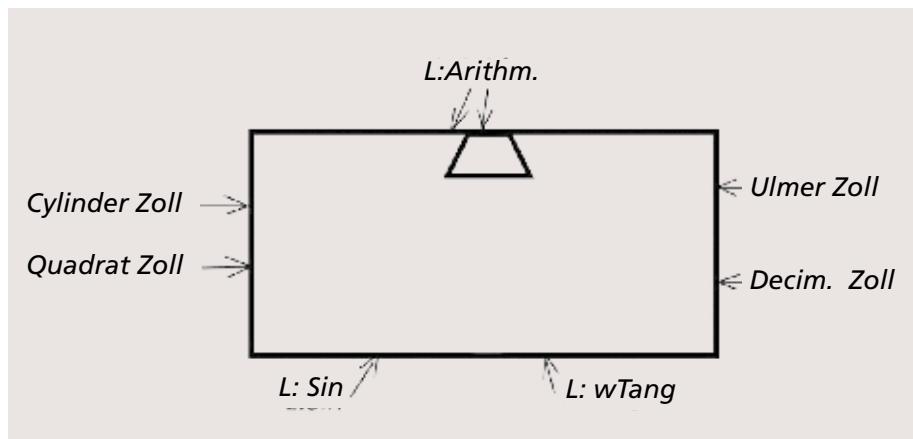


Abb. 17 - Querschnitt eines Rechenschiebers (Zeichnung: Werner Rudowski).

Ähnlich könnten die Instrumente mit den Nummern 35 bis 37 ausgesehen haben:

35. *Ein Pes Mechanicus ohne Futherl / 1.S.o.Z.5.*  
*Gr.l.5.Gr.br. und 4. Gr. d. Massiv und geschoben / auf*  
*der ersten Seite befindet sich Norimb. und Decimal-Zoll /*  
*auf der andern Seite Quadr. und Cubic-Zoll / auf der*  
*dritten Seite 2. Log. Artihmet. auf der vierdten Seite*  
*Log. Sinus & Tangens, inwendig ist noch Lin. Chordar. und*  
*Cylinder-Zoll / pro 8. fl.*

36. *Ein Pes Mechanicus 1.S.l.4. Gr br. und 3 Gr.d.*  
*worauf alle Linien wie bey Nro. 35. zu ersehen / nach dem*  
*Ulmer Schub aufgetragen / pro 8. fl.*

37. *Ein Pes Mechanicus, 1.S.l.8.Gr.br.4.Gr.d.*  
*nicht Massiv, jedoch geschoben / auf der ersten Seite ist*  
*Cylinder- und Cubic-Zoll / Chord. auf der andern Seiten*  
*Ulmer=Zoll / Decim. und Quadrat-Zoll / auf der dritten*  
*Seite Log. Sinus & Tang. auf der vierdten Seite zwey Log.*  
*Artihmet. pro 8. fl<sup>17</sup>.*

Unklar bleibt, wie mit den logarithmischen Skalen von Sinus und Cosinus gerechnet werden sollte. Da es keinen Läufer gab, mit dem ein Übertrag zur gegenüberliegenden Seite möglich gewesen wäre, hätte man dafür den Stechzirkel bemühen müssen, der auch für die Skalen auf den Schmalseiten notwendig gewesen wäre. Ob diese Deutung von Scheffelts kurzer Beschreibung richtig ist, kann nur geklärt werden, wenn vielleicht irgendwann einmal ein *Pes Mechanicus Artificialis* auftauchen sollte.

<sup>17</sup> Ebda., [S.11].

## Neperianische Rechenstäbe

Für die extrem umfangreichen Berechnungen seiner Logarithmen benutzte der Schotte John Napier die später nach ihm benannten Rechenstäbe, bei denen die Multiplikation durch eine Addition ersetzt wird. Diese auch „Napier Rods“ genannten Rechenstäbe wurden in ganz Europa ein gefragtes Rechenhilfsmittel. Meist bestanden die kleinen Stäbe und auch das dazugehörige Kästchen aus Buchsbaumholz, seltener aus Elfenbein. Es wurden aber auch weitaus billigere aus Pappe mit aufgeleimten Kupferstichen verwendet. Heute sind diese „Napier Rods“ sehr rar und werden auf Auktionen selten und sehr teuer angeboten.

Auch Scheffelt hatte *Neperianische Rechen-Stäblein* in seinem Programm. Im ‚Museum Mathematicum‘ von 1720 sind sie in Holz und Pappe/Papier aufgelistet:

87. *Ein Futheral mit verguldtem Pappier überzogen  
worinn höltzerne mit Kupfferstich aufgezogene Neperiani-  
sche Rechen.=Stäblein / pro 36 kr. samt Exemplar.*

88. *Ein Deto worinn von Carten=Pappier mit Kupf=  
ferstich aufgezogen Neperianische Rechen=Stäblein / pro  
24 kr. samt Exemplar.*

89. *Ein höltzern Küstlein / worinn höltzerne getheilte  
Neperianische Rechen=Stäblein / pro 2 fl<sup>18</sup>.*

Von den vielen Exemplaren, die Scheffelt vermutlich verkauft hat, haben mindestens drei überlebt, merkwürdigerweise ausgerechnet solche aus Pappe. Sie befinden sich heute in den Museen von Basel, St. Gallen und Stuttgart (Abb. 18).

## Scheffelts Instrumentum Mathematicum Universale

Das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe besitzt das wohl mit Abstand schönste und interessanteste Instrument aus der Werkstatt von Michael Scheffelt. Es ist ein universelles mathematisches Instrument für Vermessungsarbeiten, das er 1705 im Auftrag eines wohlhabenden Biberacher Bürgers entworfen und hergestellt hat. Dies ist eine Kombination aus einem damals gebräuchlichem Halbkreisinstrument und einem Rechenschieber (Abb. 19).

Sehr ausführlich hat Dr. Stefan Drechsler das Instrument, dessen Funktion und den Auftraggeber behandelt<sup>19</sup>. Mit den beiden Visiereinrichtungen eines Halbkreisinstrumentes können horizontale und vertikale Winkel gemessen werden. Dazu wurde es mit Hilfe einer Klemmvorrichtung auf ein Stativ gesetzt. Auf der Unterseite des Instruments gibt es eine entsprechende Vorrichtung. Völlig neu ist der logarithmische Rechenschieber in Form eines Halbkreises. Dadurch war es möglich, bereits im Gelände mit den gemessenen Winkeln und der Basislinie die gewünschte Entfernung zu berechnen.

<sup>18</sup> Ebda., [S.29].

<sup>19</sup> Stefan Drechsler: Instrumentum Mathematicum Universale. In: 300 Jahre logarithmisches Rechnen in deutschen Landen. Hg. von Ina Prinz (Ausstellungskatalog Arithmeum Bonn). Bonn 2017. S. 67-75.



Abb. 18 - Die Abbildung zeigt das Stuttgarter Exemplar von Scheffelts *Neperianischem Rechen=Stäblein* samt Anleitung (Foto: Landesmuseum Baden-Württemberg Stuttgart).



Abb. 19 - Scheffelts Instrumentum Mathematicum Universale. Leicht geneigte Draufsicht (Foto: Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg).

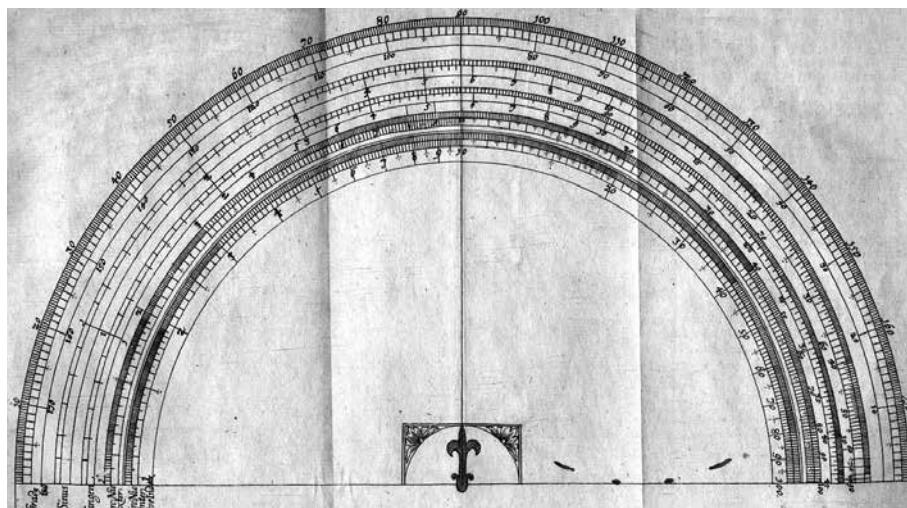


Abb. 20 - Rechenschieber  
des Johann Matthes Biler  
(aus: *Rudowski, Scheffelt & Co.*  
[wie Anm. 9]).



Abb. 21 - Detail aus Scheffelts  
Instrumentum Mathematicum Universale  
(Foto: Museum für Kunst und  
Gewerbe Hamburg).

Die Idee des halbkreisförmigen Rechenschiebers hat Scheffelt von Johann Matthes Biler übernommen<sup>20</sup>. Biler hat dieses Instrument in seinem 1696 erschienenen Buch ‚Neu erfundenes Instrumentum Mathematicum Universale‘<sup>21</sup> mit einer Zeichnung vorgestellt (Abb. 20).

Scheffelt hat Bilers Idee nahezu unverändert übernommen, er benutzt jedoch anstelle des von Biler vorgeschlagenen Fadens zum Einstellen und Ablesen von Zahlen das um den Mittelpunkt drehbare Visierlineal. Auf der Abbildung 21 sind die abgeschrägte Ablesekante am Ende des Lineals und auch die Skalenbezeich-

<sup>20</sup> *Rudowski, Scheffelt & Co.* (wie Anm. 9) S. 48f.

<sup>21</sup> Johann Matthes Biler: *Neu erfundenes Instrumentum Mathematicum Universale*. Jena 1696.

nungen deutlich zu erkennen. Damit dürfen Biler und Scheffelt als die Erfinder des Läufers angesehen werden, lange bevor er in England eingeführt wurde.

## Der Aufbau

Das Instrument ist aus drei Teilen zusammengeschraubt: An die untere, halbkreisförmige Platte ist der ebenfalls halbkreisförmige breite Rand mit den Skalen so aufgelötet, dass sich eine Nut zur Führung der oberen Platte ergibt. An den Enden des Randes gibt es jeweils eine Visiereinrichtung mit Dioptern zum Anpeilen. Sie können mit Hilfe von Scharnieren eingeklappt werden. Rund um den Drehpunkt der oberen Platte hat Scheffelt sein Meisterstück signiert und datiert. In zusammengeschraubtem Zustand wird die Signatur durch das dritte Teil, das drehbare Visierlineal verdeckt.

## Die Skalen

Von außen nach innen sind auf dem Rand aufgetragen:

- *Gradus*, eine Winkelskala von 0 bis 180 Grad.
- *L:Sinuum*, die Sinus-Linie von 35 Winkelsekunden bis  $90^\circ$ .
- *L:Tangentium*, die Tangens-Linie von 35 Winkelsekunden bis  $45^\circ$
- mit zusätzlicher gegenläufiger Bezifferung von  $45^\circ$  bis  $80^\circ$ .
- *Arithmetica*, zwei Dekaden der logarithmischen Skala von 1 bis 100.

Eine identische logarithmische Skala befindet sich am äußeren Rand der oberen, ums Zentrum drehbaren Scheibe. Damit haben wir einen halbkreisförmigen Rechenschieber mit einer Einstell-/Ablesevorrichtung (Läufer) am beweglichen Visier. Bei einem Durchmesser von 286,5 mm (1 Württemberger Fuß) ergibt sich eine Skalenlänge von 450 mm für zwei logarithmische zwei Dekaden.

## Die Darstellungen auf der unteren und oberen Scheibe

Der größte Teil der unteren Scheibe ist meist durch die obere und das Visierlineal verdeckt. Wird das Oberteil aber gedreht, dann gibt es nacheinander die sehr schönen Verzierungen und Darstellungen frei. Innen gibt es Laubwerk, außen sind fächerartig die sieben freien Künste in wunderschönen Gravuren dargestellt. Von links nach rechts sind es Grammatica, Dialectica, Rhetorica, Arithmetica, Geometria (Abb. 22), Astronomia und Musica. Scheffelt hat seine Abbildungen nach Kupferstichen von Jan Sadeler – etwas vereinfacht – graviert oder gravieren lassen.

Nicht minder eindrucksvoll ist das Oberteil des Instrumentes gestaltet. Dominiert wird diese Fläche von einem gewaltigen Torbogen, auf dessen Pfeilern links die Justitia mit Waage und Richtschwert und rechts die Klugheit mit Schlange und Spiegel abgebildet sind (Abb. 23). Die Bedeutungen der weiteren Darstellungen werden ausführlich im Katalog des Arithmeums erläutert<sup>22</sup>. Das

---

<sup>22</sup> Drechsler (wie Anm. 19) S. 67-75.



Abb. 22 - *Geometria* aus Scheffelt's  
Instrumentum Mathematicum  
Universale  
(Foto: Museum für Kunst und  
Gewerbe Hamburg).

Wappen im Zentrum ist nach dem Adelsdiplom des Auftraggebers gestaltet. Im Torbogen findet man weitere Wappen: einmal den doppelköpfigen Adler des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und die acht Wappen der Kurfürstentümer.

Links vom Torbogen befindet sich ein Monogramm mit den verschlungenen Initialen *JGS* umrahmt von Palmwedeln, darunter ein Spruchband mit dem Namen des Auftraggebers: *Johan(n) Georg Schmid a. S. F.* Dem Juristen Johan(n) Georg Schmid wurde 1667 „für seine Verdienste als Mitglied des Inneren Rates, Geheimer Rat und Spitalpfleger seiner Vaterstadt“ und aufgrund „höchst gefährlicher Verschickungen zu Kriegsgeneralitäten“ von Kaiser Leopold I. das Prädikat des rittermäßigen Adels „von Schmidfelden“ verliehen.

Schließlich ist rechts vom Torbogen ein Adler mit Ölweig und Bündel mit Blitzen eingraviert sowie darunter ein lateinischer Text in einem Spruchband. Rund um den Drehpunkt befindet sich die Signatur *Michael Scheffelt Ulm fecit A 1705*. Sie ist nur sichtbar, wenn das obere Visierlineal abgenommen wird. War es Bescheidenheit oder der Wunsch des Auftraggebers, dass Scheffelt nicht wie sonst üblich gut sichtbar signiert hat?

### Visierlineale

Jeweils zwei einklappbare Diopter gibt es an den beiden Visierlinealen. Auch sie sind künstlerisch gestaltet. Es sind figurliche Darstellungen der Tugenden Pru-

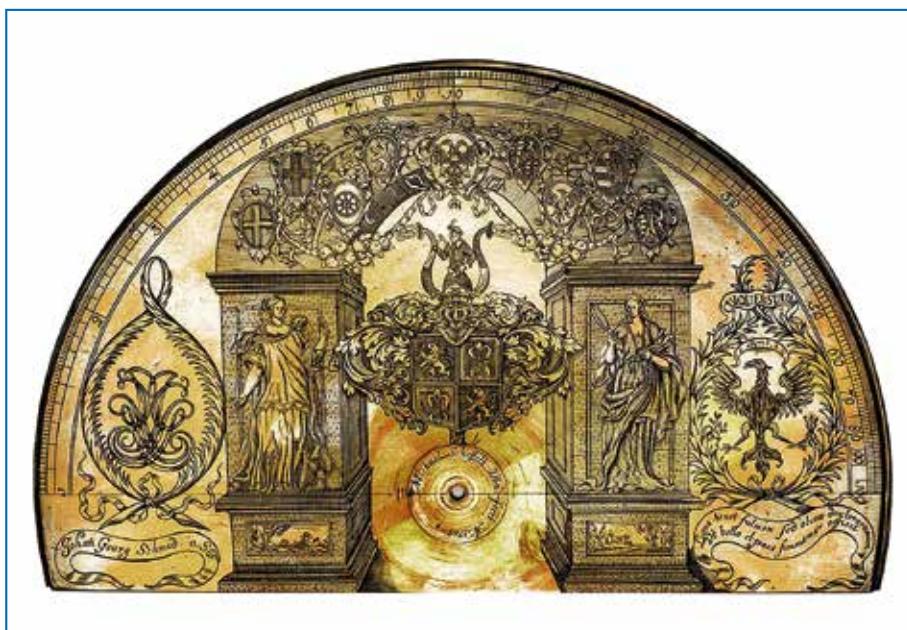


Abb. 23 - Die Wappen am Oberteil von Scheffelts Instrumentum Mathematicum Universale  
(Foto: Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg).



Abb. 24 - Vermessungsarbeiten auf dem Visierlineal  
(Foto: Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg).

dentia (Klugheit), Spes (Hoffnung), Fortitudo (Stärke) und Justitia (Gerechtigkeit). Die Figuren haben Vorrichtungen zum Einspannen von feinen Fäden oder Haaren, die ein sehr genaues Visieren erlauben. Das obere Visierlineal zeigt links und rechts vom Drehpunkt einige praktische Anwendungsbeispiele für die Nutzung, wie das Vermessen von Bauwerken. Mit Hilfe der abgelesenen Winkel und einer Basislinie können mit Bilers halbkreisförmigen Rechenschieber Entferungen und Höhen unzugänglicher Gebäude oder Ackerflächen berechnet werden (Abb. 24).

Die Darstellung zeigt auch, dass es sinnvoll ist, mit zwei Halbkreisinstrumenten zu arbeiten, die an den Enden der Basisstrecke platziert werden. Und tatsächlich hat Scheffelt für Johan(n) Georg Schmid aus Schmidfelden ein weiteres Instrument gefertigt. Es ist wesentlich kleiner, aber ähnlich verziert und ebenfalls mit dessen Namen versehen. Es fehlen hier aber die für das Zweitgerät nicht erforderlichen Rechenskalen. Das Instrument gehörte dem Berliner Zeughaus, heute Deutsches Historisches Museum, ist aber leider seit dem zweiten Weltkrieg verschollen. Eine genauere Beschreibung liefert die „Lost Art Liste“.

### Ein zweites Instrumentum Mathematicum Universale

Scheffelt hat mindestens ein weiteres Instrumentum Mathematicum Universale gefertigt, das zwar auch reichlich verziert war, aber sicher nicht so üppig wie das zuvor beschriebene. In seinem Verkaufskatalog ‚Museum Mathematicum‘ von 1708 bietet er ein solches Universal-Instrument zum Kauf an:

*Ein Futerl worinn:*

*Instrumentum Mathematicum Universale, nach Herrn Job. Matthæi  
Bilern manier / das ist ein Semi-Cirul, im Diametro 12. in 180.  
Grad / und jeder Grad wieder in  $\frac{1}{2}$ . Grad getheilet / auf welchem auch  
die Lineæ Arithm. Sin & Tang. befindlich. In diesem Semi-Circulo  
ist noch ein Semi-Circulus, so beweglich / und die Lin. Artihm. im  
Bogen getheilt zu finden/ womit alle probl. so in meinem pede Me-  
chanico enthalten /können solvirt werden Ist mit saubern Laub=  
Wercken geziert.*

Ferner:

- I. Proportional-Circul von  $\frac{1}{2}$ . Schuh lang / worauf alle Linien / wie ich sie in meinem Tractat beschrieben / eingetheilt zu finden.
- I. Maaß=Stab  $\frac{1}{2}$ . Schuh langin 1000. partes getheilt / auf der andern Seiten die scala graduum & Minutorum.
- I. Zusamm gelegtes Winckel=Maaß / worauf 12. Proportional-Linien.
- I. Geschobener Maaß=Stab / worauf alle LInien wie sie in meinem Pede Mechanico beschrieben / zu finden seyn.
- I. Transporteur mit einer beweglichen Regul.
- I. Parallel-Lineal.
- I. Compas.
- I. Senckel.
- I. Feiner Hand=Zirckul 6. Zoll lang mit Stücklein.
- I. Feiner Hand=Zirckul 5. Zoll lang.
- I. Deto 3. Zoll lang.
- I. Stählern Fließ=Feder.
- I. Stativ worauf das obbenandte Instrument gestellt wird / welchen der bequemsten eines ist / mit dem ohne sonderbahre Mühe all problemata Geometrica so wohl planitierum als altitudinum, auch ohne Rechnung / können solvirt werden.<sup>23</sup>

<sup>23</sup> Scheffelt, Museum Mathematicum von 1708 (wie Anm. 5) S. 1.

Es war Teil eines Futterals mit einer Reihe weiterer mathematischer Instrumente und von Zubehör wie des erforderlichen Stativs. Auch ein geschobener Maßstab, d. h. ein logarithmischer Rechenschieber gehörte in dieses heute verschollene Futteral. Dieser erste Verkaufskatalog enthält leider noch keine Preise.

### Scheffelts ‚Museum Mathematicum‘

Wie stolz Scheffelt auf seine Instrumente war, beweist die Widmung für seinen *Gnädigem Herrn Josepho Antonio Eusebio von der Halden/ auf Neidberg im ‚Pes Mechanicus Artificialis‘* von 1718. Er bedankt sich darin für dessen mehrmalige Besuche in seinem *mathematischem Cabinet* und im *mechanischen Laboratorium*. Das bedeutet sicher, dass Scheffelts Werkstatt und die Ausstellung bereits fertiger Instrumente beeindruckend gewesen sein müssen. Das erste ‚Museum Mathematicum‘ von 1708 war noch der zweiten Auflage des Buches über den Proportionalzirkel beigeheftet. In der Vorrede zur zweiten Edition wird kurz auf den Anhang verwiesen und darauf, dass die Instrumente zu einem billigen Preis zu haben seien. Dieses erste ‚Museum Mathematicum‘ mit sieben Seiten hatte noch keine Preisangaben. Die Abbildungen 25 und 26 zeigen die Titelseiten der beiden Ausgaben von 1708 und 1720.

Die zweite Auflage erschien Anfang 1720 als eigenständige Schrift mit 37 Seiten und fast 400 Artikeln aufgeteilt in vier Blöcke, die jedoch nur ansatzweise nach Art der Instrumente sortiert sind. Teils sind einzelne Instrumente aufgelistet, oft auch Futterale mit mehreren Objekten. Einige der hier angebotenen Instrumente waren nach Scheffelts Aussage schon im ‚Museum Mathematicum‘ von 1708 enthalten, also in fast zwölf Jahren nicht verkauft worden. Alle Artikelnummern sind mit Preisen versehen, aufsummiert sind das fast 1.500 Gulden, heute wären es weit über 100.000 Euro. Im Vorwort an den *Günstigen, Lieben Leser* bietet Scheffelt einem Liebhaber einen Nachlass von 10 % an, wenn der das gesamte Inventar erwerben und bar bezahlen würde. Dazu scheint es nicht gekommen zu sein, denn sein Nachfolger Johann Martin Unseld bietet im ‚Repositorium Mathematicum‘<sup>24</sup> von 1725 eine Reihe von Instrumenten aus Scheffelts ‚Museum Mathematicum‘ an. Da Scheffelt schon am 11. Juli 1720 gestorben ist, könnte seine Witwe, die nur zwei Jahre später starb, einen Teil oder alle Instrumente an Unseld verkauft haben.

Interessant ist ein weiterer Hinweis Scheffelts im Vorwort. In seinem Besitz befanden sich 545 mathematische Bücher verschiedener Formate und mehr als 1.000 ungebundene, die meisten von seiner Feder. Das erklärt zum einen, woher er sein Wissen und seine Ideen hatte, zum anderen aber auch, warum es heute viele Bände gibt, in denen jeweils zwei verschiedene seiner Bücher aus unterschiedlichen Jahren zusammengebunden sind.

In den vorhergehenden Abschnitten wurde schon ein kleiner Teil von Scheffelts Recheninstrumenten aus dem ‚Museum Mathematicum‘ behandelt, in den folgenden sollen weitere mathematische und andere, oft skurrile Instrumente vorgestellt werden.

---

<sup>24</sup> Johann Martin Unseld: *Repositorium Mathematicum* [...]. Ulm: Wohler 1725.



Abb. 25 - Titelseite der Ausgabe von Scheffelts „Museum Mathematicum“ von 1708 (StadtB Ulm).

### Andere Instrumente

Sowohl das ‚Museum Mathematicum‘ von 1708 als auch das von 1720 listen eine große Anzahl weiterer mathematischer Instrumente auf. Dazu zählen einmal Maßstäbe und Lineale in diversen Längen, in verschiedenen Werkstoffen, eingeteilt in die Maße unterschiedlicher Städte und Länder und mit wechselnden Skalen-Kombinationen. Wir finden aber auch eine riesige Auswahl an Zirkeln aller Art in Messing und Silber, Transporteure (Winkelmesser) und viele andere Instrumente zum Messen und Zeichnen. Obwohl der Titel im ‚Museum Mathematicum‘ nur von mathematischen Instrumenten spricht, hat Scheffelt sehr viele für andere Wissenschaften und Berufe entwickelt und gefertigt. Aber auch Gegenstände für den täglichen Gebrauch und auch so manche Spielerei findet man darin.

Einen großen Anteil bilden Instrumente für die Landvermessung. Dazu zählen neben dem weiter oben ausführlich behandelten Instrumentum Mathematicum Universale viele weitere Halbkreisinstrumente. Eines davon ist erhalten geblieben, es befindet sich im Depot des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. In den „Katalogen“ werden auch diverse Vermessungsbestecke, zugehörige *Stativen*, *Feld-Meß-Tischlein*, *Meßruthen*, *Kompassen*, *Senkel*, Wasserwaagen und Schrittzähler angeboten.



Abb. 26 - Titelseite der Ausgabe von Scheffelts „Museum Mathematicum“ von 1720 (StadtB Ulm).

37. Ein Constable-Bestock, worinn ein feiner Hand-Circul 4. S. 3. Gr. I. mit doppeltem Gewend und flachem Kopff. Fünff messinge Maafz-Stäblein 1. S. I. auf dem ersten befindet sich Ulmer-Zoll, und Log. Sinus, Decim. Zoll, und Log. Arithmet. auf dem andern Log. Arithmet. Quadr. Zoll, Log. Tang. & Cylinder-Zoll, auf dem dritten Lin. Chordar. Cubic-Zoll, Compas. Milliar. Metallica, Subten. Minutæ & Fortificatoria, auf dem vierdten Norimb. Zoll. 1. Caliber von Stein bis 64. Pfund, 1. Deto von Eisen bis 125. Pfund, 1. Deto von Bley bis 125. Pfund, auf dem fünften Cubic-Maaf eines Eych- und Schenck-Eymers, Cylinder-Maaf von gleicher Höhe und Weite, lange Maafz, Quadrat-Maaf eines Circuls, 3. Stück Visier-Madlen, welche in ein von Messing und verguldtes Hefst können eingeschrafft werden pro 12. fl.

Abb. 27 - Angaben zum Constable-Besteck aus dem „Museum Mathematicum“ von 1720 (StadtB Ulm).

Zum Bereich Militärwesen gehören verschiedene *Constable-Bestecke* (Abb. 27), diverse *Caliber* sowie Lineale zur *Fortification*. Aus dem Bereich Optik findet man u. a. Mikroskope, Ferngläser, Brenngläser, eine *Laterna Magica*, eine *Camera Obscura* und mehrere Staarenbrillen. Einen Eindruck von der Vielzahl anderer Gegenstände vermitteln die folgenden Auflistungen:

83. Ein Bley=Waag von Messing mit 3. Löchern, welche auch als ein Winckel=Maaß kan gebraucht werden, pro 45. kr.
84. Ein Schritt-Zehler in einem messingen runden Gehäuß, pro 3. fl.
85. Ein Magnet=Stein mit rothem Scharlach überzogen, pro 6. fl.
86. Ein Lufft-Kügelein von Kupffer mit einem messingen Röhrlein, pro 30. kr.
87. Ein Senckel von Messing gegossen und gedrehet, pro 20. kr.
88. Ein Deto kleinerer, pro 18. kr.
89. Ein Visier=Riemen von Pergament, außgetheilt in einer runden messingen Capsul, pro 45. kr.
90. Ein Pferd=Maaß von Pergament=Riemen, außgetheilt in einer runden Capsul von Messing, pro 45. kr.
91. Ein Pferd=Maaß mit einem rothen seidenen Band, in einem Messingen hohlen Kügelein, pro 24. kr.
92. Ein Messingers Futherlein, worinn ein baar Staaren=Brillen, pro 4. fl..
- [...]
7. Ein silbern Fütherlein mit Corduan-Leder überzogen, worinnen folgendes: Ein fein und künstlich=außgearbeitetes Scheerlein, 3. Z. 2. Gr. l. mit silbern Griffen.  
Ein Elffenbeinern Schreib=Täfelein von 3. Blättlein.  
Eine silbern Schreib=Feder, worauf die Quadrat-Tabell von 3. mahl 3. anfangend bis 50. mahl 50. Ein Feder=Messerlein, so man in obige Feder einschraffen kan.

*Ein stählern Brief=Stecher. Ein stählern Zahn=Butzer, samt Feilen und Haar=Außrauffer. Ein silbern Ohren=Schaufellein. Ein silbern Circul mit sta(e)hlern Spitzen, 3. Z. I. Gr. l. Ein silbern Proportional-Circul mit 3. Scheiblein, 2. Z. 7. Gr. l. 4. Gr. breit, auf welchem erster Seite Lin. Fortificat. & Arithmet. auf der andern Seite Lin. Circul. Divid. Lin. Graduum. So der Proportional-Circul eröffnet wird, kan solcher durch ein inwendiges Lineal, als ein Winckel=Hacken gerichtet werden, pro 20. fl.<sup>25</sup>.*

Die teuersten Objekte aus dem ‚Museum Mathematicum‘ von 1720 mit jeweils 75 Gulden sind *ein Futheral aus Holz, mit rothem pergamenten Grund, und versilbertem sauberem Laubwerk geziert mit verschiedenen mathematischen Instrumenten aus Silber und die verspielte Antlia Pneumatica:*

52. *Ein Antlia Pneumatica mit unterschiedlicher Zugehör, als: Ein Glaß im Diam. 8. Z. hoch 1. S. auf einer messingen Hülſen, durch das Glaß gehet ein gebogenes Rohr, oben an deß Glases Deckel hanget ein metall-Glöcklein, welches in das Glaß gethan wird, alsdann diesen Deckel wohl verlutierte.*  
4. Stuck gläserne Glocken 6. Z. 2. Gr. Diam. 7. Z. 8. Gr. hoch. 2. Deto  
4. Z. 2. Gr. Diam. 5. Z. 6. Gr. hoch. Ein Messinger Cylinder 4. Z. Diam.  
9. Z. hoch mit einem Hahnen, durch welchen man mit einer Sprützen voll Wasser einfüllen kan, auf die Antliam schrauffen, und durch den Lufft derselben stärcker getrieben wird, auf diesen Cylinder können auch 6. Aufsätzlein gesteckt werden. Ein Becher, welcher auch auf die Antliam kan geschraufft werden, so man ein Glaß in viel Stuck zersprengen will, dazu gehört noch: Ein Röhrlein, so derselbe Becher voll Wasser gefüllt worden, durch dieses Röhrlein kan evaucirt werden. Ein Messing Rohr, mit doppeltem Gewend, welches auch kan aufgeschraufft und diese 6. Aufsätzlein gesteckt werden. 2. Kupfferne Hemisphær. 3. Z. 8. Gr. Diam. mit einem Messingen Hahnen und 2. Eisernen Ringen, pro 75 fl.<sup>26</sup>.

Als Scheffelt Anfang des Jahres 1720 das ‚Museum Mathematicum‘ herausgab, hatte er längst seine Werkstatt und auch seine Lehrtätigkeit aufgegeben. Vermutlich war er bereits krank, denn er starb nur ein halbes Jahr später. Deshalb bot er neben den Instrumenten auch einige Maschinen für die Fertigung optischer Instrumente zum Verkauf an:

51. *Eine Machine zum Stein und Faceten schneiden, wie auch zum Gläser schleiffen, diese Machine ist 3. S. 4. Z. l. 3. S. 7. Z. br. und 3. S. 1. Z. hoch, darzu gehören nachfolgende Stu(e)cck, als: Ein stählerner Spindel, woran eine bleyerne Schaale am Diam. 7. Z. 2. Gr. wiegt 6. ein halb Pfund. Ein Deto am Diam. 7. Z. 2. Gr. wiegt 6. ein Viertel=Pfund. Ein Deto am Diam. 6. Z. wiegt 6. Pfund. Ein Deto am Diam. 6. Z. 3. Gr. wiegt 4. ein halb Pfund. Ein Deto am Diam. 6. Z. 3. Gr. wiegt 4. Pfund. Ein Deto am Diam. 5. Z. 5. Gr. wiegt 3. ein halb Pfund. Ein Deto am Diam. 5. Z. 3. Gr. wiegt 1. ein halb Pfund. Ein Deto von Kupffer am Diam. 7. Z. 5. Gr. wiegt 9. Pfund. Ein höltzern Quadrant mit Eisen beschlagen. Ein Messinge Deto in 90. Gradus getheilt, worauf auch die Eck=Figuren zu finden seynd, pro 25. fl.*

<sup>25</sup> Scheffelt, Museum Mathematicum von 1720 (wie Anm. 5) [S. 24] und [S. 5].

<sup>26</sup> Ebda., [S. 27].



Abb. 28 - Titelblatt des Lehrbuchs „Methodische neue Anweisung die Edle und „Höchst=nützlichste Rechen=Kuns“ von 1715 (StadtB Ulm).

52. Ein Machine zum Glaßschleiffen 3. S. l. 2. S. 6. Z. br. 3. S.  
5. Z hcoh, miteinem Schwung=Rad, durch welches ein eiserne Stange  
(mit einer Curben) gehet, ist eine sehr bequeme Machine, pro 5. fl.
53. Eine Machine zum Glaßschleiffen 4. S. 3. Z. l. 3. S. 2. Z. br. und  
4. S. 6. Z. hoch, stehet auf 4. starcken Balcken, ebenfalls mit einem  
Schwung=Rad, durch welches eine eiserne Stange (mit einer Curben)  
gehet, darzu gehört ein messinge Spindel, woren die Stöcklein (auf  
welche die Schalen gekitt seyn,) können gesteckt werden, pro 8. fl.<sup>27</sup>.

<sup>27</sup> Ebda., [S. 35].

## Der Lehrer Scheffelt und sein Nachfolger

Im Jahr 1715 hat Scheffelt, vielleicht krankheitsbedingt, sein Handelsgeschäft aufgegeben, um sich nun ganz seinem großen Anliegen zu widmen, Schülern und Erwachsenen das Rechnen und die Mathematik nahe zu bringen. Noch im selben Jahr erschien sein erstes Lehrbuch ‚Methodische neue Anweisung, die edle und recht nützliche Rechenkunst zu erlernen‘ (Abb. 28).

Ab 1716 unterrichtete er am Gymnasium academicum in Ulm die Schüler in Arithmetik und Geometrie, bot aber zusätzlich auch Handwerkern und anderen Interessierten Privatunterricht in Mathematik an.

1719 – Scheffelt war 67 Jahre alt – gab es rege Diskussionen über den künftigen Arithmetik-Unterricht am Gymnasium. Offenbar hatte Scheffelt angekündigt, sein Amt niederzulegen. Es gab viele Bewerbungsschreiben auf die vakante Stelle, u.a. von Johann Martin Unseld, seinem langjährigen Werkstattmitarbeiter. Protokolle über Diskussionen und die vielen Bewerbungsschreiben werden im Ulmer Stadtarchiv aufbewahrt. Darunter befindet sich auch ein zweiseitiger Brief von Michael Scheffelt. Dieser Brief vom 14. Dezember 1719 ist das einzige handschriftliche Dokument, das bisher von ihm bekannt ist<sup>28</sup>. Er empfiehlt darin seinen Mitarbeiter am Gymnasium Johann Martin Schmidt für das Amt, der dann auch ausgewählt wurde.

### Was ist erhalten geblieben?

#### Instrumente

Derzeit sind insgesamt 14 signierte Instrumente aus Scheffelts Werkstatt bekannt, die länger als 300 Jahre überlebt haben. Merkwürdigerweise sind es ausnahmslos mathematische Instrumente. Im Museum Ulm gibt es zwei Proportionalzirkel, das Vermessungsbesteck von 1694 und einen Transversalmaßstab nach Pater Schott. Das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe besitzt neben dem ausführlich beschriebenen Instrumentum Mathematicum Universale noch einen großen und einen sehr kleinen Proportionalzirkel. Seit dem letzten Krieg verschollen ist der Winkelmesser aus dem Berliner Historischen Museum. Im Bayerischen Nationalmuseum in München existiert ein weiterer Proportionalzirkel aus Holz aus dem Jahr 1697. Unbekannt ist der Besitzer eines Proportionalzirkels, der 1962 bei Sotheby's in London versteigert worden ist. Ein Semicirculus (Halbkreisinstrument) befindet sich im Depot des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. In Basel, Stuttgart, St. Gallen und Ulm gibt es die oben erwähnten Neperianischen Rechen-Stäblein aus Pappe.

Es stellt sich natürlich die Frage, wo all die vielen, vermutlich über tausend anderen Instrumente geblieben sind. Die Hoffnung ist groß, dass immer noch neue in den Depots der Museen, in ehemals fürstlichen Kunstkammern oder in Privatsammlungen auftauchen werden, auch wenn leider davon ausgegangen werden muss, dass besonders während der Säkularisation Anfang des

<sup>28</sup> Vgl. StadtA Ulm, A [1979].- Scheffelts Brief ist abgedruckt bei Werner Rudowski: Michael Scheffelt - Leben und Lehre. In: 300 Jahre logarithmisches Rechnen in deutschen Landen (wie Anm. 19) S. 76-79. Hier: S. 79.

19. Jahrhunderts die meisten Instrumente verschrottet worden sind. Unbeantwortet muss auch die Frage bleiben, ob Scheffelt all seine Instrumente signiert hat. Oder könnte es noch unsignierte Werke geben?

## Literatur

Von allen in den vorhergehenden Abschnitten erwähnten Büchern und Schriften Scheffelts ist mindestens noch jeweils ein Exemplar erhalten, von seinen bedeutendsten Werken – über den ‚Proportionalzirkel‘ und den ‚Neu= erfundenen Maß=Stab‘ – gibt es sogar mehrere in Bibliotheken, Museen und privaten Sammlungen. Festzuhalten ist, dass von der ersten Version des ‚*Pes Mechanicus Artificialis*‘ von 1699 deutlich mehr existieren als von der zweiten Version von 1718, in der der Schritt vom Lineal mit Stechzirkel zum „richtigen“ Rechenschieber vollzogen wurde. Es war Scheffelts verhängnisvoller Fehler, für die zweite Version einen fast identischen Titel gewählt zu haben. Seine Zeitgenossen und auch spätere Autoren haben diese seine Innovation nicht erkannt, nicht einmal der sonst bestinformierte Jacob Leupold<sup>29</sup>. Von Zeit zu Zeit werden auf Auktionen und im Fachhandel Bücher Scheffelts angeboten. Oft sind zwei unterschiedliche Bücher mit sehr verschiedenem Datum in einem Band zusammengefasst. Möglicherweise sind aus seinem Nachlass stammende ungebundene Manuskripte später vereint worden. Zudem gibt es preiswerte Nachdrucke im Internet.

## Scheffelts letzte Jahre

Nicht viel ist über Scheffelts Privatleben bekannt. Über die frühen Jahre wurde bereits am Anfang berichtet. Offenbar war es mit seiner Gesundheit nicht zum Besten bestellt. Er litt schon immer, tags und nachts, unter rezidivierendem Husten und Atemnot; die Ursache waren Nasenpolypen. Bekannt wurde das durch das ‚Tagebuch‘ („Ephemeris“) seines Schwagers Dr. Johann Franc. Der war in Ulm als Arzt tätig und mit der Schwester von Scheffelts Frau – Veronica Müller – verheiratet. Franc dokumentierte seine Patientenfälle sorgfältig in seinem 1.464 Seiten umfassenden, überwiegend in Latein geschriebenen ‚Ephemeris<sup>30</sup>, das in den letzten Jahren in mehreren Dissertationen bearbeitet wurde<sup>31</sup>. Scheffelt war da gerade 32 Jahre alt. Verordnet bekam er eine von Franc genau beschriebene Mixtur, von der er nachts mehrmals einen Löffel voll einnehmen musste und noch eine weitere, speziell für ihn komponierte Medizin, von der morgens auf nüchternen Magen ein halber Liter zu trinken war. Bei Franc heißt es weiter: *Danach wurde er gesund*. Auch Scheffelts Frau und zwei seiner Söhne findet man in Francs Tagebuch in den Kapiteln „Catarrhus“ und „Tussis“ (Husten). Für das Buch hatte Scheffelt eine Widmung (Madrigal) verfasst.

---

<sup>29</sup> Vgl. *Leupold* (wie Anm. 12).

<sup>30</sup> Vgl. StadtrA Ulm, H Franc 8a und 8b (Digitalisate unter [https://www.stadtarchivulm.findbuch.net/php/main.php?ar\\_id=3766#48204672616e632c204a6f68616e6e](https://www.stadtarchivulm.findbuch.net/php/main.php?ar_id=3766#48204672616e632c204a6f68616e6e)).

<sup>31</sup> Vgl. <https://stadtarchiv.ulm.de/projekte/franc/dissertationen.-> In der Dissertation von Lothar Netzel: Der Ulmer Stadtarzt Dr. Johann Franc (1649-1725). Herkunft, Werdegang, sein Verhältnis zu den Ulmer Ärztekollegen und seine Behandlungsmethoden am Beispiel der Tuberkulose. Diss. med. Ulm 2013 (online unter: <http://dx.doi.org/10.18725/OPARU-2994> ), finden sich biografische Angaben zu Franc.- Vgl. auch

Am 11. Juli 1720 starb Michael Scheffelt im Alter von 68 Jahren. Sein selbstgewählter Leichenpredigttext steht im 2. Korintherbrief 4,17f. Er hinterließ seine Frau, die ihn um zwei Jahre überlebte und 1722 im Alter von 71 Jahren starb, und einige Kinder. Seiner Ehe waren in der Zeit von 1676 bis 1696 vierzehn Kinder entsprossen, von denen wahrscheinlich die Mehrzahl in früher Jugend starb. Sein Sohn Hieronymus David, geboren 1684, ertränkte sich 1695 im Alter von 10 ½ Jahren in der Donau aus Verzweiflung über Zurechtweisungen seines allzu strengen Privatehrers, obwohl er Primus seiner Klasse war. Von Scheffelts Töchtern war nur die jüngste, Anna Christine (1696–1721), mit dem Handelsmann Samuel Holl d. Jüngeren verheiratet. Sie starb allerdings bereits mit 25 Jahren.

### Es gibt noch viele Fragezeichen

Viel zu wenig ist über Scheffelts Privatleben bisher bekannt. Das gilt für seine Jugend, die Jahre in Nürnberg und sein Eheleben. Wir wissen nichts über seine schulische Ausbildung und darüber, bei wem er in der Lehre war, ob es einen Abschluss gab und ob er in Nürnberg weitere Fähigkeiten erwerben konnte. Offenbar hat er – abgesehen von den neun Nürnberger Jahren – immer in Ulm gelebt.

Ganz sicher hat Scheffelt sich seine Kenntnisse in der Mathematik und sein Wissen über die technischen Neuerungen seiner Zeit selbst angeeignet. Davon zeugen die vielen mathematischen Bücher, die er hinterlassen hat, und seine Instrumente, die er im ‚Museum Mathematicum‘ oft mit dem Zusatz „nach [...] Manier“ versehen hat. Leider waren in Englisch verfasste technische Bücher zu Scheffelts Zeit auf dem Kontinent weitestgehend unbekannt. So musste er die Entwicklungsschritte des Rechenschiebers, die in England schon drei Generationen zuvor gemacht worden waren, für Deutschland neu erfinden.

Unbekannt ist auch, ob Scheffelt neben dem schon erwähnten Martin Unseld weitere Mitarbeiter beschäftigt hat, wer seine Lieferanten für das Vormaterial waren und ob er auch besondere Leistungen, wie beispielsweise die oft sehr schönen Gravuren auf den Instrumenten, von anderen Künstlern und Handwerkern bezogen hat. Lediglich an zwei Stellen seiner Bücher erwähnt er Handwerker, von denen er vorgefertigte Teile bezogen hat: Im ‚Pes Mechanicus Artificialis‘ von 1699 bemerkt er im Kapitel „Von der Zubereitung des Maß=Stabs“, dass er sich *bey einem Schreiner oder Tischler von gutem/harten und weissen Holtz ein Stäblein zurichten ließ. Offenbar war es Meister Andreas Cunrad, Burger und Schreiner allhier<sup>32</sup>*, über den er schon im Anfangskapitel „Von dem Proportional=Zirkul insgemein“ seines Buches von 1697 über den Proportionalzirkel berichtet hat.

Besonders aufschlussreich könnten vor allem neu entdeckte Instrumente aus Scheffelts Werkstatt sein. Das gilt vor allem für die drei Entwicklungsschritte des *Pes Mechanicus Artificialis*. Es können doch nicht alle, von vermutlich einigen hundert Exemplaren, verloren gegangen sein. Wo schlummern noch Instrumente von seiner Hand und warten darauf, ans Licht gebracht zu werden?

---

Hans-Joachim Winckelmann/Gudrun Litz/Kay Peter Jankrift/Heiner Fangerau: Die Ephemeris des Ulmer Arztes Johann Franc (1649–1725). Reichsstädtisch-territoriale Netzwerke in der frühneuzeitlichen Arztpraxis (KulturAnamnesen 12). Stuttgart 2021. S. 22, 88, 136.

<sup>32</sup> Scheffelt, *Pes Mechanicus Artificialis* (wie Anm. 8). S. 3.

# Willibald Kobolt

## Ein Weingartener Mönch des 18. Jahrhunderts und sein umfangreiches Werk

---

Norbert Kruse

Willibald Kobolt (1676-1749), Mönch der ehemaligen Benediktinerabtei Weingarten<sup>1</sup>, war einer der produktivsten Autoren Oberschwabens: Er hat ein gewaltiges Œuvre von acht Werken mit insgesamt mehr als 4.500 Druckseiten hinterlassen (WKW 1 – WKW 8)<sup>2</sup>. Doch dieses Werk ist in der Region fast gänzlich unbekannt. Kaum ein Exemplar blieb in den hiesigen Bibliotheken oder Archiven erhalten; nur ganz wenige kurze Erwähnungen sind in der Sekundärliteratur zu finden<sup>3</sup>. Im Zuge der Säkularisation des Klosters zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Weingartener Klosterbibliothek aufgelöst. Von Kobolts Werken sind heute nur noch wenige Exemplare in größeren Bibliotheken nachzuweisen. Der Überblick über das Erhaltene wurde in den letzten Jahren wesentlich erleichtert durch die Digitalisierung von Drucken des 18. Jahrhunderts und von Bibliothekskatalogen. So ist es jetzt jedem Interessenten sogar möglich, fast alle Kobolt-Werke auf dem eigenen PC zu speichern. Außerdem sind in den letzten Jahren Reprints von zwei Werken Kobolts erschienen (WKW 2, WKW 6).

Die Lebensdaten und Werke Kobolts hat erstmals Pirmin Lindner in seinem Verzeichnis der Weingartener Konventualen zusammengestellt<sup>4</sup>. Seine Ergebnisse haben bis heute Gültigkeit, auch wenn inzwischen mehr bekannt wurde. Zwei von Kobolts Werken (WKW 8, WKW 4) haben in den vergangenen Jahrzehnten

---

<sup>1</sup> Zu Weingarten insgesamt: Hans Ulrich *Rudolf* (Hg.): Weingarten gestern und heute. Vom Dorf der Alamannen zur Stadt des Heiligen Bluts. Lindenberg 2015.

<sup>2</sup> WKW = Willibald Kobolts Werke.

<sup>3</sup> Nur ein Werk Kobolts ist erfasst (WKW 8) in: Hans Ulrich *Rudolf*: Der Landkreis Ravensburg im Spiegel des Schrifttums. Eine Kreisbibliographie. Ravensburg 1999. S. 761 und S. 377, Nr. 1188.- Kobolt ist nicht berücksichtigt in: Ulrich *Gaier*/Monika *Küble*/Wolfgang *Schürle* (Hg.): Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1000-1800. Bd. I. 2003: Autorenlexikon. S. 389-498.- Werner *Heintz*: „Reichs-Post-Zeitung“ und „Geistliches Praeservativ“. Der Verlag Herckner in Altdorf / Weingarten 1672-1812. In: Oberland 26 (2015) 2 S. 35-44. Hier: S. 42 („von Willibald Kobolt, dem bekanntesten Autor aus dem Weingartner Kloster“).

<sup>4</sup> Pirmin *Lindner*: Professbuch der Benediktiner-Abtei Weingarten (Fünf Professbücher süddeutscher Benediktiner-Abteien, II). München/Kempten 1909. S. 66. Lindner verzeichnet allerdings nur sechs der Werke Kobolts: ohne WKW 3 und WKW 7.

eine ausführlichere Würdigung erfahren, und zwar durch Elfriede Moser-Rath (1967)<sup>5</sup> bzw. durch Dietmar Peil (1995)<sup>6</sup>.

In der vorliegenden Arbeit soll Kobolts Werk erstmals in seiner Gesamtheit nachgewiesen, beschrieben und gewürdigt werden.

## Kobolts Leben

Über das Leben Willibald<sup>7</sup> Kobolts ist nur wenig bekannt<sup>8</sup>. Ein Bild von ihm ist nicht überliefert. Er wurde am 11. April 1676 in Konstanz geboren und trat am 28. Februar 1694 mit knapp 18 Jahren in das Kloster Weingarten ein. Entweder bei den Jesuiten in seiner Heimatstadt oder bei den Benediktinern in Weingarten wird er zuvor das Gymnasium besucht haben. In Weingarten regierte zu dieser Zeit Abt Willibald Kobolt (\*1641, 1683 Abt, †1697)<sup>9</sup>. Unbekannt ist, ob die beiden Träger des gleichen Namens, Abt und Novize, miteinander verwandt waren.

Das anschließende Studium wird er, wie viele Weingartener Konventionalen, an der Benediktiner-Universität Salzburg absolviert haben<sup>10</sup>. Dort war Abt Kobolt zuvor Professor und Rektor gewesen. Beziehungen zu dem in Salzburg lehrenden Professor P. Franz Mezger (1632-1701) zeigen sich in Kobolts ersten beiden Veröffentlichungen (WKW 1, WKW 2). Am 17. Oktober 1700 feierte er seine Primiz.

In Weingarten wirkte er als Professor für Theologie, dazu auch als „Ordinari-Prediger“, als offizieller Dom- bzw. Basilika-Prediger. Vor allem diese Tätigkeit beeinflusste sein publizistisches Werk erheblich. In der klösterlichen Überlieferung wird er als streng, eifrig, gelehrt beschrieben<sup>11</sup>. Unter Abt Sebastian Hyller (1697-1730) erlebte er sowohl den Neubau der gewaltigen, 1724 eingeweihten Barock-Basilika<sup>12</sup> wie auch die Blüte des Schultheaters (1703-1718)<sup>13</sup>.

Erst im Alter von 55 Jahren, 1731, veröffentlichte er sein erstes Werk, eine Übersetzung aus dem Lateinischen (WKW 1). Danach erschienen in relativ

---

<sup>5</sup> Elfriede Moser-Rath: „Schertz und Ernst beysammen“. Volkstümliches Erzählgut in geistlichen Schriften des 18. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Volkskunde 61 (1965) S. 38-73. Hier: S. 53-62.

<sup>6</sup> Dietmar Peil: Willibald Kobolt: Die Groß- und Kleine Welt (1738). In: Franz M. Eybl/Wolfgang Harms (Hg.): Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung. Berlin 1995. S. 141-161. Peil führt sieben Werke Kobolts auf, alle mit Bibliotheksnachweisen.- Dazu bereits: Dietmar Peil: Der Streit der Glieder mit dem Magen. Studien zur Überlieferungs- und Deutungsgeschichte der Fabel des Menenius Agrippa von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M./Bern/New York 1985. S. 107-109.

<sup>7</sup> In seinen Veröffentlichungen erschien sein Vorname stets nur mit einem *l*: *Willibald(o)*. Die Schreibung mit doppeltem *l* wird hier beibehalten wegen der allgemeinen Verwendung in der Sekundärliteratur.

<sup>8</sup> Lindner (wie Anm. 4).- Gebhard Spahr: Benediktiner-Priorat Hofen in der Barockzeit (Separatdruck nach fortlaufenden Veröffentlichungen in der Schwäbischen Zeitung). Friedrichshafen 1961. S. 17 und S. 26-27.- Moser-Rath (wie Anm. 5) S. 53f.

<sup>9</sup> Norbert Kruse: Der Bauherr: Abt Willibald Kobolt. In: Hans Ulrich Rudolf/Norbert Kruse (Hg.): Der Fruchtkasten des Klosters Weingarten 1688-1988. Bergatreute 1989. S. 41-43.

<sup>10</sup> Gebhard Spahr: Weingarten und die Benediktiner-Universität Salzburg. In: Gebhard Spahr (Hg.): Weingarten 1056-1956. Festschrift zur 900-Jahr-Feier des Klosters. Weingarten 1956. S. 106-136.

<sup>11</sup> Ausführliches lateinisches Zitat bei Lindner (wie Anm. 4).

<sup>12</sup> Norbert Kruse: Barocke Predigtkunst im „Blühenden Weingarten“. Die Weihe der Weingartener Basilika im Jahr 1724. In: Oberland 30 (2019) 1 (im Druck).

<sup>13</sup> Norbert Kruse: Klosterelächter über den tölpelhaften Altdorfer Ammann. Zum 300. Geburtstag von Abt Sebastian Hyller (1667-1730). In: Oberland 28 (2017) 1 S. 31-39 (mit der einschlägigen Literatur).

rascher Folge bis 1747 eine weitere Übersetzung (WKW 2) sowie sechs von ihm selbst verfasste Bücher (WKW 3 – WKW 8). Am 6. November 1749 – im Geburtsjahr Goethes – verstarb Willibald Kobolt in Weingarten.

## Kobolts Werke

Die acht Werke Willibald Kobolts, zwischen 1731 und 1747 verfasst<sup>14</sup>, werden im Folgenden in der Reihenfolge ihres Erscheinens aufgeführt (WKW 1 – WKW 8)<sup>15</sup>.

### *Christlicher Hauß-Prediger (WKW 1)*

In seinem ersten Werk hat Willibald Kobolt, wie auf dem Titelblatt beschrieben, ein Werk des Salzburger Benediktiners P. Franziskus Mezger (1632-1701) aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, und zwar die *Succinctæ Meditationes Christianæ [...] (Kurze christliche Betrachtungen)*, 1695/1696 erschienen<sup>16</sup>. Mezgers Übersetzung beruhte wiederum auf dem in französischer Sprache geschriebenen Werk (*Gallice composita*) eines Benediktiners der Mauriner-Kongregation. Titel und Autor sind weder bei Kobolt noch bei Mezger genannt<sup>17</sup>. Kobolts Übersetzung erschien 1731 im Druck und lässt sich nur noch in wenigen Bibliotheken nachweisen; sie wurde bislang nicht digitalisiert<sup>18</sup> (Abb. 1).

Kobolt teilte das Werk in zwei Teile auf: ein *Dominical(e)*, Betrachtungen zu den Evangelien aller Sonntage samt den folgenden Wochentagen, sowie ein *Festival(e)*, Betrachtungen zu den Evangelien der unbeweglichen Festtage (Heiligenfeste, Weihnachten, Kirchweihe etc.).

Es handelt sich um ein Werk der Erbauungsliteratur<sup>19</sup>, um eine Zusammenstellung von geistlichen Texten zur persönlichen Andacht: um Betrachtungen zu allen Tagen des Kirchenjahrs, ausgehend vom jeweiligen Evangelium. Für die einfachen Wochentage wurde ein Abschnitt aus dem Evangelium des vorangehenden Sonntags entnommen. Während Mezgers Werk sich nur an Lateinkundige richtete, an Gelehrte, war Kobolts Bearbeitung bestimmt für ein breiteres Publikum, für *geistlich- als auch weltliche [...] Personen*. Das Werk beider steht in derselben Tradition der Evangelien-Auslegung wie die *Hauspostill* des

<sup>14</sup> Die Werke Kobolts sind in den elektronischen Katalogen der Bibliotheksverbünde bzw. der einzelnen Landesuniversitätsbibliotheken nachgewiesen. Die meisten Werke sind vorhanden in den Bibliotheken von Eichstätt (6), Dresden (6), Heidelberg (5), Tübingen (5). Im Folgenden werden in der Regel nur die Nachweise in den Katalogen des Südwestdeutschen Bibliotheksverbunds (BSZ) und des Bibliotheksverbunds Bayern (BVB / [www.gateway-bayern.de](http://www.gateway-bayern.de)) angegeben. Sechs seiner acht Werke – nicht aber WKW 1 und WKW 5 – wurden digitalisiert. Der einfachste Zugang zu allen Digitalisaten erfolgt über den Katalog der Universitätsbibliothek Konstanz.

<sup>15</sup> Das entspricht weitgehend der Nummerierung bei *Lindner* (wie Anm. 4), der allerdings WKW 3 und WKW 7 nicht kannte.

<sup>16</sup> BVB. Das Werk ist digitalisiert. Zu Mezger und den Maurinern siehe im Folgenden WKW 2; der Name wird meist mit z und nicht – wie hier im Titelblatt – mit tz geschrieben.

<sup>17</sup> Im BVB-Katalog ist Claude Martin (1619-1696) als Autor angegeben. Leonhard Hell: Martin, Claude. In: LThK 6<sup>3</sup>(1997) Sp. 1429f.

<sup>18</sup> BVB. Das Werk konnte dank dem Entgegenkommen der Universitätsbibliothek Eichstätt eingesehen werden. Frau Katja Wunderer danke ich für ihre Vermittlung.

<sup>19</sup> Susanne Schedl/Dietz-Rüdiger Moser: Erbauungsliteratur. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 1<sup>3</sup>(1997) S. 484-487.

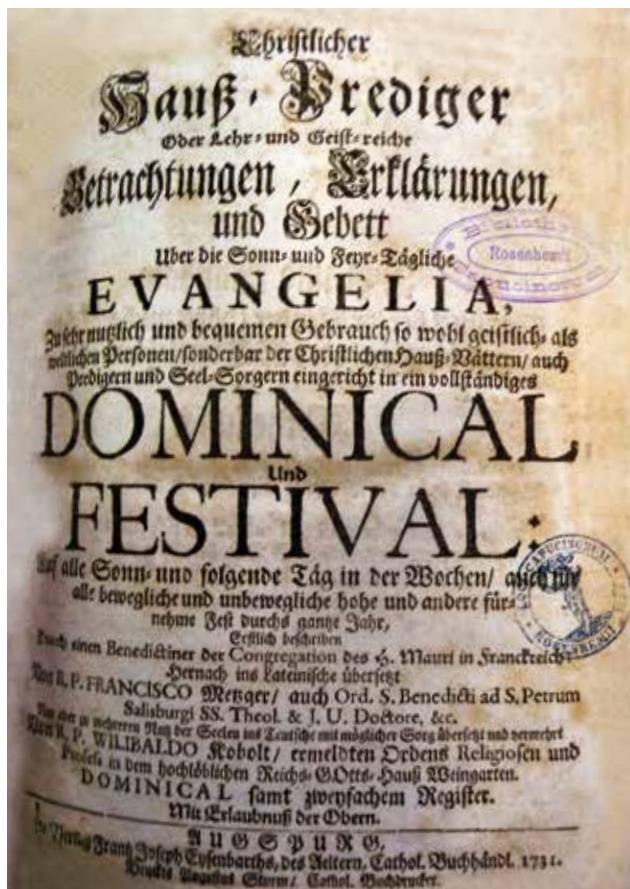


Abb. 1 - Willibald Kobolt:  
Christlicher Hauß-Prediger  
(WKW 1) Titelblatt  
(UB Eichstätt).

Leonhard Goffiné, in der ersten Ausgabe 1690 erschienen<sup>20</sup>. Diese allerdings wurde zum volkstümlichen Hausbuch, das kaumzählbare Neuauflagen sowie Übersetzungen in zahlreiche Sprachen erfuhr und zu den verbreitetsten Büchern der religiösen Literatur gehört. Sowohl Mezgers wie Kobolts Werke dagegen blieben beschränkt auf eine Auflage und blieben ohne größere Verbreitung.

Bei einem Vergleich mit Mezgers lateinischer Fassung und Kobolts deutscher Übersetzung fallen wichtige Änderungen auf. Zunächst einmal wurden die vier bzw. fünf<sup>21</sup> kleinformativen Bändchen mit einem Umfang von insgesamt etwa 2.000 Seiten in einem gewichtigen Band zusammengefasst (21 x 17 cm, 8,6 cm dick), obwohl seine Fassung viel umfangreicher ist als die Vorlage. Die beiden Teile umfassen etwa 1.100 (746/363) Seiten und wurden in einem Band zusammengebunden<sup>22</sup>.

<sup>20</sup> Kurt Küppers: Goffiné. In: LThK 4 (1995) Sp. 817f. Das Exemplar der Ausgabe von 1745 wurde von der BSB München digitalisiert.

<sup>21</sup> Der vierte Band ist in zwei Teilbände aufgeteilt.

<sup>22</sup> Seitenangaben sind hier - wie bei den übrigen Werken Kobolts - nur ungefähr anzugeben, da bei Vorspann und Nachspann mit Titelblatt, Inhaltsverzeichnis, Genehmigungen, Vorwort, Registern etc. die Seiten nicht gezählt sind.

Sodann hat er beide Teile durch jeweils zwei Register erschlossen; nach der Abfolge der Tage wie nach *Denckwürdigen Sachen*. Kobolt hat ein sehr ansprechendes Layout gewählt, sein Werk bewusst „leserfreundlich“ gestaltet, wie er in seiner „Vorrede“ erläutert. So hat er jeder Betrachtung *einen Summarischen Begriff oder kurtzen Inhalt* vorangestellt, damit die *Betrachtende und Bettende darnach kunten ihre Meynung richten*. Ein Beispiel, die Überschrift der ersten Betrachtung: *Von der Forcht Gottes*. Außerdem hat er jede Betrachtung mit einem Gebet beschlossen.

Dazu hat Kobolt das spröde und verschachtelte Latein der Vorlage nicht einfach ins Deutsche umgesetzt, sondern dem Sinn nach in flüssiger und anschaulicher Sprache übertragen. Seine Übersetzung ist wesentlich umfangreicher als die Vorlage, da er Gedanken vertiefte, einzelne Ausdrücke erläuterte und umschrieb. Zwei Beispiele aus dem Text zum ersten Adventssonntag: *nos præparare ad Mysterium Amoris et Pietatis* (uns vorzubereiten auf das Geheimnis der Liebe und Zuwendung) – *uns zu bereiten auf die gnadenreiche Geburt und Kindheit des Herrn; præstat* (verrichtet) – *würcket und bewerkstelliget*. Kobolts Übersetzungsleistung wird weiter unten noch ausführlicher gewürdigt<sup>23</sup>.

In den Katalogen wird meist allein Mezger als Autor geführt, da er auf dem Titelblatt der vorliegenden Ausgabe als erster genannt ist. Doch Kobolts Leistung ist wegen der Übersetzung ins Deutsche und wegen der weitreichenden Umgestaltung als wichtiger einzuschätzen als die Mittlerfunktion Mezgers.

Am Anfang des Bandes vor dem Titelblatt steht die einzige Illustration, die in einem Werk Kobolts zu finden ist, ein Stich von Johann Balthasar Gutwein (1702-1785): Jesus beauftragt die Apostel, unter dem Motto *Wer euch höret, höret mich*. Auf diesen Auftrag konnten sich alle Prediger berufen.

### *Erneuerung des Geists (WKK 2)*

Auch beim zweiten Werk Kobolts handelt es sich um eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche. Die „*Erneuerung des Geists*“, 1734 veröffentlicht, bietet für Mönche und Nonnen Betrachtungstexte mit Anleitungen zu geistlichen Übungen (Abb. 2).

Der ausführliche Titel weist auf den ursprünglichen Autor hin, den Benediktiner Hieronymus (Jérôme) Le Contat (1607-1690), Mitglied der französischen Mauriner-Kongregation<sup>24</sup>. Dessen Schrift *Méditations pour la retraite des dix jours pour les supérieurs* stammt aus dem Jahr 1653. Bei seiner zweiten Übersetzung verschwieg Kobolt allerdings den Mittler, den französisch-lateinischen Übersetzer, auf dem seine eigene deutsche Übersetzung beruhte: Le Contats Werk war nämlich 1695 von dem Salzburger Benediktiner Franz Mezger (1632-1701)<sup>25</sup> unter dem Titel *Exercitia Spiritualia pro X Diebus [...]* ins Lateinische übersetzt worden (*Gallice conscripta a R. P. D. Ioachimo Le Contat [...] latinitate donata R. P. Francisco Mezger [...]*)<sup>26</sup>. Kobolt hatte wahrscheinlich bei Mezger in Salz-

---

<sup>23</sup> WKK 2; Abschnitt „Kobolt als Förderer der deutschen Sprache“.

<sup>24</sup> Daniel-Odon Huvel: Mauriner. In: LThK 6<sup>3</sup>(1997) Sp.1496-1498.- Guy Oury: Le Contat. In: Dictionnaire de spiritualité ascétique et mystique 9 (1976) Sp. 467f.

<sup>25</sup> Pirmin Lindner: Professbuch der Benediktiner-Abtei St. Peter in Salzburg (1419-1856). Salzburg 1906. S. 53-58. Hier: S. 57.- Virgil Redlich: Mezger, Franz. In: LThK 7<sup>2</sup>(1962) Sp. 389f.

<sup>26</sup> BSZ, BVB. Das Exemplar der Niedersächsischen SUB Göttingen wurde digitalisiert.



Abb. 2 - Willibald Kobolt: Erneuerung des Geists (W.K.W. 2) Titelblatt (Niedersächsische SUB Göttingen).

burg studiert. Er wird dann bei diesem auch die Werke der Mauriner kennengelernt haben, um deren Verbreitung Mezger bemüht war, und folgte längere Zeit nach dessen Tod mit seinen deutschen Übersetzungen dessen Tradition.

Der Weg dieses Werks ist bemerkenswert: Eine Schrift, verfasst in einer Volkssprache, dem Französischen, wird 40 Jahre später ins Lateinische übersetzt, in die offizielle Sprache der Kirche, und dann nach weiteren 40 Jahren in eine andere Volkssprache, das Deutsche.

Das handliche Bändchen in Oktavformat umfasst etwa 330 Seiten und ist systematisch gegliedert. Nach der ausführlichen Begründung der Übungen und einer Einführung in die Praxis werden für zehn Tage jeweils drei Betrachtungen (*Meditationes*) ausgebracht. Jede von diesen umfasst im Durchschnitt neun Seiten.

Diese Betrachtungen sind auf geistliche Anleitung, auf innere Exerzitien, von männlichen und weiblichen Ordensangehörigen allgemein (*aller Ordens-Geistlichen beyderley Geschlechts*) ausgebracht, wie im Titelblatt beschrieben. Kobolt gab die Einschränkung Mezgers auf Angehörige des Benediktinerordens (*Religiosis Ord. D. Benedicti*) auf. Thematisiert werden unter anderem: die Wohlthaten Gottes, Gebete, Gottesdienst, Streben nach Vollkommenheit, Ordensregel, Brüderlichkeit / Schwesterlichkeit, Abtötung von Begierden, Demut, Lob der Einsamkeit, sinnvolle Nutzung der Zeit.

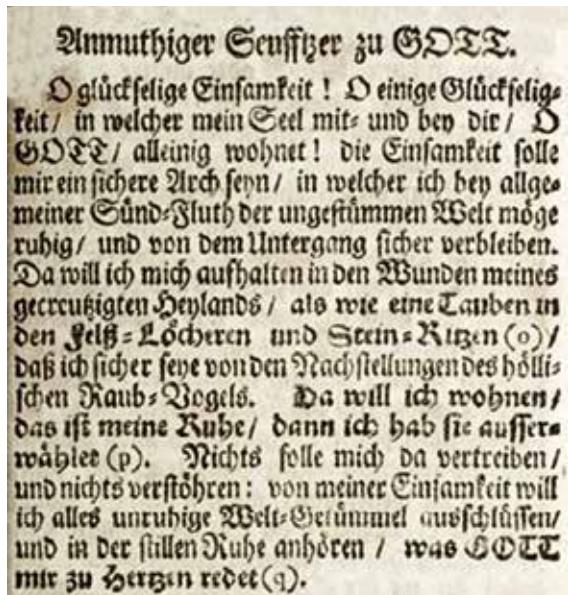


Abb. 3 - Willibald Kobolt:  
Erneuerung des Geists (WKW 2) S. 12  
(Niedersächsische SUB Göttingen).

Das Werk dürfte heute nur noch von frömmigkeitsgeschichtlichem Interesse sein. Allerdings werden Reprints sowohl der deutschen Übersetzung Kobolts (*Erneuerung Des Geists Durch Zehntägige Geistliche Übungen*) als auch des französischen Originalwerks Le Contats (*Exercices Spirituels Pour Les Religieux Et Religieuses Pendant La Retraite De Dix Jours*) angeboten<sup>27</sup>.

Der Vergleich der deutschen Übersetzung mit der lateinischen Vorlage wird erleichtert durch die Digitalisierung beider Fassungen. Aufgrund von zwei Auszügen sollen Kobolts Umgang mit der Textvorlage sowie seine Übersetzungsleistung beschrieben werden. Ausgewählt wurden der Anfang des Einleitungskapitels<sup>28</sup> und die dritte Betrachtung des vierten Tages: Von der Einsamkeit (*De Solitudine*)<sup>29</sup>.

Kobolt übernimmt die drei Betrachtungstexte der Vorlage, lockert das Schema jedoch auf und bringt Eigenes, wie im Titelblatt angekündigt: *hin und wider in etwas geändert / auch mit Anmuthigen Seuffzern zu GOTT / und guten Vorsätzen ergänzt*. So kürzt er die ausführliche Gewissenserforschung und lässt die ausführlichen Verweise auf ergänzende Lektüre weg, fügt aber einen *Anmuthige[n] Seuffzer zu GOTT* (S. 129) sowie fünf praktische *Vorsätz der Besserung* (S. 132-133) ein (Abb. 3).

Bei seiner Übersetzung hält er sich zwar an die Vorlage, bietet aber keine das Lateinische Wort für Wort abbildende Version.

- Er übersetzt souverän in geläufige deutscher Sprache, angepasst an deren grammatische und begriffliche Eigenheiten.

<sup>27</sup> [www.amazon.es/Erneuerung-Geists-Zehntägige-Geistliche-www.amazon.com/Exercises-Spirituels-Religieux-Religieuses](http://www.amazon.es/Erneuerung-Geists-Zehntägige-Geistliche-www.amazon.com/Exercises-Spirituels-Religieux-Religieuses) (Zugriff: 07.07.2018).

<sup>28</sup> Deutscher wie lateinischer Text: S. 1-3.

<sup>29</sup> Deutscher Text: S. 124-133. Lateinischer Text: S. 363-376.

- Er findet anschauliche Begriffe auch für spezielle Wörter oder Wendungen (*secularium / Welt-Leuthen; occasio [...] recreationum / Gelegenheit sich zu erlustigen*).
- Er verdeutlicht durch Doppelungen (*nova / Gericht und Zeitungen* (Gerüchte und Nachrichten); *locutum / geredt und gelehrt; prædicatio / Lehr und predigen*).
- Er erläutert den Sachverhalt, etwa bei der Erwähnung der zwei Vögel (duas aves), die Noe aus der Arche aufsteigen ließ (*jene zwey Vögel, den Raben nemlich und die Tauben*), oder bei der Beschreibung des Verbleibs dieses Raben (*corvus ille supra cadavera – jener Rab, der sich bey den herum schwimmenden todten Aaßen aufgehalten, und nit mehr in die Arch zuruck begehret hat*).
- Er vermeidet komplizierte Substantivkonstruktionen: *ad directionem vitae ordinationemque morum nostrorum – wie das wir nemlich unsere Sitten einrichten / und unser Leben anstellen sollen.*

Kobolt hat in seinen ersten beiden Werken eine gewaltige Übersetzungsarbeit geleistet: insgesamt etwa 1.400 Druckseiten. Er hat bewusst diese Texte in die Volkssprache übertragen für einen klerikalen Adressatenkreis, dem sonst nur lateinische Texte zur Verfügung standen<sup>30</sup>.

### *Hortus Allegoricus* (WKW 3)

Als erstes selbstständig von Kobolt verfasstes Werk erschien 1737 eine Sammlung von 300 *Allegorien oder Gleichnissen*<sup>31</sup>. Sie wurden durchnummiert und zu je 100 in drei *Abteilung[en]* aufgeteilt. Eine inhaltliche Unterscheidung dieser Abteilungen ist nicht erkennbar. Der Band umfasst 500 gezählte Seiten, so dass jedes *Gleichnuß* im Durchschnitt etwa 1,7 Seiten einnimmt (Abb. 4).

Der Titel weist auf den gleichnishaften Charakter des Werks: Dieser *Blumen-Garten* ist nicht mit Blumen besetzt; er besteht vielmehr aus einer Sammlung von *Auserlesenen [...] Allegorien Oder Gleichnissen*. Sie sollen, so der Verfasser in seiner Vorrede, *die Wahrheit und sittliche Lehren* vermitteln. In der Form von Erzählungen sollen diese leichter ins Gedächtnis eingepflanzt werden. Zielgruppe Kobolts sind die *Herren Prediger*, die bei ihrer Aufgabe *Zeit und Mühe [...] erspahren können*, indem sie auf diese beispielhaften Gleichnisse zurückgreifen.

Streng genommen handelt es sich bei diesen Texten nicht um Allegorien: In der Kunst- und Literaturwissenschaft wird unter diesem Terminus ein „Sinnbild“, die „Darstellung eines abstrakten Begriffs durch eine bildhafte Darstellung, oft eine Personifikation“, verstanden<sup>32</sup>. Kobolt selbst bezeichnet seine Texte zutreffender als *Geschicht- und Fabeln oder als Gleichnisse*; denn in der Tat bietet er eine Art von Gleichnis-Geschichten. In der Regel geht es um einen natürlichen Gegenstand oder ein Ereignis, das symbolisch gedeutet und mit menschlichen Wesenszügen oder Erfahrungen verglichen wird, zum Beispiel der Baum mit dem

<sup>30</sup> Vgl. dazu die Ausführungen im Abschnitt „Kobolt als Förderer der deutschen Sprache“.

<sup>31</sup> SWV, BVB. Das Exemplar der BSB München wurde digitalisiert.

<sup>32</sup> Bernhard F. Scholz: Allegorie 2. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 1 (1997). S. 41-44.- Rüdiger Zymner: Gleichnis. In: Ebda., S. 724-727.



Abb. 4 - Willibald Kobolt:  
Hortus Allegoricus (WKW 3)  
Titelblatt  
(BSB München).

menschlichen Leben (Nr. 10). Die dazugehörigen Überschriften fassen den Inhalt jeweils treffend zusammen.

Einige Beispiele: die Belagerung und Einnahme einer Festung durch einen Feind – die Bedrohung des menschlichen Lebens durch Krankheit und Tod (Nr. 9); Aderlass – Beichte (Nr. 21); ein fruchtbare Gart – die katholische Kirche (Nr. 22); die Sonne – Regenten und Obrigkeit (Nr. 56); ein Schiff auf stürmischer See – die Kirche (Nr. 96); Schafe – die Gläubigen (Nr. 100); ein Gewitter – der Zorn Gottes (Nr. 111); Hühner-Eier – gute Werke (Nr. 142); die Augen des Menschen – Obere und Vorgesetzte (Nr. 192); Glocken und Posau-nen – die Prediger (Nr. 196); ein Spital für Kranke – das Fegefeuer für die armen Seelen (Nr. 152).

Ein besonderer Vergleich: ein Buch – der Mensch (Nr. 12): Ein Buch besteht nur aus Buchstaben, verschieden zusammengefügt. So wie das Alphabet alle Buchstaben umfasst, so enthält das *sündhaftesten* Alphabet alle Sünden, die der Mensch begehen kann, von *a* (*avaritia / Geitz*) über *b* (*homicidium / Todtschlag*) und *q* (*quaerela / Murren und Klagen*) bis hin zu *z* (*zelotypia / Eyfersucht*). Allerdings gibt es auch noch ein tugendliches Alphabet (Abb. 5).

#### *Die Groß- und Kleine Welt (WKW 4)*

Das vierte Werk Kobolts ist das umfangreichste seiner eigenständigen: ein gewichtiger Band im Format von 33 zu 22 cm, der etwa 700 Seiten zählt. Unterreibend spricht Kobolt in der Vorrede von *einem nicht grossen Buch*. Das Werk

Abb. 5 - Willibald Kobolt:  
Hortus Allegoricus (WKW 3) S. 14-16, 12.  
Gleichnis, Ausschnitt (BSB München).

ist in mehreren Bibliotheken nachweisbar und wurde digitalisiert<sup>33</sup>. Im Internet wurde auch eine transkribierte Ausgabe veröffentlicht<sup>34</sup>. Die Groß- und Kleine Welt stellt mit Sicherheit Kobolts Hauptwerk dar. Es enthält eine enzyklopädische Beschreibung der gesamten, von Gott geschaffenen und gelenkten Welt<sup>35</sup>. Das detaillierte Titelblatt deutet Gegenstand, Absichten, Adressaten, Gliederung und Darstellungsweise an (Abb. 6).

Das Werk umfasst vier *Theile*, die insgesamt 32 Capitel enthalten; diese sind wiederum aufgeteilt in *Absätze* – alles in allem 165. Das Inhaltsverzeichnis (*Register*) bietet einen Überblick (Vorspann S. [XIV] – [XVI])<sup>36</sup>. In einem *Beschluß* (S. 674-676) ist das Werk kurz zusammengefasst. Der erste Teil Von der grossen Welt (S. 1-149) enthält Darstellungen von Gott über die Gestirne bis hin zu den Mineralien: den Makrokosmos (*Macrocosmum*). Die drei anderen Teile betreffen die kleine Welt, den Mikrokosmos (*Microcosmu[m]*). Der zweite Teil handelt Von den Menschen (S. 150-294), der dritte Von den unvernünftigen Thieren (S. 295-538), der vierte Von den wachsenden Dingen (S. 539-673), von den Pflanzen also.

**I2. Gleichniss.**

**Der Mensch ist gleichsam ein Buch/und seine Werck seynd die Buchstaben.**

**S**leichwie ein ganzes Buch nichts anders als das Alphabet in sich haltert/ und in vielfältig- unterschiedlicher Versehung und Zusammenfügung derer Buchstaben besteht/ welche uns tausenderley Expressiones und Vorstellung machen/ also besteht der ganze Lebens - Lauff des Menschen in seinen unterschiedlichen Wercken und Verrichtungen: Er selbst/ der Mensch/ ist gleichsam ein Buch/ sein Thun und Lassen aber seynd die Buchstaben. Nun aber gleichwie es zu Zeiten geschicht/ daß in einem Buch aus Unsließ oder Versehen derjenigen/ so darmit umgehen/ die Buchstaben übel gesetzt werden/ und einen ganz verkehrten Sensum machen/ also ergeht es auch zum öfttern in dem A. B. C. des sündigen menschlichen Lebens/ daß die Buchstaben/ das ist/ seine Werck gar übel gesetzt seynd/ und einen bösen Sensum, ein schlimme Andeutung haben.

**D**as A. zeiget offt an avaritiam, den Geiz / das B. blasphemiam, die Gottelästerung / C. concupiscentiam, die böse Begierlichkeit / D. detractionem, discordiam, Zwytracht und Ehreabschniden / E. ebrietatem, die Trunkenheit / das F. furtum, den Diebstahl / das G. gulam, den Groß und Schlemmereyen / H. homicidium, den Todtschlag / I. invidiam, injustitiam, den Neid und Ungerechtigkeit / L. luxuriam, die Gelüft / M. mendacium, die Unwahrheit / N. noxam, nocumentum, Schaden und Misserthat / O. odium, Hass und Grosßen / P. pigritiam, die Faulheit / Q. quarelitas, Murren und Klagen / R. rancorem, Widerwillen / S. superbiem, die Hoffart / T. Tyrandom, die Wütherey / V. vanitatem, die Eitelkeit / Z. Zelotypiam, die Esferucht.

<sup>33</sup> BSZ, BVB. Das Exemplar der UB Freiburg im Breisgau wurde digitalisiert. - Das Stadtarchiv Weingarten besitzt ein Exemplar. In der letzten Zeit wurden zwei Exemplare im Antiquariatshandel angeboten.

<sup>34</sup> www.Zeno.org.

<sup>35</sup> Dazu insgesamt Peil (wie Anm. 6).

<sup>36</sup> Hier werden die Formulierungen des Inhaltsverzeichnisses zitiert; sie weichen teilweise von den Überschriften des Buchtextes ab.



Abb. 6 - Willibald Kobolt: *Die Groß und Kleine Welt* (WKW 4) Titelblatt (UB Freiburg im Breisgau).

Zur Charakterisierung des Werks wird hier aus dem ersten Teil der vierte Absatz des zweiten Kapitels ausgewählt und vorgestellt: *Von den Sternen* (S. 14-16)<sup>37</sup>. Kobolt unterscheidet *zweyerlei Gattungen*: die Fixsterne, *gleichsam [an den Himmel] angehefftete Sternen*, und *Irr-Sternen*, die *ihren gewissen und richtigen Lauff* haben. Das sind die sieben Planeten: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn. Jeder von ihnen wird *von einem besonderen Engel dirigirt oder in seinem Lauff gelaittet*. Dagegen ist die Zahl der Fixsterne, wie Kobolt durch Bibelstellen belegt, unzählbar.

Danach folgt eine ausführliche symbolische und moralische Auslegung. Die Fixsterne versinnbildlichen in erster Linie *die Heilige[n] in dem Himmel / als die vollkommen und gelehrte Männer auf Erden*. Dabei beruft sich Kobolt auf den Propheten Daniel (12,3): *Die Verständigen werden strahlen, wie der Himmel strahlt, und die Männer, die viele zum rechten Tun geführt haben, werden immer und ewig wie die Sterne leuchten*. Auch weltliche Männer sind betroffen: *die Hoff-Herren / Räth und Beamte bey einem König oder Fürsten*. Von den Eigenschaften, die Kobolt den Sternen zuschreibt, leitet er das Idealbild ihrer Aufgaben ab.

<sup>37</sup> Überschrift zum Text: *denen*.

Ganz offensichtlich liefert Kobolt keine Naturbeschreibung im modernen Sinn, keine Realenzyklopädie<sup>38</sup>, sondern eine symbolische und moralische Auslegung eines Elements von Gottes wohlgeordneter Schöpfung. Die „natürliche“ Basis wird nur in den notwendigsten Zügen dargestellt; so bringt er nichts zu den Sternbildern. Wichtiger ist die umfangreiche Ausdeutung. Dabei geht er von dem seit der Antike überkommenen geozentrischen Weltbild aus: Um die Erde als Mittelpunkt kreisen die Planeten<sup>39</sup>. Die sieben Wochentage sind nach diesen sieben Planeten benannt: vom „Tag der Sonne“ bis zum „Tag des Saturns“ (engl. saturday). Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts hielt Kobolt am alten, auch in seiner Zeit schon überholten Weltbild fest. Allerdings wurde das Werk des Nikolaus Kopernikus erst 1757 aus dem „Index“ der verbotenen Bücher entfernt, der Druck seiner Werke von der Katholischen Kirche erst 1822 erlaubt<sup>40</sup>.

Die Wiedergabe traditioneller Stoffe aus der Antike und dem Mittelalter zeigt sich auch in der ausführlichen Beschreibung des Einhorns (S. 310-312), wohl wegen des fabelhaften Charakters und der blühenden Auslegungen<sup>41</sup>.

Nicht typisch beim Absatz *Von den Sternen* ist es, dass dieser keine Erzählungen enthält. Ansonsten sind in seine Darstellungen regelmäßig *Gleichnisse*, *Geschichten oder Gedichte* zur Veranschaulichung mit einbezogen. Nach den beiden Registern am Schluss des Werks (S. 677-687) sind es insgesamt fast 700. Die Groß- und Kleine Welt stellt keine reine Sammlung verschiedener Texte dar, wie das bei fünf anderen Werken Kobolts der Fall ist: Hier sind sie eingestreut in die systematische Darstellung.

Hinzuweisen ist auf den einzigen lokalen Bezug in Kobolts Werk: Hier geht er auf den einzigartigen Besitz der Weingartener Abtei ein, die Relique vom Seitenblut Christi, die dort verehrt wird. Dem Absatz über das Blut des Menschen folgt ein Absatz *Von dem H. Seiten-Blut Christi auf Erden* (S. 257-264). Ausführlich zitiert Kobolt aus den einschlägigen historischen Quellen und dem theologischen Disput. Seine Ausführungen sind bislang unbekannt in der einschlägigen Forschungsliteratur<sup>42</sup>.

### **Pomarium Morale-Allegoricum (Wkw 5)**

Vier Jahre nach dem *sittliche[n] Blumen Garten* (Wkw 3) erschien Willibald Kobolts *sittlicher Baum-Garthen* im Druck: *In einen Garthen wirst du abermahl von mir eingeladen / geneigter Leser* (Vorrede)<sup>43</sup>. Die Parallelie ist gewollt, bis hin zu den ebenfalls 300 *Gleichnissen*: Dieser neue Garten ist besetzt mit eben so vielen fruchtbaren Bäumen. Auch hier wurden alle Texte durchnummieriert und

<sup>38</sup> Vgl. zum Unterschied das Stichwort „Planet“ im fast gleichzeitig erschienenen Nachschlagewerk von Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal Lexicon 28 (1741) Sp. 622f.- Ulrich Johannes Schneider: Die Erfindung des allgemeinen Wissens. Enzyklopädisches Schreiben im Zeitalter der Aufklärung. Berlin 2012.- G[.] Pflug: Realienbücher. In: Lexikon für das gesamte Buchwesen 6 (2003) S. 197.

<sup>39</sup> So bedeutet das Wort „Planet“ in seiner griechischen Herkunft „Umherschweifer“: Friedrich Kluge/ Elmar Seebold: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 2011. S. 709.

<sup>40</sup> Hans Schmauch: Copernicus, Nikolaus. In: NDB 3 (1957) S. 348-355.

<sup>41</sup> Siehe Wkw 3. S. 4.- Wkw 8. Nr. 32. S. 105f.- Christian Hünemörder/Klaus Wessel: Einhorn. In: Lex-MA 3 (1986) Sp. 1741f.- Heinrich Bretzler: Einhorn. In: LThK 3 2 (1959) Sp. 758.

<sup>42</sup> Norbert Kruse/Hans Ulrich Rudolf (Hg.): 900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten 1094-1994. Festschrift zum Heilig-Blut-Jubiläum am 12. März 1994. 2 Bde. Sigmaringen 1994.

<sup>43</sup> Die Schreibung *Garthen* mit *th* ist hier konsequent durchgeführt.



Abb. 7 - Willibald Kobolt:  
Pomarium Morale-Allegoricum  
(WKW 5) Titelblatt  
(UB Eichstätt).

in drei Abteilungen aufgeteilt; auch hier ist keine inhaltliche Unterscheidung und Ordnung erkennbar.

Das Werk erschien aber nicht mehr in Augsburg, sondern – zum einzigen Mal – in Konstanz. Der Band umfasst 955 gezählte Seiten: Das sind durchschnittlich gut drei Seiten für jeden Text. Dazu kommen ein ausführliches Inhaltsverzeichnis sowie ein alphabetisches Stichwortregister, so dass sich ein Gesamtumfang von knapp 1.000 Seiten ergibt. Der Band misst 21 x 17,3 cm und ist 7 cm dick. Das Werk ist nur noch in wenigen Bibliotheken nachweisbar und wurde bislang nicht digitalisiert<sup>44</sup> (Abb. 7).

Die folgenden Beispiele lassen erkennen, wie die Überschriften Kobolts die Intention seiner Gleichnisse prägnant zusammenfassen: *Das Gifft / und Gelt wird in seiner Würckung mit einander verglichen.* (Nr. 1); *Der Müßigang ist ein öffentlicher und frey-passierender Zeit-Dieb.* (Nr. 6); *Die rauhe / und ungeschlachte Natur des Menschen wird durch gute Auferziehung gleichsamb auspoliert.* (Nr. 58); *Der Geistliche und Weltliche Gewalt wird mit der Sonnen / und dem Mond verglichen.* (Nr. 67); *Das Tantzen ist ein gefährlicher Sprung / welcher oft grob mißlinget.* (Nr. 123); *Fleißig arbeiten in dem Feld / ist das sicherste Schatzgraben.* (Nr. 163); *Unmäßige Faßnacht ist ein traurige Nacht / und Finsternuß der Seelen.* (Nr. 165).

<sup>44</sup> BVB, nicht BSZ. Das Werk konnte dank dem Entgegenkommen der UB Eichstätt eingesehen werden.

Ein Beispiel für den Aufbau eines solchen Gleichnisses (Nr. 22): *Die christliche Kirch wird mit einem Wein-Garthen / ein Christ aber mit einem Reb-Stock verglichen*. Ausgangspunkt ist der erste Vers des biblischen Gleichnisses von den bösen Winzern (Matthäus 21, 33-46): [...] *jener Wein-Garthen / welchen ein fleißiger Hauß-Vatter so sorgfältig gepflanzet hat / er führte ein Zaun darumb / er grabete ein Kälter darinn / baute ein Thurn / und verleybe [verlieh, verpachtete] ihn den Bau-Leuthen. Kobolt legt ausführlich dar: Ein solcher Wein-Garthen [...] ist die Christlich Catholische Kirch.* Der Garten wurde von Christus selbst angelegt; seine Gebote bilden den schützenden Zaun; der Turm versinnbildlicht *Statthalter / und Regenten*. Die einzelnen *Reeb-Stöck* [sind die] *Christglaubige[n] Seelen*. Diese müssen gegossen und gedüngt werden, fest angebunden und kräftig beschnitten, damit sie Frucht tragen können. *Also muß auch in uns was unordentlich / und überflüßig ist / mit dem Messer der Mortification [Abtötung] abgeschnidten werden / auf daß die Kräfften der Seelen zu dem Dienst-Gottes / und Ubung der Tugend desto vermöglicher seyen*. Untypisch ist nur, dass Kobolt keine Geschicht zur Veranschaulichung folgen lässt wie bei den meisten sonstigen Gleichnis-Texten.

### ***Etliche Hundert Geistliche Waitzen-Körnlein (WKW 6)***

Nach einer Pause von fünf Jahren gab Willibald Kobolt 1746/1747 drei weitere Sammlungen von Texten heraus. Zwei davon erschienen bei Franz Anton Herckner in Ravensburg, der zu dieser Zeit seine Druckerei von Altdorf-Weingarten nach Ravensburg verlagert hatte<sup>45</sup>. Das Bändchen, im kleinsten Buchformat (Duodez) gedruckt, zählt 248 Seiten. Das Werk wurde digitalisiert und erschien als Reprint<sup>46</sup> (Abb. 8).

Wiederum beschreibt der Titel den gleichnishaften Charakter des Werks. Seine *Sprüchlein* vergleicht er mit Weizenkörnern, die auf keinem natürlichen, sondern auf dem *Acker deß Hertzens* ausgesät werden sollen. Es sind genau 500 Kurztexte, „*Impulstexte*“ könnte man sie nennen. Sie sind durchnummiert und in fünf *Abtheilung[en]* aufgeteilt, ohne dass eine inhaltliche Gruppierung ausgebracht ist. Jeder Text hat den Umfang von etwa einer halben Seite.

In der Vorrede gibt Kobolt wiederum kurz Auskunft über seine Absicht, den Adressatenkreis und seine Quellen: Seine *Körnlein* sollen auf möglichst fruchtbaren Boden fallen, um dort möglichst häufig, *in einem Tag, ja in einer Stund [...]* *Geistliche Früchten* hervorzubringen. Das heißt, er verspricht sich intensive erbauliche Anregungen zur Besinnung bei seiner Leserschaft. Das Büchlein ist bestimmt für die *Geistlich- und Weltlichen Stands-Persohnen*, denen er in ihrer beschränkten Zeit *ein Menge [...] Geistlicher Lehren*“ bieten will. Kobolt hat seine Texte aus den *Bücheren [...] viler HH. Vätteren und Asceten gesammlet, und in dises Druck-Wercklein übertragen*. Nachweise liefert er nur zu Bibelzitaten.

Einige Themen seiner Texte, die hier allerdings nicht in Überschriften gefasst sind: Verdienst des Gehorsams (Nr. 5); Wert der Armut (Nr. 6); Selbsterneidigung (Nr. 10); Verehrung von Bildern (Nr. 17); Vertrauen in die Vorsehung

<sup>45</sup> Zu Herckner vgl. Heinz (wie Anm. 23).- Norbert Kruse: Die ältesten Zeitungen. In: Rudolf (wie Anm. 1) S. 175-176 und S. 579.

<sup>46</sup> BVB. Das Exemplar der BSB München wurde digitalisiert. Wilibald Kobolt: Etliche Hundert Geistliche Waitzenkörnlein [...]. ND 2011.

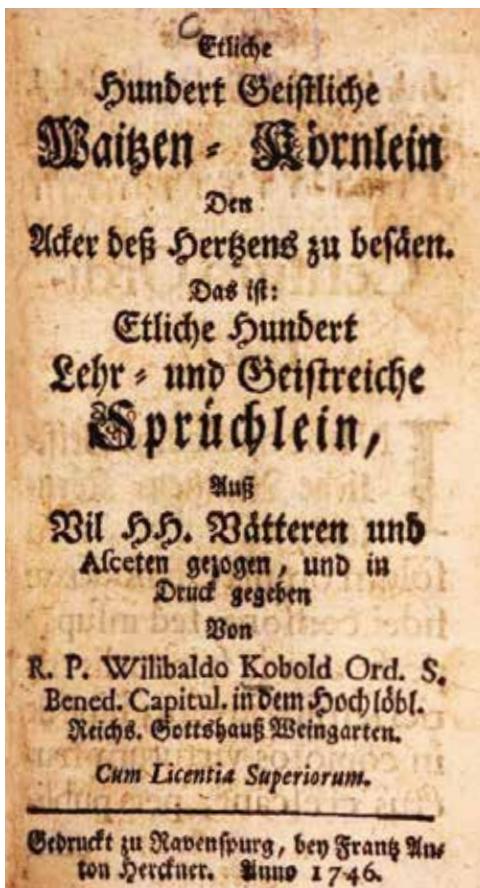


Abb. 8 - Willibald Kobolt: Etliche Hundert Geistliche Waizen-Körnlein (WKW 6) Titelblatt (BSB München).

Abb. 9 - Willibald Kobolt: Etliche Hundert Geistliche Waizen-Körnlein (WKW 6) S. 231, Nr. 468 (BSB München).

468. Seye zu friden, und leb vergnügt in demjenigen Stand, in welchen dich Gott gesetzt hat, und mit denjenigen Gaben und Gütern des Glücks und der Natur, welche er dir verlyhen hat; dann er weißt zum besten was und wie vil dir zu deiner Seelen Heyl nutzlich und nothwendig ist: Wann du ein mehrers hättest, so würdest du es glaublich missbrauchen und Gott darmit belügen.

(Fürsichtigkeit) Gottes (Nr. 28); Vertrauen in die Kirche bei Glaubenszweifeln (Nr. 39); durch Kreuz und Leiden in den Himmel (Nr. 53); nicht jemandem mit anderer Meinung widersprechen oder mit jenem streiten (Nr. 190); Warnung vor Trunkenheit (Nr. 338); Zufriedenheit im gottgegebenen Stand (Nr. 468) (Abb. 9).

### *Mille Sententiae et Axiomata* (WKW 7)

Das siebte Werk Kobolts, ein dünnes Bändchen in Oktavformat, umfasst etwa 120 ungezählte Seiten und ist, wie die *Waizen-Körnlein* (WKW 6), 1746 in Ravensburg bei Franz Anton Herckner gedruckt worden. Es wurde digitalisiert; nur wenige Exemplare sind nachweisbar<sup>47</sup> (Abb. 10).

Die *Mille Sententiae et Axiomata* wurden von Kobolt als einziges der selbst verfassten Werke in lateinischer Sprache konzipiert, wie Titelblatt und Vorrede (*Ad lectorem*) zeigen. Sie enthalten exakt tausend nummerierte „Sentenzen“ und „Axiome“, am besten wohl mit „Aussprüche“ und „Leitsätze“ oder „Redens-

<sup>47</sup> BSZ.-BVB nicht nachweisbar. Das Exemplar der UB Heidelberg wurde digitalisiert.

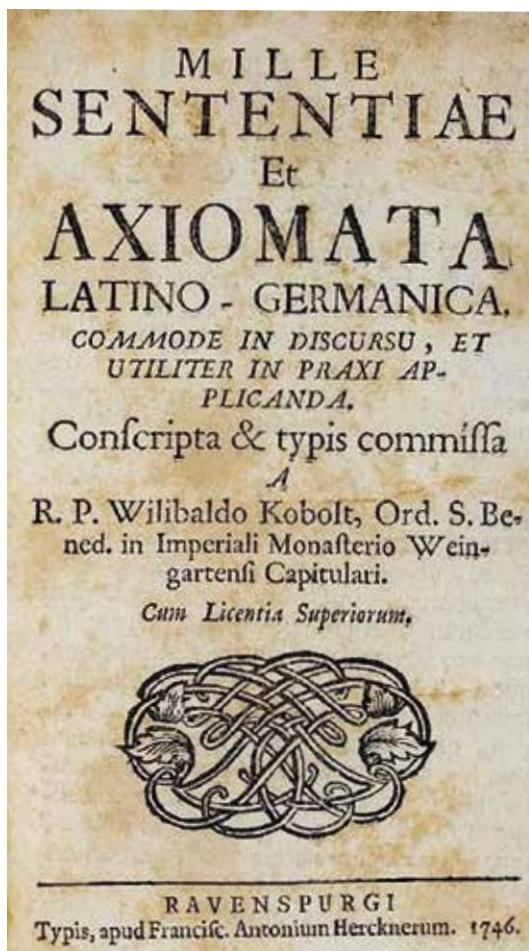


Abb. 10 - Willibald Kobolt:  
Mille Sententiae et Axiomata (WKW 7)  
Titelblatt  
(UB Heidelberg).

arten“ zu übersetzen<sup>48</sup>. Das sind durchschnittlich fast neun pro Seite. Eine systematische Anordnung – zum Beispiel nach dem Alphabet – oder eine inhaltliche Gruppierung sind nicht erkennbar.

Wie in all seinen Werken hat Kobolt seine Vorlagen nicht genannt: Er hat es unternommen, *aus vielen Büchern und bewährten Autoren auszuwählen* (Vorrede: *ex multis libris, et probatis Auctoribus seligere*). Einige lassen sich als Zitate von bekannten Autoren identifizieren, die zu „gefügten Worten“ wurden, solche von Ovid (Nr. 9: *Nitimur in vetidum*; Nr. 11: *Principiis obsta*) oder Horaz (Nr. 999: *Sperne voluptatem*)<sup>49</sup>. Viele haben keinen dichterischen

<sup>48</sup> Silvia Reuvekamp: Sentenz. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 3 (2003) S. 425-427.- Theodor Verweyen/Gunther Witting: Apophthegmata. In: Ebda., 3 (1997) S. 106-108.- Manfred Eickmann: Redensart. In: Ebda., 3 (2003) S. 237-239.

<sup>49</sup> Georg Büchmann: Geflügelte Worte. Ausgabe. München 1959. S. 188f.

Ursprung, sind eher „Weisheiten“ verschiedener – meist kirchlicher – Autoren. Bei den allermeisten sind die Vorlagen kaum zu bestimmen; möglicherweise hat Kobolt einige aus dem Gedächtnis zitiert.

Alle Texte hat werden in lateinischer Sprache mit darauf folgender deutscher Übersetzung dargeboten (*Latino-Germanica*), teilweise in recht freier: eher dem Sinn gemäß als nach dem Wortlaut (*vernacula comitari*: in der Volkssprache zu begleiten)<sup>50</sup>. In vielen Fällen hat er seine Übersetzungen in vierhebige Paarverse gefasst (Nr. 1: Wer ein gutes G'wissen hat / Acht nit was man von ihm sagt; Nr. 6: *Alles was gut kan seyn, Kommt her von GOtt allein*). Dabei verraten einige Reime die mundartliche Aussprache Kobolts (Nr. 2: *Zeit – Freudt*; Nr. 62: *Glück – Dick*). Daneben stehen aber auch viele einfache Prosaübertragungen (Nr. 15: *Je mehr man hat, desto mehr will man haben*; Nr. 30: *Die eigene Lieb ist einem jeden am nächsten verwandt*.) Die meisten Übersetzungen dürften aus Kobolts eigener Feder stammen, wobei er in einigen Fällen auf geläufige Redensarten zurückgreifen konnte (Nr. 46: *Der g'scheidere gibt nach*; Nr. 68: *Gleich und gleich gesellt sich gern*; Nr. 231: *Die Kunst tragt kein Brod ins Hauß*; Nr. 275: *So lang das Eisen heiß ist, soll man schmiden*)<sup>51</sup>.

Zum Ziel seiner Arbeit macht Kobolt nur eine vage Angabe im Titelblatt: Er ordnet sie nicht ein als Hilfsmittel für den lateinisch-deutschen Unterricht in der Klosterschule, sondern beabsichtigt eine praktische Hilfe bei der täglichen Konversation (*Commode In Discursu, Et Utiliter In Praxi Applicanda*). Das muss wohl heißen, dass der Nutzer seiner Sammlung stets passende, bekräftigende Wendungen und Sprüche in seine Rede einzustreuen vermag. Das kommt modernen Ratgebern sehr nahe: „Lateinische Zitate für Angeber“ oder „Das perfekte lateinische Zitat in jeder Situation“.

### *Schertz und Ernst beysammen (WKK 8)*

Auf zwei kleinere Werke folgte 1747 wieder ein umfangreicheres von etwa 600 Seiten, von Kobolt in der Vorrede untertreibend als *Büchlein* bezeichnet. Das achte ist auch sein letztes Werk; er hat es *bey hohem Alter* herausgebracht, in seinem 71. Lebensjahr, zwei Jahre vor seinem Tod.

Das Buch ist in mehreren Bibliotheken nachweisbar und wurde digitalisiert<sup>52</sup>. Als einziges von Kobolts Werken erfuhr es eine zweite Auflage, 16 Jahre später im selben Augsburger Verlag erschienen. Diese ist nur noch in einem einzigen Exemplar nachzuweisen<sup>53</sup> (Abb. 11, Abb. 12).

Kobolts Absicht – in der Vorrede *principale intentum oder hauptsächliches Absehen* genannt – ist identisch mit der in seinen übrigen Werken: Die Texte sollen *ein Anreitzung [...] seyen, die [...] verborgene Wahrheit und Sitten-Lehr [...] anzubringen*.

---

<sup>50</sup> Vgl. die Ausführungen zur Übersetzungstechnik in WKK 2.

<sup>51</sup> Lutz Röhrich: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Freiburg 1977. Hier: Bd. 1. S. 230-232 (Eisen) und S. 308 (Gaul). - DWB 2 (1860) Sp. 405 (brotlos), 7 (1949) Sp. 7936-8016. Hier: Sp. 7944f. (gleich), 11, Sp. 1269-1280. Hier: Sp. 1277 (klug).

<sup>52</sup> BSZ.- BVB. Das Exemplar der SLUB Dresden wurde digitalisiert.

<sup>53</sup> BVB: Dombibliothek Freising. Das Buch wurde nicht eingesehen. Der Dombibliothek danke ich für die Übersendung einer Kopie des Titelblatts.



Abb. 11 - Willibald Kobolt: *Schertz und Ernst beysammen* (WKW 8) Titelblatt der ersten Auflage (SLUB Dresden).

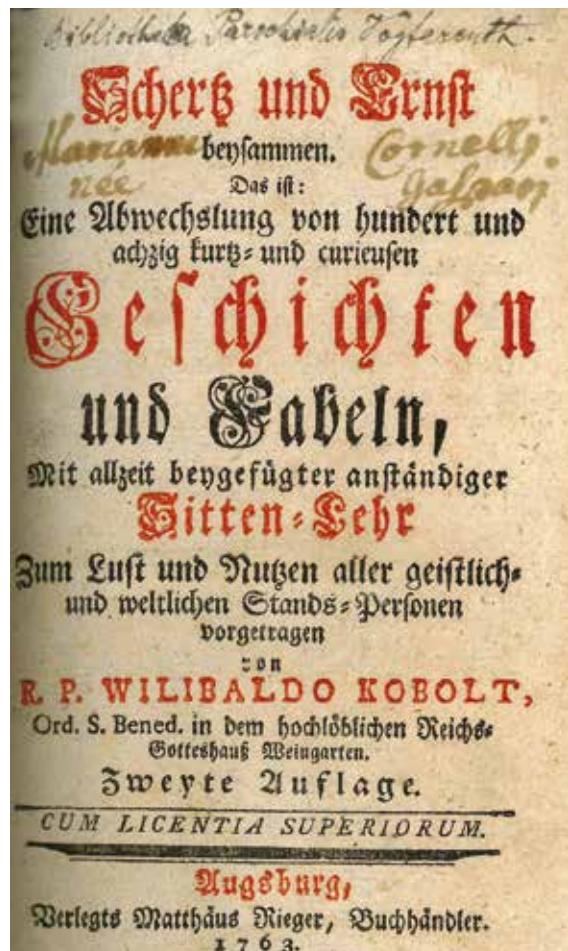


Abb. 12 - Willibald Kobolt: *Schertz und Ernst beysammen* (WKW 8) Titelblatt der zweiten Auflage (Dombibliothek Freising).

Welchen literarischen Gattungen lassen sich diese Texte zuordnen? Die Begriffe *Geschichte*, *Fabel* und *Gedicht* verwendete Kobolt synonym. In der Vorede spricht er dazu von *Fabel-Gedicht* und *Apologos* (Erzählungen, Fabeln, Märchen). Auf dem Titelblatt erwähnt er *Geschicht- und Fabeln*. Im Buch bringt er abwechselnd eine *Geschicht* (ungerade Zahlen) und ein *Gedicht* (gerade Zahlen), insgesamt jeweils 90, ohne dass ein Unterschied feststellbar ist<sup>54</sup>.

In der Tat wurden zu Kobolts Zeit, in der Mitte des 18. Jahrhunderts, die Gattungsarten begrifflich noch kaum unterschieden:

- Unter einem „Gedicht“ verstand man „Erfundenes, schriftliche Aufzeichnung,“ nicht aber „Dichtung in einer bestimmten Form, oft mit einem bestimmt-

<sup>54</sup> Dagegen Peil, Streit der Glieder (wie Anm. 6) S. 107, der einen Wechsel ansetzt.

ten Rhythmus und mit einem Reim“<sup>55</sup>. So konnte noch 1779 Lessing den *Nathan als Dramatisches Gedicht* bezeichnen.

- Eine neue, zusätzliche Bedeutung von „Geschichte“ als „mündliche oder schriftliche Erzählung von etwas Geschehenem oder Erdachtem“ entwickelte sich erst in der frühen Neuzeit<sup>56</sup>.
- Unter „Fabel“ verstand man bis ins 18. Jahrhundert eher eine „unwahre Erzählung“ als eine „lehrhafte Kurzerzählung“. So spricht auch Kobolt in der Vorrede abwertend von Fabel-Werck. Der literarische Gattungsbegriff hat sich erst unter dem Einfluss Lessings entwickelt<sup>57</sup>.

Eine systematische Ordnung dieser 180 Texte ist nicht erkennbar. Ein ausführliches 17seitiges Inhaltsverzeichnis (*Register*) am Anfang erschließt das Werk. Jeder Text umfasst durchschnittlich 3,3 Seiten.

Einige Beispiele für Kobolts Themen: *Die leibliche Mängel werden von Gott und der Natur ersetzt.* (Nr. 27); *Reichthumen seynd stechende Dörner, die einem kein Ruhe lassen.* (Nr. 38); *Des Müssiggangs schlimme Würckungen.* (Nr. 39); *Gute Kinder-Zucht, wie so nothwendig sie seye.* (Nr. 71); *Lieb, Ehr und Treu, seynd die Kinder den Elteren schuldig.* (Nr. 79); *Andächtiges Wallfahrten ist sehr ersprißlich.* (Nr. 103); *Wo der Schatz ist, da ist auch das Hertz.* (Nr. 125); *Muthwillig- und ausgelassenes Tantzen erneuert das Leyden Christi.* (Nr. 143); *Standhaft Gedult bringt häufige Früchten.* (Nr. 166); *Mehr mit Wercken als mit Worten soll man zeigen was man kan.* (Nr. 172)<sup>58</sup>.

Die einzelnen „Geschichten“ und „Gedichte“ Kobolts sind unterschiedlich gebaut. Zunächst wird das Thema der Überschrift angegeben, in vielen Fällen beschreibt es schon die „Lehre“. Oft wird es dann durch eine Geschichte expliziert und durch weitere Ausführungen und durch verschiedene Zitate erläutert oder bekräftigt.

Ein Beispiel für ein Gedicht: *Ein jeder solle mit seinem Stand zufriden, und andern nit neydg seyn.* (Nr. 14). Am Anfang steht eine Tierfabel. Ein Esel, der unter der gewöhnlichen Mühe und Arbeit litt, beobachtete andere Tiere seines Herrn: ein Pferd, das gestriegelt und mit Hafer gefüttert wurde; einen Ochsen, der mit dem besten Futter gemästet wurde; ein Schwein, das faul auf dem Stroh lag und fraß. Voller Neid lamentierte der Esel über sein Unglück, bis er das Schicksal dieser Tiere sah: wie das Pferd in einer Schlacht verletzt wurde und umkam, wie der Mastochse erschlagen wurde, wie das Schwein abgestochen wurde. Nach diesem Ausgangstext folgen die Übertragung der Lehre auf die Menschen sowie die Bestätigung dieser Lehre durch die biblische Geschichte vom armen Lazarus und vom reichen Prasser (Lukas 16, 19-31).

---

<sup>55</sup> Dieter Lamping: Gedicht. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 1<sup>3</sup>(1997). S. 669-771.- DWB 4 (1878) Sp. 2013-2019.- Wolfgang Pfeifer: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 1989. S. 281.

<sup>56</sup> DWB 5 (1897) Sp. 3857-3866. Hier: Sp. 3862f.- Pfeifer (wie Anm. 55) S. 552f.- Manfred Schmeling/Kerst Walstra: Erzählung 1; Erzählung 2. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. 1<sup>3</sup>(1997) S. 517-521.

<sup>57</sup> Klaus Grubmüller: Fabel. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte 2<sup>3</sup>(2000) S. 555-558.- Pfeifer (wie Anm. 55) S. 397.- DWB 3 (1862) Sp. 1213f.

<sup>58</sup> Die Überschriften werden nach dem Inhaltsverzeichnis (*Register*) wiedergegeben; sie unterscheiden sich mehrfach hinsichtlich der Schreibung von den Überschriften im Text. Auch die Zahlenarten unterscheiden sich in Inhaltsverzeichnis (arabisch) und Buch (römisch).

Unter seinen Geschichten sind auch so bekannte zu finden wie die vom Apfelschuss des Wilhelm Tell (Nr. 83), die von den Weibern von Weinsberg (Nr. 95) oder die von Vater, Sohn und Esel (Nr. 154); letztere hat Johann Peter Hebel 1808 unter dem Titel „Der seltsame Spazierritt“ herausgegeben<sup>59</sup>. Weiterhin sind Legenden zu finden wie die von der heiligen Elisabeth und dem Bettler (Nr. 17), vom unschuldig gehenkten und wiederbelebten Jakobs-Pilger (Nr. 103) oder von der heiligen Kummernis (Nr. 98). Darunter ist auch die von Livius stammende Geschichte des Menenius Agrippa vom Magen und den Gliedern (Nr. 120), deren gesamte Überlieferung Dietmar Peil untersucht hat<sup>60</sup>. Kobolt hatte sie in anderer Fassung bereits zuvor veröffentlicht (WKW 4), so dass man die lateinische Vorlage und seine beiden Fassungen mit ihrer jeweiligen Lehre vergleichen kann, um seine Arbeitsweise zu analysieren.

Auch andere Geschichten hat Kobolt bereits in früheren Werken verwendet, etwa die von der Wehklage der Bettler, die als Musik ertönt in den Ohren der Freigebigen (WKW 3, Nr. 58). *Er schreibt dazu in der Vorrede: Es seynd zwar vil aus disen Geschichten und Gedichten, auch in anderen, verwichene Jahr von mir in Druck gegebenen Bücheren, hin und wieder zu finden [...]* Auch dieser Aspekt ist bezeichnend für seinen Umgang mit den Vorlagen.

In der Regel verschwieg Kobolt seine Vorlagen. Doch für viele seiner Geschichten konnte Elfriede Moser Rath die Überlieferungsquellen nachweisen, so etwa auch für die oben angeführte Geschichte vom Esel (Nr. 14), für die vom Goldwunsch des Königs Midas (Nr. 94), für die von den Tänzern von Kölbigk (Nr. 15) oder für die vom Teufel und seinen Töchtern (Nr. 20)<sup>61</sup>.

## Kobolts Weltbild

Kobolts Darstellung von Gott und Welt stimmt zweifellos mit der Lehrmeinung der katholischen Kirche seiner Zeit überein<sup>62</sup>. Die Welt wird durch die Weisheit und Allmacht Gottes regiert. Er ist gleichsam die Sonne der Welt (WKW 4, S. 9). Durch Christus, Gottes Sohn, hat die Kirche ihren Auftrag erhalten. Sie verkündet Gottes Willen. Die Menschen müssen auf die von Gott gegebene Ordnung vertrauen und finden in der Kirche Glaubensgewissheit und Heil. Ihre Vertreter sind die Prediger und Seelsorger; sie sollen Sorg tragen und wachtbar seyn (WKW 4, S. 372). Sie gleichen den Engeln: *Engel aber kan man die Priester nennen / weilen / gleichwie die Engel GOtt dienen in dem Himmel mit immerwehrendem Lob-Gesang / und tausenderley Ehrerbietbungen / also die Priester in der Catholischen Kirchen mit vilem Singen und Betten [...]* (WKW 5, Nr. 68).

Die weltliche Obrigkeit ist von Gott eingesetzt; sie gleicht aber nur dem Mond, während die geistliche Obrigkeit der Sonne gleicht (WKW 5, Nr. 67). Außerdem können auch füglich die König und Fürsten mit einem Adler verglichen / oder politische Adler genennet werden. *Großmütig / starck und hertzhaft ist der Adler / also daß er keinen anderen Vogel fürchtet* (WKW 4, S. 415).

<sup>59</sup> Johann Peter Hebel: Poetische Werke. Ausgabe 1972. S. 103f.

<sup>60</sup> Peil (wie Anm. 6).

<sup>61</sup> Moser-Rath (wie Anm. 5) S. 54-61.- Ewald Erb: Geschichte der deutschen Literatur. Bd. I. Von den Anfängen bis 1160. S. 676, S. 97, S. 995, S. 702.

<sup>62</sup> Vgl. dazu die bei den Ausführungen zu den Werken aufgelisteten Themenbeispiele.

*Die vorbildlichen Könige sollen die Gefahren verachten / sich an die Spitz ihrer Kriegsheer stellen / den Feind hertzhaft angreissen / heldenmütig streiten und grosse Sieg erwerben: wann sie sich mit geringen Leuthen oder Privat-Persohnen nicht gemein machen / mit kleinen Sachen sich nicht beschäffigen / sondern nur groß- und wichtige Geschäefft ausführen [...]“ (WKK 4, S. 415).*

Der geistlichen wie der weltlichen Obrigkeit schulden die Menschen Gehorsam. Andererseits sind die Repräsentanten der weltlichen Obrigkeit verpflichtet zu Gerechtigkeit und Milde gegenüber ihren Untertanen. *Ein großmütiger Regent oder Potentant soll auch die unziemliche Freuden und fleischliche Wollüsten verachten [...]“ (WKK 4, S. 415).*

Die Menschen müssen zufrieden sein mit den ihnen von Gott zugeteilten Lebensumständen. *Das Camel bedeutet einen mühe- und arbeitsamen gedul- tigen Menschen / der den Halß der Bürde / der Arbeit und dem Joch des Ge- hörssams gern und willig unterziehet / schnell dahin lauffet auf dem Weeg der Gebott GOttes und der Oberen / und doch sich der Mäßigkeit befleissend / mit einer schlechten Nahrung [...]“ (WKK 4, S. 348). Die Menschen sollen nicht nach Höherem streben, da diejenigen, denen es vermeintlich besser geht, ein weit elenderes Los zu erwarten haben (WKK 8, Nr. 14). Die Menschen sollen nicht nach Schätzen begehrten, da die Arbeit auf dem Feld den wahren Schatz erbringt (WKK 5, Nr. 123). Der Mensch soll nur bedacht sein auf das zukünftige Heil. Armut ist eine Gnade. Die jetzt Armen werden den Ausgleich im Jenseits erhalten. Kinder GOttes aber seynd die Bettler so wohl / als die Reiche und Edel- leuth / ja offt GOtt liebere Kinder [...]“ (WKK 4, S. 372).*

Hinsichtlich der Frauen gilt für Kobolt das Wort des Apostels Paulus, dass diese den Männern untetan sein sollen (Kolosser 3, 18; Epheser 5, 22-24). *Dem Mann nachgeben / ist die Pflicht der Weiber / zu welchen sie sich durch das Ehe- Band verbunden haben [...]“ (WKK 5, S. 35). Frauen sind oft zänkisch und böse. So werden sie mit Kühen verglichen: Sonsten aber ist die Kuhe ein geiles Tier / [...] sie stechen / springen und schreyen / und können von dem Hirten schier nicht gebändigt werden. Sie haben ein raucher- oder gröbere Stimm und härtere Hörner als der Stier. Deßwegen können die böse Weiber wohl mit den Kühen verglichen werden, welche auch zu Zeyten hitzig / geyl und muthwillig seynd / also / daß sie stechen mit dem bösen Maul und Zungen / als mit harten und spitzigen Hörneren [...]“ (WKK 4, S. 359). Auch mit Katzen lassen sie sich vergleichen: Den Katzen und bösen Weibern ist nicht zu trauen. [...] die falsche böse Weiber schmeichlen ihren Männern / so lang sie ihnen gute Wort geben / und thun was sie wollen: aber wann sie selbe erzürnen / da pfutzgen [zischen] sie wie die Katzen / das ist / sie geben die schlimmste Stich- und Biß-Reden aus / welche bitterlich schmertzen [...]“ (WKK 4, S. 378). Die frauenfeindlichen Äußerungen entsprechen den allgemeinen kirchlichen Ansichten dieser Zeit.*

Weltliche Vergnügungen, wie Fastnacht und Tanz, gefährden das Seelenheil der Menschen: *Unmäßige Faßnacht ist ein traurige Nacht / und Finsternuß der Seelen [...]“ (WKK 5, Nr. 165).*

## Kobolts Absicht

Mehrfach spricht Kobolt in den Vorreden zu seinen Werken das Ziel seiner literarischen Tätigkeit an, stets kurz und in ähnlichen Wendungen:

- [...] um also die Wahrheit und sittliche Lehren desto füglicher einzuflößen / mit [...] kurtzen Geschicht- und Fabeln [...] dann diese seynd gleichsam das Gewürz / welches eine sonst ungeschmackte Speis wohlgeschmack und annehmlich machet. Neben dem / daß besser in der Gedächtnuß bleibet / was durch Gleichnüssen erklärt und vorgetragen wird (WKW 3).
- [...] einige gute Ermahnungen / oder nützliche Sitten-Lehr, unter dem Deck-Mantel curieuser Geschichten, und kurtzweiliger Gedichten, vorzustellen, mich beflossen, um also die Wahrheit dem geneigten Leser desto besser und bequemer einzuflößen (WKW 8).
- daß der Schertz und die Gedicht, mit mein principale, intentum, oder haupt-sächliches Absehen, sondern nur eine Anreitzung und Einleitung seyen, die hierunter verborgene Wahrheit der Sitten-Lehr, desto füglicher anzubringen (WKW 8).

Die vielen Geschichten Kobolts sollen nicht zum Zeitvertreib gelesen werden, nicht zerstreuen oder belustigen. Insofern sie unterhaltsam sind, sollen sie in gefälliger Weise und unbemerkt (unter dem Deck-Mantel) erbauen, sollen sie eine Lehre übermitteln. So mündet etwa die bekannte Geschichte von Vater, Sohn und Esel (*Der seltsame Spazierritt*) in die folgende Lehre: man kann den Leuthen, der verkehrten Welt niemahl recht thun: *Dessentwegen soll man sich befleissen GOtt alleinig zu gefallen, üben was er gut heißt, und meiden was er verwürfft, die Welt sage was sie wolle* (WKW 8, Nr. 154).

In gleicher Weise soll Kobolts Weltbeschreibung keine wissenschaftlichen Erkenntnisse vermitteln. Er beabsichtigt keine naturwissenschaftliche, auf Empirie beruhende Darstellung der Welt, will vielmehr die Erscheinungen dieser Welt gleichnishaft auslegen im Blick auf erwünschte Haltungen des Menschen und letztlich auf Gottes Anordnung und Fügung. Die Beschreibung des Olymp-Gipfels etwa, der angeblich erhaben thront über jeder Wetterbeeinflussung, gibt keineswegs die Realität wieder. Mit dieser „fabelhaften“ Überlieferung will er vielmehr die notwendige Gelassenheit des menschlichen Gemüts bei aller Unbill und allen Gefährdungen vor Augen stellen (WKW 3, S. 1).

## Kobolts Adressaten

Für wen hat Kobolt geschrieben? An welche Zielgruppe hat er sich mit seinem Werk gerichtet? Auf den Titelblättern und in den Vorreden der von ihm selbst verfassten Bücher (WKW 3-8) nennt er regelmäßig in nahezu identischen Formulierungen seine Adressaten. An keiner Stelle aber äußert er sich ausführlicher dazu. Einige Beispiele: *Stands-Personen [...] und sonderlich den Herren Predigern* (WKW 3, Anmerkung); *Geistlich- und Weltlichen Stands-Personen / auch [...] deren Prediger* (WKW 4, Titelblatt); *Aller geistlich- und weltlichen Stands-Persohnen* (WKW 8, Titelblatt).

Kobolt hat sich also an einen bestimmten, relativ exklusiven Adressatenkreis gewandt. Allerdings ist nicht ganz klar, wen er zu den „Standespersonen“ zählte. Der Lexikograph J. Chr. Adelung (1732-1806) definierte in etwas späterer Zeit: *Person von [...] hohem, vornehmen Stand. [...] Im weitesten Verstande pflegt man [...] oft jede über dem Bürgerstande erhabene Person mit diesem Namen zu*

belegen<sup>63</sup>. Sicherlich hat Kobolt nicht nur auf den hohen Adel abgezielt, sondern auch auf Gelehrte, hohe Beamte, Theologen. Vor allem hat er sich an seine Kollegen gerichtet, die Prediger, denen er mit seinen Märlein Hilfen für ihre Tätigkeit anbieten wollte. Er sah sich nicht als Volksschriftsteller, hatte nicht die Absicht, sich an das einfache Volk zu wenden und diesem angemessenen Lesestoff zu bieten, den man – bei Schriftunkenntnis – immerhin hätte vorlesen können.

### Kobolts Arbeitsweise

Willibald Kobolt muss ein bienenfleißiger Sammler von Geschichten gewesen sein: Er publizierte diese stets zu hunderten. In vier Werken sind es insgesamt 1.280 von ihm selbst gezählte und nummerierte. Die Zahlen präsentierte er auf den Titelblättern und auch in den Vorreden: *Mit Etlich Hundert [...] Allegorien* (WKW 3); *Mit 300 auserlesenen Allegorien* (WKW 5); *hundert und achtzig [...] Geschicht- und Fäbeln* (WKW 8); *500 Waizen-Körlein* (WKW 6, Vorrede). Dazu kommen noch *etliche hundert Geschichten* (WKW 3, Anmerkung) in der großen Weltbeschreibung (WKW 4) und 1.000 *Sentenzen* (WKW 7). Insgesamt sind das mehr als 3.000 Texte. Zum Teil hat er sie in anthologie-artigen Sammlungen<sup>64</sup> herausgegeben, unterteilt in 100er Gruppen, zum Teil in größeren Text-Ensembles als veranschaulichende Beispiele aufgenommen.

Dabei konnte es nicht ausbleiben, dass er manche Geschichten mehrfach in unterschiedlichen Zusammenhängen publizierte, wie die zum unzufriedenen Esel (WKW 4 und 8)<sup>65</sup>, vom Magen und den Gliedern (WKW 4 und 8)<sup>66</sup> oder vom König Midas (WKW 4 und 8). *Er selbst schrieb dazu: Es seynd zwar vil aus diesen Geschichten und Gedichten, auch in anderen, verwichene Jahr von mir in Druck gegebenen Bücheren, bin und wieder zu finden [...]* (WKW 8, Vorrede).

Es ist kaum nachweisbar, was Kobolt aus den verschiedensten Quellen zusammengetragen und sich sozusagen „einverleibt“ hat. Die heutige Vorstellung vom „geistigen Eigentum“ anderer und vom unbedingt erforderlichen Nachweis zitiert oder paraphrasiert Quellen ist ihm fremd. Er nennt keine Namen und gibt – bis auf die Bibel – keine Quelle an. Er bedient sich, nutzt das vorgefundene fremde Material und macht keinen Hehl daraus.

Kobolt antizipiert mögliche Vorwürfe mangelnder Originalität. Er wehrt sich gegenüber der Kritik, dass seine Geschichten *nicht in seinem Garten gewachsen: sondern aus anderen Gärten / aus Wälder und Feldern zusammen geklaubt* wären: *Die Blum hat (wann mans wohl betracht) Dein Garten nicht herfür gebracht.* Er bekennt sich zu dem ihm eigentümlichen Umgang mit den Vorlagen: *Ich bestehe es gar gern / daß ich nicht wenig Blumen aus anderen Gärten / ich will sagen nicht wenig Gleichnussen aus anderen Bücheren mühsam ausgeklaubt / und zusammen getragen / und selbe in meinen deßwegen Neu angelegten Sittlichen Blumen-Garten übersetzt und in gegenwärtige Ordnung gebracht habe [...]* (WKW3, Vorrede).

---

<sup>63</sup> Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. Bd. 4. Leipzig 1801 Sp. 290.- DWB 17 (1919) Sp. 756f. mit vielen Belegen, etwa von Schiller.

<sup>64</sup> Günter Häntzschel: Anthologie. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 1 1997 S. 98-100.

<sup>65</sup> Vgl. die Ausführungen zu WKW 8.

<sup>66</sup> Peil (wie Anm. 6).

In einem anderen Werk gibt er an: *auf Geistlichen Aeckeren (will sagen Bücheren) viler H. H. Vätteren und Asceten gesammlet [...] (WKW 6, Vorrede).* Doch diese Berufung auf die kirchlichen Autoritäten ist wohl eher als Schutzbefehlung zu verstehen. Denn er wertet, wie Elfriede Moser-Rath in ihrer Untersuchung von *Schertz und Ernst* (WKW 8) nachgewiesen hat, vor allem volkstümliches Erzählgut aus<sup>67</sup>.

Es ist kaum möglich, Kobolts eigene Leistung festzustellen: In welcher Weise hat er die vorgefundenen Texte überarbeitet? Was hat er selbst geschrieben? Er geht recht frei mit seinen Vorlagen um, bearbeitet sie, auch sprachlich, formt sie um nach seiner Intention<sup>68</sup>. Seine Stärke ist offensichtlich nicht das Erfinden neuer Geschichte, das eigene Fabulieren, sondern die Umgestaltung anderer. Zur genaueren Analyse seiner Tätigkeit sind noch weitere Untersuchungen nötig, besonders der Erzählforschung.

Keine Rolle für Kobolt spielten die literarische Gattungen seiner Texte, wie schon bei einzelnen Werken (WKW 3, 8) ausgeführt wurde. Er selbst nennt sie *Allegorien, Gleichnusse* (WKW 3, 5), *Sitten-Lehren* (WKW 3), *allegorische Concepce, Moralien, Geschichten, Fabeln* (WKW 4), *Sprüchlein* (WKW 6), *Gedichte, Fabel-Gedicht* (WKW 8). Das sind synonym verwendete, austauschbare Termini. Dazu kommen dann noch die *Sentenzen* und *Axiomata* (WKW 7). In der Regel handelt es sich um kurze epische Texte, um Erzählgut aller Art: um Legenden, Sagen, Gleichnisse, Tierfabeln, Parabeln, Historien, Märlein. Entsprechend seiner allgemeinen Intention kann man am besten von „Exempeln“<sup>69</sup> oder von „Gleichnisgeschichten“ sprechen: Sie sollen die Möglichkeit einer Ausdeutung und Übertragung bieten, sollen als „Predigt Märlein“<sup>70</sup> dienen.

## Rezeption von Kobolts Werk

Konnte Willibald Kobolt mit seinem Werk Einfluss nehmen auf das religiöse Leben seiner Zeit? Wie weit war es verbreitet? Wer hat seine Bücher gelesen? Es ist nicht mehr feststellbar, wie sie von den Zeitgenossen aufgenommen wurden, wie gut sie sich verkaufen ließen. In der einschlägigen Literatur späterer Zeit ließ sich bislang kein Echo nachweisen.

Die heute noch vorhandenen Exemplare tragen meist Besitzvermerke von Klöstern (St. Peter im Schwarzwald, Kapuziner in Rosenheim, Jesuitenkolleg München). Das besagt aber nur, dass wahrscheinlich viele Klöster Kobolts Bücher besaßen, deren Bibliotheken in späterer Zeit in große Büchersammlungen – wie Universitätsbibliotheken – gelangten. Fraglich ist, ob sie auch in Adels- oder Privatbibliotheken vorhanden waren. Nur das letzte seiner Werke, *Schertz und Ernst* (WKW 8), hat 16 Jahre nach der ersten eine zweite Auflage erfahren.

<sup>67</sup> Moser-Rath (wie Anm. 5).

<sup>68</sup> Peil (wie Anm. 6) S. 147, S. 150f., S. 154, S. 156.

<sup>69</sup> Gerd Dicke: Exempel. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 1<sup>3</sup>(1997) S. 534-537.

<sup>70</sup> Klaus Grubmüller: Predigt Märlein. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 3<sup>3</sup>2003 S. 156f.

## Kobolt als Förderer der deutschen Sprache

Willibald Kobolt begann seine schriftstellerische Tätigkeit mit Übersetzungen umfangreicher lateinischer Werke (WKW 1 und 2); sie zählen zusammen mehr als 1.400 Seiten und machen mehr als ein Drittel des Umfangs seiner Publikationen aus. Von ihm selbst übersetzt sind auch die meisten der *Mille Sententiae et Axiomata* (WKW 7). Der Umfang seiner sonstigen Übersetzungstätigkeit ist nur schwer abzuschätzen: dazu müssten die Vorlagen seiner vielen Geschichten untersucht werden. Kobolts Übersetzungsfähigkeit ist bereits bei der Beschreibung der beiden ersten Schriften gewürdigt worden: Er hat es verstanden, die schwierige theologische Sprache seiner Vorlagen mit eigener geistiger Umformung in ein flüssiges, auch heute noch lesbares Deutsch zu übertragen.

Kobolt hat seine Übersetzungstätigkeit nie begründet, hat nur wenige kurze Hinweise gegeben, etwa auf dem Titelblatt des *Hauß-Prediger[s]* (WKW 1): *zu mehren Nutzen der Seelen ins Deutsche [...] übersetzt oder im lateinischen Vorwort der Mille Sententiae et Axiomata: in der Volkssprache zu begleiten (veracula comitari)*.

Der Einfluss des Lateinischen wird in drei Buchtiteln offensichtlich *Hor-tus Allegoricus*, *Pomarium Morale-Allegoricum*, *Mille Sententiae et Axiomata* (WKW 3, 5, 7). Alle fremden Texte in seinen Schriften, die Genehmigungen kirchlicher Behörden und der Ordensoberen, sind in lateinischer Sprache verfasst. Er selbst schreibt ein lateinisches Vorwort (WKW 7). Kobolt musste sich stets mit der Spannung zwischen beiden Sprachen auseinandersetzen, konnte sich nicht immer vom übermächtigen Latein lösen.

Sowohl diese Übersetzungen aus der Sprache der Kirche in die Sprache des Volkes als auch die Verwendung der Volkssprache in den übrigen Schriften waren nicht selbstverständlich. Sie waren auch nicht einfach, denn das Studium in der Weingartner Klosterschule wie an der Benediktineruniversität Salzburg verlief in lateinischer Sprache. Auch Kobold ist im theologischen Denken aufgewachsen, das durch die lateinische Sprache geprägt war.

Einige Beispiele für die Dominanz der lateinischen Sprache im 18. Jahrhundert im Kloster Weingarten:

- Die zur Zeit Abt Hyllers von den Klosterschülern aufgeführten Theaterstücke (1703-1718) sind – mit einer Ausnahme und abgesehen von einigen Einsprengseln – alle lateinisch verfasst.
- Selbstverständlich publizierte Anselm Schnell (1690-1751), Zeitgenosse Kobolts und Professor am Klostergymnasium, sein umfangreiches theologisches Werk in lateinischer Sprache<sup>71</sup>.
- Lateinisch schrieben etwa auch Augustin Haag (*Sanguis Christi*, 1758), Joachim Kramer mit seinem umfangreichen Werk (1787-1790) sowie Gerhard Hess mit seinen historischen Werken (*Prodromus*, 1781; *Monumentorum Guelficorum*, 1784).
- Die akademische Diskussion bis in die Zeit des letzten Abtes Anselm Rittler wurde lateinisch geführt, wie die erhaltenen Disputationsschriften zeigen<sup>72</sup>.

<sup>71</sup> Lindner (wie Anm. 4) S. 67. Eine Publikation zu seinen Schriften ist in Vorbereitung.

<sup>72</sup> Lindner (wie Anm. 4) S. 78, S. 90f., S. 81f., S. 13f.

Den Anstoß für seine Verwendung der Volkssprache bei der kirchlichen Verkündigung erhielt Kobolt wahrscheinlich durch seine Tätigkeit als Basilika-Prediger: An das Volk musste er sich in dessen Sprache wenden. Mit seinen Büchern richtete er sich ausdrücklich an die *Herren Prediger*. Verwendung der deutschen Sprache zeigen bereits die sieben Festpredigten, die 1724 anlässlich der Weihe des Basilika-Neubaus gehalten wurden<sup>73</sup>.

Willibald Kobolt hat sich große Verdienste um die Herausbildung und Durchsetzung der deutschen Sprache in einer noch weitgehend lateinisch geprägten Umgebung erworben, um die allmähliche Anerkennung des Deutschen im kirchlichen Bereich. Er war allerdings nicht der einzige im Weingartener Kloster mit dieser Intention: Longinus Fessler ging ihm mit dem *Wunderwirkenden [...] Gnadenbrunnen* (1735) zeitlich voraus<sup>74</sup>.

## Kobolts Sprache

Kobolt hat Schriftdeutsch geschrieben, doch sicherlich die regionale Mundart gesprochen: (Nieder-)Alemannisch, das in Konstanz und im 18. Jahrhundert auch noch in Weingarten galt<sup>75</sup>. In seinen Schriften lassen sich mundartliche Elemente in Lautung, Flexion und Wortschatz nachweisen; auch älterer Wortschatz kommt vor<sup>76</sup>. Einige Beispiele:

- e-Apokope: *Vorred* (*Vorrede*), *Arch* (*Arche*), *Löw* (*Löwe*), *Rab* (*Rabe*), *Begird* (*Begierde*), *Sünd* (*Sünde*), *Reu* (*Reue*)
- *ei-/eu*-Reim (*Zeit/Freudt*)
- *Külfen* (*Gehilfen*)
- *ie* oder *i* statt *ü* (*Fliegel* statt *Flügel*; *Limmel* statt *Lümmel*, *Gericht* statt *Gerücht*)
- Flexionsform *seynd* (*sind*).

Einige Auffälligkeiten aus dem Wortschatz: *Erhtag* (Dienstag), eine Nebenform zu *Ergetag*, ein bayrisches Wort, statt oberschwäbisch *Ziestag*<sup>77</sup>; *Pembsel*, statt *Pemsel*, *Pensel* (*Pinsel*)<sup>78</sup>; *Krott* (Kröte); *Kampel* (Kamm)<sup>79</sup>; *Sünd-Fluss* (Sintflut)<sup>80</sup>, eine alte oberdeutsche Nebenform zu *Sünd-Flut*; *Ross* statt *Pferd*; *Zeitung* in der alten Bedeutung „Nachricht“<sup>81</sup>; *Obs* (Obst), ohne das seit dem 16. Jahrhundert auftretende *-t*<sup>82</sup>; *putzgen* (zischen)<sup>83</sup>; *sauerlecht* (säuerlich)<sup>84</sup>.

<sup>73</sup> Kruse (wie Anm. 12).

<sup>74</sup> Lindner (wie Anm. 4) S. 68.

<sup>75</sup> Harald Pfaff: Alemannisch in Oberschwaben. In: Im Oberland 3 (1992) 1 S. 40-45.

<sup>76</sup> Verzichtet wird auf Einzelnachweise; verzichtet wird weitgehend auch auf die einschlägige sprachwissenschaftliche Literatur.

<sup>77</sup> Kluge/Seibold (wie Anm. 39) S. 254.- Werner König: dtv-Atlas zur deutschen Sprache. München 142004. S. 187 (Karte).

<sup>78</sup> Kluge/Seibold (wie Anm. 39) S. 707.- Hermann Fischer/Hermann Taigel: Schwäbisches Handwörterbuch. Tübingen 1986. S. 66.

<sup>79</sup> Fischer/Taigel (wie Anm. 79) S. 249.

<sup>80</sup> Kluge/Seibold (wie Anm. 39) S. 851.- DWB 20 (1942) Sp. 1167f. und Sp. 1168-1174 (*Sündflut*) sowie 16 (1905) Sp. 1218 (*Sintflusz*).

<sup>81</sup> Kluge/Seibold (wie Anm. 39) S. 1005.

<sup>82</sup> Kluge/Seibold (wie Anm. 39) S. 665.- Fischer/Taigel (wie Anm. 79) S. 320.

<sup>83</sup> Fischer/Taigel (wie Anm. 79) S. 76f.

<sup>84</sup> Pfeifer (wie Anm. 55) S. 1479f.

## Fazit

Barocke Klosterkultur wird in der heutigen Zeit vor allem in den Werken der bildenden Kunst und der Musik wahrgenommen, kaum jedoch in den weitgehend unbekannten, kaum zugänglichen und schwer zu vermittelnden Werken der schriftstellerischen Produktion: von den erhaltenen Stücken des Klostertheaters über die Predigtliteratur bis hin zu den theologischen Werken.

Berechtigt ist die Frage, ob eine Wiederbelebung auf Interesse stößt; ob es sich lohnt, einen längst vergessenen barocken Vielschreiber wieder „auszugraben“, dessen Texte und dessen Weltbild heute als veraltet und unzeitgemäß erscheinen. Es ist nicht die Absicht des vorliegenden Beitrags, das Werk Kobolts als großartige Entdeckung zu präsentieren oder gar eine Neubelebung anzustossen. Doch scheint es sinnvoll zu sein, eine Vorstellung von diesem Autor, seinem produktiven literarischen Schaffen und dem spätbarocken Zeitgeist zu vermitteln. Jedem Interessenten ist es jetzt möglich, sich selbst mit Kobolts Werk zu beschäftigen.

Sinnlos ist ein Vergleich mit der zeitgenössischen Literatur seiner Zeit, wie sie in den Literaturgeschichten beschrieben ist. Bei Kobolt steht „Literatur“ – erzählende Texte im weitesten Sinn – im Dienst der religiösen Verkündigung: Sie darf zwar unterhalten, soll den Lesern oder Zuhörern vor allem aber Anstöße vermitteln zur inneren Besinnung. Nur deswegen hat er in seiner Fabulierfreude so unendlich viele Geschichten aller Art wiedergegeben: in seine Weltbeschreibung eingebaut, in seinen Sammlungen zusammengestellt. Seine Geschichten sollten der religiösen Volksbildung dienen, indem sie ein Angebot zur eigenen Lektüre machten oder den Predigern, den Multiplikatoren, Hilfen zur Verfügung stellten, damit diese mit den „Märlein“ die kirchliche Lehre in anschaulicher Weise vermitteln konnten. Auf diese Weise konnte barocke Volksfrömmigkeit genährt werden durch eine Vielfalt an Erzählstoffen.

Dieser Intention ist sicherlich auch Kobolts Verwendung der deutschen Sprache geschuldet. So hat er sich große Verdienste erworben, um der Verwendung der Sprache des Volkes im kirchlichen Bereich Geltung zu verschaffen.

Zu Kobolts Zeit begann sich allmählich das Denken der Aufklärung Bahn zu brechen. In der deutschen Literaturgeschichtsschreibung gelten die Jahre zwischen 1720 und 1785 als Epoche der Aufklärung. Von dieser Denkweise ist bei Kobolt nicht die geringste Spur zu entdecken<sup>85</sup>. Für ihn – wie für seine oberschwäbische Umwelt – galt noch ganz die traditionelle unangefochte Glaubensüberzeugung, wie die Kirche sie lehrte. Sein Werk stammt noch aus „unaufgeklärter“ Zeit, steht noch ganz in barocker Denkweise und Welt Erfahrung: „Alles zur Ehre Gottes“.

Es ist eine Aufgabe zukünftiger Forschung, in diesem Umfeld die Bedingungen für das geistige Schaffen und die publizistische Tätigkeit weiterer Wein gartener Benediktiner während des 18. Jahrhunderts zu untersuchen. In dieser

---

<sup>85</sup> Konstantin Maier: Bildung und Wissenschaft in schwäbischen Klöstern bis zum Vorabend der Säkularisation. In: Hans Ulrich Rudolf (Hg.): Alte Klöster – Neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten 1803. Bd. II. Aufsätze. Teil 1. Ostfildern 2003. S. 219-238.- Konstantin Maier: Auswirkungen der Aufklärung in den schwäbischen Klöstern. In: ZKG 86 (1975) S. 329-355.- Ulrich R. Lehner: Enlightened Monks. The German Benedictines 1740-1803. Oxford 2011.

klösterlichen Blütezeit haben etwa 20 Mönche Bücher verfasst, in lateinischer wie in deutscher Sprache. Bekannt sind nur wenige, wie etwa Meingosus Gaelle (1752-1816) durch sein musikalisches Schaffen, aber auch durch sein naturwissenschaftliches Werk<sup>86</sup>. Von den kaum bekannten Autoren sollen hier nur zwei genannt werden, deren Publikationen in der letzten Zeit durch Digitalisierung zugänglich gemacht wurden:

- P. Anselm Schnell (1690-1751), dessen theologisches Gesamtwerk etwa 50 Bücher umfasst, einschließlich aller Teilbände und Auflagen<sup>87</sup>.
- P. Jakob Mayer (1733-1797), der u.a. eine deutsch-lateinische Grammatik und ein deutsch-lateinisches Briefmusterbuch verfasste<sup>88</sup>.

Doch zunächst mögen diese Ausführungen zu weiterer Beschäftigung mit Willibald Kobolt anregen.

---

<sup>86</sup> Adolf Machold: Meingosus Gälle. Ein vielseitiger Mönch der Benediktinerabtei Weingarten. In: Im Oberland 15 (2004) 1 S. 44-50.- Arno Seifriz: Musikschaffen und Musikleben in Oberschwaben. In: Stefan Ott (Hg.): Oberschwaben. Gesicht einer Landschaft. Ravensburg 1972. S. 235-280. Hier: S. 262-264.

<sup>87</sup> Vgl. Anm. 71.

<sup>88</sup> Lindner (wie Anm. 4) S. 88f.- Eine Publikation zu seinen Schriften ist in Vorbereitung.

# Gustav Maier und Ulms Juden im Kaiserreich 1871-1918

---

*Christof Rieber*

## 1. Vorbemerkung – Gustav Maier: Albert Einsteins Förderer in Zürich 1895-1900

Wer förderte Albert Einstein in Zürich? Es war der gebürtige Ulmer Gustav Maier (1844-1923). Nach seinem Wirken als Bankdirektor bis 1892 lebte er als Privatier, Ethiker und Pazifist. Maier unterstützte 1895 den 16-jährigen Albert Einstein (1879-1955). Er empfahl ihn dem Zürcher Polytechnikum für eine Aufnahmeprüfung. Dort verlangte man aber von Einstein noch ein Jahr Schule. Nun vermittelte Maier Einstein an die Kantonsschule in Aarau<sup>1</sup>. Viel später gratulierte Albert Einstein in einem Brief vom 18. März 1922 Gustav und seiner Frau Regina Maier, geb. Friedlaender (1853-1936), zur Goldenen Hochzeit: *Sie waren meinen Eltern liebe Freunde, als sich der Storch erst anschickte, mich aus seiner unerschöpflichen Brutkammer zu holen.* Albert Einsteins Eltern, Hermann (1847-1902) und Pauline Einstein geb. Koch (1858-1920), lebten bis 1880 in Ulm. Der am 14. März 1879 in Ulm geborene Albert Einstein erinnerte daran, dass er als Student von 1896 bis 1900 oft bei den Maiers in Zürich zu Gast war. Er kam häufig mit schmutzigen Schuhen, weil er zuvor am Zürcher Hausberg Üetliberg wanderte<sup>2</sup>.

In Aarau lebte ein Gesinnungsgeosse und Freund von Gustav Maier, nämlich der Pazifist, Radikaldemokrat und Professor an der Kantonsschule Aarau Dr. Jost Winteler (1846-1929). Er war von 1895 bis 1896 Einsteins Pensionsherr<sup>3</sup>. Bisher dürfte zu wenig beachtet worden sein, dass Maier und Winteler für den

---

<sup>1</sup> Christof Rieber: Albert Einstein. Biografie eines Nonkonformisten. Ostfildern 2018. S. 82.

<sup>2</sup> Albert Einstein an Gustav und Regina Maier, Berlin, 18. Mai 1922; undatierte Kopie des Konzepts in: Genf, Gustav Maier-Archiv (nachfolgend GMA; Dr. Beatrice Marta Maier, Genf); Text der Reinschrift in: The Collected Papers and Correspondence of Albert Einstein (CPAE). Ed. by Diana Kormos Buchwald/József Illy/Ze'ev Rosenkranz/Tilman Sauer. Vol. 13: The Berlin Years: Writings & Correspondence, January 1922-March 1923. Princeton 2012. Dok. Nr. 93. S. 192f.

<sup>3</sup> Rieber (wie Anm. 1) S. 82, 90f., 210.

jungen Albert Einstein<sup>4</sup> offenbar die Vorbilder waren, die ihn veranlassten, den Pazifismus und die Wertschätzung der parlamentarisch-demokratischen Republik nach Schweizer Muster anzunehmen. Seit 1914 engagierte sich Einstein in Berlin auf diese Weise<sup>5</sup>, seit November 1918 ohne Vorbehalte öffentlich<sup>6</sup>. Beim Erwerb der Zürcher Bürgerrechte durch Albert Einstein am 14. Dezember 1900 finanzierte Gustav Maier zusammen mit einem Herrn Bernheim eine *Personalkaution*<sup>7</sup>. Die dargelegte Hilfe und Förderung für den jungen Albert Einstein waren der alten Freundschaft der Maiers mit den Einsteins geschuldet. Diese ist persönlich begründet und nicht ursächlich lokal auf Ulm zu beziehen. Die gemeinsamen Ulmer Erlebnisse<sup>8</sup> liegen wenigstens eineinhalb Jahrzehnte zurück, denn die Einsteins zogen 1880 von Ulm weg, die Maiers 1881.

Maiers Leben ist reich an Brüchen. Bis er 1881 mit 37 Jahren Ulm verließ und nach Frankfurt a. M. zog<sup>9</sup>, entwickelte Gustav Maier (Abb. 1) die Grundlagen seines demokratischen Denkens. 1893 kam Maier für drei Wochen nach Ulm zurück, um die Volkspartei beim Reichstagswahlkampf zu unterstützen<sup>10</sup>. Der Blick von außen auf die Geburtsstadt Ulm ist aufschlussreich.

Als ich die Situation der Ulmer Juden Ende der 1870er Jahren zu umreißen suchte, war dies in meiner Biografie über den in Ulm geborenen Physik-Nobelpreisträger Albert Einstein (1879–1955) eine Herausforderung<sup>11</sup>. Die Angehörigen der jüdischen Minderheit gehörten fast alle dem Bürgertum an. Ihre Geschichte ist daher eng mit der christlichen Mehrheit des Bürgertums verschrankt<sup>12</sup>. Ganz anders ist dies beispielsweise bei den Sozialdemokraten, deren Anhänger mehrheitlich Arbeiter waren<sup>13</sup>.

## 2. Lebenserinnerungen von Ulmer Juden: Gustav Maier und Dr. jur. Robert Hirsch

Neues liefern zwei nicht publizierte und von der Forschung kaum berücksichtigte Lebenserinnerungen, geschrieben von zwei bedeutenden, außerordentlich begabten und intelligenten jüdischen Ulmern. Weil Israeliten benachteiligt wurden, standen ihnen vor weit über hundert Jahren viele Karrieren nicht offen.

---

<sup>4</sup> Christof Rieber: Rudolf Einstein und Albert Einstein in Hechingen und Berlin. Beispiele jüdischer Familiensolidarität. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 57/58 (2022).

<sup>5</sup> Rieber (wie Anm. 1) S. 130–134. Von einem Besuch des jungen Einstein zusammen mit seinem Vetter Robert Koch bei sich in Zürich berichtet Gustav Maier an Jost Winteler, 26. Okt. 1895. In: CPAE (wie Anm. 2) Vol. 1. S. 149. Der Verfasser arbeitet an einem Beitrag über das Thema „Albert Einstein und die Republik. Zum politischen Engagement eines Radikaldemokraten zwischen 1914 und 1933“.

<sup>6</sup> Rieber (wie Anm. 1) S. 90f.

<sup>7</sup> CPAE (wie Anm. 2) Vol. 1. Dok. Nr. 84. S. 371f.

<sup>8</sup> Weiter unten beschrieben.

<sup>9</sup> Gustav Maier: Siebzig Jahre politischer Erinnerungen und Gedanken, abgeschlossen in Zürich, Weihnachten [1918]. Masch. Konzept mit handschriftlichen Korrekturen, StadtA Zürich, Bibl. Na 4263; masch. Reinschrift im GMA.

<sup>10</sup> Ebda., S. 28–34.

<sup>11</sup> Rieber (wie Anm. 1) S. 49–57.

<sup>12</sup> Der Verfasser arbeitet an einer Untersuchung der in den Akten des Israelitischen Kirchenvorsteheramts Ulm dokumentierten 206 Mitglieder der israelitischen Gemeinde Ulm (1872 bis 1894).

<sup>13</sup> Christof Rieber: Das Sozialistengesetz und die Sozialdemokratie in Württemberg 1878–1890 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 19/1 und 19/2). Stuttgart 1984.



Abb. 1 - Gustav Maier, um 1890 (Gustav Maier-Archiv [GMA], Dr. Beatrice Marta Maier, Genf).

Bankier Gustav Maier (1844-1923) reüssierte ab 1895 in Zürich und anderswo in Verwaltungsräten verschiedener Firmen und als Privatgelehrter<sup>14</sup>. Maier beendete seine Memoiren Ende 1918. Für Ulm reichen sie von 1848 bis 1893, insgesamt bis 1918.

Die Erinnerungen von Rechtsanwalt Dr. Robert Hirsch (1857-1939)<sup>15</sup> reichen für Ulm von 1886 bis 1933 und insgesamt bis 1935. So gut wie alle Juden in Ulm dürften im Kaiserreich nationalliberal (Deutsche Partei) oder demokratisch (Volkspartei) gewählt haben. Denn die Konservativen und die katholische

---

<sup>14</sup> Frank Raberg: Biografisches Lexikon für Ulm und Neu-Ulm. Ulm 2010. S. 536.- StadtA Ulm Familienregister.

<sup>15</sup> Robert Hirsch: Erinnerungen des Dr. jur. Robert Hirsch, geboren am 10. Juli 1857 in Tübingen, Rechtsanwalt in Ulm a. D., im Ruhestand in Stuttgart, niedergeschrieben von Nov. 1934 bis Feb. 1935. Bd. 1 und Bd. 2. Leo Baeck Institute, Archive, New York:  
[https://digipres.cjh.org:1801/delivery/DeliveryManagerServlet?dps\\_pid=IE6000248](https://digipres.cjh.org:1801/delivery/DeliveryManagerServlet?dps_pid=IE6000248) (Zugriff: 14.01.2021). CD und ausgedruckte Transkription von Hansmartin Unger (St. Gallen), StadtA Ulm G 2 Hirsch, Robert-Ebda., Familienregister.

Sammlungspartei Zentrum agitierten mindestens zeitweise antisemitisch<sup>16</sup>. Und die Sozialdemokraten waren für Juden, die meist selbständige Berufe ausübten, in der Regel nicht wählbar.

## 2.1. Rechtsanwalt Dr. Robert Hirsch (1857-1939)

Rechtsanwalt Dr. Robert Hirsch zog 1933 von Ulm nach Stuttgart. Dort beging er 1939 verzweifelt Suizid<sup>17</sup>. Von seinen 1934 bis 1935 geschriebenen Memoiren sind bisher nur weniger als fünf Seiten veröffentlicht<sup>18</sup>. Hirschs Erinnerungen befinden sich im Leo Baeck Institute in New York. Gustav Maier und Robert Hirsch<sup>19</sup> verfügten über eine starke Urteilskraft. Robert Hirsch gehörte bis zum Ende des Kaiserreichs der nationalliberalen Partei an. Beide Memoiren enthalten lebendige Sichtweisen des jüdischen Lebens in Ulm. Sie wurden hier im Kontext der zeitgenössischen Ereignisse ausgewertet. Gustav Maier war anfangs Anhänger der Volkspartei. Von 1871 bis 1878 war er Mitglied der nationalliberalen Partei. Danach war er wieder Anhänger der Volkspartei. Je länger, desto mehr war er nicht nur ein wirtschaftsliberal und freihändlerisch gesinnter Liberaler, sondern auch ein Demokrat, der für Pazifismus, ethischen Idealismus und Sozialreform eintrat.

Der gebürtige Tübinger Robert Hirsch studierte an der Universität Tübingen Jura und gehörte dort der Landsmannschaft Ghibellinia an, wegen seiner schwäblichen Konstitution als *Nicht-Kneipant*<sup>20</sup>. Hirsch wollte als Richter Karriere machen. Aber über die Position eines Amtsrichters kam er nicht hinaus. Nachdem ihm 1886 der württembergische Justizminister Eduard von Faber (1822-1907) im Gespräch mitteilte, er habe generell Bedenken bei der Anstellung jüdischer Juristen<sup>21</sup>, ließ sich Hirsch in Ulm als Rechtsanwalt nieder.

In Ulm leben bereits vier verheiratete Brüder Hirsch<sup>22</sup>. Rechtsanwalt Hirsch behandelte vor allem Zivilsachen, bevorzugt Handelsfälle. Hirsch wollte belegen, dass er ein sehr guter Jurist im Staatsdienst geworden wäre. Regelmäßig veröffentlichte er in juristischen Zeitschriften. Landgerichtspräsident Emil von Pfizer<sup>23</sup> erklärte: *Das ist mein bester Rechtsanwalt*. Beim zweiten Zivilsenat des Oberlandesgerichts Stuttgart wurden seine Schriftsätze als die besten bezeichnet. Die „Ulmer Schnellpost“ druckte seine Reden vor Gericht großenteils im Wortlaut ab<sup>24</sup>. Vor allem in der „Ulmer Zeitung“, die der Volkspartei nahestand,

---

<sup>16</sup> Andreas Gawatz: Wahlkämpfe in Württemberg. Landtags- und Reichstagswahlen beim Übergang zu politischen Massenmarkt (1889-1912). Düsseldorf 2001. S. 306-308.

<sup>17</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 169.

<sup>18</sup> Monika Richarz: Jüdisches Leben in Deutschland. Bd. 2: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte im Kaiserreich. Stuttgart 1979. S. 113-115.- Manfred Schmid: Erinnerungen aus dem 19. Jahrhundert. Von der Kneipe zur Katerfrühmesse. Aus den unveröffentlichten Aufzeichnungen des Tübinger Juden Robert Hirsch. In: SchwT 4 (5. Jan. 1985), dort ohne Quellenangabe ein Altersfoto von Robert Hirsch.

<sup>19</sup> Ingo Bergmann: „Und erinnere Dich immer an mich“. Gedenkbuch für die Ulmer Opfer des Holocaust. Ulm 2009. S. 73.

<sup>20</sup> Ebda., S. 18.

<sup>21</sup> Ebda., S. 21.

<sup>22</sup> Ebda., S. 23.

<sup>23</sup> Er wohnte Promenade 7, Ulmer Adressbuch von 1900.

<sup>24</sup> Hirsch (wie Anm. 15) Bd. 1. S. 24.

erschienen populär geschriebene Artikel von Hirsch zu Rechtsthemen. Hirsch verstand es, sich wirkungsvoll in die Landespolitik einzumischen. Die von Hirsch 1899 initiierte Ulmer Petition an die Abgeordnetenkammer des Landtags führte letztlich zum Durchbruch auf dem Weg zu einer zeitgemäßen Verfassung für die israelitischen Staatsbürger<sup>25</sup>.

Hirsch wohnte repräsentativ im Erdgeschoss des Gebäudes Olgastraße 41<sup>26</sup>. Ab 1914 hatte er zusätzlich die Kanzlei im Haus Syrlinstraße 8<sup>27</sup>. Seit spätestens 1921 war er Privatier<sup>28</sup>. Bereits bevor er nach Ulm kam, war Hirsch Mitglied in der Deutschen Partei, so wurde in Württemberg die nationalliberale Partei genannt. In Ulm wurde er bald in deren Ausschuss gewählt. Als er später dazu aufgefordert wurde, in die Vorstandschaft einzutreten, lehnte er zunächst ab, weil auch bei der Volkspartei ein Jude Vorsitzender war. Er erlangte dennoch nach wenigen Jahren ausschlaggebenden Einfluss im Ausschuss der Deutschen Partei. Kurz nach 1889 wurde Hirsch stellvertretender Vorsitzender der Nationalliberalen in Ulm<sup>29</sup>. 1918 trat Hirsch der Deutschen Demokratischen Partei bei und war auf deren rechtem Flügel aktiv. Er bekämpfte die in seinen Augen zu starke Öffnung in Richtung der Sozialdemokraten.

1889 wurde Hirsch mit 32 Jahren in den Israelitischen Kirchenvorstand der Gemeinde Ulm gewählt. Er blieb 33 Jahre in diesem Amt. 1888/89, also vor Hirschs Eintritt in den Vorstand, gab es heftige Konflikte zwischen dem neuen Rabbiner Dr. Seligmann Fried und dem Vorstand. Sein alter Freund, das kirchliche Mitglied der Israelitischen Oberkirchenbehörde Oberkirchenrat Dr. von Wassermann, forderte Hirsch auf, die Wahl anzunehmen und für Frieden zu sorgen. Dies gelang ihm innerhalb eines Jahres. Hirsch bemerkte, als Mitglied des Israelitischen Kirchenvorsteheramts sei es ihm gelungen, oppositionelle Bewerber aus dem Amt fernzuhalten. Als stellvertretender Vorstand wurde er *das ausschlaggebende Mitglied im Vorstande*<sup>30</sup>. Zweimal, 1906 und 1915, übernahm er nach dem Ableben des Rabbiners wichtige Verwaltungsgeschäfte, bis der neue Rabbiner sein Amt antrat. Vorbild im Amt war sein Amtsvorgänger Jakob Hess (geb. 1821, Oberprokurator am Kreisgericht Ulm und Rechtsanwalt<sup>31</sup>). Hirsch schrieb, ihm sei es darum gegangen, *ein würdiger Repräsentant der Ulmer Judenschaft* im Kontakt mit staatlichen und kommunalen Behörden zu sein<sup>32</sup>. Hirsch startete am 27. April 1897 zusammen mit 75 weiteren Ulmer Unterzeichnern die Eingabe an die Stände *zur zeitgemäßen Regelung der Rechtsverhältnisse der Israeliten* in Württemberg. 1912 wurde das einschlägige Gesetz verabschiedet<sup>33</sup>, nach dem Urteil von Aron Tänzer durchaus im Wirkungszusammenhang mit der Ulmer Eingabe von 1897.

<sup>25</sup> Aron Tänzer: Die Geschichte der Juden in Württemberg. Stuttgart 1937. S. 102-111.

<sup>26</sup> Ulmer Adressbuch von 1900, zuletzt von 1931.

<sup>27</sup> Ulmer Adressbücher von 1914 und 1921.

<sup>28</sup> Ulmer Adressbuch von 1921.

<sup>29</sup> Hirsch (wie Anm. 15) Bd. 1. S. 26f.

<sup>30</sup> Ebda., S. 28f.

<sup>31</sup> Dieses Gericht ist der Vorläufer des heutigen Landgerichts Ulm, worüber Michael Wet tengel im Festvortrag im Landgericht Ulm referierte; SWP 85 (10. April 2019). Vgl. 200 Jahre Landgerichte Ellwangen, Tübingen, Ulm. Ellwangen 2019.

<sup>32</sup> Hirsch (wie Anm. 15) Bd. 1. S. 29.

<sup>33</sup> Tänzer (wie Anm. 25) S. 102.

Im Jahr 1937 wurden Hirsch und seine Frau aus Anlass der Feier der Goldenen Hochzeit am Samstag, 24. Februar 1937 geehrt. Eine Abordnung des Israelitischen Oberrats übergab den *Ehrenbecher für würdige Ehepaare*. Hirsch habe über 30 Jahre im Ehrendienst der Israelitischen Gemeinde in Ulm gestanden und auch die Angelegenheiten der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs gefördert. Für seine Verdienste für die Wilhelmspflege, einer Israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt in Esslingen, wurde Robert Hirsch die Ludwig Stern-Ehrendenkünze verliehen. Das Vorsteheramt und Rabbinat der Israelitischen Gemeinde Ulm dankte für 33 Jahre Amtstätigkeit im Vorsteheramt Ulm. In der Stuttgarter Synagoge wurden mehrere Segensprüche auf die beiden ausgebracht<sup>34</sup>. Auch zum 80. Geburtstag am 10. Juli 1937 erhielt Robert Hirsch vielerlei Glückwünsche.

Robert Hirsch sah sich belastet durch die *schwere Verantwortung* wegen des in den 1890er Jahren in Ulm aufkommenden Antisemitismus. Hirsch schrieb, Eugen Nübling habe 1890 den Redaktionskurs der ihm gehörenden ‚Ulmer Schnellpost‘ von zuvor nationalliberaler auf antisemitische Linie ausgerichtet. Die Zeitung habe *zahlreiche Artikel* [gebracht], in denen sie die Juden aller möglichen an Christen begangenen Verbrechen beschuldigte und als Grund dafür angab, dass die Juden durch Religionsgesetze und durch Vorschriften des Talmud hiezu bestimmt werden<sup>35</sup>. Das Kirchenvorsteheramt Ulm sandte dieses Zeitungsmaterial der Israelitischen Oberkirchenbehörde, welche die öffentliche Klage gegen die verantwortlichen Redakteure erwirkte, den früheren Geistlichen Hans Kleemann und Viktor Hugo Welcker, einen verbummelten Studenten, wegen Beschimpfung einer anerkannten Religionsgemeinschaft. Zugleich wurde die Strafsache vor das zur Aburteilung zuständige Schwurgericht Ulm verwiesen. In der Hauptverhandlung erklärte als Sachverständiger Dr. von Wassermann über die angeblich im Talmud stehenden Ritualvorschriften: *ich versichere im Angesicht Gottes, die vorgebrachten Beschuldigungen sind nicht wahr*. Trotzdem brachte die Justiz angesichts der bis zuletzt in der ‚Ulmer Schnellpost‘ und auf anderen Wegen vorgebrachten Bezichtigungen den Mut zu einem Schulspruch nicht auf. Die Angeklagten wurden freigesprochen<sup>36</sup>. Nur die ‚Ulmer Zeitung‘ griff den Antisemitismus der ‚Ulmer Schnellpost‘ scharf an. Immerhin verurteilte der Ulmer Bürgerausschuss einstimmig die antisemitische Kampagne der ‚Ulmer Schnellpost‘<sup>37</sup>. Zu fragen ist aber, wieviel vom Antisemitismus der ‚Ulmer Schnellpost‘ über die Jahre in Ulm erhalten blieb.

Hirsch erwähnte den Mord an einem Friseurlehrling durch zahlreiche Messerstiche. Diesen habe der Herausgeber der antisemitischen ‚Ulmer Schnellpost‘ als *Ritualmord* ausgeschlachtet, also einen Mord der jüdischen Minderheit an einem Angehörigen der christlichen Mehrheit, um die Verleumdung des behaupteten Täters und die Unterdrückung und Verfolgung der Juden zu rechtfertigen<sup>38</sup>. Die Schreibweise der ‚Ulmer Schnellpost‘ sei der des ‚Stürmers‘ in den 1930er Jahren vergleichbar gewesen. Der Hirsch zufolge unfähige Ulmer Polizeidirektor

<sup>34</sup> Hirsch (wie Anm. 15) Bd. 2. Kapitel 7 (S. 1-15) und Kapitel 8 (S. 1-8).

<sup>35</sup> Ebda., Bd. 1. S. 30.

<sup>36</sup> Vgl. Allgemeine Zeitung des Judentums 56 (21. Okt. 1892) Heft 43.

<sup>37</sup> Allgemeine Zeitung des Judentums 55 (25. Sept. 1891) Heft 39. Korrespondenz vom 15. Sept. 1891.

<sup>38</sup> Wikipedia-Artikel ‚Ritualmordlegende‘, <https://de.wikipedia.org/wiki/Ritualmordlegende> (Zugriff 06.07.2020).

Gustav Goll (1860-1939) habe maßgeblich dazu beigetragen, dass es zu keiner Verurteilung und zum Freispruch des mutmaßlichen Täters gekommen sei. Dem ‚Schnellpost‘-Redakteur Welcker sei davor die Ulmer Jeunesse dorée nachgegangen. Ein *komisches Intermezzo* nennt Hirsch, was dem Redakteur Welcker widerfuhr. Er habe von jüdischer Seite eine Zuschrift erhalten, er möge Ulm verlassen, weil er von seiner Studentenverbindung *wegen Unterschlagung von Kassengeldern in infamierender Weise ausgeschlossen worden sei, und das werde bekanntgegeben, wenn er nicht unverzüglich Ulm verlasse*, [nun] verschwand dieser plötzlich aus Ulm. Welcker habe danach Unterschlupf in Breslau als kaufmännischer Gehilfe gefunden, und das *in einem jüdischen [...] Geschäft*<sup>39</sup>! Anschließend war Welcker Journalist im preußischen Posen. Was Hirsch in seinen Memoiren knapp beschrieb, bestätigt sich bei der Analyse der ‚Mitteilungen aus dem Verein zur Bekämpfung des Antisemitismus‘ vor allem für die Jahre 1891 bis 1894, die mit Gewinn für die Ulmer Lokalgeschichte heranzuziehen sind<sup>40</sup>. In Ulm gewannen die Antisemiten keine nennenswerte Anhängerschaft. Die ‚Ulmer Schnellpost‘ verlor rasch an Auflage, wurde 1903 verpachtet und musste 1912 ihr Erscheinen einstellen<sup>41</sup>.

Im Februar 1893 trat Hirsch im Alter von 40 Jahren den Ulmer Freimaurern bei. Ihn empfahl sein Freund, der Ulmer jüdische Kaufmann Emil Weil (1841-1922)<sup>42</sup>. Hirsch war in Leitungsfunktionen tätig, zunächst als Schriftführer und dann 13 Jahre lang als *deputierter Meister vom Stuhl (stellvertretender Stuhlmeister)*. Die deutsche Freimaurerei war nach Hirsch stets unpolitisch. Er habe der Ulmer Loge durch Vorträge etc. lange Zeit *das Gepräge [s]einer Lebensauffassung* gegeben<sup>43</sup>. Robert Hirsch heiratete am 24. Februar 1887 in Stuttgart Friederike Kiefe (geb. 1866)<sup>44</sup>, die Tochter des Stuttgarter jüdischen Privatiers Abraham Kiefe, der aus Baisingen (Oberamt Horb) stammte<sup>45</sup>. Robert und Friederike Hirsch hatten zusammen drei Kinder. Dr. iur. Leopold Hirsch (1887-1973), der älteste Sohn, wurde Rechtsanwalt in Ulm und emigrierte später nach New Orleans in den USA<sup>46</sup>. Der zweitgeborene Sohn Otto Hirsch (1890-1915) fiel als Gefreiter 1915 in den Hochvogesen. Auch Leopold Hirsch

<sup>39</sup> Hirsch (wie Anm. 15) Bd. 1. S. 30f.

<sup>40</sup> Johannes Leicht, Deutsches Historisches Museum: Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus (Abwehrverein), [www.dhm.de/lemo/kapitel/weimarer-republik/antisemitismus/abwehrverein](http://www.dhm.de/lemo/kapitel/weimarer-republik/antisemitismus/abwehrverein), (Zugriff: 07.11.2020).- Bayerische Staatsbibliothek, Digitale Bibliothek – Münchener Digitalisierungszentrum: ‚Die Abwehrblätter‘, <https://periodika.digitale-sammlungen.de/abwehr/start/html> (Zugriff: 07.11.2020). Ulm kommt dort vielfach vor, auch die für besonders relevanten Jahre 1891-1894. Im Jg. 1892 der ‚Mitteilungen aus dem Verein zur Bekämpfung des Antisemitismus‘ wird in Nr. 43 (23. Okt. 1892) S. 350f. der Bericht des ‚Staatsanzeigers für Württemberg‘ wiedergegeben, worauf weitere Mitteilungen folgen. Autor von einigen der Beiträge in den ‚Mitteilungen zur Bekämpfung des Antisemitismus‘ dürfte Robert Hirsch gewesen sein. Diese konnten für diesen Beitrag nicht näher ausgewertet werden.

<sup>41</sup> Michael Wettengel: Kein Kaiser beim Münsterfest: Die Turmvollendung im Spiegel der Stadt- und Zeitgeschichte, in: UO 59 (2015) S. 317-331. Hier: S. 326.

<sup>42</sup> Der Textilkaufmann Emil Weil heiratete am 15. Dez. 1877 Mina Neuburger, Tochter des David M. Neuburger, Kaufmann in Ulm, der zur reichen Kaufleute- und Fabrikantenfamilie Neuburger gehörte; StadtA Ulm Familienregister. Einer seiner besten Freunde, Gustav Maier, verfasste ein Gedicht zur Hochzeit von Emil Weil: GMA, Gustav Maier: Gereimtes und Ungereimtes, S. 48.

<sup>43</sup> Hirsch (wie Anm. 15) Bd. 1. S. 32f.

<sup>44</sup> Ebda., S. 66.

<sup>45</sup> Ebda., S. 36.

<sup>46</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 169.

war im Ersten Weltkrieg Soldat. Er stand an der Front in Frankreich, wurde mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet und brachte es zum Leutnant. Er verzichtete darauf, von seinem Recht als letzter Sohn Gebrauch zu machen und als solcher vom Dienst an der Front verschont zu werden<sup>47</sup>. Am 1. Oktober 1918 wurde Leopold Hirsch von den Amerikanern gefangen genommen. Erst am 19. September 1919 kehrte er wohlbehalten nach Ulm zurück<sup>48</sup>.

Die Lebenserinnerungen von Robert Hirsch sind kürzer als die von Gustav Maier, aber nicht weniger bedeutend. Robert Hirsch hatte in der Ulmer Stadtgesellschaft wesentlich mehr Einfluss als der meist oppositionell gesinnte Gustav Maier. Offenbar war Hirsch ein gewiefter Politiker, der keineswegs immer im Vordergrund agierte.

## 2.2. Gustav Maier (1844-1923)

Gustav Maier nennt seine Memoiren *politische Erinnerungen*<sup>49</sup>. Nach Albert Einstein ist Gustav Maier der prominenteste Jude, der aus Ulm stammt (Abb. 1). Er war Bankier und Sozialreformer. Von 1871 bis 1878 war Maier Mitglied der nationalliberalen Partei, sympathisierte aber auch mit den Demokraten der Volkspartei. Wir finden in Gustav Maiers Memoiren weit mehr Kritik an den herrschenden Verhältnissen als in denen von Robert Hirsch. Als Pazifist und Vorkämpfer der europäischen Ethikbewegung hatte Gustav Maier einen internationalen Wirkungskreis. Er sprach fließend Englisch und Französisch und war Erfolgsautor von Sachbüchern.

Wo kam Gustav Maier am 6. September 1844 in Ulm zur Welt? Offenbar im Haus A 106 (Weinhof 21). Im Haus A 171 am heutigen Südlichen Münsterplatz befand sich von Anfang an das Geschäft, später auch die Wohnung (Abb. 2). Nicht exakt belegt ist die Familienüberlieferung, das Haus A 106 (Weinhof 21) sei Geburtshaus<sup>50</sup>. Maier starb am 10. März 1923 in Zürich<sup>51</sup>. Er war der Sohn des Ulmer Kaufmanns Aaron Isaak Maier und der Sophie geb. Gugenheim<sup>52</sup>. Aaron Isaak Maier wurde am 14. Juli 1813 in Archshofen bei Creglingen geboren und starb am 19. Juli 1874 in Ulm<sup>53</sup>. Von ihm gibt es ein Kinderbildnis in Öl (Abb. 3), das in der Gegend von Archshofen bei Creglingen (Oberamt Mergentheim) entstanden sein dürfte. Aaron Isaak Maier zog 1840 im Alter von 27 Jahren nach Ulm<sup>54</sup>. Der Südliche Münsterplatz, an dem das Haus A 171 lag, verläuft von West nach Ost südlich von Schiff und Chor der Barfüßer Kirche. Das Haus wurde 1944 zerstört. Die Barfüßerkirche wurde 1874/75

<sup>47</sup> Hirsch (wie Anm. 15) Bd. 1. S. 41f.

<sup>48</sup> Ebda., S. 44.

<sup>49</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 1.

<sup>50</sup> Ulmer Adressbücher von 1842 und von 1845: A 171 „Maier, A.I., Kaufmann“; 1845 zusätzlich A 106, *Maier, Kaufmann*, aber gleichzeitig A 171, spätere Adressbücher nicht. A 106; ein Geburtshaus am Weinhof nennt die Familienüberlieferung, GMA.

<sup>51</sup> Horst Redlich: Gustav Maier & Regina Friedlaender. Schriften und Familiendaten. Santiago de Chile Masch. 2005. S. 8.

<sup>52</sup> Ebda., S. 45.

<sup>53</sup> GMA, Gedenkblatt für Berta Maier geb. Röder. Algier, 14. Jan. 1914 [Familienerinnerungen von Gustav Maier].- Redlich (wie Anm. 51) S. 257.

<sup>54</sup> GMA, Hermann Maier Lund: family and friends, S. 8f.



Abb. 2 - Michael Neher (1798-1876): Die Barfüßerkirche mit gegenüberliegenden Häusern, darunter Haus A 171, das Geburtshaus von Gustav Maier (\* 1844) (Museum Ulm, Depositum, 33 x 44 cm).

abgerissen. Das Gemälde der Barfüßerkirche des Münchener Malers Michael Neher (1798-1876) (Abb. 2) zeigt als drittes Gebäude von rechts das Haus A 171. Auf dem Schlumberger-Plan hat das stattliche Gebäude eine breitere Fassade als die der Nachbarhäuser. Zum Haus gehörte das Hinterhaus A 135 in der Köpfingergasse. Die Gasse südlich der Barfüßerkirche wurde unterschiedlich benannt: *Beim Barfüßerkirchlein, nun Lagerhaus* (1842, 1845), Beim Kirchle (1860, 1865, 1868) und Münsterstraße (1870)<sup>55</sup>.

Aaron Isaak Maier gehörte zu den 13 Ulmer Juden, die am 11. Oktober 1852 ein Grundstück vor dem Frauentor kauften, um einen jüdischen Friedhof anzulegen<sup>56</sup>. 1856 gründete man eine eigenständige Israelitische Religionsgemeinde

<sup>55</sup> Maier wird nicht als wohnhaft in A 171 im Ulmer Adressbuch von 1849 und von 1853 genannt.

<sup>56</sup> StadtA Ulm B 054/74 Nr. 32 fol. 313b.- Andrea Engel: Juden in Ulm im 19. Jahrhundert. Anfänge und Entwicklung der jüdischen Gemeinde von 1803-1873. Magisterarbeit im Fachbereich Geschichte. Tübingen Masch. 1982. S. 60.



Abb. 3 - Aaron Isaak Maier (1813-1874), Kaufmann in Ulm, Kinderbildnis um 1822, Öl, 32,3 x 42 cm (Gustav Maier-Archiv).

Rechte Seite:

Abb. 4 - Seligman Gugenheim (1789-1857), Kaufmann in Ulm, Öl, April 1819, 40,7 x 49,7 cm, Gustav Maiers Großvater mütterlicherseits (Gustav Maier-Archiv).

Abb. 5 - Sophie Gugenheim geb. Laemmle (1789-1838), Öl, April 1819, 40,3 x 48,3 cm, Gustav Maiers Großmutter mütterlicherseits (Gustav Maier-Archiv).

Ulm, nachdem es über 50 Juden in der Stadt gab<sup>57</sup>. Vor 1860 muss Aaron Isaak Maier dem Ulmer Israelitischen Kirchenvorstandsamt angehört und sich dieser Aufgabe begeistert gewidmet haben<sup>58</sup>. Das veranlasste den sonst sparsamen Mann, ein schönes schmiedeeisernes Tor für den 1854 nördlich des Alten Friedhofs in Ulm neu angelegten jüdischen Friedhof zu stiften<sup>59</sup>. Er war *groß und hager, mit einem feinen Ausdruck des Gesichtes, schon früh kahlköpfig und einem aufrechten, fast steifen Gang, so dass er von Unbekannten oft für einen ausgedienten Offizier gehalten wurde. Er war klug und gesprächig, dabei doch eher scheu und zurückhaltend, sich niemals aufdrängend*<sup>60</sup>.

Seligman Gugenheim (Abb. 4), der Großvater mütterlicherseits von Gustav Maier und Vater von Sophie, geb. Gugenheim, lebte seit 1815 als Kaufmann in Ulm. Er handelte mit Edelsteinen und gehörte zu den ersten Juden, die sich seit

<sup>57</sup> Wikipedia-Artikel ‚Jüdische Gemeinde Ulm‘, [https://de.wikipedia.org/wiki/J%C3%BCdische\\_Gemeinde\\_Ulm](https://de.wikipedia.org/wiki/J%C3%BCdische_Gemeinde_Ulm) (Zugriff: 22.08.2020).

<sup>58</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 264.

<sup>59</sup> Allgemeine Zeitung des Judentums 18 (10. Juli 1854) Heft 28.

<sup>60</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 269.



1499 in Ulm wieder ansiedelten<sup>61</sup>. Dort starb er am 13. Juli 1857. Geboren wurde er am 21. Dezember 1789 in Hechingen. Seine Ehefrau Sophie Laemmle (Abb. 5) aus Kriegshaber bei Augsburg wurde am 27. Dezember 1838 in Laupheim begraben, als es in Ulm noch keinen jüdischen Friedhof gab<sup>62</sup>. Die drei abgebildeten Ölbildnisse stammen aus einer Zeit, zu der nur sehr wenige Zeugnisse von jüdischem Leben in Ulm erhalten sind. Es sind bisher überhaupt keine weiteren Porträts in Öl von Ulmer Juden vor 1918 bekannt. Gustav Maier wuchs in Ulm in guten Verhältnissen auf, ebenso sein Vater und Gustav Maiers Mutter, eine geborene Gugenheim. Die Ölporträts belegen, dass es bereits weit vor der Jahrhundertmitte wohlhabende Juden in Ulm gab.

Gustav Maier besuchte nach Elementarschule, Realschule und Gymnasium in Ulm zweieinhalb Jahre das Philanthropin in Frankfurt a. M., damals die beste jüdische Schule in Deutschland. Maier übersprang in Ulm an der Elementar-

<sup>61</sup> Engel (wie Anm. 56) S. 13.

<sup>62</sup> Nathanja Hüttenmeister: Der Jüdische Friedhof Laupheim. Laupheim 1998. S 1/7, 1838. Die Inschrift auf dem Grabstein ist bruchstückhaft überliefert und heute kaum mehr vorhanden, freundliche Mitteilung von Dr. Michael Koch vom 18. Dez. 2020.

schule zwei Klassen und an Realschule und Gymnasium eine weitere Klasse<sup>63</sup>. Der junge Gustav Maier erwies sich als hochbegabt. Zu Ostern 1860 verließ er in Frankfurt mit 16 ein halbes Jahr vor der Abiturprüfung die Schule. Vermutlich wurden dem Vater die Schul- und Pensionskosten<sup>64</sup> für den Sohn in Frankfurt in Höhe von über 1.000 Gulden jährlich zu viel<sup>65</sup>. Ohne Abitur, ohne Studium avancierte Gustav Maier dennoch bis 1881 zum brillanten Intellektuellen. Das Frankfurter Bildungserlebnis prägte Maier ein Leben lang<sup>66</sup> und ließ ihn vollends zum Autodidakten werden. Ursprünglich wollte der Vater Gustav Maier studieren lassen: *Aber es war nicht ganz Ernst damit. Hartnäckige Kopfschmerzen, die mich in der frühen Jugend heftig heimsuchten, in Verbindung des Rates des braven Hausarztes genügten, um den Lieblingswunsch zur Ausführung zu bringen, dass wir beide Brüder [Gustav und Hermann] zusammen die vorhandene Existenz, das väterliche Geschäft, übernehmen sollten*<sup>67</sup>. Später veranlasste dies Gustav Maier dazu, seine drei Söhne vollständig frei ihren Beruf wählen zu lassen. Vielleicht bereits 1875 wählte Maier die Lebensdevise *Immer aufwärts*<sup>68</sup>. Er meinte damit offensichtlich nicht nur materiellen Aufstieg durch geschäftlichen Erfolg, sondern auch bewusst idealistisch eine ethische Vervollkommenung der Menschen. Weder im preußisch-deutschen Obrigkeitstaat noch ab 1892 in der Schweiz war Maier mit seinen Zielen durchweg erfolgreich. Maier trat für friedliche Reformen ein. Damit ging er sehr vielen bürgerlichen Zeitgenossen viel zu weit.

Im Frühjahr 1860 kehrte Maier nach Ulm zurück. Dort machte er eine zweijährige Kaufmannslehre im Großhandels-Geschäft für Manufakturwaren des Vaters<sup>69</sup>. Gehandelt wurde ballenweise mit Textilstoffen. Schließlich wurde er Prokurist und war vor allem auf Reisen tätig<sup>70</sup>.

Maier engagierte sich anfangs für die großdeutsch ausgerichteten Demokraten der Volkspartei, die feindselig die preußenfreundlichen Kleindeutschen bekämpften. Er hörte in Ulm die führenden Politiker der württembergischen Demokratischen Volkspartei und hielt sie für *befähigte Männer*. Ende der 1860er Jahre interessierte sich Maier zunehmend für Politik. Seine Sympathie gehörte insbesondere Karl Maier (1819-1889), Julius Haussmann (1816-1889), Heinrich August Becher (1816-1890) und Ludwig Pfau (1821-1894) von der Volkspartei, die *durch Freiheit zur Einheit* kommen wollten. Die Devise der kleindeutschen Gegenströmung lautete dagegen *durch Einheit zur Freiheit*. Maier beschrieb eine Versammlung noch in den 1860er Jahren, auf der der Demokrat August Becher *am Schlusse einer Wahlrede plötzlich mit theatralisch eingelerntem Schwung sich eine über der Tribüne hängende grosse schwarz-rot-goldene Fahne um den*

<sup>63</sup> Elementarschule ab Herbst 1850, Realschule ab Herbst 1852, Gymnasium ab 1855, Bar Mizwa 1857, Philanthropin 1857 bis 1860; *Redlich* (wie Anm. 51) S. 11.

<sup>64</sup> In Pension bei P. Sabel, Hanauer Landstr. 9, *ebda.*, S. 10.

<sup>65</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 266.

<sup>66</sup> *Ebda.*, S. 1f.

<sup>67</sup> Gustav Maier, Zürich, 2. Juni 1903. In: GMA, Gustav und Hermann Maier: Auszug der Gustav Maier - Regina Maier-Briefe.- *Redlich* (wie Anm. 51) S. 19-23.

<sup>68</sup> Diese Worte sind der Büste von Gustav Maier eingeschnitten, welche er in Rom anfertigen ließ. Freundliche Mitteilung von Dr. Beatrice Marta Maier vom 17. Juni 2020.

<sup>69</sup> A 171 (Östlicher Münsterplatz 45), Ulmer Adressbücher 1842-1870.

<sup>70</sup> *Redlich* (wie Anm. 51) S. 11.

*Leib schläng, – natürlich unter enthusiastischem Beifallgebrüll<sup>71</sup>.* Ernst Engelberg kritisiert den Partikularismus der überwiegend süddeutschen Volkspartei, der die Schaffung einer gesamtdeutschen Volkspartei verhinderte<sup>72</sup>.

1866 gelang es Maier, sich vom Militärdienst für 600 Gulden freizukaufen, was damals üblich war. Um sich im Kriegsfall auch von der Landwehrdienstpflicht freizukaufen, gaben Vater und Sohn Maier 2.000 Gulden aus<sup>73</sup>.

1868 engagierten sich viele Ulmer für die Nationalliberalen. In einem Aufruf in der ‚Ulmer Schnellpost‘ unterstützten auch sieben Ulmer Juden den jüdischen Stuttgarter Sozialreformer Dr. Eduard von Pfeiffer (1835-1921)<sup>74</sup> in seinem Ulmer Wahlkampf um den Eintritt in das Zollparlament im März 1868: Kaufmann Max Dreyfus, Bankier Nathan Thalmessinger, Rechtsconsulent Lebrecht, Kaufmann Adolf Kuhn, Fabrikant Adolf Koblenzer, Kaufmann Gustav Maier, Maier Neuburger und Kaufmann Kosman Erlanger<sup>75</sup>. Führer der Nationalliberalen war Gustav Maier zufolge Rechtsanwalt Dr. Isak Lebrecht<sup>76</sup>. Gustav Maier berichtet, er habe zum Missbehagen des Vaters einfach die Aufrufe beider Seiten unterzeichnet, als der Vater verreist war<sup>77</sup>.

Seit dem 31. Dezember 1861 war es in Württemberg auch Juden möglich, als Abgeordnete in den Landtag gewählt zu werden. Pfeiffers Vater, ein Bankier in Stuttgart, erwarb so viel Reichtum, dass sein Sohn sich ganz der Sozialreform als seiner Vorliebe widmen konnte<sup>78</sup>. Pfeiffer kandidierte für die Nationalliberalen bei der Landtagswahl am 8. Juli 1868 als Abgeordneter Ulms für die Zweite Kammer des Landtags. Nun wurde er von Rechtsconsulent Isak Lebrecht und Nathan Thalmessinger unterstützt, neben denen acht nichtjüdische Ulmer genannt werden<sup>79</sup>. Pfeiffer wurde mit 1.681 gegen 1.478 Stimmen für Dr. Philipp Ludwig Adam (1813-1893)<sup>80</sup> gewählt<sup>81</sup>, obwohl dieser von Oberbürgermeister Carl von Heim unterstützt wurde<sup>82</sup>. Bei der Landtagswahl 1870 siegte Pfeiffer erneut, diesmal gegen den großdeutsch orientierten Gymnasialprofessor Gustav Veesenmaier (1814-1901)<sup>83</sup> mit 2.208 zu 1.478 Stimmen<sup>84</sup>. 1906 wählten die Ulmer erneut einen jüdischen Deutschen in die Abgeordnetenkammer des Württembergischen Landtags, den Ulmer Rechtsanwalt Dr. iur. Albert Mayer (1855-1909)<sup>85</sup>, der jedoch für die Volkspartei antrat.

<sup>71</sup> Ebda., S. 5f.

<sup>72</sup> Ernst Engelberg: Bismarck. Urpreuße und Reichsgründer. Berlin 1998. S. 689-694.

<sup>73</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 7-9.

<sup>74</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 308f.

<sup>75</sup> USp 70 (29. März 1868).- Vgl. Engel (wie Anm. 56) S. 57.

<sup>76</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 270.- Dr. J. Lebrecht war mit Maier befreundet; Redlich (wie Anm. 51) S. 270.

<sup>77</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 4f.

<sup>78</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 656f.

<sup>79</sup> USp 157 (8. Juli 1868).

<sup>80</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 2-4.

<sup>81</sup> USp 160 (11. Juli 1868).

<sup>82</sup> Der Israelit Heft 34 (19. Aug. 1868).

<sup>83</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 441f.

<sup>84</sup> Ebda., S. 308.- Vgl. Michael Wettengel: Die Auseinandersetzungen um die Deutsche Frage in Ulm, 1866-1870. In: Wolfgang Mährle (Hg.): Württemberg und die Deutsche Frage 1866-1870. Politik - Diskurs - Historiografie (Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung 5). Stuttgart 2019. S. 155-184.

<sup>85</sup> Engelberg (wie Anm. 72) S. 266f. In C 130, 1. Stock Maier, G., Kaufmann (Firma A.I. Maier), 1. Stock; in C 128 hatte Gustav Adolf Tröglen sein Konditoreigeschäft, Ulmer Adressbuch von 1870.

Die Gründung des Kaiserreichs als preußisch-deutscher Obrigkeitsstaat erlebte man in Ulm im Januar 1871 gegensätzlich. Das großdeutsch eingestellte „Ulmer Tagblatt“ brachte die Meldung von der Kaiserproklamation am 18. Januar in Versailles überhaupt nicht, auch nicht in den drei folgenden Monaten. Dagegen wurde die Nachricht, dass man seit dem 18. Januar den König von Preußen als deutschen Kaiser Wilhelm I. als neues Staatsoberhaupt über sich hatte und ein zweites deutsches Kaiserreich gegründet worden war, durch die national-liberal orientierte „Ulmer Schnellpost“ berichtet<sup>86</sup>. *Die Kaiserproklamation bildete einen symbolisch überhöhten Schlusspunkt im Prozess der kleindeutschen Nationalstaatsbildung*<sup>87</sup>. In Württemberg lag die mit ihrem Programm unterlegene Volkspartei darnieder. Bei der Reichstagswahl wurde im März 1871 im Land kein einziger ihrer Kandidaten gewählt. Die Nationalliberalen bekämpften die Volkspartei und die als „Ultramontane“ bezeichneten Katholiken als nicht reichstreue Kräfte<sup>88</sup>.

Gustav Maier begeisterte sich während des deutsch-französischen Kriegs von 1870/71 für die deutschen Siege, die kleindeutsche Einigung Deutschlands und den Reichsgründer Otto von Bismarck (1815-1898). Nun trat er 1871 in die nationalliberale Partei ein. Maier zeigte sich von bedeutenden führenden Nationalliberalen beeindruckt. Er nannte Rudolf von Bennigsen (1824-1902), den jüdischen Juristen Eduard Lasker (1829-1884), den Juristen Franz August Freiherr Schenk von Stauffenberg (1834-1901), Joseph Völck (1819-1882) und den jüdischen Juristen und Bankier Ludwig Bamberger (1823-1899)<sup>89</sup>.

1870 übernahm Maier das väterliche Geschäft und zog in das Stütz'sche Geschäft im Haus Westlicher Münsterplatz 7 (C 130) um<sup>90</sup>. Nun knüpfte Maier zunehmend Kontakte zu Nichtjuden in der Stadt, darunter auch Freunde. Er integrierte sich so in die Ulmer Stadtgesellschaft und vervollkommnete sein aufgeklärtes Bewusstsein.

Wen sollte der hochbegabte, tüchtige Kaufmann Gustav Maier heiraten? Zwei freundliche Stiefmütter vermittelten die Ehe, nämlich Bertha Maier (geb. Röder aus Ansbach) aus Ulm und Laura Friedlaender (geb. Oettinger) aus Bromberg/Provinz Posen. Die beiden lernten einander 1871 in der Kur im böhmischen Franzensbad kennen durch Vermittlung der Schwester von Bertha Maier, Babette Brüll (geb. Röder<sup>91</sup>), die Laura Friedlaender bereits von einem Aufenthalt im Seebad Ostende her kannte. Die als Braut ausersehene 18-jährige Regina Friedlaender (1853-1936) wurde am 16. Februar 1853 in Wollstein in der preußischen Provinz Posen geboren<sup>92</sup>. Ihr Vater Dagobert Friedlaender (1826-1904) war Bankier in Bromberg. Er zog kurz darauf Erkundigungen ein und reiste schließlich selbst nach Ulm. Von der Familie Maier gewann er *den günstigsten Eindruck*,

<sup>86</sup> USp 19 (24. Jan. 1871) S. 75.- SchwM 16 (21. Jan. 1871).

<sup>87</sup> Friedrich Lenger: Industrielle Revolution und Nationalstaatsgründung (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte 15). Stuttgart 2003, S. 343.

<sup>88</sup> Wahlausfr der Deutschen Partei in Württemberg vom 5. Feb. 1871. In: USp 33 (21. Aug. 1871).

<sup>89</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 12.- Vgl. Engelberg (wie Anm. 72).- Ernst Engelberg: Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas. Berlin 1998.- Dieter Langewiesche: Liberalismus in Deutschland. Frankfurt a. M. 1998. S. 104-106.

<sup>90</sup> Redlich (wie Anm. 51) S. 10.

<sup>91</sup> Gedenkblatt (wie Anm. 53) S. 265.

<sup>92</sup> Waldemar Friedlaender: Dagobert Friedlaender (1826-1904). Ein Lebensbild. München 1908. S. 39.



Abb. 6 - Die Schwestern Regina (l.) und Hedwig Friedlaender, Öl, um 1871/72, 36 x 27 cm  
(Private Collection Wendy Edmonds, London UK).

wollte aber seine kaum 18 Jahre alte Tochter nicht so weit fort verheiraten, schrieb er Gustav Maiers Vater Aaron Isaak Maier nach Ulm<sup>93</sup>.

Am 9. November 1871 traf der 28-jährige Gustav Maier in Bromberg ein. Er hatte sich angemeldet und war rasch am Ziel: *Der lebhafte, hochbegabte junge Mann machte sofort auf alle einen ausgezeichneten Eindruck und gewann im Sturm alle Herzen. Schon nach zwei Tagen wurde Reginas Verlobung gefeiert*<sup>94</sup>.

---

<sup>93</sup> Ebda., S. 57.

<sup>94</sup> Ebda., S. 58.

Wann genau das qualitätvolle Pastellporträt der Schwestern Regina und Hedwig Friedlaender (1854–1923) (Abb. 6) geschaffen wurde, ist nicht überliefert. Auch kennt man den Künstler nicht. Die Schwestern sind einander zugetan. Ihre Mutter Pauline, geb. Friedmann, starb bereits 1864<sup>95</sup>. Beide Schwestern verbrachten wichtige Jahre ihres Lebens in Ulm, Regina von 1872 bis 1881, Hedwig von 1877 bis 1881. Die dem Schwesternporträt innewohnende Glücksvorheißung wurde auf Dauer nur Regina Maier, geb. Friedlaender, zuteil, aber nicht ihrer Schwester Hedwig. Die Rose in den Händen von Hedwig deutet wohl darauf hin, dass sie noch zu haben war. Das Porträt ist auf die Zeit nach Reginas Verlobung (11. November 1871) und vor ihrer Hochzeit (8. Mai 1872) zu datieren. Gustav Maier war im Dezember 1871 erneut zu Besuch in Bromberg<sup>96</sup>.

Die Hochzeit von Gustav Maier und Regina Friedlaender wurde am 8. Mai 1872 in Bromberg gefeiert<sup>97</sup>. Mit dabei war Gustav Maiers jüngerer Bruder Hermann Maier<sup>98</sup>: *Er war äusserlich eine schöne Erscheinung, gesellschaftlich ungemein gewandt, von liebenswürdigem und gewinnenden Wesen. Wer ihn kannte, konnte keinen Zweifel darüber haben, dass er hochbegabt war, besonders nach der künstlerischen Seite hin. Er besass vor allem ein hervorragendes musikalisches Talent und spielte hinreissend Klavier. [...] Auch die jungen Leute [Reginas Schwester Hedwig Friedlaender und Hermann Maier] waren schnell für einander entflammt, und als Hermann um Hedwigs Hand anhielt, gab Dagobert sofort sein Jawort.* Geheiratet wurde am 31. Mai 1874 in Berlin. Rückblickend bezeichnete Gustav Maier den Bruder als *leichtlebig*. 1870 zog der Bruder gegen den Willen des Vaters nach Hamburg, wo er als Warenagent lebte<sup>99</sup>. Dort verschuldete er sich zunehmend. Auch der bereits gegebene Kredit des Bruders Gustav Maier konnte ihn nicht mehr retten. 1877 kamen Großvater Dagobert Friedlaender und Gustav Maier nach Hamburg. Sie konnten Hermann Maier nur noch raten, Frau und Kind zu verlassen und auszuwandern. Das deutet darauf hin, dass Hermann Maier, wenn er in Hamburg geblieben wäre, wegen Bankrotts hätte bestraft werden können. Gustav Maier brachte Hedwig Maier und ihre Tochter Paula an einem finsternen Januarabend 1877 nach Ulm<sup>100</sup>. Es war ein Gebot der Familiensolidarität<sup>101</sup>, die Schwägerin und die Nichte aufzunehmen. Die arrangierte Ehe von Gustav und Regina Maier war glücklich bis zum Tod von Gustav, wohingegen das Glück in der Liebessehe von Hermann und Hedwig Maier nur von kurzer Dauer war. Die Trennung erfolgte bereits nach drei Jahren. Hermann Maier wanderte 1877 nach Neuseeland aus. Dort nahm er den Namen H. M. Lund an. Die Ehe mit Hedwig wurde am 14. Juli 1882 geschieden, fünf Jahre nach seiner Abreise<sup>102</sup> Lund lebte in Christchurch als anerkannter Pianist, Organist und vor allem als Musiklehrer. 1883 heiratete er eine eingewanderte Deutsche. Nach ihrem Tod heiratete er erneut, er hatte zahlreiche Kinder.

<sup>95</sup> Ebda., S. 50.

<sup>96</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 19.

<sup>97</sup> StadtA Ulm Familienregister.

<sup>98</sup> Geboren am 16. Aug. 1847 in Ulm; Gedenkblatt (wie Anm. 53) S. 51.

<sup>99</sup> GMA, Gustav Maier an seine Kinder, Zürich, 2. Juni 1902.- Gedenkblatt (wie Anm. 53) S. 21.

<sup>100</sup> Ebda., S. 21f.

<sup>101</sup> Rieber (wie Anm. 1).

<sup>102</sup> GMA, Notiz, S. 352.

1893 bereute es Gustav Maier, den Kontakt zum Bruder abgebrochen zu haben. Es war nicht der Geldverlust, sondern der Vertrauensverlust, der ihn lange Jahre erzürnte. Nun schrieb er von seiner *großen Sünde* im Handeln gegenüber dem Bruder. 1894 nahm er von Ägypten aus wieder Kontakt mit ihm auf<sup>103</sup>. 1907 versöhnten sich die Brüder, als die Maiers auf ihrer Weltreise nach Neuseeland kamen<sup>104</sup>. Genaueres ist darüber nicht überliefert. Die Kommunikation zwischen den Nachfahren Maier und Lund aber hält noch heute an.

Nach der Hochzeit wohnten Gustav und Regina Maier in Ulm zunächst am Westlichen Münsterplatz 7 (C 130)<sup>105</sup>. Dort kamen zwei Söhne zur Welt, 1873 der spätere Geologe Paul Ernst Maier, und 1875 Hans Arthur Maier, der als Kaufmann nach England auswanderte. Nachmieter war Jakob Koch (1850-1924)<sup>106</sup> mit Familie, der Bruder von Pauline Einstein<sup>107</sup>, geb. Koch (1858-1920), der Mutter von Albert Einstein: Danach wohnten die Maiers in der Donaustraße 5 (A 16)<sup>108</sup> und dann in der Kronengasse 4 (A 87) im Haus Krone im zweiten Stock<sup>109</sup>, also nur einen Steinwurf entfernt vom Haus Weinhof 19, wo Albert Einsteins Vater Hermann Einstein als Teilhaber der Bettfedernfabrik Israel & Levi tätig war<sup>110</sup>.

Nach dem Tod des Vaters schloss Gustav Maier 1875 das väterliche Geschäft<sup>111</sup>, auch weil ihm das überkommene Warenangebot nicht gefiel. Der Schwiegervater war offenbar Vorbild für Maiers Hinwendung zum Bankwesen. Anfang 1876 wurde Gustav Maier Agent der Ulmer Nebenstelle der Reichsbank. Diese Tätigkeit brachte auf Dauer zu wenig Ertrag für seine materiellen Bedürfnisse<sup>112</sup>.

Gustav Maier trat 1875 der Ulmer Freimaurerloge bei. Dies belegt, wie gut Maier in die Ulmer bürgerliche Gesellschaft integriert war. Offen bleibt, wann Rechtsanwalt Jakob Heß Freimaurer wurde. 1891 wird anlässlich seines 70. Geburtstags erwähnt, dass er Ehrenvorsitzender der Ulmer Freimaurer war und 1855 Gründer des Ulmer Israelitischen Lesevereins<sup>113</sup>.

Am Abend der Synagogeneinweihung am 13. September 1873 fiel Rechtsanwalt und Gemeinderat Dr. Robert Ebner (1831-1894)<sup>114</sup> (Abb. 7) durch seine Bankettrede als dezidierter Freund der Ulmer Israeliten auf: *Er sprach im Namen der bürgerlichen Collegien den Dank und die Anerkennung der Stadt [dafür] aus [...], dass es der Opferwilligkeit der Gemeindemitglieder gelungen sei, einen solchen Prachtbau herzustellen, an dem die Stadt gemeinsam mit ihren israelitischen Mitbürgern ihre Freude habe. Er sprach sich ferner dahin aus, dass die*

<sup>103</sup> GMA, Gustav Maier an seine Kinder, 7. Juni 1902.- Gedenkblatt (wie Anm. 53) S. 22f.

<sup>104</sup> Ebda., (wie Anm. 53) S. 21.

<sup>105</sup> Ulmer Adressbuch von 1873 und von 1876.

<sup>106</sup> Rieber (wie Anm. 1) S. 235.

<sup>107</sup> Ebda., S. 72 und S. 235.

<sup>108</sup> Ulmer Adressbuch von 1878.

<sup>109</sup> Ulmer Adressbuch von 1880.

<sup>110</sup> Rieber (wie Anm. 1) S. 61-65.

<sup>111</sup> GMA, Gustav Maier: Selbstbiographische Skizzen über Gustav Maier [1911].

<sup>112</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 20.

<sup>113</sup> Allgemeine Zeitung des Judentums 55 (10. April 1891) Heft 15.

<sup>114</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 76f.- Allerdings wurden in Württemberg 1876 nur acht Abgeordnete der Volkspartei gewählt, während die nationalliberale Deutsche Partei gestärkt aus der Wahl hervorging; Paul Sauer: Württemberg im Kaiserreich. Bürgerliches Freiheitsstreben und monarchischer Obrigkeitstaat 1871 bis 1918. Tübingen 2011. S. 66.- Erst in den 1890er Jahren spielte die Volkspartei in ganz Württemberg wieder eine starke Rolle, während sie zuvor nur 12 Abgeordnete im Landtag stellte, ebda., S. 61.



Abb. 7 - Grabmal  
Robert Ebner (1831-1894),  
Alter Friedhof Ulm  
(Foto: Christof Rieber).

*Israeliten Ulms durchaus keine Sonderstellung im staats- und gemeindlichen Leben einnehmen. Sich vielmehr als Deutsche, als Glieder des großen Ganzen fühlten und im Kriege wie im Frieden in allen öffentlichen Angelegenheiten wie im Geschäftsleben zum Besten der Gemeinde mitgewirkt haben. Kommentar der Zeitung dazu: Herr Dr. Ebner hat gewiss das allgemeine Urteil unserer christlichen Mitbürger ausgesprochen und erachten wir ein solches Zeichen von Bedeutung in einer Zeit, wo es von gewissen Seiten her an täglichen Schmähungen auf die Juden wieder nicht fehlt<sup>115</sup>.*

1876 kandidierte Rechtsanwalt und Gemeinderat Dr. Robert Ebner für die Volkspartei bei der Landtagswahl. Er siegte 1876 mit 1.629 zu 1.357 Stimmen gegen den nationalliberalen Kandidaten Kreisgerichtsrat August Landerer (1839-1918). Gustav Maier nannte neben seiner Person sechs weitere Wahlhelfer von Landerer: Dr. iur. Isak Lebrecht, Rechtskonsulent, Carl Ludwig Schall, Rechtskonsulent, Max Dreyfus, Kaufmann, Conrad Dietrich Magirus, Fabrikant. Friedrich Albrecht, Redakteur der ‚Ulmer Schnellpost‘, und Georg

---

<sup>115</sup> Allgemeine Zeitung des Judentums 37 (30. Sept. 1873) Heft 40.

Gagstätter, Gemeinderat<sup>116</sup>. Drei davon waren Juden: Max Dreyfus, Isak Lebrecht und Gustav Maier, der sich am Wahlkampf für Landerer beteiligte<sup>117</sup>. Nach der Wahl von 1876 hielt Gustav Maier auf der Versammlung der Nationalliberalen eine *Kapuzinerpredigt zur Beweinung der Wahlniederlage*, der zufolge Ebners Sieg auch durch das Werben um Stimmen aus dem Zentrum zu erklären sein könnte. Auch habe Kandidat Landerer das Wirtshaus *fast nur von außen gekannt. Selbstironisch formuliert Maier: Servil sind sie und große Schreier / Besonders dieser Reichsbank-Maier! Ihr ganzes Tun ist eitel Dunst / Und Unterschriftbetteln Ihre Kunst*<sup>118</sup>. 1882 und 1889 gewann Ebner die Wahl ohne Gegenkandidaten. Er behielt das Ulmer Landtagsmandat bis zu seinem Tod 1894. In späteren Jahren setzte sich Ebner für eine Verfassungsreform in Württemberg ein, vor allem für die Entfernung der privilegierten Mandatsträger aus der Abgeordnetenkammer. Realisiert wurde die Verfassungsreform allerdings erst zwölf Jahre nach Ebners Tod<sup>119</sup>.

Maiers vorgesetzte Behörde, die Reichsbankhauptstelle in Stuttgart, missbilligte entsprechend preußischen Traditionen Maiers parteipolitische Betätigung für die Nationalliberalen und drängte ihn dazu, diese aufzugeben. Maier beharrte aber auf seinem eigenen Weg. Die Tätigkeit für die Reichsbank ließ Maier viel Muße für nationalökonomische Studien, weil der Beruf anfangs nicht allzu anstrengend war<sup>120</sup>.

Mütter von Stand besuchten mit ihren heiratsfähigen Töchtern die Bälle der Museumsgesellschaft. Da war es etwas steif, aber meist waren Leutnants da. Maier ermahnte seine Schwester Therese nach einem Ball der Museumsgesellschaft. Er meinte, es erregte bereits in der ganzen Stadt Aufsehen, dass junge Leutnants vor dem Haus der Maiers anordnen würden, Musik zu spielen statt zu trommeln<sup>121</sup>.

Mehrfach verfasste Maier Gedichte zu den Bällen des Israelitischen Lesevereins, die für Ulms Juden zu den gesellschaftlichen Höhepunkten zählten<sup>122</sup>. Vereinszweck des Lesevereins war die *Förderung der jüdischen Interessen, Anschaffung von Büchern und Zeitschriften und die Pflege der Geselligkeit unter den Mitgliedern*<sup>123</sup>. Vereinslokal war der Gasthof Mohren am Weinhof, 1914 waren Vorstandsmitglieder Rechtsanwalt Salomon Moos I (1862-1944), Kassier: Kaufmann I. Klein, Bibliothekar: Rechtsanwalt Benno Gump, Beisitzer: Rechtsanwalt Ernst Moos III, Kaufmann Sigmund Hirsch. 1900 waren Mitglieder des Ausschusses Vorstand: Kaufmann Leopold Marx, Kassier: Kaufmann I. Klein, Bibliothekar: Rechtsanwalt Salomon Moos I. Weitere Mitglieder waren Kaufmann Eugen Levi (geb. 1860, zog nach 1900 nach Mannheim) und Alfred Gump<sup>124</sup>.

<sup>116</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 227f.

<sup>117</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 12.

<sup>118</sup> Ebda., S. 39-42.

<sup>119</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 76.

<sup>120</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 12.

<sup>121</sup> Ebda., (wie Anm. 9) S. 268.

<sup>122</sup> GMA, Maier, Gereimtes und Ungereimtes, September 1873, 11. März 1876, S. 36-38.

<sup>123</sup> Ulmer Adressbuch von 1914. S. 452.

<sup>124</sup> Ulmer Adressbuch von 1900. S. 311.

Am 13. Januar 1877 feierte man im Gasthaus *Baumstark* die Verabschiedung des Ulmer jüdischen Fabrikanten Max Neuburger<sup>125</sup>. Der reiche Webereifabrikant zog nach Stuttgart. Oberbürgermeister von Heim hielt eine Rede. Neuburger wurde ein Pokal überreicht. Hauptredner war Dr. Robert Ebner. Und im Zeitungsbericht wurde erwähnt, dass endlich wieder die Liberalen beider Richtungen, also Nationalliberale und Demokraten der Volkspartei, friedlich miteinander gefeiert hätten, *was auf eine bessere Zeit für alle liberalen Männer hoffen lasse*<sup>126</sup>.

Nun zu einer Ulmer Besonderheit: Im Juni 1877, also vier Jahre nach der Einweihung der Synagoge, stifteten 86 jüdische Stifter aus Ulm 1.300 Mark für den Ausbau des Ulmer Münsters<sup>127</sup>. Sie wollten anlässlich der Feier des Münsterjubiläums zum 500. Jahrestag der Grundsteinlegung nicht als Ulmer von minderem Rang dastehen. Es dauerte 21 Jahre, bis die Stiftungssumme 1898 für die Schaffung einer Skulptur eingelöst wurde. Der Ulmer Bildhauer Carl Federlin (1854-1939)<sup>128</sup> schuf die Statue des alttestamentarischen Propheten Jeremias als blockhafte, strenge Gestalt. Ihr Platz ist der erste nordwestliche Sockel im Hauptschiff des Ulmer Münsters (Abb. 8). Das Künstlerhonorar von 2.000 Mark<sup>129</sup> wurde durch Verzinsung des Stiftungsbetrags von 1877 bis zur Ausführung 1898 übertroffen. Es kommt 1877 noch etwas für die Forschung völlig Neues hinzu: Ulms Juden waren den evangelischen Christen in der Stadt dankbar, denn 1869 gab die *christliche* [d. h. die evangelische] *Gemeinde* einen Kredit in Höhe von 40.000 Gulden rückzahlbar binnen acht Jahren in Jahresraten von 5.000 Gulden, wofür jährlich ein Zins von 4 ½ Prozent zu entrichten war. Und dafür gab es dann sogar Lob von orthodoxen Juden. Sie vermuteten, auf evangelischer Seite sei der konservative Ulmer Oberbürgermeister Carl von Heim treibende Kraft für den Kredit gewesen<sup>130</sup>. Der Kredit sicherte knapp ein Drittel der Gesamtbaukosten für Synagoge und Gemeindehaus. Ob es ein derart einträgliches Miteinander zwischen der christlichen Mehrheitskirche und der Religionsgemeinschaft der jüdischen Minderheit auch anderswo in Deutschland gab, wäre zu überprüfen. Vor 1877 folgte die Stadt Heilbronn mit einem Kredit der städtischen Stiftungen an die Israelitische Gemeinde dem Beispiel Ulms. Zum Bau der Synagoge in Heilbronn lieh man 30.000 Gulden (51.400 Mark) mit einer Laufzeit von 25 Jahren und 4 % Zinssatz<sup>131</sup>.

Im Begleitschreiben erklärten die Spender 1877 ihre Motive: Mit dieser Stiftung wollen wir unsren Mitbürgern sowohl, als auch später[e]n Geschlechtern ein Zeugnis geben, wie auch wir im Verein mit allen Gliedern unseres städtischen

<sup>125</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 542; gestorben Stuttgart Nov./Dez. 1889, 1868 aktiver Wahlkämpfer für die Volkspartei, Freimaurer. Allgemeine Zeitung des Judentums 53 (26. Dez. 1889) Heft 52.

<sup>126</sup> Der Israelit 18 (14. Feb. 1877) Heft 7.

<sup>127</sup> Rieber (wie Anm. 1) S. 52-55.

<sup>128</sup> Ebda., S. 10.

<sup>129</sup> Freundliche Mitteilung von Gunther Volz (Ulm).

<sup>130</sup> Der Israelit 9 (28. April 1869) Heft 17; die jährliche Tilgungsrate betrug aus Plausibilitätsgründen 5.000 Gulden statt 500 Gulden im Bericht.

<sup>131</sup> Hans Franke: Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn. Vom Mittelalter bis zu der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgungen (1933-1945) (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 11). Heilbronn 1963. Um Korrekturen ergänzte Online-Version. Heilbronn 2009 / 2011. S. 71 <https://stadtarchiv.heilbronn.de/fileadmin/daten/stadtarchiv/online-publikation/03-vr-11-franke-juden-inheilbronn.pdf> (Zugriff: 28.12.2020).



Abb. 8 - Jeremias-Statue von Carl Federlin im Ulmer Münster, 1898 (Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm. Foto: StadtA Ulm).

*Gemeinwesens nicht nur am Gedeihen unserer Stadt in der Gegenwart eifrig mitarbeiten, sondern auch ihrer großen Vergangenheit in politischer und künstlerischer Beziehung ein warmes Herz entgegenbringen<sup>132</sup>.* 86 Ulmer Juden stifteten zusammen 1.300 Mark<sup>133</sup>. Das war mehr als die Hälfte des Baukostenzuschusses der Stadt Ulm von 2.000 Mark zum Synagogenbau im Jahr 1873. Die Inschrift an der Konsole *Stiftung der Israelit[ischen] Gemeinde Ulm* wurde erst nach 1945 angebracht<sup>134</sup>.

Träger der Stiftung der Jeremias-Statue war das Stiftungs-Comité und eben nicht, und das ist neu, die gesamte Ulmer Israelitische Gemeinde. Unter den jüdischen Stiftern befanden sich 1877 Albert Einsteins Vater Hermann Einstein (1847-1902) und sein ältester Ulmer Onkel August Einstein (1841-1911). Hinzu kam als Mitglied des Stiftungs-Comités Onkel Kosman Dreyfus. Zum Comité gehörte auch Moses Levi (1829-1902), der zusammen mit Hermann Einstein Teilhaber der Bettfedernfabrik Israel & Levi im Haus Weinhof 19 war.

<sup>132</sup> Münsterblätter 1 (1878) S. 23. Das Figurenprogramm für die Skulpturen lag bereits im Januar 1877 fest; Hubert Fink: Restaurierung und Ausbau des Münsters. In: Hans Eugen Specker (Hg.): Ulm im 19. Jahrhundert. Aspekte aus dem Leben der Stadt. Zum 100. Jahrestag der Vollendung des Ulmer Münsters. Begleitband zur Ausstellung. Ulm 1990. S. 13-104. Hier: S. 65.

<sup>133</sup> Hans Eugen Specker (Hg.): Einstein und Ulm. Festakt, Schülerwettbewerb und Ausstellung zum 100. Geburtstag von Albert Einstein. Ulm 1979. S. 58.- Rieber (wie Anm. 1) S. 53f.

<sup>134</sup> Ebda., S. 52-54.

Moses Levis Mitgliedschaft im Ulmer Stiftungs-Comité von 1877 belegt im Kontext mit den Gewerbesteuerzahlungen, dass er und sein Mitteilhaber Hermann Einstein zu den jüdischen Ulmern gehörten, die ein deutlich überdurchschnittlich hohes Einkommen hatten<sup>135</sup>. Die Comité-Mitglieder gehörten mit Ausnahme von Kosman Dreyfus zur wirtschaftlichen Elite der Ulmer Juden. Nicht die Israelitische Gemeinde verwaltete das Stiftungsgeld, sondern das Stiftungs-Comité. Das Geld deponierte vermutlich das Comité-Mitglied Leopold Thalmessinger (1822-1894), der der Ulmer Bankiersfamilie Thalmessinger angehörte. Weitere Comité-Mitglieder waren Kaufmann Immanuel Stern (1810-1878) und schließlich der Agent der Reichsbank Gustav Maier (1844-1923). An den Wahlen zum Israelitischen Kirchenvorstand beteiligte sich Maier fast immer, nur 1874 und 1875 nicht<sup>136</sup>.

1877 erschien Maiers Rede zum Münsterjubiläum vor den Ulmer Freimaurern in gedruckter Form<sup>137</sup>. Maier gab einen historischen Abriss. Schon 1877 war Maier Privatgelehrter und nicht nur Bankier. Maiers Onkel, der jüdische Arzt Dr. Isaak Röder<sup>138</sup> (Abb. 9), wurde 1877 als eines von 53 Mitgliedern der Ulmer Freimaurerloge ‚Carl zu den drei Ulmen‘ genannt. Zu Röders Beerdigung am 9. Juni 1883 kamen Vertreter der Staatsbehörden, der bürgerlichen Kollegien, viele Offiziere und sein aus Frankfurt a. M. angereister Neffe Gustav Maier. Dieser nahm die für Freimaurer übliche Grabsweihe vor<sup>139</sup>.

1877 stifteten fünf Ulmer Freimaurer die Kindertagesstätte ‚Ulmer Krippe‘. Am 20. Dezember 1876 erging ein *Circulare-Aufruf*, worin um Spenden gebeten wurde. Er fand 160 Unterschriften. Im provisorischen Comité saßen fünf Ulmer Bürger, die alle Freimaurer waren, nämlich Kaufmann Richard Allgöwer (1838-1915), Reichsbank-Agent Gustav Maier, Hutfabrikant Friedrich Mayser sen. (1840-1907), Major August von Reinhardt (1827-1907) und Dr. med. Isaak Röder (1808-1883)<sup>140</sup>. August von Reinhardt war von 1876 bis 1881 Meister vom Stuhl und wurde später württembergischer Generalmajor<sup>141</sup>. Richard Allgöwer war später Meister vom Stuhl, Mitglied des Ulmer Gemeinderats und Ehrenmitglied der Liedertafel. Beruflich tätig war er im Vorstand der Gewerbebank Ulm. Gustav Maier war seit 1875 Mitglied der Ulmer Freimaurer-Loge und wurde später zum Ehrenmitglied ernannt. Dr. med. Isaak Röder, der Onkel von Gustav Maier, war in Ulm auch als Armenarzt tätig. Er trat 1877 der Ulmer Freimaurerloge bei. In der Festschrift von 1977 wird nicht angegeben, von welchem

---

<sup>135</sup> Bettfedernfabrik Israel & Levi, Ulm: Steuer-Capital bei Gründung des Geschäfts 22.567 Mark, 1878 und 1879 je 18.417 Mark, 1880 und 1881 je 14.360 Mark.- StadtA Ulm B 961/21, 16, I. Bd. S. 300, Steuer-Cataster.

<sup>136</sup> StadtA Ulm B 377/01 Nr. 3, Isr. Kirchenvorstandswahlen.

<sup>137</sup> Gustav Maier: Geschichte der Freimaurerei in Ulm. Festschrift zu dem aus Anlass des 500-jährigen Münster-Jubiläums Ulm 1877 am 1. Juli 1877 in Ulm gemeinsam abgehaltenen Johannifeste der schwäbischen Logen. Im Auftrage der schwäbischen Logen der [rectangle symbol] Carl zu den drei Ulmen bearbeitet. Als Ms. gedr. Ulm [Druck bei Gebr. Nübling] 1877. Verleger war noch der liberale Vater Ernst Nübling (1810-1878) und nicht der antisemitische Sohn Eugen Nübling.

<sup>138</sup> StadtA Ulm G 2 Röder, Dr. med. Isak.

<sup>139</sup> UTbl 157 (10. Juli 1883).

<sup>140</sup> 100 Jahre Verein Krippe Ulm e.V. 1877-1977. Ulm 1977. S. 9 und S. 12.- StadtA Ulm G 6 VII 2.1.21 Verein Krippe e.V.

<sup>141</sup> LEO-BW: August Reinhardt,  
[https://www.leo-bw.de/web/guest/detail/-/Detail/details/PERSON/wlbblb\\_personen/128069082/person](https://www.leo-bw.de/web/guest/detail/-/Detail/details/PERSON/wlbblb_personen/128069082/person)  
(Zugriff: 25.01.2021).



Abb. 9 - Foto  
Dr. med. Isak Röder (1808-1883)  
(StadtA Ulm).

der fünf Männer die Initiative für die Gründung der ‚Krippe Ulm‘ ausging. Dafür ist am ehesten Gustav Maier zu vermuten, weil er ein engagierter Sozialreformer war. Dass er seinen Onkel, den Armenarzt Isaak Röder, auf seiner Seite hatte, ist anzunehmen. Wichtiger ist: es gab in Ulm 1877 so gut wie gar keine jüdischen Fabrikarbeiterinnen. Maier und Röder engagierten sich somit für das Lindern von sozialen Nöten von christlichen Fabrikarbeiterinnen. Sie übernahmen Verantwortung für soziale Probleme der gesamten Stadtgesellschaft. Spender gewann man offensichtlich durch zwei Argumente: Es gab in Stuttgart bereits seit 1868 eine entsprechende Einrichtung. Außerdem wirkte man zwei unerwünschten Effekten entgegen: Die Kinder wurden über Nacht und am Sonntag in die Hände der Mütter gegeben, und es waren für jeden Tag zehn Pfennig Gebühr zu entrichten, damit sich die Frauen nicht ihren mütterlichen Pflichten entzogen. Auch bei verheirateten Frauen ging man davon aus, dass sie und ihre Männer so wenig verdienten, dass die armen Familien auf den Verdienst der Frauen angewiesen waren<sup>142</sup>. Durch Veranstaltungen warb man Spenden für die Krippe. Bei einer Veranstaltung trat Gustav Maiers Ehefrau Regina Maier im Ulmer Theater auf und rezitierte einen von ihm gereimten Text. Darin hieß es: *Die Kinder, pflegt, schafft für die Zukunft Rat / Und hilft der Gegenwart das Ziel erreichen: / Des Lebens Ungunst milde auszugleichen*<sup>143</sup>.

<sup>142</sup> 100 Jahre Verein Krippe Ulm (wie Anm. 140) S. 10.- StadtA Ulm G 6 VII 2.1.21 Verein Krippe e.V.

<sup>143</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 51f.

Die Einrichtung begann am 20. August 1877 im ersten Stock des heute noch erhaltenen Hauses Sattlergasse 4 (A 149), das der Stadtgemeinde gehörte<sup>144</sup>, und wurde 1902 im neu gebauten Haus Langestr. 38 weitergeführt und 1912 in die Basteistraße 11 verlegt, wo man auch einen Garten hatte<sup>145</sup>. Nach der Zerstörung 1944 baute man die Krippe 1953 neu in der Weststadt wieder auf (Schillstraße 44). Dort besteht die ‚Ulmer Krippe‘ als Kindertagesstätte heute noch. Von Anfang an wurde sie von der Evangelischen Kirche betrieben. Träger ist heute der Verein ‚Ulmer Kinderkrippe Ulm e. V.’<sup>146</sup>. Noch eine weitere wohltätige Aktion ging von den Ulmer Freimaurern aus. Im strengen Winter 1878/79 organisierten einige Freimaurer-Freunde eine ‚Dockenkomödie‘, also ein Puppentheater. Im alten Gymnasium gab es mehrere Vorstellungen. Vom Erlös wurde Brennholz angeschafft, das die Stadtverwaltung unter den Armen verteilt<sup>147</sup>. Maier war bei den Freimaurern Kassier des von ihm gegründeten ‚Unterstützungsvereins‘ für soziale Zuwendungen<sup>148</sup>.

Im Wendejahr 1878 verließ Gustav Maier die Nationalliberalen wegen Bismarcks Schutzzollpolitik und der damit verbundenen Abkehr von der Freihandelspolitik. Er unterstützte fortan wieder die Volkspartei, denn die Kandidatenaufstellung der Nationalliberalen für die Reichstagswahl befremdete ihn. Ursprünglich war als nationalliberaler Kandidat der freisinnige Ellwanger Landgerichtsrat Friedrich Ludwig Gaupp (1832-1901) gewählt<sup>149</sup>. Nachträglich wurde aber neu entschieden. Nach dem zweiten Attentat auf Kaiser Wilhelm I. machte sich Hysterie breit. Es kam zu einem konservativen Ruck nach rechts<sup>150</sup>. Eine heimlich betriebene Vertrauensmännerversammlung, die auch Gustav Maier besuchte, übertrug an Gaupps Stelle die nationalliberale Kandidatur an den Ulmer Oberbürgermeister Carl von Heim (1820-1895). Dieser gehörte der Freikonservativen Partei an und wurde nach 1877 erneut 1878 als Reichstagsabgeordneter für Ulm gewählt<sup>151</sup>. Faktisch verzichteten 1878 die Nationalliberalen auf eine eigenständige Kandidatur, weil sie eine empfindliche Niederlage fürchteten. Zum Vergleich: In Stuttgart rettete 1878 der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Julius Hölder (1819-1887) sein Mandat nur dadurch, dass er zusagte, der zweiten Sozialistengesetzvorlage zuzustimmen, die als Ausnahmegesetz konzipiert war, was das liberale Prinzip der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz verletzte<sup>152</sup>. Dieter Langewiesche hat in Bezug auf Julius Hölder zu Recht vom *Zerfall des Liberalismus*<sup>153</sup> gesprochen. Gustav Maier bewertete kritisch, was 1878 in Ulm geschah: *Mit allen Mitteln wurde nun von oben her gearbeitet, um gegenüber*

<sup>144</sup> Ebda., S. 15.

<sup>145</sup> Ebda., S. 31-33.

<sup>146</sup> Ebda., S. 9-12.- Ulmer Kinderkrippe e.V.; Kindertagesstätte seit 1877: [www.ulmer-kinderkrippe.de](http://www.ulmer-kinderkrippe.de) (Zugriff: 15.07.2020).

<sup>147</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 54.

<sup>148</sup> Ebda., S. 56.

<sup>149</sup> Ebda., S. 16. Gaupp wurde für die Wahlperiode 1874-1877 im Wahlkreis Reutlingen-Tübingen-Rottenburg als nationalliberaler Kandidat in den Reichstag gewählt; Rudolf Pohle: Gaupp, Ludwig. In: NDB 6 (1964) S. 100.

<sup>150</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 15f. Vgl. Rieber (wie Anm. 1) S. 155-158.

<sup>151</sup> Raberg (wie Anm. 14) S. 158f.

<sup>152</sup> Rieber (wie Anm. 1) S. 156-163.

<sup>153</sup> Ebda.- Dieter Langebiesche (Hg.): Das Tagebuch Julius Hölders. 1877-1880. Zum Zerfall des politischen Liberalismus in Württemberg und im deutschen Reich. Stuttgart 1977. S. 111-113.- Langebiesche (wie Anm. 89) S. 197-199.

*der liberalen Volksrichtung konservative Vertreter in den Reichstag zu bringen*<sup>154</sup>. Wenige Tage darauf erklärte Maier schriftlich seinen Parteiaustritt. Für ihn waren politische Prinzipien wichtiger als der Ausbau des persönlichen Einflusses. Fortan schloss er sich keiner Partei mehr an<sup>155</sup>.

Das Pendel schlug 1878 nach rechts aus. Gegen den allgemeinen Trend gewann jedoch bereits 1881 ein Volkspartei-Kandidat den Wahlkampf bei der Reichstagswahl für den Wahlkreis 14 Geislingen-Heidenheim-Ulm. Allerdings ging dieses Mandat bei den Reichstagswahlen 1884 und 1887 wieder an die Nationalliberalen verloren, bis 1890 und von 1894 bis 1914 erneut der Volkspartei-Kandidat siegte. 1893 beteiligte sich Gustav Maier am Reichstagswahlkampf, weil er den erkrankten Redakteur der ‚Ulmer Zeitung‘ vertrat. Das erwies sich als zweifelhaftes Unternehmen. Trotz alledem gelang es der Volkspartei zwischen 1876 und 1909 durchgehend, bei Landtagswahlen ihren Kandidaten durchzusetzen, Rechtsanwalt Robert Ebner, Hutfabrikant Friedrich Mayser (1840-1907) und den jüdischen Ulmer Rechtsanwalt Dr. Albert Mayer. Danach konnte die Volkspartei keinen langjährigen Gemeinderat als Kandidaten präsentieren wie bei Ebner, Mayser und Mayer, und prompt siegte 1909 der Kandidat der nationalliberalen Deutschen Partei, der Industrielle Philipp Wieland (1863-1949)<sup>156</sup>. Nur wer sich zuvor bereits kommunalpolitisch bewährte, hatte eine Chance, gewählt zu werden. Dieses Kriterium war wichtiger als die Frage, ob ein Kandidat der Volkspartei oder der Deutschen Partei angehörte.

Bis 1878 besuchte Maier in Ulm *gelegentlich heimlich* Versammlungen von sozialdemokratischen Agitatoren. Er bezeichnete sie als *meistens ziemlich rohe Kerle, welche heftige Hetzreden hielten*<sup>157</sup>. Er habe sich schon damals für die Sozialdemokratie interessiert. Das Bismarck’sche Sozialistengesetz (1878-1890) nannte der freisinnige Gustav Maier *verbängnisvoll, weil man geistige Bewegungen nicht durch Polizeimaßregeln bändigen kann*. Die Unterdrückung habe die Sozialdemokratie in den Folgejahren in ihrem Wachstum gefördert<sup>158</sup>. Bereits 1860 hörte Maier als 16-jähriger Schüler in Frankfurt a. M. Vorträge des späteren Sozialdemokraten Ferdinand Lassalle<sup>159</sup>.

In einem launigen Gedicht zu Fastnacht 1880 beschrieb Gustav Maier die enge Freundschaft, die Albert Einsteins Eltern, ihn selbst und seine Frau Regina Maier verband. Man betrieb bei den Einsteins in der Bahnhofstraße 20 und bei den Maiers in der Kronengasse 4 einen *Spielklub*. Ausgeschlossen blieb eine eifersüchtige Verwandte aus der Frauenstraße. Zweifellos war Clementine Marx, geb. Einstein, damit gemeint. Sie wohnte im Haus Frauenstraße 34 und war eine klatschfreudige Frau<sup>160</sup>.

---

<sup>154</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 16.- Vgl. Ernst Engelberg: Bismarck. Sturm über Europa. München 2014. S. 635-637.

<sup>155</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 16.

<sup>156</sup> Michael Wetten: Wieland, Philipp Jakob. Aufsichtsratsvorsitzender der Wieland-Werke und Politiker. In: Maria Magdalena Rückert (Hg.): Württembergische Biographien unter Einbeziehung hohenzollerischer Persönlichkeiten. Bd. III, im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Stuttgart 2017. S. 252-254.

<sup>157</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 13.

<sup>158</sup> Ebda., S. 15.- Vgl. Engelberg (wie Anm. 73) S. 636-640.

<sup>159</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 13.

<sup>160</sup> Gedenkblatt (wie Anm. 53) S. 82 und S. 85 (Kleinstadtsorgen). Clementine Marx geb. Einstein war eine Schwester von Rudolf Einstein in Hechingen und die Schwägerin von dessen Frau Fanny geb. Koch; Rieber (wie Anm. 1) S. 39, 56, 72, 156.

Maier hielt in Ulm viele Vorträge zu Wirtschaftsthemen<sup>161</sup>. Mit jungen Kaufleuten gründete er Mitte der 1870er Jahre den freihändlerischen Ulmer ,Kaufmännischen Verein'<sup>162</sup>. Maier zählte zu den Vorkämpfern der Schiffbarmachung der Donau bis Ulm, namentlich der Einrichtung der Kettenenschiffahrt<sup>163</sup>. Die Ulmer Delegation fuhr 1880 mit der Eisenbahn nach Linz und von dort aus mit einem Schiff der Donaudampf-Schifffahrtsgesellschaft nach Wien<sup>164</sup>. Am 8. Mai 1880 sprach der versierte Redner Gustav Maier für Ulm auf dem „Donautag“ in Wien, weil der damalige Ulmer Handelskammerpräsident Conrad Dietrich Magirus (1824-1895) sich nicht traute, vor unerwartet großem Publikum vorzutragen. Magirus habe ihn am Vorabend gebeten, an seiner Stelle die Rede für Ulm zu halten. Maier berichtete, seine einstündige Rede sei ein voller Erfolg gewesen und in der Wiener Presse sehr positiv besprochen worden. Nach der Rede besuchte ihn der österreichische Handelsminister Anton von Banhans (1825-1902) im Hotel zu einem längeren Einzelgespräch<sup>165</sup>. Maier war viele Jahre ständiger Mitarbeiter der ‚Ulmer Schnellpost‘, aber ohne Honorar, weil er seine Unabhängigkeit wahren wollte<sup>166</sup>.

Im Oktober 1880 starb plötzlich der bisherige Sekretär der Ulmer Handelskammer. Maier wurde von seinen Freunden zur Kandidatur aufgefordert. Er sah sich zu der Kandidatur berechtigt, weil er seit Jahren die *rechte Hand* seines Freundes, des Kammerpräsidenten Conrad Dietrich Magirus, gewesen sei. Außerdem versprach er sich von dem Amt eine große und nützliche Wirksamkeit. Zur Wahl bedurfte Maier des Vorschlages durch ein anderes Mitglied, weil er selbst Mitglied war. Als zweiter Jude gehörte Kosman Dreyfus dem Vorstand an<sup>167</sup>. Maier stieß auf Widerstand einer *Anzahl von klein denkenden und auf [s] einen Einfluss eifersüchtigen Kollegen*. Jetzt zahlte Maier für den Austritt aus der nationalliberalen Partei. Ein *unbedeutender Rechtsanwalt* wurde an seiner Stelle als Sekretär gewählt. Maier reagierte mit Bitterkeit<sup>168</sup>. Er war kein gewiefter Politiker wie später Rechtsanwalt Dr. Robert Hirsch. Er glaubte an die Macht der Argumente. Mit seiner intellektuellen Brillanz wollte er sich offenbar auch dann nicht zurückhalten, wenn dies opportun war. Die mittelgroße Stadt Ulm war für den scharfsinnigen Intellektuellen zu *eng*<sup>169</sup> geworden. Nun entschloss sich Maier, *obgleich schweren Herzens*, dazu, seine *Vaterstadt Ulm* zu verlassen. Maier bezeichnet seine Nichtwahl als äusseren *Anlass* dafür. Die Position als Handelskammer-Sekretär hätte ihm gute Zusatzeinkünfte gebracht, vereinbar mit seiner Tätigkeit für die Reichsbank. Die Bezahlung für letztere

<sup>161</sup> GMA, handschriftliches Manuskript mit 49 Seiten zum Thema ‚Über Nationalökonomie und die sozialen Zustände der Gegenwart. Nach einem Vortrage gehalten im kaufmännischen Verein Ulm im Dezember 1874‘.

<sup>162</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 13f.- Gleichzeitig war er Sekretär im Handelsverein, dessen Vorsitz Conrad Dietrich Magirus innehatte, Ulmer Adressbuch von 1878. S. 148.- Ulmer Adressbuch von 1880. S. 138.- Nachfolger als Sekretär war Rechtsanwalt Hetzel, Ulmer Adressbuch von 1883. S. 158.

<sup>163</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 87f.

<sup>164</sup> Ebda., S. 17f.

<sup>165</sup> Ebda., S. 18f.- Vgl. Österreichische Nationalbibliothek:  
ANNO, anno.onb.ac.at/annosuche/# searchMode=simplefrom=1 (Zugriff: 06.07.2020); freundlicher Hinweis von Dr. Wolf-Henning Petershagen (Ulm).

<sup>166</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 87f.

<sup>167</sup> Ulmer Adressbuch von 1880. S. 138.

<sup>168</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 21.

<sup>169</sup> Redlich (wie Anm. 51) S. 16.

war ja für seine Bedürfnisse nicht ausreichend. Eine Beförderung innerhalb der Reichsbank war damals unmöglich<sup>170</sup>. Aus Maiers Sicht hatte der Blaubeurer Kommerzienrat Lang die Mehrheit für den Gegenkandidaten organisiert<sup>171</sup>.

Am 13. und 14. April 1881 berichtete das „Ulmer Tagblatt“, dass der Vertreter der Ulmer Reichsbank-Nebenstelle Gustav Maier zum Direktor der Deutschen Handelsgesellschaft in Frankfurt a. M. berufen wurde<sup>172</sup>. Maiers Karrieresprung war Stadtgespräch. Einer von Maiers Ulmer Freunden war Dr. Friedrich Albrecht, der Redakteur der nationalliberalen „Ulmer Schnellpost“, der zu Maier auch nach dessen Austritt aus der nationalliberalen Partei stand<sup>173</sup>. Ironisch kommentierte er die Nichtwahl Maiers zum Sekretär der *Handelskammer*: [...] und es büßt – o Jammer – / Hier die Handelskammer / Ihren letzten Opponenten ein<sup>174</sup>.

Gustav Maier zog nach Frankfurt a. M.<sup>175</sup>. Dort war er von Frühjahr 1881 bis 1885 Direktor der Bank mit dem Namen „Deutsche Handelsgesellschaft“ in Frankfurt a. M.<sup>176</sup>. Seine Aufgabe bezeichnete er als *schwierig*<sup>177</sup>, allerdings konfrontierte sie ihn mit Fragen der nationalen und internationalen Wirtschaft. 1882 kam in Frankfurt a. M. der dritte Sohn von Gustav und Regina Maier zur Welt, Johann Wolfgang, genannt Hans. Er wurde später Professor für Psychiatrie an der Universität Zürich.

In Frankfurt fand Maier intellektuell ebenbürtige Gleichgesinnte, mit denen er Fragen der Wirtschaftspolitik diskutierte. Man erörterte beispielsweise Schriften von Karl Marx (1818-1883), Johann Karl Rodbertus (1805-1875), des Begründers des bürgerlichen Staatssozialismus, und des Sozialreformers Henry George (1839-1897). Die Mitglieder des Lesekreises kamen *aus allen politischen Lagern*<sup>177</sup>. Dies störte Maiers Geldgeber: *Unsere Zusammenkünfte blieben nicht unbemerkt, und nach der kleinlichen Auffassung jener Zeit wurde ich mehrfach von plutokratischen Mitgliedern unseres Aufsichtsrats an der Börse darauf aufmerksam gemacht, dass es doch unserem Institut schaden könne, wenn der Direktor mit Sozialdemokraten zusammenkomme. Ich ließ mich durch diese spießbürgerlichen Anschauungen nicht beirren und nahm auch keinen Anstand bei Reichstagswahlen, wenn es sich um eine Stichwahl zwischen National-Liberalen und Sozialdemokraten handelte, unter ganz offenem Bekenntnis meine Stimme für die letzter[e]n abzugeben. Aber von der sozialdemokratischen Partei habe ich mich grundsätzlich immer ferngehalten, weil mir ihr Prinzip des Klassenkampfes in der Seele widerstrebte. So ist denn auch die Prophezeiung niemals in Erfüllung gegangen, die mir später bei einer Diskussion im „Arbeiterverein Eintracht“ in Zürich einmal [August] Bebel zurief: „Warten Sie nur, Herr Maier, Sie kommen auch noch zu uns.“*

<sup>170</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 21.

<sup>171</sup> GMA, Maier: Gereimtes und Ungereimtes, S. 78.

<sup>172</sup> UTbl 86 (13. April 1881) und 87 (14. April 1881).

<sup>173</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 92-96.

<sup>174</sup> Ebda.

<sup>175</sup> Wohn- und Geschäftsadresse war Goetheplatz 5, Direktor Maier wohnte im zweiten Stock; Rudolf Moos: Journey of hope and despair. Ed. by Hans Hugo Moos. Vol. 1. 2010, S. 100.- Mainzer Straße 43, Adress-Buch Frankfurt von 1891, Umzug nach dort 1884; Maier (wie Anm. 9) S. 15.

<sup>176</sup> Ebda. Die Gesellschaft war damals gerade durch eine schwere Katastrophe in Amerika betroffen, ebda., S. 21.

<sup>177</sup> Ebda., S. 22.

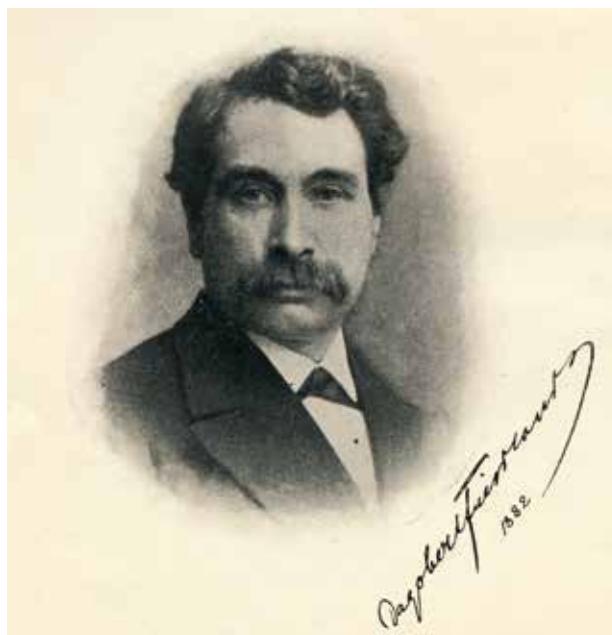


Abb. 10 -  
Dagobert Friedlaender  
(1826-1904), Gustav  
Maiers Schwiegervater  
(aus: *Friedlaender*,  
[wie Anm. 92] S. 1).

1882 zog Maiers Schwiegervater Dagobert Friedlaender (Abb. 10) nach Frankfurt a. M.<sup>178</sup>. Vorher hatte er ab 1858 in Bromberg Karriere als Bankier gemacht<sup>179</sup>, Vorsteher der Jüdischen Gemeinde Bromberg 1858-1871, als Stadtrat ab 1871<sup>180</sup> und ab 1874 als Mitglied des Preußischen Herrenhauses für Bromberg<sup>181</sup>. Seit 1879 wurde Friedlaender Opfer einer Hetzjagd. Er sah sich derart heftigen antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt, gepaart mit Missgunst von oben und einem Disziplinarverfahren<sup>182</sup>, dass er Bromberg verließ, ohne den dort vorhandenen beträchtlichen Besitz aufzugeben. In keinem der Anklagepunkte erhielt die Gegenseite am Ende vor Gericht recht<sup>183</sup>. Die Kampagne gegen Friedlaender war Teil der Pressionen, die in Preußen gegen die Nationalliberalen eingesetzt wurden, um die politischen Gewichte nach rechts zu verschieben. Waldemar Friedlaender urteilte, sein Vater habe dadurch sein Leben gerettet, dass er Bromberg verließ und nach Frankfurt zog. Der Vater habe auf dem Höhepunkt der juristischen Auseinandersetzungen in Frankfurt im Juni 1882 an einer *Gesichtsrose* gelitten<sup>184</sup>.

1881 waren die Maiers nach Frankfurt übersiedelt. Dort starb am 12. Oktober 1884 Dagobert Friedlaenders zweite Frau Laura Friedlaender. Nun zogen Hedwig Maier und Tochter Paula zum verwitweten Vater. Auch später in der Villa Breitenstein in Ermatingen (Kanton Thurgau), blieben Hedwig und Paula an seiner Seite. Nach des Vaters Tod lebte Hedwig Maier in Frankfurt a. M., wo

<sup>178</sup> *Friedlaender* (wie Anm. 92) S. 64f. und S. 68-79.

<sup>179</sup> *Ebda.*, S. 48-56.

<sup>180</sup> *Ebda.*, S. 57.

<sup>181</sup> *Ebda.*, S. 59f.

<sup>182</sup> *Ebda.*, S. 67-79.

<sup>183</sup> *Ebda.*, S. 78f.

<sup>184</sup> *Ebda.*, S. 70.

sie am 1. Juli 1923 starb<sup>185</sup>. 1896 heiratete Paula Maier Carl Cahn, der seit 1892 Rechtsanwalt in Frankfurt war. Gefeiert wurde am 18./19. April im Inselhotel in Konstanz<sup>186</sup>.

In Frankfurt wurde Friedlaender 1883 im Alter von 57 Jahren Direktor der Industrie- und Kommerzbank, die aus der Deutschen Handelsgesellschaft herausgelöst wurde, deren Direktor Schwiegersohn Gustav Maier war<sup>187</sup>. Dagobert Friedlaender kaufte in Frankfurt das Haus mit Garten in der Leerbachstraße 25<sup>188</sup>, das er 1891 nach dem Kauf der Villa Breitenstein wieder verkaufte. 1885 wurde die Deutsche Handelsgesellschaft liquidiert. Gustav Maier gründete nun eine Bank als Kommanditgesellschaft auf seinen Namen<sup>189</sup>.

Noch in Ulm veröffentlichte Maier 1881 eine Broschüre gegen Antisemitismus mit dem Titel „Mehr Licht!“<sup>190</sup>. Er hielt es für verfehlt, von *christlichen Wohltaten* der Juden zu sprechen. Für die Juden gehe es nicht darum, sondern um die Verwirklichung eines Menschenrechts in Gestalt der Judenemanzipation. Gustav Maier berief sich unter anderem auf Heinrich Heine (1797-1856), Ludwig Börne (1786-1837) und Felix Mendelssohn (1809-1847)<sup>191</sup>. Die Behauptung der Antisemiten, die Presse sei von Juden beherrscht, hielt Maier für ein Fehlurteil<sup>192</sup>. Gerade die Tatsache, dass die Juden sich begeistert auf die Seite des liberalen Bürgertums gestellt hätten, habe ihnen *die zweite Verfolgung eingetragen*<sup>193</sup>. Es sei unangemessen, dass die Juden sich am Kulturkampf gegen Ultramontanismus, also gegen die katholische Kirche, beteiligen sollten. Stattdessen sei ein Kampf für Humanität bzw. Humanismus angemessen<sup>194</sup>. Bemerkenswert ist: Maier erhielt als Reaktion auf seine Broschüre einen Brief des bedeutenden deutschen Historikers Professor Theodor Mommsen (1817-1903). Darin zeigte sich dieser erstaunt darüber, dass der Verfasser von „Mehr Licht!“ erst 37 Jahre alt war. Mommsen erlaubte die Veröffentlichung seines Briefs an Maier nicht, weil er die Lage pessimistisch beurteilte: *weil ich bei dem tief gesunkenen und immer tiefer sinkenden Stand der öffentlichen Moral in Deutschland es nur für eine Naivität halten kann, an das Gewissen dieser Nation ferner zu appellieren. Der semi-offizielle Antisemitismus wird ja wohl nächstens offiziell werden, und dagegen reden hilft nichts, vielleicht eher noch das Schweigen!* Maier kommentierte: *Ein hartes Urteil des grossen deutschen Historikers über den deutschen Geist*<sup>195</sup>. Mommsen beteiligte sich 1879/80 am Berliner Antisemitismus-Streit und war 1890 eines der führenden Mitglieder des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“<sup>196</sup>.

<sup>185</sup> Ebda., S. 8.

<sup>186</sup> Redlich (wie Anm. 51) S. 251.

<sup>187</sup> Ebda., S. 80.

<sup>188</sup> Ebda., S. 81 und S. 92.

<sup>189</sup> Ebda., S. 81. *Bankkommandite Gustav Maier & Co.*, mit starker finanzieller Unterstützung durch zahlreiche Freunde, bis 1892 fortgeführt, dann an Darmstädter Bank in Frankfurt a. M. abgegeben; *Maier* (wie Anm. 9) S. 1.

<sup>190</sup> Gustav Maier: Mehr Licht! Ein Wort zu unserer „Judenfrage“. Ulm 1881. Ankündigung kurz vor Erscheinen mit positiver Würdigung: UTbl 14 (19. Jan. 1881).

<sup>191</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 12.

<sup>192</sup> Ebda., S. 17.

<sup>193</sup> Ebda., S. 19.

<sup>194</sup> Rieber (wie Anm. 1) S. 55.

<sup>195</sup> GMA, *Maier*, Briefe-Band, S. 17.

<sup>196</sup> Stefan Rebenich: Theodor Mommsen: eine Biographie. München 2002.

Gustav Maier wollte die Freimaurerlogen freisinnig und humanistisch reformieren und sie zur Unterstützung der Friedensbewegung und der Sozialreform bewegen, und das gegen den massiven Widerstand der konservativen Großlogen. Dennoch gelang es Maier und seinen Gesinnungsgenossen, für die reformerische Loge „Friedrich zur ernsten Arbeit“ in Jena, die Anerkennung der Großloge Bayreuth zu erhalten. 1888 veröffentlichte Maier sein Buch „Weltliche Freimaurerei“<sup>197</sup>.

Im April 1891 liquidierte Maier sein Bankgeschäft in Frankfurt zu minder günstigen Konditionen, weil die letzten Jahre Verluste brachten<sup>198</sup>. Schwiegervater Dagobert Friedlaender half dabei, die Verluste gering zu halten. Maiers privater Besitz war dennoch so stattlich, dass er von den Erträgen seines Vermögens leben, die Kinder versorgen und für den Fall seines Todes seiner Frau ein gesichertes Vermögen hinterlassen konnte. In dieser Situation entschloss er sich dazu, die Berufsaarbeit aufzugeben und sich der *allgemeinen Wohlfahrt zu widmen*<sup>199</sup>. 1891 kaufte sein Schwiegervater das Landgut Breitenstein im Schweizer Ermatingen am Untersee des Bodensees<sup>200</sup>. Villa Breitenstein war 1875 von Albin Bion erbaut worden. In seltener Vollständigkeit ist die Innenausstattung der 1870er Jahre erhalten. Dort beim Schwiegervater lebte nun Gustav Maier mit Frau und Sohn Hans von Frühjahr 1892 bis Ende 1893. Das Anwesen wird oft auch als Schloss Breitenstein bezeichnet.

Dagobert Friedlaender ließ 1891/92 auf Breitenstein ein Gästehaus errichten. Die Villa liegt in einem ausgedehnten Park mit bester Aussichtslage auf den Untersee<sup>201</sup>. Gustav Maier widmete sich dort seinen sozialpolitischen Studien<sup>202</sup>. Das Zusammenleben auf Breitenstein war nicht unproblematisch, weil der verwitwete Hausbesitzer Dagobert Friedlaender und Schwiegersohn Gustav Maier unterschiedliche Gewohnheiten hatten<sup>203</sup>. Es lebten der Hausherr im Erdgeschoß und die Eheleute Maier im 1. Stock. Dagobert Friedlaender und sein Schwiegersohn waren sich eigentlich sehr sympathisch. Aber ihr Zusammenleben war auf Dauer nicht alltagstauglich. Die beiden hatten sich in Frankfurt in geschäftlichen Krisen aufeinander verlassen können. So war es auch auf ausgedehnten Reisen der beiden Männer im Frühjahr 1879 nach Italien<sup>204</sup> und 1889 nach Paris, bei der auch Regina und Hedwig mit von der Partie waren<sup>205</sup> 1893 waren die Bewohner von Breitenstein in Italien, unter anderem mehrere Wochen auf Capri<sup>206</sup>. Gustav Maier genoss das behagliche Leben in der Villa Breitenstein und die Ruhe zum Studium am Bodensee, aber auf Dauer empfand er es nicht als ausfüllend<sup>207</sup>. Von der Universitätsbibliothek Straßburg ließ er sich leihweise Bücher zusenden.

<sup>197</sup> Gustav Maier: Weltliche Freimaurerei. Leipzig 1888.- Maier (wie Anm. 9) S. 23f.

<sup>198</sup> Friedlaender (wie Anm. 92) S. 9.

<sup>199</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 2.

<sup>200</sup> Ebda., S. 27.

<sup>201</sup> Amt für Denkmalpflege des Kantons Thurgau, Hinweisinventar vom 1. April 2019.- Hans Ulrich Wepfer: Die alten Zeiten. In: Wolfgang Binswanger u. a.: Breitenstein in Ermatingen am Untersee. Frauenfeld 1988. S. 7-27.- Der Autor dankt den heutigen Besitzern Dr. Adolf Jens Koameda und Dr. Margit Koameda-Lutz für wertvolle Hinweise.

<sup>202</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 27.

<sup>203</sup> Friedlaender (wie Anm. 92) S. 90f.

<sup>204</sup> Ebda., S. 64 und S. 94.

<sup>205</sup> Ebda., S. 87.

<sup>206</sup> Ebda., S. 94.

<sup>207</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 27f.

Nacheinander war Maier als Berater des Bundesrats in Bern<sup>208</sup> und der Reichsregierung in Berlin tätig. Dort war er im Herbst 1894 einer von drei Vertretern von Frankfurt a. M. als Mitglied in der Enquete-Kommission für Börsenhandel, die im Reichsbankdirektorium abgehalten wurde<sup>209</sup>. Dabei kam er mit dem Reichsbank-Präsidenten Richard Koch zusammen, der sich an ihn von seiner Tätigkeit in Ulm her noch positiv erinnerte. Auch mit dem berühmten Professor für Nationalökonomie Gustav Schmoller (1838-1917) kam Maier in der Kommission ins Gespräch<sup>210</sup>.

Bereits am 1. Mai 1892 kündigte Gustav Maier die Mitgliedschaft in der Israelitischen Gemeinde Frankfurt a. M. und trat wohl am 4. Juni 1893 mit seiner Familie zur reformierten Kirche über<sup>211</sup>. Die Folgen waren einschneidend. Gustav Maier war keine streng reformierte Gläubigkeit zu unterstellen. Man ging in die Kirche zu Taufen und Trauerfeiern, sonst nicht. Zum Vergleich: Während der spätere Berliner Professor für physikalische Chemie Fritz Haber (1868-1934) seine Konversion zum Luthertum als Bekenntnis zum nationalen Deutschtum betrachtete<sup>212</sup>, ging es Gustav Maier um die vollständige Integration in die Schweizer Gesellschaft. Maier wollte mit seiner Familie fortan als authentisch reformiert gelten und auf keinen Fall als jüdisch. Die jüdische Herkunft wurde fortan bis in die 1980er Jahre als Familiengeheimnis beschwiegen<sup>213</sup>. Natürlich dürften die Schweizer Behörden Bescheid gewusst haben. Die Konversion sollte offenbar auch die Berufschancen der Söhne verbessern<sup>214</sup>. Als Gustav und Regina Maier dem 67-jährigen Dagobert Friedlaender vom Übertritt zum Christentum berichteten, lehnte dieser ihre Konversion heftig ab, obwohl er in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr zum säkularen Juden geworden war. Ihm missfiel vor allem die Art, in der die Neuigkeit mitgeteilt wurde, weniger der Inhalt<sup>215</sup>, wohl aber auch die Abkehr von der ererbten Tradition der Väter. Ein Leben als säkularer Jude war für ihn offenbar etwas völlig anderes als ein Leben als christlich getaufter Jude. Beim Begräbnis von Dagobert Friedlaender war auf den Willen des Verstorbenen hin am 1. Juli 1904 in Frankfurt a. M. kein Geistlicher zugegen. Abschiedsworte sprachen am Grab Carl Cahn, der Ehemann seiner Enkelin Paula Maier, und Siegmund Friedlaender, der Schwiegersohn von Wilhelm Friedlaender<sup>216</sup>. Sicher störte Dagobert Friedlaender 1893 auch, dass er vor vollendete Tatsachen gestellt wurde und Tochter

<sup>208</sup> Ebda., S. 37.

<sup>209</sup> Benannt von der Reichsbank; Redlich (wie Anm. 51) S. 18.

<sup>210</sup> Maier (wie Anm.9) S. 35.

<sup>211</sup> Die Konversion am 4. Juni 1893 in Davos-Platz, StadtA Ulm Familienregister, fand dort nicht statt, freundliche Auskunft von Stefanie Senn. Pfarrarchiv, Davos-Platz, vom 4. und 26. Aug. 2020. Die Konversion als solche wird 1908 berichtet von Gustav Maiers Schwager Waldemar Friedlaender; Friedlaender (wie Anm. 92) S. 94f.

<sup>212</sup> Margit Szöllösi-Janze: Fritz Haber 1868-1934. Eine Biografie. München 1998. S. 249f.- Rieber (wie Anm. 1) S. 32.

<sup>213</sup> Auch heute noch bin ich zwar weit entfernt, meine Abstammung unnötig zur Schau zu tragen, weil bei der vorurteilsvollen Verbohrtheit der allermeisten Menschen doch keinen Zweck hat, allein ich schäme mich ihrer nicht. Bin im Gegenteil wahrhaft stolz darauf. Ich wünsche und hoffe, dass bei unseren Kindern und Enkeln wenn auch im Stillen stets der Fall sein möge. GMA, Maier: Familiäres, S. 220.

<sup>214</sup> Freundliche Mitteilung von Dr. Beatrice Marta Maier vom 18. Juli 2020.

<sup>215</sup> Friedlaender (wie Anm. 92) S. 94.

<sup>216</sup> Ebda., S. 106.

und Schwiegersohn nicht mehr beeinflussen konnte. Es ist zu fragen, welche Bedeutung für Dagobert Friedlaender der Altersunterschied zu seinem Schwiegersohn Gustav Maier spielte. 1893 war Maier 49 und Friedlaender 67 Jahre alt. 1894 notierte Friedlaender in einem Brief, dessen Adressat nicht bekannt ist, man tue gut daran, berufstätig zu bleiben, bis man alt sei, weil die Berufsarbeit nachhaltiger glücklich und zufrieden mache als alles andere<sup>217</sup>. Gönnte Friedlaender dem Schwiegersohn das Ende der Berufsarbeit nicht? Wollte er nicht einsehen, dass Maier im Bankgeschäft mit weiteren Verlusten hätte rechnen müssen? War es für den Pflichtmenschen Friedlaender nicht nachvollziehbar, dass der Schwiegersohn sich sozialreformerischen Aktivitäten zuwandte?

Nach der Entzweiung verließen Gustav Maier und seine Frau Regina Maier Anfang 1894 Breitenstein<sup>218</sup>. Wann man einander wieder traf, ist nicht bekannt. Die beiden älteren Söhne waren bereits außer Haus. Paul Maier (1873-1916) studierte bereits Geologie. Arthur Maier (1875-1951) dürfte gerade sein Abitur am Gymnasium Konstanz bestanden haben. Er begann anschließend eine Kaufmannslehre in London bei Onkel Waldemar Friedlaender und gründete 1901 seine eigene Firma *John A. Maier*. Unklar ist, was mit dem jüngsten Sohn der Maiers zwischen 1893 und März 1896 geschah. Bis 1893 lebte Hans Wolfgang Maier (1882-1945) ebenfalls in der Villa Breitenstein in Ermatingen und besuchte das Gymnasium in Konstanz. 1895 zog er mit den Eltern nach Zürich, wo er ab Ostern 1896 die Klasse 1 der Industrieschule besuchte. Im April 1898 wechselt er von dort von Klasse 2 ans Gymnasium, wo er die erste, zweite und dritte Klasse und offensichtlich 1900 die Matura bestand<sup>219</sup>. Nun erwarb er die Schweizer Staatsbürgerschaft<sup>220</sup>. Hans Wolfgang Maier war Offizier in der Schweizer Armee und gehörte zu den Sanitätstruppen. Er wurde später Titularprofessor für Psychiatrie an der Universität Zürich und von 1927 bis 1941 Direktor des Burghölzli, in dem Albert Einsteins zweiter Sohn Eduard Einstein (1910-1965) bis zu seinem Tod als Patient lebte<sup>221</sup>.

Im Sommer 1893 gründete Gustav Maier in Konstanz einen Zweigverein der Deutschen Friedens-Gesellschaft. Maier hielt dort etliche Vorträge. Wichtigster Mitarbeiter war Professor Martens, der spätere Direktor des Gymnasiums<sup>222</sup>. Maier gelang es 1893, als Berater der Reichsregierung in Berlin Fuß zu fassen<sup>223</sup>. Vom preußischen Staatsminister für Finanzen Dr. Johannes Franz Miquel (1828-1901) wurde er an den Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Graf Arthur von Posadowsky, verwiesen.

Im Januar 1894 erhielt Maier vom Berliner Bankhaus Bleichröder das telegraphische Angebot einer Mission nach Kairo. Maier und seine Ehefrau Regina residierten nun in der ersten Jahreshälfte 1894 in Kairo. Maier studierte die Korruption unter den Europäern in Kairo und schätzte die britische Verwaltung.

<sup>217</sup> Ebda., S. 97-99.

<sup>218</sup> Ebda., S. 99.- Gustav und Regina Maier wohnen in Konstanz im Hotel Halm; Redlich (wie Anm. 51) S. 15; Ende 1893, ebda., S. 19.

<sup>219</sup> Verena Rothenbühler (Kanton Zürich) an Dr. Beatrice Marta Maier, 30. Juli 2020.

<sup>220</sup> Christian Arnold: Der Psychiater Hans Wolfgang Maier (1882-1945) (Zürcher Medizingeschichtliche Abhandlungen 234). Dietikon 1992. S. 9.

<sup>221</sup> Rieber (wie Anm. 1) S. 197.

<sup>222</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 36.

<sup>223</sup> Ebda., S. 37-39.

Auf einem Abstecher nach Libanon und Syrien besichtigte man Damaskus und Balbeck. Im Herbst 1894 kehrte man nach Europa zurück und nahm in Konstanz Quartier<sup>224</sup>. Im Oktober 1894 reiste Maier nach Berlin, wo er im Vorstand der ethischen Bewegung wirkte. Maier erkannte allerdings, dass sich das Besitz- und Bildungsbürgertum von der Bewegung fernhielt und dass sich die Sozialdemokratie feindselig verhielt. Den Winter 1894/95 verbrachte Maier wieder angelehnt in Konstanz im Hotel Halm<sup>225</sup>. Über die Weihnachtstage 1894 besuchte Maier seine Familie in Ulm<sup>226</sup>.

Gustav Maier war in den 1890er Jahren ein international renommierter Pazifist und ein führendes Mitglied der Ethikbewegung<sup>227</sup>. Die ethische Bewegung bestand ab den 1860er Jahren in Nordamerika, England und Deutschland. Sie hing mit unitarischen und humanistischen Bestrebungen zusammen. Hauptziel der Bewegung war, ethische Kultur zu vermitteln und einen moralischen Fortschritt zu erreichen. Anstoß zur Gründung war, dass sich immer mehr Menschen von den Kirchen abwandten und diese so ihrer Rolle als sittliche Stütze immer weniger nachkommen konnten. Gustav Maier fasste seine Eindrücke aus der Ethikbewegung in einer nicht publizierten Schrift zusammen. Der Titel lautet ‚1896-1905. Gedanken und Erlebnisse der letzten zehn Jahre‘<sup>228</sup>. Maier stellte die Erinnerungen aus den beiden von ihm herausgegebenen Zeitschriften zusammen: ‚Ethische Bewegung‘, Halbmonatsschrift 1896-1898, und ‚Ethische Umschau‘, Monatsschrift 1899-1905<sup>229</sup>.

Im Juli 1890 war Maier neben Marie Fischer-Lette (1830-1914) einer der beiden Delegierten der Friedensgesellschaft Frankfurt beim Internationalen Friedenkongress in London. 1898 verfolgte er als deutscher Beobachter im Gerichtssaal den Revisionsprozess gegen den zu Unrecht der Spionage für Deutschland verurteilten französischen Offizier Alfred Dreyfus (1853-1935) und publizierte darüber. Später hielt sich Maier bevorzugt in europäischen Hauptstädten wie London, Paris, Rom und Wien auf. Maier war ein hochgebildeter Autodidakt. Er studierte nie an einer Universität. Er war ein erfahrener Redner und hielt Vorträge auch auf Englisch und Französisch, sei es bei Zusammenkünften der Friedensbewegung oder der internationalen ethischen Bewegung. Außerdem war er Autor zahlreicher Veröffentlichungen<sup>230</sup>, die er später selbst zusammenstellte<sup>231</sup>.

---

<sup>224</sup> Ebda., S. 40.

<sup>225</sup> Ebda., S. 42.

<sup>226</sup> Ebda., S. 260.

<sup>227</sup> Wikipedia-Artikel ‚Ethische Bewegung‘ in: [https://de.wikipedia.org/wiki/Ethische\\_Bewegung](https://de.wikipedia.org/wiki/Ethische_Bewegung) (Zugriff: 06.07.2020).

<sup>228</sup> GMA, Gustav Maier: 1896-1905. Gedanken und Erlebnisse der letzten zehn Jahre, Masch.

<sup>229</sup> Beide Zeitschriften sind komplett im GMA.

<sup>230</sup> Vor allem Gustav Maier: Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Leipzig/Berlin 1898; zahlreiche Kapitel in dem 1909 bei Teubner in Leipzig und Berlin erschienenen Sammelwerk ‚Schaffen und Schauen. Ein Führer ins Leben. I. Von deutscher Art und Arbeit‘. Das Buch bietet vor allem für junge Menschen Orientierung in Bezug auf Studienfächer und Berufe. Maier ist der einzige Autor ohne akademischen Abschluss bzw. ohne beamtete Tätigkeit; von Maier stammen die Kapitel über deutsche Geschichte und Zeitgeschichte, Volkswirtschaft, wirtschaftspolitische Fragen, Industrie, Handel, Verkehrswesen, Staat, äußere Vertretung, staatsbürgerliche Bestrebungen, wirtschaftliche Vereine, soziale Bestrebungen, „Der Beruf“, Presse und „Der Kaufmann und Industrielle“; vom Sohn Prof. Dr. Ernst Maier in Santiago de Chile stammt das Kapitel über Bergbau und „Der Bergingenieur“; Reprint 2018 von Alfred Giesecke, zweite Auflage 1911.

<sup>231</sup> Verzeichnis meiner größeren Schriften (chronologisch geordnet) von Gustav Maier; *Redlich* (wie Anm. 51) S. 11-17 (reicht bis 1917).

Im April 1895 zogen die Maiers nach Zürich<sup>232</sup>. Bald kommunizierten Gustav und Regina Maier mit Dagobert Friedlaender wieder rege brieflich<sup>233</sup>. 1896 sah man sich bei der Hochzeit von Paula Maier in Konstanz wieder. Dagobert Friedlaender verbrachte im Winter einige Monate in Frankfurt a. M. im feinen und gemütlichen Hotel *Englischer Hof*. Den Rest des Jahres hielt er sich in Ermatingen auf<sup>234</sup>. Dort starb er am 27. Juni 1904 auf Breitenstein. Am 1. Juli 1904 wurde er in Frankfurt begraben<sup>235</sup>.

Maier war der Parteipolitik vollends überdrüssig und wollte sich auch in die Schweizer Politik nicht einmischen. Aus vaterländisch deutscher Gesinnung verzichtete er darauf, die Schweizer Staatsbürgerschaft zu erwerben, wurde aber Zürcher Bürger. Er beschränkte sich auf die *Förderung idealer Bestrebungen*<sup>236</sup>. 1896 gründete er die Schweizerische „Gesellschaft für Ethische Kultur“. Zu den Mitinitiatoren zählte auch Dr. Jost Winteler in Aarau<sup>237</sup>. Maier bedauerte es, dass die Friedensbewegung in der Schweiz keine breite Unterstützung fand, *weil hier der Militarismus an und für sich keine bedeutsame Rolle spielt*<sup>238</sup>. Maiers weitere Berichte über sein politisches Engagement sind differenziert und betreffen vor allem Schweizer Belange. Bemerkenswert ist Maiers Vortragstätigkeit im sozialdemokratischen *Arbeiterverein Eintracht*. Dort traf er in Zürich den SPD-Parteivorsitzenden August Bebel (1840-1913) und den Zürcher Sozialdemokraten Hermann Greulich (1842-1925), der seit 1887 erster vollamtlicher Arbeitersekretär der Schweiz war<sup>239</sup>.

Privat lebte Gustav Maier in Zürich in wohlhabenden Verhältnissen. Das belegt auch das Foto seines Arbeitszimmers, in dem seine in Rom angefertigte Büste einen Ehrenplatz hatte<sup>240</sup>. 1898 veröffentlichte Maier das erfolgreiche Werk „Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung“, das im Verlag Teubner in Leipzig in neun Auflagen mit am Ende 48.000 Exemplaren erschien<sup>241</sup>. Im August 1897 nahm Maier am Internationalen Kongress für Arbeiterschutz in Zürich teil. Er berichtete für die „Zeit“ von Friedrich Naumann (1860-1919)<sup>242</sup>.

Zwischen 1902 und 1908 befanden sich Gustav und Regina Maier meist auf Reisen. Die Zürcher Wohnung gaben sie auf<sup>243</sup>. Im Winter lebten sie vor allem in Wien, Rom oder Florenz, im Frühjahr und Sommer jeweils längere Zeit in Paris und London. Von Oktober 1907 bis Ende Juni 1908 unternahmen sie eine Reise um die Welt<sup>244</sup>. Gustav und Regina Maier bereisten gemeinsam alle Kontinente.

<sup>232</sup> Ebda., S. 42.

<sup>233</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 99.

<sup>234</sup> Ebda., S. 95-99.

<sup>235</sup> Ebda., S. 105f.

<sup>236</sup> Ebda., S. 42f.

<sup>237</sup> Freundliche Mitteilung von Dr. Herbert Hunziker, Aarau, vom 8. Juni 2020.

<sup>238</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 43.

<sup>239</sup> Ebda., S. 43f.

<sup>240</sup> Freundliche Mitteilung von Dr. Beatrice Marta Maier vom 16. Juni 2020.

<sup>241</sup> Gustav Maier: Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. <sup>9</sup>Leipzig/Berlin 1922.

<sup>242</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 44.

<sup>243</sup> Ebda., S. 49.

<sup>244</sup> Ebda., S. 49-53.

Von 1891 bis 1914 war Maier unter anderem Verwaltungsrat der Conservenfabrik Lenzburg, der Papierfabrik Balsthal, der Viggogne-Spinnerei, der Brauerei Tiefenbrunnen, der Firma Schöffler & Co.<sup>245</sup> in Rotterdam und der Firma Julius Brann & Co.. Gustav Maier schrieb eine Biografie über einen Freund aus Frankfurter Zeiten, den Fabrikanten Wilhelm Schöffer (1831-1904)<sup>246</sup>. Darin realisierte er seine Vorstellung einer nicht idealisierenden Biografie.

Noch Mitte 1914 reiste mit Gustav Maier mit Bezirksrichter Dr. Franz Bucher-Heller, einem Pazifisten aus Luzern, nach Brüssel, um nichts unversucht zu lassen, um den bevorstehenden Krieg doch noch verhindern. Dort trafen sich Pazifisten aus allen Staaten Europas mit Ausnahme von Russland. Der deutsche Pazifist Ludwig Quidde (1848-1941), der im Mai 1914 zum Präsidenten der Deutschen Friedensgesellschaft gewählt wurde, hielt eine Rede in *bayerisch-französisch*. Gemeinsam sandte man Telegramme an alle beteiligten Monarchen und Regierungen und appellierte an sie, keinen Krieg zu beginnen. Danach fuhr jeder, ohne Signale von Erfolg mitgeteilt zu bekommen, nach Hause. Maier achtete rechtzeitig darauf, ein Schlafwagenabteil im Nachtzug zu reservieren. Es war das letzte. Über das Elsass fuhr er zurück in die Schweiz und kam am 1. August 1914 in Basel an<sup>247</sup>.

Am Sonntag, 2. August 1914, half Maier seiner Schwester Therese mit ihren Kindern und Enkeln dabei, aus Graubünden, wo sie Urlaub machten, nach Deutschland zurückzukommen. Man fuhr im Auto über Friedrichshafen nach Ulm<sup>248</sup>. Am Montag, 3. August 1914, begleitete Gustav Maier seinen Sohn Hans Maier (1882-1945), der dem Schweizer Einberufungsbescheid mit Pferd Folge leistete, zum Güterbahnhof<sup>249</sup>. Dieser brachte es in der Schweizer Armee innerhalb der Sanitätstruppen bis zum Oberst<sup>250</sup>. Der patriotische ehemalige Pazifist Gustav Maier litt unter dem Ersten Weltkrieg. Bei aller Kritik hielt Maier stets zu Deutschland und seiner *Vaterstadt Ulm*<sup>251</sup>. Nach Kriegsbeginn notierte Maier nur noch Allgemeines zu Politik und geschichtlichen Ursachen. Im August 1914 hoffte er auf Deutschlands Sieg, ließ er seinem Sohn Arthur in England wissen<sup>252</sup>. Nationales Denken und Empfinden waren Maier wichtiger als pazifistische Grundsätze. So war es 1871 gewesen und so verhielt es sich auch während des Ersten Weltkrieges. Mit Kriegsbeginn endete Maiers Pazifismus abrupt, ganz anders als bei Ludwig Quidde<sup>253</sup>. Allerdings forderte Maier zu keinem Zeitpunkt Annexionen für Deutschland. Er bezeichnete die deutsche Flottenrüstung als schweren Fehler<sup>254</sup> und nannte Deutschlands Erwerb von Kolonien unnütz<sup>255</sup>.

---

<sup>245</sup> Redlich (wie Anm. 51) S. 16.

<sup>246</sup> Gustav Maier: Erinnerungen aus dem Leben von Wilhelm Schöffer. Leipzig 1901.

<sup>247</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 60-63.

<sup>248</sup> Ebda., S. 63f.

<sup>249</sup> Ebda., S. 64.

<sup>250</sup> Tages-Anzeiger (Zürich) vom 29. April 1945.

<sup>251</sup> Maier (wie Anm. 9)

<sup>252</sup> Gustav Maier an Arthur Maier, 21. Aug. 1914; Redlich (wie Anm. 51) S. 38-41.

<sup>253</sup> Wikipedia-Artikel „Deutsche Friedensgesellschaft – Vereinigte KriegsdienstgegnerInnen“ [https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche\\_Friedensgesellschaft\\_%E2%80%93\\_Vereinigte\\_KriegsdienstgegnerInnen](https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Friedensgesellschaft_%E2%80%93_Vereinigte_KriegsdienstgegnerInnen) (Zugriff: 21.07.2021).

<sup>254</sup> Maier (wie Anm. 9) S. 71f.

<sup>255</sup> Ebda., S. 72-74.

Die Annexion von Elsass-Lothringen von 1871 betrachtete er als historischen Fehler.

Am 8. Mai 1922 feierten Gustav und Regina Maier in Luzern Goldene Hochzeit. Eine große Schar von Maier- und Friedlaender-Verwandten versammelte sich im Palace Hotel. In Luzern hatte Maier gute Freimaurer-Freunde. Gustav Maier starb am 10. März 1923 in Zürich im Alter von 79 Jahren<sup>256</sup>. Seine Witwe überlebte ihn um 13 Jahre. In einer Rede zu ihrer *Kremation* in Zürich beschrieb sie ein guter Freund. Sie sei ein willensstarker, tatkräftiger und fleißiger Mensch gewesen und habe sich nicht nur für die Familie, sondern auch für Politik interessiert und sich oft mit Freunden ihres Mannes über Politik unterhalten. Selbstdarsteller habe sie nicht gemocht. Man habe ihr das Älterwerden kaum angesehen. Geistig sei sie bis zuletzt frisch geblieben<sup>257</sup>.

### 3 Resumé

Obwohl die ‚Ulmer Schnellpost‘ antisemitische Hetze betrieben hat, waren die 47 Jahre, die das Kaiserreich dauerte, gelungene Jahre für die Integration der Ulmer Juden in die Stadtgesellschaft. Ein Indiz dafür ist, dass Ulms evangelische Kirche durch einen hohen Kredit den Synagogenbau förderte. Außerdem erfuhr die antisemitische ‚Ulmer Schnellpost‘ einen Niedergang und stellte schließlich das Erscheinen ein. Dies zwischen 1896 bis 1909, als Dr. Albert Mayer zuerst jüdischer Ulmer Gemeinderat und dann Landtagsabgeordneter war. Danach dauerte es bis 1919, bis mit Rechtsanwalt Salomon Moos I (bis 1923) erneut ein Jude in den Ulmer Gemeinderat gewählt wurde. Bis 1933 blieb er der einzige Ulmer jüdische Gemeinderat der Weimarer Republik. Was bis 1918 fehlte, war für Juden der gleiche Zugang zu den höheren staatlichen Ämtern, vor allem zu Richterämtern. Es gab aber ein hohes Maß an Integration der Juden in die Stadtgesellschaft. Der Antisemitismus nahm noch nicht Überhand, wengleich ab 1915 durch die Judenzählung im Militär schlechend eine Verschärfung des Antisemitismus begann, die auch auf die Staaten außerhalb Preußens im Reich ausstrahlte. Allerdings gab es während des Ersten Weltkriegs wegen des Burgfriedens keine öffentliche Debatte darüber. Diese wollte der Centralverein deutscher Juden erst nach Kriegsende führen<sup>258</sup>.

Rechtsanwalt Dr. Robert Hirsch war noch stärker in die etablierte Ulmer Stadtgesellschaft integriert als Gustav Maier. Als gewiefter Politiker hatte Hirsch weit mehr Einfluss als Maier. Indessen ist über sein politisches und moralisches Denken und Handeln zu wenig bekannt, als dass ein systematischer Vergleich mit dem Idealisten Gustav Maier möglich wäre. Maier und Hirsch zählten, solange sie in Ulm wirkten, zu den Leitfiguren der Ulmer Juden.

Gustav Maiers Lebensdevise *Immer aufwärts* passt zu seinem Leben. Materiell gesehen hatte er bereits 1891 ausgesorgt. Mit 58 fing Maier zusammen mit seiner Frau an, Europa und die Welt zu bereisen. 1922 feierte man in Luzern

<sup>256</sup> Redlich (wie Anm. 51) S. 47.- StadtA Zürich Todesregister Zürich Nr. 448.

<sup>257</sup> GMA, Ansprache des Dr. Otto Schnabel bei der Kremation von Frau Regina Maier am 8. April 1936, masch.

<sup>258</sup> Allgemeine Zeitung des Judentums 81 (30. März 1917) Heft 13.

Goldene Hochzeit, umgeben von den Söhnen, deren Ehefrauen, Enkeln und weiteren Verwandten. Maier betrachtete sein Engagement für die ethische Bewegung und den Pazifismus als gemeinnützig. Das Engagement für den Pazifismus endete allerdings, als Maier 1914 gleich zu Kriegsbeginn Partei für Deutschland ergriff, das er als sein Vaterland sah.

Der Erste Weltkrieg zerstörte die friedliche Gemeinschaft der Völker in Europa. Weil Maier als Deutscher in der Schweiz lebte, wurde er dort auf längere Zeit gesehen ebenso vergessen wie in Deutschland, wo er als der in die Schweiz Weggezogene wahrgenommen wurde. Die „Neue Zürcher Zeitung“ würdigte ihn 1923 im Nachruf als Praktiker, Wissenschaftler, Philosoph und Erzieher und Inhaber des Zürcher Bürgerrechts<sup>259</sup>. Maiers Werdegang wurde hier auch nach dem Wegzug von Ulm untersucht. In der mittelgroßen Stadt Ulm war für ihn ab 1881 eine weitere Karriere nicht mehr möglich.

Insgesamt sieben nahe Verwandte der Familien von Gustav Maier und Dagobert Friedlaender wurden in deutschen Konzentrationslagern ermordet, weil sie sich nicht rechtzeitig durch Emigration retten konnten<sup>260</sup>. Viele waren aus der Schweiz nach Deutschland zurückgekehrt. Heute leben Nachfahren in der Schweiz, Deutschland, England, Griechenland, USA, Chile und Neuseeland. Gustav Maiers jüngster Sohn Prof. Dr. Hans Wolfgang Maier beherbergte 1939 in Zürich seinen Onkel, den Münchner Rechtsanwalt Dr. jur. Max Friedlaender (1873-1956), bis er im März 1939 nach England emigrieren konnte, wo er von Gustav Maiers zweitem Sohn Artur Maier aufgenommen wurde<sup>261</sup>.

---

<sup>259</sup> NZZ 62 (12. März 1923).

<sup>260</sup> Freundliche Mitteilung von Dr. Beatrice Marta Maier vom 5. Juli 2020.

<sup>261</sup> Freundliche Mitteilung von Dr. Beatrice Marta Maier vom 28. Okt. 2020.

<sup>262</sup> Im Museum Ulm gibt es eine qualitätvolle Gipsversion der Büste von Carl Federlin (1854-1939), die Gesamtkonzeption des Grabmonuments für Robert Ebner dürfte von Federlin stammen, freundliche Mitteilung von Gunther Volz, 21. Okt. 2020.



# Die Harmoniumfabrik Ernst Hinkel in Ulm 1880-1956

---

*Otto Künzel*

## Vorbemerkungen<sup>1</sup>

Die Ulmer Harmoniumfabrik Ernst Hinkel gehörte zu den ältesten und größten Herstellern von Harmoniums in Deutschland. Insgesamt gab es in Deutschland nach einer Recherche von Christian Ahrens 169 (170) Betriebe, die Harmoniums fertigten<sup>2</sup>. Die meisten Betriebe (74, d. h. 44,8 Prozent), waren in Mitteldeutschland (Sachsen, Thüringen, Sachsen-Anhalt) beheimatet, 30 Betriebe gab es in Baden-Württemberg (17,8 Prozent), 18 in Berlin, 14 in Bayern, 13 in Hessen und Nordrhein-Westfalen, zehn in Ostpreußen, Pommern und Schlesien, acht in Norddeutschland und zwei im Elsass.

Aufgrund von Firmenangaben und Exportdaten lässt sich eine Zahl von ca. 750.000 in Deutschland gebauten Harmoniums bis zur Einstellung der Produktion angeben. Vergleicht man diese Zahl mit den Zahlenangaben in der Tabelle 1, so zeigt sich, dass davon fast die Hälfte von den wenigen Großbetrieben gefertigt wurden.

Als Beginn der Fertigung von Harmoniums in Deutschland – als Druckwind-Harmoniums nach französischem Vorbild – kann man die Gründung der Firma Trayser 1847 in Stuttgart ansehen. Kurz danach folgte 1853 in Stuttgart die Gründung der Firma Schiedmayer. Philipp Jakob Trayser (geb. 1818 in Auerbach,

---

<sup>1</sup> Da in der einschlägigen Literatur nur sehr wenige Informationen zur Ulmer Harmoniumfabrik E. Hinkel zu finden und Firmenunterlagen nicht vorhanden sind, konnte der Versuch einer Dokumentation nur durch die hilfsbereite Unterstützung zahlreicher Archive gelingen. Besonderer Dank geht (in alphabetischer Reihenfolge) an: Birgitta Häberer (LKA Stuttgart), Daniel Jänichen (StadtA Gera), Karla Rommel (StadtA Esslingen), Katrin Pantle (Bürgermeisteramt Neuhausen a. d. F.), Nicole Ortlepp (Grundbuchzentralarchiv Baden-Württemberg), Martin Friess (KreisA Calw), Susanne Steinmeyer (Vermögensverwaltung Steinmeyer, Öttingen), Thorsten Maentel (WirtschaftsA Baden-Württemberg Hohenheim), Ulrich Seemüller (StadtA Ulm), Ute Bitz (StA Ludwigsburg), Waltraud Maas (StadtA Bad Liebenzell).

<sup>2</sup> Vgl. Christian Abrens/Gregor Klinke: Das Harmonium in Deutschland. Frankfurt a. M. 2001.- Vgl. auch Ludwig Hartmann (Hg.): Das Harmonium; umfassend die Geschichte, das Wesen, den Bau und die Behandlung des Druck- und Saugwindharmoniums, nebst einer Abhandlung über das Harmoniumspiel. Leipzig 1913 (ND).- Klaus Gernhardt/Hubert Henkel/Winfried Schrammek: Orgelinstrumente – Harmoniums. Leipzig 1983.

**Tabelle 1 - Zusammenstellung der großen Harmoniumhersteller in Deutschland  
(nach: Ahrens/Klinke, Harmomium in Deutschland [wie Anm. 2]).**

Gründung und Ende	Firma	Gefertigte Instrumente
1847-1906	Ph. Trayser, Stuttgart	37.000
1873-1908	Herrmann Burger, Bayreuth 1908 Übernahme durch	50.000
1893-1953	Paul Höriegel, Leipzig	
1880-1956	Ernst Hinkel, Ulm	62.000
1887-1950	Emil Müller, Werdau	85.000
1889-1961	Theodor Mannborg, Leipzig 1961 Übernahme durch	68.000
1894-1990	Otto Lindholm, Leipzig (Modelle weiter produziert)	
1893-1930	Magnus Hofberg, Leipzig 1930 Übernahme durch	65.000
1894-1990	Otto Lindholm, Leipzig (Name Hofberg bleibt bis in 1960er)	

Hessen) und Maximilian Christian Schiedmayer (geb. 1799 in Nürnberg) hatten den Harmoniumbau in Frankreich bei J. Alexandre und A. F. Debin kennengelernt. In den 1870er Jahren kam aus den USA mit dem Saugwind-Harmonium ein weiteres Harmoniumsystem hinzu. Bekannte Hersteller waren Estey und Mason & Hamlin. Ernst Hinkel baute ab 1886 Harmoniums nach diesem Prinzip, aber erst Th. Mannborg, Leipzig, machte das Saugwind-Harmonium zum führenden Harmoniumtyp in Deutschland. Wie der Name sagt, unterscheiden sich Druckwind- und Saugwind-Harmonium durch die Art der Luftführung: Beim Saugwind-Harmonium wird die Außenluft durch die Stimmzungen in die Bälge eingezogen, beim Druckwind-Harmonium wird die Balgluft ausgeblasen. In beiden Fällen regt der Luftstrom aber die Stimmzungen zum Schwingen an, wodurch die Luft moduliert wird und ein Ton entsteht, es ergibt sich aber ein Unterschied im Toncharakter. Der Ton des Saugwind-Harmoniums ist intimer, ruhiger, milder, der des Druckwind-Harmoniums dagegen größer, freier, intensiver. Jeder Typ hat seine Anhänger und Lobredner. Es wäre müßig zu sagen, welchem System der Vorzug zu geben ist. Hier entscheidet rein persönlicher Geschmack und Gebrauchszauber<sup>3</sup>. Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts verdrängten aber Saugwind-Harmoniums das Druckwind-Harmonium allmählich, nicht zuletzt wegen des in der Regel deutlich günstigeren Preises. Die Fertigungszahl der Druckwind-Harmoniums ging dadurch stark zurück.

Seine Blütezeit erlebte das Harmonium gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Immer neue Firmen entstanden (Abb. 1). Der Harmoniumbau war ein durchaus bedeutender Industriezweig. Da das Harmonium einfacher zu spielen und deutlich kostengünstiger als ein Klavier war, wurde es rasch zu

<sup>3</sup> E. Hinkel, Katalog 1930 (private Sammlung des Verfassers).

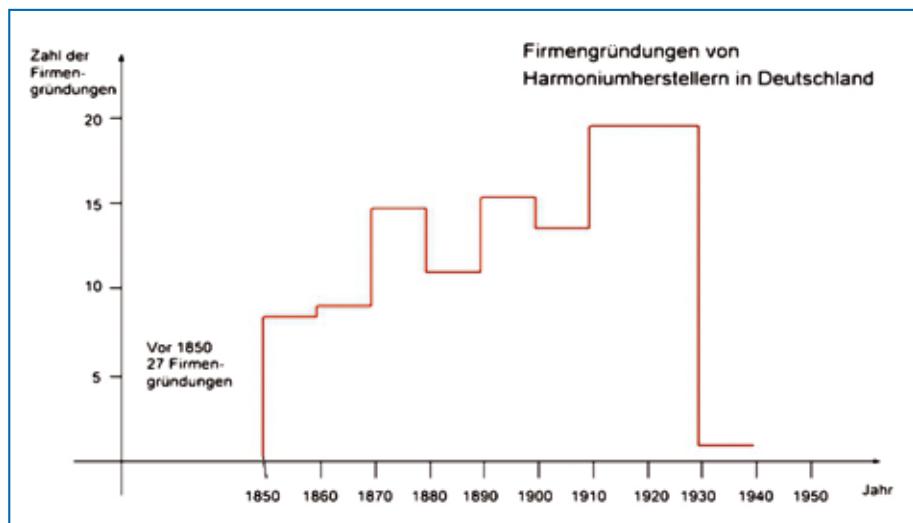


Abb. 1 - Zahl der Firmengründungen/Dekade von Harmoniumherstellern in Deutschland bis 1950 (nach: Abrens/Klinke, Harmonium in Deutschland [wie Anm. 2]).

einer Art Heimorgel und Haus-Instrument des gehobenen Bürgerstands. Auch in vielen Schulen fand das Harmonium Verwendung. In kleinen Kirchen und Kapellen war es ein kostengünstiger Ersatz für die wesentlich aufwendigeren Pfeifenorgeln. Es benötigte auch weniger Platz und war gegebenenfalls mobil. In manchen pietistischen Gemeinden ist der vom Harmonium begleitete Gesang religiöser Lieder besonders ausgeprägt. Da das Harmonium recht unempfindlich gegen klimatische Einflüsse ist, wurde es sehr gerne für religiöse Musik in der Mission in Asien und Afrika eingesetzt. Für die Verwendung in Feldgottesdiensten im Ersten Weltkrieg wurden kleine, robuste und vor allem leichte Kriegs-harmoniums gebaut. In der Form des „Kunstharmoniums“ fanden Harmoniums Einsatz als Konzertinstrument, aber auch kleine Instrumental-Ensembles in der Unterhaltungsmusik („Salonorchester“) benutzten gerne ein Harmonium. In der Stummfilmzeit (1913-1927) lieferte ein Harmonium im Kino die Begleitmusik.

Einen dramatischen Einbruch erlebte die gesamte Harmoniumindustrie durch die weltweite wirtschaftliche Depression (Weltwirtschaftskrise) in den Jahren um 1930. Der Export ging innerhalb von wenigen Jahren von vormals über 6.000 Harmoniums/Jahr auf 600 zurück. Auch die Inlandsnachfrage ließ stark nach. Das blieb nicht ohne Einfluss auf die Hersteller. Wie Abbildung 2 am Beispiel der „Harmoniumfabrik E. Hinkel“ zeigt, ging die Produktion erheblich zurück<sup>4</sup>. Mitarbeiter mussten entlassen werden und mehrere Firmen mussten die Produktion ganz einstellen. Von diesem Einbruch hat sich die Branche nie mehr richtig erholen können.

<sup>4</sup> Der Produktionsverlauf der Ulmer Firma „E. Hinkel“ konnte anhand von Berichten in Fachzeitschriften und durch die Angaben von Fabrikationsnummer/Baujahr in der Datenbank der ‚Harmonium-Vereinigung der Niederlande‘ (<http://harmoniumnet.harmoniumvereniging.nl/databaseharmonium-ENG.html>) nachgezeichnet werden.

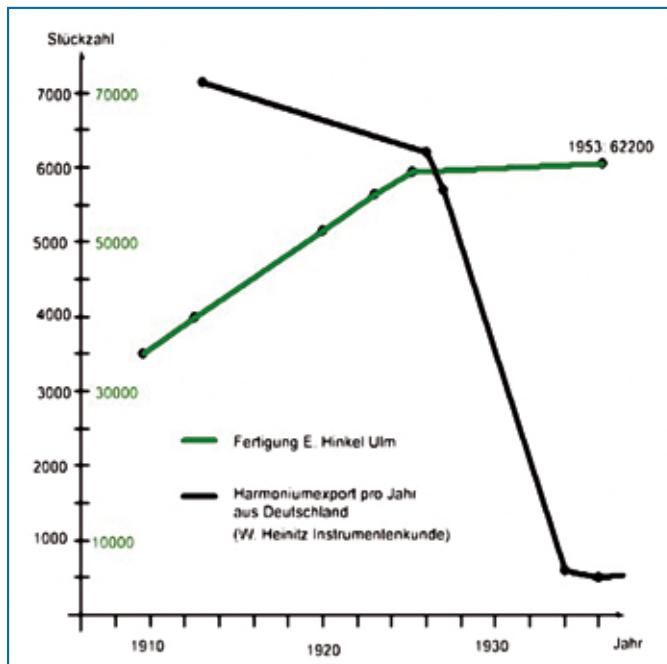


Abb. 2 - Deutscher Harmoniumexport und Harmoniumproduktion der Fa. „E. Hinkel“ Ulm vor und nach der Weltwirtschaftskrise in den Jahren um 1930 (nach: Abrens/Klinke, Harmonium in Deutschland [wie Anm. 2]).

Eine neue, kurze Blüte kam für das Harmonium in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, als in den zerstörten Kirchen viele Gemeinden zur Begleitung des Gemeindegesangs wieder ein Harmonium anschafften, bis man sich wieder eine „richtige“ Orgel leisten konnte.

Mit dem Aufkommen der elektronischen Klangerzeugung in den 1960er Jahren verschwand das Harmonium aus dem Musikleben, nur in der DDR wurden in geringem Umfang noch bis 1990, z. B. von der Fa. Lindholm in Leipzig, Harmoniums gebaut. Eine gewisse Begeisterung für das Harmonium stellt man auch heute wieder fest<sup>5</sup>. Besondere Bedeutung hat das Harmonium heute noch in Indien, wo ‚Indische Harmoniums‘ noch immer gefertigt werden.

Auf Internet-Börsen und Antiquitätenmärkten findet man Harmoniums zu sehr niedrigen Preisen noch recht häufig. Vorwiegend sind es Saugwind-Harmoniums aus der Zeit vor 1930, die nach einer Restaurierung verlangen, die leider oft recht aufwändig und damit teuer ist. Fachfirmen, die solche Arbeiten übernehmen, gibt es noch.

### Der Firmengründer Ernst Peter Hinkel (1880-1916)

Ernst Peter Hinkel (Abb. 3) wurde am 28. Februar 1850 in Esslingen geboren. Sein Vater Peter (geb. 1808), stammte aus Erbach/Odenwald und war wie sein Großvater ein Tuchmacher<sup>6</sup>. Am 18. Januar 1838 heiratete er in Esslingen Rosine

<sup>5</sup> Vgl. Martin Geisz: Kulturerbe Harmonium. Berlin 2016.

<sup>6</sup> Tuchmacher waren spezialisierte Weber, die ausschließlich feine gewalkte und geraute Wollgewebe, sogenannte Tuche, herstellten.



Abb. 3 - Ernst Peter Hinkel  
(StadtA Ulm).

Friederike Fleischmann (geb. 1809 in Esslingen), eine Tochter des Nagelschmieds Johann Friedrich Fleischmann aus Esslingen. Mit acht Geschwistern wuchs Ernst Hinkel unter den sehr bescheidenen Verhältnissen einer Tuchmacherfamilie in dieser Zeit auf. Im Mai 1855 kam Ernst in die Schule, die ihn zunächst wenig interessierte, aber am Ende war er doch der Klassenbeste. Dadurch erhielt er mit elf weiteren guten Schülern in Zusammenarbeit mit der dortigen Lehrerbildungsanstalt eine besonders umfangreiche und gute Ausbildung. Das war eine Besonderheit der Volkschule in Esslingen. Während seine drei Brüder eine kaufmännische oder technische Ausbildung in der Tuchmacherei machten, sollte er – als Jüngster – Schneider werden. Erst nach heftigsten Protesten, auch seiner Geschwister und der Mutter, ließ sich sein Vater erweichen und erlaubte eine Schreinerausbildung bei dem Ehemann einer Schwester von Ernst, dem Schreiner Ludwig Müller in Urach<sup>7</sup>. Anfang Mai 1864 machte er sich per Zug bis Metzingen und dann zwei Stunden zu Fuß bis Urach auf den Weg zu seiner Lehrstelle. Sein Lehrmeister war ein tüchtiger Schreiner und da Ernst Hinkel sein einziger „Mitarbeiter“ war, erhielt er sehr gründliche und gute Ausbildung und kam rasch vorwärts. Die Arbeitszeit ging von 5.00 Uhr morgens bis 19.30 Uhr abends, Pausen gab es nur, solange das Essen dauerte und im Winter kam von 20-22 Uhr noch der Besuch der Fortbildungsschule und im Sommer Mithilfe bei Gartenarbeit hinzu, was damals so üblich war. Nach drei Lehrjahren beendete er im Frühjahr 1867 die Schreinerausbildung und erhielt als 1. Preis der Uracher

---

<sup>7</sup> Über seine Jugendjahre bis zur Gründung der Harmoniumfabrik in Ulm hat Ernst Hinkel einen sehr detaillierten handschriftlichen Bericht verfasst; vgl. StadtA Ulm G 2 Hinkel, Ernst. Dieser und die anderen Unterlagen der Akte wurden für diesen Beitrag ausgewertet.



Abb. 4 - Werbegrafik der Hof-Möbelfabrik Epple & Ege, Stuttgart (Foto: Epple & Ege).

Abb. 5 - Frühes Trayser Harmonium (Physharmonika), um 1860 (Foto: Harmonium-Museum Buser, Marburg).

Fortbildungsschule einen Zirkelkasten. Zu Fuß wanderte er nach Stuttgart und fand eine Anstellung als Schreiner in der damals noch kleinen, ersten Stuttgarter Hof-Möbelfabrik Epple und & Ege (Abb. 4), die acht bis zehn Schreiner und vier bis fünf Tapezierer beschäftigte. Er hatte mit dieser Anstellung großes Glück, da sich der Mitbesitzer Ege persönlich seiner annahm und er von den Mitarbeitern, von denen jeder einige Jahre in Paris, damals das maßgebende Zentrum der Möbelindustrie, verbracht hatte, viel lernen konnte. Doch Ernst Hinkel wollte mehr. Ein Harmonium, das sein Vater aus einer Schuld übernehmen musste, weckte sein Interesse am Instrumentenbau, und so bewarb er sich Ende 1868 als Schreiner beim Orgelbaumeister Wilhelm Blessing (1832-1870) in Esslingen. Da er sich schon in seiner Lehrzeit viel mit Modellierübungen an der Uracher Fortbildungsschule und mit „Bildhauerarbeiten“<sup>8</sup> in der Werkstatt seines Lehrmeisters befasst hatte, war es ihm ein Leichtes, Bildhauerarbeiten an den Orgelgehäusen zu übernehmen. Sein Wirken kann man an den Blessing-Orgeln in Böhmenkirch, Dürmentingen und Baird bei Ravensburg bewundern. Zum Dank führte Meister Blessing Ernst Hinkel in die ganze Orgelbaukunst ein.

<sup>8</sup> „Bildhauer“ ist ein typisches Berufsbild in einem Harmoniumbetrieb. Der „Bildhauer“ entwirft die Zeichnungen für die Aufsätze und Verzierungen der Harmoniums, die die Tischler ausführen.



Zusammen mit Ernst Hinkel war der Altgeselle Heinrich Conrad Branmann (1840-1882) bei Blessing tätig. Er führte das Geschäft zusammen mit der Witwe noch bis 1871 weiter, vollendete die Blessing-Orgel in Deizisau, und machte sich danach in Ulm selbstständig. Branmann-Orgeln findet man in ganz Württemberg (Albstadt, Beuron, Gögglingen-Leinzell, Laufen, Tübingen, Scheer). Im Ulmer Raum hat er eine Orgel für die Wengenkirche in Ulm geliefert und weitere Orgeln für Gögglingen, Erolzheim, Haunsheim, Oberstadion und Rißtissen. 1882 hat er seine Werkstatt an den Orgelbauer Link in Giengen verkauft.

Ernst Hinkel trat nach dem Tod von W. Blessing 1871 in die Harmoniumfabrik von Ph. J. Trayser (Abb. 5) in Stuttgart ein, einem Großbetrieb mit 250-300 Mitarbeitern, wo er die industrielle Harmoniumfertigung von Grund auf kennenlernte. Er musste mit einfachsten Arbeiten anfangen. Aufgrund seiner beruflichen Vorkenntnisse kam er aber rasch weiter und hatte bald alle wichtigen Betriebsabteilungen kennengelernt. Nach zwei Jahren wurde ihm mit dem Einsatz als „Fertigmacher“ die wichtigste Funktion im Betrieb anvertraut. Als „Fertigmacher“ musste er täglich zwischen sechs und zehn Harmoniums vor der Auslieferung nochmals zerlegen, alle Teile genau prüfen und jedes Harmonium gründlich auf Funktion testen. Dabei machte er es sich zum Prinzip, dass er kleine und kleinste Versäumnisse nie selbst regulierte, sondern den betreffenden Mitarbeiter und dessen vorgesetzten Meister einbestellte und diese den Fehler

korrigieren ließ. Wenn diese „Übergewissenhaftigkeit“ für die Meister und Arbeiter auch etwas lästig war, aber durch Freundlichkeit, Respekt, Beharrlichkeit und Fachwissen erreichte er sein Ziel, einen vortrefflichen Arbeiterstamm zu schaffen und den erstklassigen Ruf der Trayser-Harmoniums zu festigen. Dies kam ihm später, als selbständiger Harmoniumfabrikant sehr zustatten. Stolz konnte er nach 4 ½ Jahren und 11.000 revidierten Harmoniums sagen, dass es nur einmal eine (unberechtigte) Reklamation gab.

Während der Zeit in der Fa. Ph. J. Trayser gab es zwei Ereignisse, die für die Zukunft von Ernst Hinkel von entscheidender Bedeutung waren:

1873 durfte er im Auftrag der „Königlichen Centralstelle für Gewerbe und Handel“ in Württemberg die Weltausstellung in Wien besuchen, verbunden mit dem Auftrag, einen ausführlichen Bericht über die dortige Orgel- und Harmoniumausstellung abzuliefern. In höchstem Maße beeindruckt vom Klang und der Technik von drei amerikanischen Saugwind-Harmoniums der Fa. Estay gab er eine sehr pessimistische Darstellung über die Zukunft der europäischen Druckwind-Harmoniums ab, was sich bald bestätigen sollte.

Im Frühjahr 1876 begann mit Karoline Berner ein neuer Abschnitt im Leben von Ernst Hinkel. Christiane Friederike Karoline Berner, geboren am 18. April 1855 in Stuttgart, war eine Tochter des Stuttgarter Instrumentenmachers David Berner, der bei Ph. J. Trayser als Meister für Klaviaturen und Mechaniken beschäftigt war. Seine Tochter brachte ihrem Vater und einigen „besseren Arbeitern“, darunter auch Ernst Hinkel, jeden Tag den Frühstückskaffee. Hinkel war von der „hübschen, bescheidenen und geschmackvoll gekleideten“<sup>9</sup> jungen Frau sehr angetan. Heftig verliebt, heirateten beide am 17. August 1876 in Stuttgart, und Karoline war ihrem Ehemann lebenslang eine gute Frau und eine wichtige Stütze im späteren Betrieb. Noch im gleichen Jahr kam auch der erste Sohn, Ernst Heinrich Hinkel, zur Welt. Wie alle männlichen Mitglieder der Familie Hinkel erhielt er neben den Rufnamen „Ernst“ als zweiten Vornamen.

1877 gab Ernst Hinkel seine gute und interessante Anstellung bei Ph. J. Trayser auf. Er wollte ein eigenes Unternehmen und nicht länger abhängig beschäftigt sein. In der mechanischen Schreinerei Scheuermann in Esslingen begann er mit Unterstützung des Besitzers mit dem Versuch einer Herstellung von Harmoniums. Die Arbeit war erfolgreich und er hätte als gleichberechtigter Teilhaber bei Scheuermann eintreten können. Doch er zögerte. Die wachsende Konkurrenz durch amerikanische Saugwind-Harmoniums, hatte bereits zu Entlassungen bei Ph. J. Trayser geführt und wegen des schlechten Inland-Absatzes war die Firma auch genötigt, 95 Prozent der Produktion nach England zu exportieren, von wo aus die Harmoniums in alle Welt gingen, auch zurück nach Deutschland<sup>10</sup>. Um Abnehmer für eine Harmoniumproduktion zu finden, reiste Ernst Hinkel daher nach London. Er hatte Erfolg und erhielt einen Auftrag für zwei Muster-Harmoniums, die er nach Fertigstellung selbst in London vorführte. In England fand das neue Hinkel-Harmonium großen Beifall, trotz der hereinbrechenden und erdrückenden amerikanischen Konkurrenz der Saugluft-Harmoniums. Mit einem Auftrag über zwölf weitere Harmoniums kehrte er nach Deutschland zurück.

<sup>9</sup> Zitat E. Hinkel. StadtA Ulm G 2 Hinkel, Ernst.

<sup>10</sup> Angabe von E. Hinkel. StadtA Ulm G 2 Hinkel, Ernst.

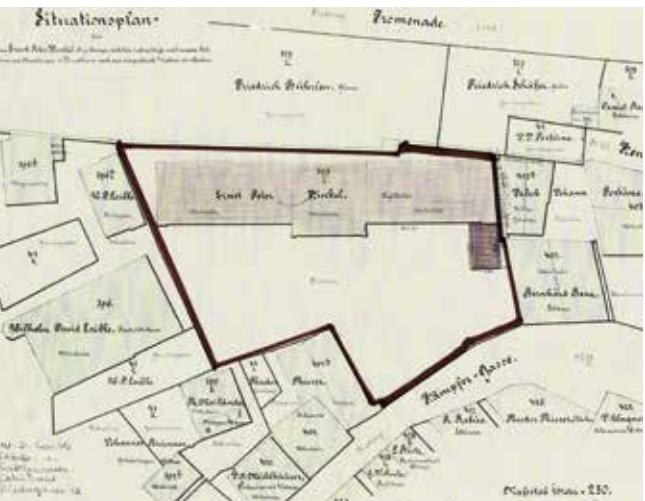


Abb. 6 - Betriebsgelände der Harmoniumfabrik E Hinkel 1880. In der Mitte das Wohnhaus, rechts und links davon die Werkstattgebäude (StA Ludwigsburg F 207 II-Bü35-0002).

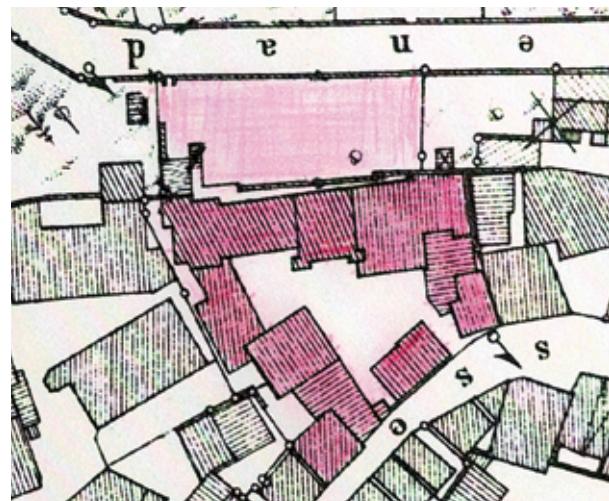


Abb. 7 - Bis 1910 sind zahlreiche Um- und Neubauten auf dem Betriebsgelände entstanden, Zeichen für wirtschaftlichen Erfolg (StadtA Ulm).

Als sich weitere Großaufträge ankündigten, konnte man an die Aufnahme einer Produktion denken, doch dafür musste sich E. Hinkel nach einer neuen, eigenen Fertigungsstätte umsehen. Was den Ausschlag für Ulm gab, ist nicht bekannt. Ob es Hinweise von dem Ulmer Orgelbauer C. Branmann oder von dem Ulmer Harmoniumzungen- und Instrumentenmacher B. Ruckh gab – beide kannten E. Hinkel – ist nicht bekannt. Ein geeignetes Areal mit einem Wohnhaus und zwei angebauten Werkstattgebäuden fand sich in der Hämpfergasse 5, in einem Handwerkerviertel im Südwesten von Ulm, unterhalb der Stadtmauer an der Donau. Nach einigen kurz darauffolgenden Zukäufen an den Grundstücksgrenzen standen 2.183 m<sup>2</sup> Betriebsfläche zur Verfügung, der große Hofraum bot optimale Möglichkeiten für den Bau weiterer Betriebsräume. Die Abbildungen 6 und 7 zeigen den Zustand zum Zeitpunkt des Kaufs und etwa zehn Jahre später. Nachbar in der Hämpfergasse 24 ist der Harmonium-Zungenfertiger B. Ruckh.

Am 20. September 1880 begannen Ernst Hinkel und sein Partner Ernst Silberhorn, ehemaliger Meister der Harmonium-Zungenfertigung bei Ph. J. Trayser, ein Fachmann für die Fertigung von Harmonium-Zungen für Druckwind-Harmoniums, mit einigen ehemaligen Trayser-Mitarbeitern in Ulm die Harmonium-Fertigung. Am 29. Februar 1881 erfolgte beim Ulmer Amtsgericht die Eintragung ins Handelsregister:

*Hinkel & Silberhorn, Orgelbaugeschäft Ulm  
Offene Handelsgesellschaft  
Herstellung von Kirchenorgeln, Harmoniums und Fabrikation  
von Orgel- und Harmoniumsbestandteilen  
Teilhaber sind die zu Ulm wohnhaften Kaufleute Ernst Hinkel  
und Ernst Silberhorn<sup>11</sup>.*

<sup>11</sup> Handelsregister des Handelsgerichts Bezirk Ulm, Zweite Hauptabteilung, Bd. I.



Abb. 8 - Anzeige in der ZfI 11 (1890/91) Nr. 11 S. 158.



Abb. 9 - Anzeige in der ZfI 13 (1893) Nr. 33 S. 774 als Hoflieferant.



Jedem der beiden Teilhaber stand in gleicher Weise uneingeschränkt Vertretungsbefugnis zu. Gefertigt wurden Druckwind-Harmoniums nach dem System Trayser, wobei Ernst Hinkel eigene Änderungen und Verbesserungen einbrachte. Durch die strikte Befolgung des Grundsatzes, mit einem gut geschulten Mitarbeiterstamm unter ausschließlicher Verwendung von erstklassigem und richtig ausgesuchtem Material solide und tonlich gute und dauerhafte Fabrikate zu liefern, erweiterte sich der Kundenkreis nach Überwindung der schwierigen Anfangsjahre mit bescheidenen Mitteln stetig von Jahr zu Jahr. Die umfangreichen Um- und Neubauten steigerten die Leistungsfähigkeit. Der Name „E. Hinkel“ wird weltweit zu einem Begriff für erstklassige Harmoniums.

Auch in der Familie ging es „voran“: 1882 wurde die Tochter Luise geboren und 1885 kam der zweite Sohn Ernst Eugen zur Welt. Im April 1884 trennten sich Ernst Hinkel und E. Silberhorn, da dieser zurück nach Stuttgart wollte, um dort die später sehr renommierte „Harmoniumzungen-Fabrik E. Silberhorn“ zu eröffnen. Die Gesellschaft wurde aufgelöst und Ernst Hinkel übernahm den Ulmer Betrieb als alleiniger Inhaber. Der neue Firmenname lautete ab 30. April 1884 „E. Hinkel Harmoniumfabrik Ulm“. Ein Teil der Mitarbeiter von Ernst Silberhorn blieb bei „E. Hinkel“, so dass die Zungenfabrikation im eigenen Betrieb gesichert war.

Der wachsende Markterfolg des Saugwind-Hamoniums, das den Ansprüchen breiter Käuferschichten mehr entsprach als das Druckwind-Harmonium, veranlasste E. Hinkel 1886, neben der Fertigung von Druckwind-Harmoniums auch die Fabrikation von Saugwind-Harmoniums aufzunehmen. Dafür wurde im Betrieb eine eigene Abteilung eingerichtet. Es war eine kluge Entscheidung, denn alle anderen Harmonium-Hersteller, denen diese Umstellung nicht gelang,

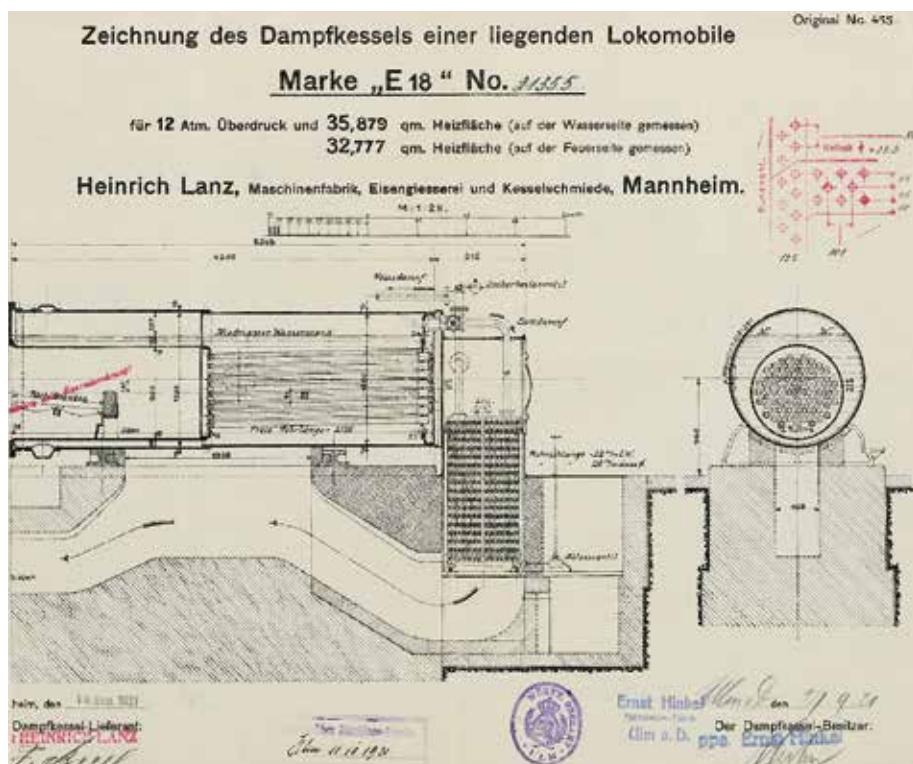


Abb. 10 - Dampfkesselanlage der Harmoniumfabrik „E. Hinkel“ in der letzten Ausbaustufe 1921 (StA Ludwigsburg F 207 II\_Bü 38).

gingen in den wirtschaftlich Ruin<sup>12</sup>. „E. Hinkel“ blieb aber weiterhin der führende Hersteller von Druckwind-Harmoniums, an dessen Verbesserung und Vervollkommenung der Inhaber stets interessiert war. Mit ca. 100 Mitarbeitern werden jährlich 1.800 Instrumente produziert (Abb. 8). 1893 erhielt „E. Hinkel“ die Auszeichnung „Königlich Württembergischer Hoflieferant“, was mit schönen Anzeigen in der Zeitschrift für Instrumentenbau (ZfI) 1893/94 stolz verkündet wurde (Abb. 9). Frühere und alle späteren Anzeigen sind deutlich schlichter.

Mit der Erweiterung der Produktion wurde auch die Verbesserung der Energieversorgung notwendig, so dass „E. Hinkel“ 1886 die Genehmigung für den Bau einer Dampfkesselanlage für Heizung und Leimkocher beantragte. In Abbildung 6 ist der vorgesehene Neubau der Maschinenhalle bereits skizziert. Die Leistung der Anlage wird den steigenden Anforderungen mehrfach angepasst. Abbildung 10 zeigt die letzte Ausbaustufe aus dem Jahr 1921. Für die Versorgung mit elektrischer Energie wurde eine Licht- und Kraftanlage mit eigenen Dynamomaschinen eingerichtet.

<sup>12</sup> Christian Abrens: Geschichte der Teck-Harmoniumfabrik in Kirchheim unter Teck. In: Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck 22 (1998) S. 85-96.- Abrens/Klinke, Harmonium in Deutschland (wie Anm. 2) S. 19.

Zur Unterstützung ihres Vaters waren auch die beiden Söhne Heinrich und Eugen in den Betrieb eingebunden. Beide Söhne wurden vom Vater zu Orgelbauern ausgebildet. Der 1876 geborene Heinrich war noch mehrere Jahre als Orgelbauer im In- und Ausland tätig, bevor er 1903 nach Ulm zurückkehrte. Der neun Jahre jüngere Eugen begann 1900 seine Ausbildung. Während Heinrich vorwiegend im technischen Bereich eingesetzt war, übernahm Eugen Aufgaben im kaufmännischen Bereich und hielt den Kontakt zu den Zulieferern.

Von Ernst Hinkels Bemühungen zur Verbesserung des Harmoniums gibt es in der ZfI nur drei Kurznachrichten. 1902 wird über eine Verbesserung des Druckwind-Harmoniums berichtet, durch die die beliebte „Vox humana“, ein mechanisches Register, noch schöner als beim Saugwind-Harmonium klingt. *Der Ton wird gleichsam wie durch Windstoß zu Gehör gebracht und wird durch dieses raschere Hinauswerfen aus dem Gehäuse schöner und größer*<sup>13</sup>. 1912 meldet Hinkel eine *Einrichtung zur Erzeugung verschiedener Tonstärke der Register an Harmonien, bei denen die Windkammern der einzelnen Register getrennt sind*<sup>14</sup> zum Patent an. Dem Hauptregisterventil wird dafür ein Hilfsregisterventil zugeordnet, mit dem der Winddruck im Registerraum geregelt wird. 1914 erfolgt die Anmeldung eines *Anhängeharmoniums*<sup>15</sup> (Abb. 11). Dabei wird vor die Tastatur b ein für eine beliebige Stimme ausgebildetes Anhängeharmonium c angeordnet, das durch eine Schlauch- oder Rohrleitung e mit der Windlade f in direkter Verbindung steht.

Am 2. Juli 1900 wurde in Stuttgart auf Initiative des Harmoniumfabrikanten Theodor Mannborg aus Leipzig der „Verein deutscher Harmoniumfabrikanten“ gegründet, dessen Ziel es war, die gemeinsamen Interessen der deutschen Harmoniumindustrie gegenüber der ausländischen Konkurrenz zu vertreten und daneben allgemeine Fragen für die weitere Vervollkommnung des Harmoniums, insbesondere auch Einheitlichkeit in der Disposition, zu behandeln. Zu der ersten Generalversammlung am 18. März 1901 in Leipzig war Ernst Hinkel eingeladen, neben Th. Mannborg als 2. Vorsitzender mitzuwirken<sup>16</sup>. Er behielt dieses Amt bis 1914, als er es aus Alters- und Gesundheitsgründen aufgab.

1913 konnte E. Hinkel das 40.000 Harmonium ausliefern<sup>17</sup>. Es war ein Druckwind-Kunstharmonium (Abb. 12), das nach einem kurz zuvor an den Regierungsrat Hartmann in Stuttgart gelieferten Instrument nachbestellt wurde. Es hatte 11 ½ Spiele, zwei Manuale, 35 Register und einen Tonumfang von 5 Octaven (C – c⁵), Teilung e² – f².

Zur Feier des Jubiläums veranstaltete „E. Hinkel“ im Saal des „Russischen Hofs“ in Ulm ein Harmoniumkonzert mit dem bekannten Harmonium-Komponisten Karg-Elert aus Leipzig<sup>18</sup>. Vorgeführt wurden ein Druckwind-Kunstharmonium mit Doppel-Expression und ein neues Saugwind-Harmonium. Wie das ‚Ulmer Tagblatt‘ in einer längeren Kritik ausführt, erregte vor allem das Kunstharmonium bei den Zuhörern durch die „feinsten Schattierungen in der

<sup>13</sup> ZfI 23 (1902/03) Nr. 29 S. 803.

<sup>14</sup> ZfI 33 (1912/13) Nr. 18 S. 731.

<sup>15</sup> ZfI 34 (1913/14) Nr. 35/36 S. 1329.

<sup>16</sup> Vgl. ZfI 21 (1900/01) Nr. 19 S. 485.

<sup>17</sup> Vgl. ZfI 33 (1912/13) Nr. 26 S. 1045.

<sup>18</sup> Vgl. ZfI 34 (1913/14) Nr. 4 S. 155 (Der UTBl-Beitrag wird hier zitiert).

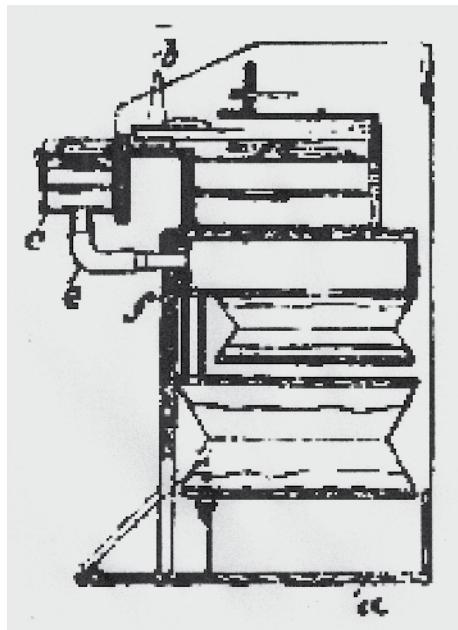


Abb. 11 - Anhängeharmonium  
(aus: ZfI 34 [1913/14] Nr. 35/36 S. 329).



Abb. 12 - Das 40.000 Harmonium der Harmoniumfabrik „E. Hinkel“ (aus: ZfI 33 [1912/13] Nr. 26 S. 1045).

Wiedergabe der Tonstücke, vom zartesten, wie nur noch ein Hauch verklingendem Pianissimo bis zum dem mit förmlicher, orchestralen Wucht daher brausenden Fortissimo“ besonderes Aufsehen. Das Saugwind-Harmonium wurde durch seinen weichen Orgelcharakter ebenfalls sehr sympathisch aufgenommen; „besonders interessant wirkten einige neue Solostimmen von feiner orchesterlicher Wirkung, so dass man glaubte, bald eine herrlich intonierte Orgel, bald ein recht charakteristisches Hausorchester zu hören“. Der Beitrag endet mit der Feststellung, dass sich das moderne Harmonium mit vollem Recht den Konzertsaal erobert hat und dass häufiger Harmonium-Vortragsabende stattfinden sollten, um die „unerschöpfbaren reizenden Tonfärbungen“ beim musikalischen Publikum bekannter zu machen.

Am 1. August 1914 begann der Erste Weltkrieg. Mit einem nur fünf kg schweren Kleinharmonium in wetterfester Ausführung und kräftiger Tonentwicklung eignete es sich vorzüglich für die Feldgottesdienste der Truppen, die oft nur Zugharmonikas zur Verfügung hatten. Der württembergische König war von dem Instrument sehr angetan und ließ den württembergischen Truppen eine Anzahl übersenden<sup>19</sup>.

Im Alter von 65 Jahren übergab Ernst Hinkel für 200.000 Mark die komplette Fabrik mit Wohnhaus (Abb. 13 und Abb. 14) an seinen ältesten Sohn Heinrich. Gesundheitlich angeschlagen, zog er sich ins Privatleben zurück. Er starb am

<sup>19</sup> Vgl. ZfI 35 (1914/15) Nr. 28 S. 290f.



**ERNST HINKEL**, Kgl. Württemberg. Hoflieferant, ULM a. D.

Abb. 13 - Das Bild zeigt die Fabrikanlage etwa in der Zeit um 1908 von der Hämpfergasse aus gesehen. In der Mitte hinten das Wohnhaus. Links und rechts davon die ersten Werksträume. Rechts im Bild die Neubauten von Kesselhaus und mechanischer Schreinerei, links im Bild die Werkstattneubauten ausgehend von den zugekauftem Gebäuden Hämpfergasse 3. Bis 1921 entstehen noch weitere Um- und Neubauten. Links im Hintergrund, auf der Höhe der „Promenade“, die bekannte Gaststätte Wilhelms-höhe, rechts davon zeigt sich der Turm der Villa des Tabakfabrikanten Wechsler (Foto: Privat).

17. August 1924 nach langem, schwerem Leiden. Seine Frau Karoline folgte ihm am 22. Januar 1928.

#### Die Hinkel Betriebskrankenkasse 1902-1910

Betriebskrankenkassen gab es schon vor der Einführung der allgemeinen Krankenversicherung durch Bismarck 1893. Auf Initiative von Arbeitern und Unternehmern wurden bereits Mitte des 18. Jahrhunderts erste Betriebskrankenkassen gegründet, um eine soziale Absicherung für die Arbeiter und deren Familien gewährleisten zu können. Bei „E. Hinkel“ wurde eine Betriebskrankenkasse am 1. Januar 1902 gegründet. Alle in der Fabrik und im Kontor gegen Gehalt oder Lohn beschäftigten Personen waren zwangsläufig Mitglied. Befreit waren nur Betriebsbeamte, Werkmeister und Techniker, Handlungsgehilfen und Lehrlinge, deren Lohn oder Gehalt 2.000 M/Jahr nicht überstieg und Mitglieder einer anderen Hilfskasse. Da die Kasse aber aufgrund der geringen Mitgliederzahl von 89 von Anfang an nicht besonders leistungsfähig war und kaum Familienunterstützung leisten konnte, wurde am 25. April 1909 vom Oberamt Ulm die Auflösung und der Anschluss an die Ortskrankenkasse Ulm angeordnet. Der Übergang erfolgt nach Auflösungsbeschluss der Generalversammlung am 24. April 1910.



Abb. 14 - Werbung ist für jeden Betrieb eine durchaus wichtige Sache und so brachte E. Hinkel auf einem Holzlager-Schuppen westlich der „Promenade“, am sog. Kobelgraben, in großen Lettern den Schriftzug „Hinkel-Harmonium-Ulm“ an. Parallel zum Kobelgraben verläuft nämlich die Eisenbahnlinie Ulm-München und die Reisenden konnten den Schriftzug nicht übersehen. Die Harmoniumfabrik liegt hinter den Bäumen und Häusern in der Bildmitte (Foto: Privat).

### **Der erste Nachfolger: Sohn Ernst Heinrich Hinkel (1916-1921)**

Sohn Ernst Heinrich Hinkel wurde am 26. November 1876 in Stuttgart geboren. Nach der Schulausbildung lernte er in der 1880 eröffneten Harmoniumfabrik des Vaters in Ulm den Beruf des Orgel- und Harmoniumbauers. Nach Aufenthalten im In- und Ausland kehrte 1903 nach Ulm zurück und arbeitete im väterlichen Betrieb. Am 2. April 1906 heiratete er in Ulm die Tochter des Kaufmanns Hermann Lieb aus Neuenstein (OA Öhringen, Hohenlohekreis), Frida Sofie Lieb, geboren am 11. April 1887 in Neuenstein. Das Paar hatte vier Kinder (Abb. 15): Ernst Heinrich, gen. „Heinz“ (\* 1906), Margarete (\* 1908), Lotte (\* 1909) und Jörg (\* 1911)<sup>20</sup>. Nur der Sohn Heinz folgte dem Vater im Beruf.

Am 1. Januar 1916 übernahm Heinrich Hinkel von seinem Vater die Harmoniumfabrik als Alleininhaber. Seit 1912 war er zusammen mit dem Ulmer Kaufmann Rudolf Kleemann (bis Juni 1915) bereits als Prokurst tätig. Die Übergabe und der Eintrag ins Handelsregister beim Amtsgericht Ulm erfolgte am 31. Dezember 1915. Die Zeit war schlecht. Seit August 1914 tobte in Europa, im Nahen Osten, in Afrika, Ostasien und auf den Ozeanen der Erste Weltkrieg.

<sup>20</sup> StadtA Ulm Standesamt Ulm FR Bd. 49, Bl. 285.

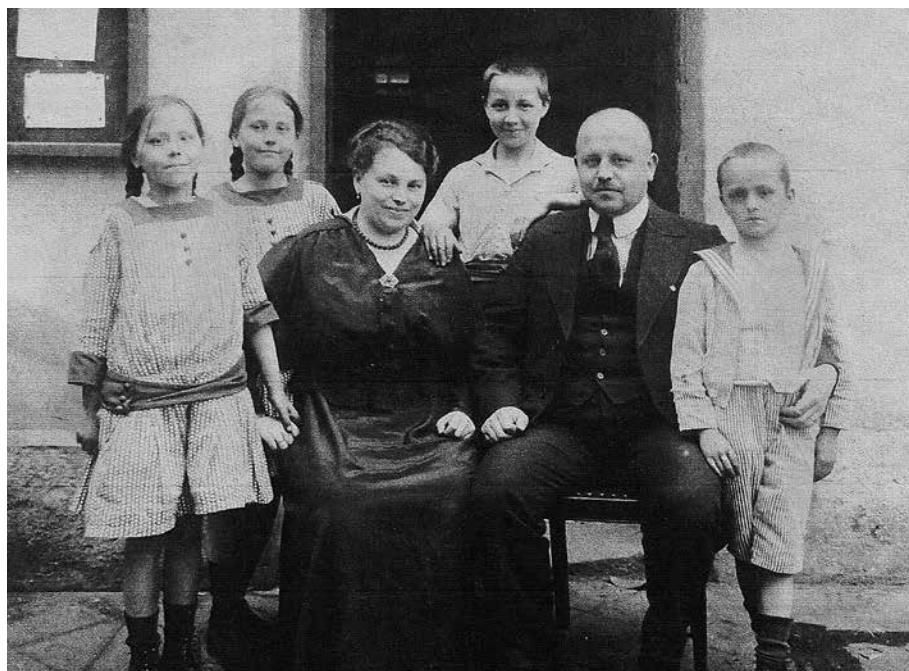


Abb. 15 - Die Familie Heinrich Hinkel etwa im Jahre 1918. Neben den Eltern Frida und Heinrich die Kinder (v. l.) Lotte, Margarete, Heinz und Jörg (Foto: Dr. Manfred Hinkel, Bernried).

Doch Heinrich Hinkel gelang es trotz steigender Inflation, die Schwierigkeiten im Verkauf und die Engpässe bei der Materialbeschaffung und den Mitarbeitern, die zum Militär eingezogen wurden, durchzustehen und die Produktionszahl von 1.800 Harmoniums/Jahr zu halten. 100-150 Mitarbeiter in der Fabrik und etwa 100 Heimarbeiter waren bei H. Hinkel beschäftigt. Er konnte auch wieder einen eigenen Ausstellungs- und Vorführraum im Hafenbad 16<sup>21</sup> einrichten, der bis in die 1930er Jahre bestand.

Als großes Glück für die Firma erwies sich am 16. Januar 1918 die Ernennung des Kaufmanns Alfred Seifert aus Ulm zum Prokuristen. Das sollten die nächsten 13 Jahre zeigen. Mit im Betrieb arbeitete auch sein jüngerer Bruder Eugen, der vor allem die Zulieferer von Saugwind-Harmoniumzungen und Klaviaturen in Mitteldeutschland betreute. Kurz nach Betriebsübernahme erfuhr Heinrich Hinkel eine besondere Auszeichnung: *Seine Majestät der König von Württemberg ernannte ihn zum Königlichen Hoflieferanten*<sup>22</sup>. Der Betrieb genoss einen sehr guten Ruf, war anerkannt und lief gut. Die Hochkonjunktur im Harmoniumbereich deutete sich an (Abb. 16), als im Dezember 1921 ein überaus heftiger Grippeanfall mit nachfolgender Lungenentzündung und Herzlähmung dem Leben von Heinrich Hinkel ein Ende setzte. Er verstarb nach drei Tagen am 12. Dezember 1921. Der Harmoniumkomponist Dr. h. c. Sigfrid Karg-Elert schrieb in der ZfI einen berührenden Nachruf: *Er war ein rechter Sohn seiner*

<sup>21</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde an der Stelle 1956 das Möbelhaus Georg Gnaier errichtet.

<sup>22</sup> ZfI 36 (1915/16) Nr. 13 S. 128.

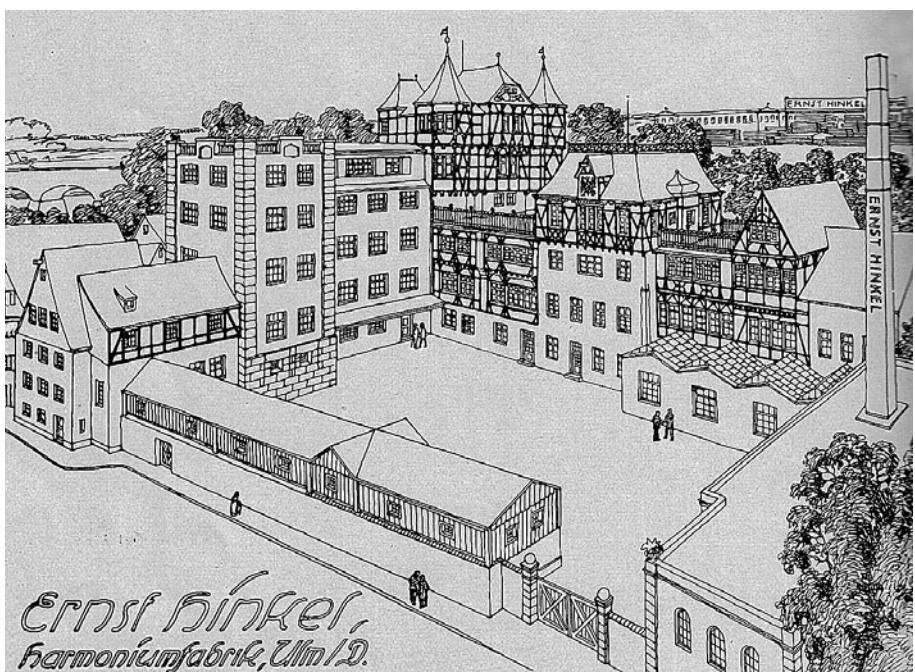


Abb. 16 - Das Bild zeigt den letzten Ausbauzustand der Ulmer Harmoniumfabrik im Jahre 1921. Im Vergleich mit Bild 13 fällt vor allem die deutliche Erhöhung der Werkstattbauten (links im Bild und hinten) und der Bau eines Holzlagers auf. Das Gebäude mit den Türmchen im Hintergrund in der Mitte ist die Villa des Fabrikanten für Stärke und Eierteigwaren Wilhelm David Laible (Foto: Deutschlands Städtebau – Ulm a. D. Berlin 1921).

*Heimatscholle. Nicht immer ohne weiteres zugänglich, der eigenwillige Schwabenschädel ist manchmal starr gewesen, aber das Herz war immer lauter und warm; der Grundzug seines Wesens war großzügige Milde und weise Menschenliebe. Als Familienglied zeigte er oft rührend zärtliche Schalhaftigkeit, gepaart mit Herzensgüte und musterhafter Gerechtigkeit. Er war ein vielgeliebter Freund, standhaft und zuverlässig wie ein Fels aus Erz. Als Chef war er ein Mann, dem das Wohl seiner Angestellten allzeit am Herzen lag und dem allenthalben Sympathie und Anhänglichkeit entgegengebracht wurde, wie zuvor seinem alten Vater. Seine Lebensarbeit, so kurz sie auch war, ist nicht vergeblich gewesen, denn die reiche köstliche Saat steht gut im Halme. Die Meister- und Arbeiterschaft ist dank seiner unermüdlichen Instruktionen und Mithilfe hervorragend gut geschult. Sie führen die Ideen im Sinne des Entschlafenen zielsicher weiter. Die Tradition des hochangesehenen Hause wird unverändert weiterleben<sup>23</sup>.*

Unter Prokurist Seifert und Betriebsleiter Espert lief der Betrieb zunächst weiter. Am 27. September 1922 heiratete die Witwe Frida Hinkel den Regierungsbaumeister Diplom-Ingenieur Karl Rößler. Er kam nicht aus dem Instrumentenbau. Um das Kapital in der Firma zu halten und nicht durch Erbteilung zu vereinzeln, wurde die Firma in eine Kommanditgesellschaft umgewandelt.

<sup>23</sup> ZfI 42 (1921/22) Nr. 1 S. 458f.

Der Eintrag ins Handelsregister beim Amtsgericht Ulm erfolgte am 7. Oktober 1922. Die Position des geschäftsführenden Gesellschafters übernahm der Ehemann von Frida (Hinkel) Rößler. Als Kommanditisten wurden im Handelsregister mit den nachstehenden Einlagen eingetragen:

Frida Rößler, geb. Lieb, verw. Hinkel	107.000 Mark
Ernst Heinrich (Heinz) Hinkel	125.000 Mark
Margarete Hinkel	125.000 Mark
Lotte Hinkel	125.000 Mark
Jörg Hinkel	125.000 Mark

In den folgenden Jahren wurden die Einlagen angepasst und deutlich verringert. 1931 lagen sie bei 12.500 bzw. 15.000 RM<sup>24</sup>.

### Die Geschwister Luise und Ernst Eugen Hinkel

Ob die Geschwister im Zuge der Betriebsübernahme durch ihren Bruder Heinrich irgendwelche Zuwendungen von ihrem Vater Ernst Hinkel erhalten haben, ist nicht bekannt.

Luise Hinkel wurde am 14. Februar 1882 in Ulm geboren. Mit 23 Jahren heiratete sie am 5. Mai 1905 den Hofjuwelier Fritz Merath aus Ulm.

Ernst Eugen Hinkel wurde am 3. Juli 1885 in Ulm geboren. Nach der Schulausbildung erhielt er, wie zuvor sein Bruder Heinrich, in der Harmoniumfabrik des Vaters eine Ausbildung zum Orgel- und Harmoniumbauer und arbeitete im Betrieb mit. Nach der Übernahme der Harmoniumfabrik durch seinen Bruder arbeitete er weiter bei ihm im Betrieb und hielt vor allem den Kontakt zu Zulieferern von Klaviaturen und Harmoniumzungen in Mitteldeutschland. Auf einer seiner Reisen lernte er in Langenberg (heute Ortsteil von Gera) Hedwig Ida Höfer, Tochter des Maurerpoliers Franz Höfer, geboren am 1. März 1892 in Langenberg, kennen und heiratete sie in Langenberg am 28. Dezember 1910. Beide zogen nach Ulm, wo die Kinder Ernst (\* 1911), Hildegard (\* 1912) und Lore Hedwig (\* 1919) zur Welt kommen. Als 1922, nach dem Tod seines Bruders Heinrich, dessen Witwe den Regierungsbaumeister Karl Rößler heiratete und dieser Chef der Harmoniumfabrik wurde, kam es offenbar zu einem Zerwürfnis. Ob Eugen Hinkel damit gerechnet hatte, dass er Nachfolger seines Bruders werden würde, ist nicht bekannt.

Eugen Hinkel verließ aber 1922 Ulm und zog mit seiner Familie nach Esslingen, wo er als Handelsvertreter tätig war. Doch in der Ehe kriselte es und am 3. August 1928 wurde die Ehe vor dem Landgericht Stuttgart geschieden. Ida Hinkel zog mit den drei Kindern zurück in die elterliche Wohnung in Langenberg, wo sie am 1. Oktober 1928 als Einwohnerin gemeldet wurde. Sie heiratete 1936 noch einmal und starb am 22. April 1953 in Langenberg. Auch die Kinder blieben in Langenberg und waren dort verheiratet. Ida Hinkel blieb mit Ulm verbunden und übergab nach dem Zweiten Weltkrieg bei ihr vorhandene Dokumente zur Harmoniumfabrik „E. Hinkel“ an das Stadtarchiv Ulm<sup>25</sup>.

<sup>24</sup> Vgl. ZfI 51 (1930/31) Nr. 18 S. 502.

<sup>25</sup> Vgl. StadtA Ulm G 2 Hinkel, Ernst.

Eugen Hinkel heiratete am 28. November 1928 in Esslingen in zweiter Ehe die Witwe Lina Maria Fuchs (\* 1887 in Heilbronn). Diese Ehe wurde am 29. Mai 1947 vor dem Landgericht Stuttgart geschieden. Nach der Scheidung zog Eugen Hinkel – soweit sich das verfolgen lässt – zu einer Bekannten nach Neuhausen a. d. Fildern, wo er am 3. Februar 1957 verstarb.

### Die Aera Karl Rößler (1922-1937)

Durch die Verheiratung mit der Witwe von Heinrich Hinkel übernahm am 7. Oktober 1922 der Regierungsbaumeister Dipl.-Ing. Karl Rößler die Führung der Harmoniumfabrik „E. Hinkel“. Karl Konrad Rößler wurde am 29. Juni 1884 in Ulm geboren. Sein Vater war der Ulmer Zingießer-Meister Karl Rößler. Karl Rößler war nicht vom Fach, aber er übernahm eine motivierte und sehr gut aufgestellte Betriebsmannschaft, so dass der Einstieg gelang. Wesentliche Stütze war der Prokurist Alfred Seifert. Zudem erlebte das Harmonium in dieser Zeit seine Hochphase. Die Inflation wurde 1923 mit der Einführung der Renten- und nachfolgend der Reichsmark beendet. Das neue Geld machte Deutschland wieder kreditwürdig. Kapital und Investitionen aus dem Ausland flossen wieder, die Wirtschaft erholte sich. Gleichzeitig blieben die Preise stabil, das Geld war wieder etwas wert, und es lohnte sich wieder, Waren anzubieten. Der Konsum zog an. Es folgten Jahre mit geringer Arbeitslosigkeit, hohen Steuereinnahmen und einem ausgeglichenen Staatshaushalt. Auch an einer Steigerung des Exports war Deutschland sehr interessiert, denn die dort erwirtschafteten Devisen wurden dringend benötigt, um die Kriegsschäden zu leisten. Die Harmoniumfabrik „E. Hinkel“ war von Beginn an exportorientiert und lieferte ca. 60 Prozent der produzierten Harmoniums ins Ausland. Abnehmerländer waren u. a. Ägypten, Argentinien, Belgisch Kongo, Brasilien, England, Holland, Indien, Iran, Kalifornien, Mexiko, Nord- und Südafrika, Österreich, Russland, Schweden, Schweiz und die Türkei. Besonders für tropische Länder waren Harmoniums in Tropenausführung interessant. Bauart, Konstruktion und Materialien wurden für diese Instrumente besonders ausgewählt, alle lösbarer Teile waren verschraubt oder verstiftet, für die Metallteile und Schrauben wurde Messing verwendet, Filz wurde möglichst vermieden. Die Instrumente besaßen eine Holzrückwand und waren so konstruiert, dass alle Öffnungen bei Nichtgebrauch fest verschlossen waren, so dass kein Ungeziefer usw. eindringen konnte.

Die guten und erfolgreichen Jahre fanden am 24./25. Oktober 1929 mit dem „Schwarzen Freitag“ an der New Yorker Börse ein jähes Ende. Die Aktienkurse stürzten ins Bodenlose. Innerhalb kurzer Zeit wurden gewaltige Vermögenswerte vernichtet. Lawinenartig wuchs sich die Wirtschaftskrise der USA zur Weltwirtschaftskrise aus. In diese Zeit fällt 1930 das 50-jährige Jubiläum der Harmoniumfabrik „E. Hinkel“. Lange und begeisterte Berichte einer Fach-Besuchergruppe im Frühjahr 1930 in der Zeitschrift „Harmoniumfreund“<sup>26</sup> und in der niederländischen „Vox humana“<sup>27</sup> geben ein Bild von der Leistung der Firma.

<sup>26</sup> Willy Bitterling-Lebe: Ein Besuch im Hause Hinkel, Ulm. In: Der Harmoniumfreund. Zeitschrift für Hausmusik und Kunst 10/11 (Juli/August 1930).

<sup>27</sup> Willy Bitterling-Lebe: VOX HUMANA. In: Kwartaalblad van de Harmonium Vereneging Nederland 15 (1930) Nr. 3 S. 2-6.



Abb. 17 - Das Kirchen-Pedal-Harmonium mit Pfeifenaufsatzt im gotischen Stil und Lüfterzeugung durch ein elektrisches Schleudergebläse beeindruckte die Fach-Besucher.  
(Foto: VOX HUMANA).

Abb. 18 - Inserat der Harmoniumfabrik „E. Hinkel“  
(aus: ZfI 50 [1929/30] Nr. 24 S. 817).

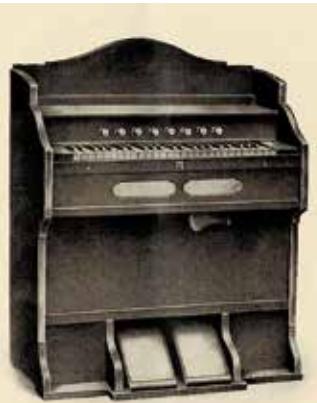


Prokurist Seifert spielte den Besuchern verschiedene Harmoniums in der Fabrik vor. In der „Dürftigen Stube“, einer spätgotischen dreigeteilten (Kirchen-)Halle für bedürftige Frauen im ehemaligen Ulmer Spital, die der Rat der Stadt Ulm in ein für ernste Aufführungen gestimmtes Oratorium verwandelt hatte, hörten die Gäste ein im Auftrag des Ulmer Rates dort in einer Altarnische aufgestelltes prachtvolles Hinkel-Kunstharmonium, Modell 100, in der Ausführung (Disposition) mit 10 Spielen, 26 Registerzügen, 3 Hackenregistern und einem Tonumfang von 5 Oktaven. Im Musiksaal der Hinkelvertretung in der Hafengasse begeisterte das prächtige Kirchen-Pedal-Harmonium (Abb. 17).

Aus Anlass des 50-jährigen Firmenjubiläums hatte man bei Hinkel auch ein besonderes Jubiläumswerk mit Fernwerk (auf das ganze obere Manual wirkend) gebaut. Es hatte 2 Manuale und Pedal, 15 Spiele, 51 Register und 5 Oktaven Tonumfang, im Pedal 2 1/2 Oktaven. Details zu der Disposition der o. a. Harmoniums finden sich in den Anmerkungen 25 und 26 der angegebenen Veröffentlichungen. Ein 32-seitiger Katalog zu Saugluft-Harmoniums im 8°-Format stellt in 1930 noch einmal die Leistungsfähigkeit der Firma vor. Abbildung 19 zeigt eine Zusammenstellung der sieben Grundtypen, aus denen sich durch unterschiedliche Ausstattung in der Zahl der Spiele, der Register, des Tonumfangs und der Holzart /Farbe des Gehäuses 70 mögliche Ausführungen ableiten.

Schließlich gab es zum 50-jährigen Firmenjubiläum auch eine kleine Broschüre im 8°-Format, in der in gewinnender Weise auf acht Seiten feinen gelblichen Kunstdruckpapiers die Entwicklung der Firma Hinkel geschildert wird, unterstützt durch wirkungsvolle bildliche Darstellungen. Den Werdegang der Firma beschreibt auch ein zweiseitiger Bericht in der ZfI<sup>28</sup>. In den Inseraten in der ZfI wird auf das Jubiläum hingewiesen (Abb. 18).

<sup>28</sup> ZfI 50 (1929/30) Nr. 24, S. 802f.



Modell SB



Modell S Danubia



Modell S F



Spezial-Modell S Idyll



Modell S Bach-Wagner



Modell SP 33



Spezial-Harmonium für die Tropen

Abb. 19 - Das Programm von Hinkel-Saugwind-Harmoniums aus dem Jahr 1930 (Katalog 1930 Privatsammlung des Verfassers).

Seit 1926 war auch Heinz Hinkel, ein Sohn von Heinrich Hinkel, im Betrieb tätig. Er hatte bei den Orgelbaufirmen Steinmeyer (Öttingen) und Link (Giengen) eine Ausbildung zum Orgel- und Harmoniumbauer gemacht und 1930 vor der Handwerkskammer Ulm die Meisterprüfung im Harmoniumbau abgelegt. Doch der schöne Schein täuschte. Der Firma geht es nicht gut. Die Weltwirtschaftskrise ließ den Export dramatisch einbrechen (vgl. Abb. 2), die zunehmende Popularität des Rundfunks und die Mechanisierung der Musik führten zum Niedergang von Nachfrage und Produktion. So wurde das Jubiläum im September 1930 in aller Stille und im kleinen Rahmen gefeiert. Das ging sogar so weit, dass ein Zulieferer für Saugwind-Harmoniumzungen im August 1930 beim Magistrat der Stadt nachfragte, wann denn die Ulmer Harmoniumfabrik das 50-jährige Jubiläum feiern würde<sup>29</sup>. Doch die Lage spitzte sich weiter zu. Die Firma Hinkel musste Arbeiter entlassen, auch der langjährige Prokurist A. Seifert, der Betriebsleiter Espert und weitere wertvolle Mitarbeiter erhielten bis Oktober 1931 ihre Entlassungspapiere. Mit einer kleinen Mannschaft ging der Betrieb weiter, doch die Firma hatte einen Tiefpunkt erreicht, von dem sie sich nicht mehr erholt. Sie lebte aber ihrem guten Namen fort.

Über den Geschäftsverlauf in den folgenden Jahren ist wenig bekannt. In einer gutachterlichen Stellungnahme für die IHK Ulm vom Februar 1951 wird sogar angegeben, dass die Harmoniumfabrik „E. Hinkel“ in den Jahren 1935-1938 still lag<sup>30</sup>. Dieser Aussage steht jedoch entgegen, dass die Harmoniumfabrik in allen Ausgaben der ‚Zeitschrift für Instrumentenbau‘ (ZfI) im Jahr 1937 eine Anzeige geschaltet hatte. Die Verkaufszahlen waren aber sicher niedrig, denn von 1930-1954 stellte Hinkel nur noch insgesamt rund 3.000 Instrumente her.

Am 23. Februar 1937 starb Karl Rößler im Alter von 52 Jahren nach langer schwerer Krankheit. Seine Frau Frida erlag vier Jahre später am 8. Juni 1941 einem Schlaganfall. Nach dem Tod von Karl Rößler hat sich die Kommanditgesellschaft mit dem 12. Juli 1937 aufgelöst und der bisherige Kommanditist Heinz Hinkel hatte den Betrieb als Alleininhaber übernommen.

## Der letzte Inhaber der Ulmer Harmoniumfabrik Heinz Hinkel (1937-1954)

Ernst (Heinrich) Heinz Hinkel (Abb. 20) wurde am 18. Dezember 1906 in Ulm geboren. Nach dem plötzlichen Tod seines Vaters wurde er mit 15 Jahren als Kommanditist in der KG der Erbengemeinschaft Mitinhaber der Harmoniumfabrik. Nach der Schule machte er eine Ausbildung bei der Orgelbaufirma Link (Giengen), und vom 24. Mai 1924 bis zum 24. April 1926 eine Ausbildung zum Orgel- und Harmoniumbauer bei der bekannten Orgelbaufabrik G. F. Steinmeyer in Oettingen/Bayern. Als Lohn erhielt er monatlich 20,- RM. Seine Personalkarte ist im Archiv der Firma noch vorhanden. Danach setzte er seine Ausbildung im elterlichen Betrieb fort und legte 1930 vor der Handwerkskammer Ulm die Meisterprüfung im Harmoniumbau ab. Am 4. Juli 1936 heiratete er in Ulm Erika Lina Martha Schwenk (\*26. Oktober 1910 in Ulm). Ihre Eltern waren Teilhaber der Dampfwaschanstalt Schwenk & Lutz in der Wieland-

<sup>29</sup> Deutsche Harmonium-Zungen-Fabrik Pegau.- StadtA Ulm B 774/8 Nr. 5.

<sup>30</sup> WirtschaftsA Baden-Württemberg Hohenheim A 9 Fi 2581.



Abb. 20 - Heinz Hinkel 1944  
(Foto: Dr. Manfred Hinkel, Bernried).

straße 41 in Ulm. Ende 1930 und Anfang 1940 kommen die Töchter Doris Gerda und Hannelore zur Welt.

Am 12. Juli 1937 übernahm Heinz Hinkel als Alleininhaber den Betrieb von der bisherigen KG der Erbgemeinschaft und ging mit großer Energie daran, den Betrieb wieder voranzubringen. Die Firma bot wieder mit Prospekten und Preislisten ein Programm von Druck- und Saugwind-Harmonien an, das Beachtung fand (Abb. 21). In der ZfI vom 15. April 1939 findet sich auch ein Stellenangebot für einen Harmoniumbauer und -stimmer. Auf der Frühjahrsmesse in Leipzig war die Firma Hinkel 1939 in ihrer langen Geschichte erstmalig vertreten. Vorgestellt wurde eine Neuheit, ein „Harmonetta“ genanntes Druckwind-Zungeninstrument mit „großer Ausdrucksfähigkeit“. Es besaß 3 Spiele mit 5 ½ Oktaven Tonumfang und hatte die Abmessungen 110 x 82 x 42 cm (B x H x T). Musikalisch wie technisch nahm es eine Mittelstellung zwischen Piano-Akkordeon und dem Harmonium ein und war vor allem dafür gedacht, dem Harmonium Auftrieb zu geben. Es gab auch wieder Werbeanzeigen in der ZfI (Abb. 22).

Die aufstrebende Entwicklung wurde am 1. September 1939 durch den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs jäh unterbrochen. Zwar konnte die Harmoniumproduktion noch bis Mitte 1941 weitergeführt werden, aber ab diesem Zeitpunkt musste sich die Ulmer Harmoniumfabrik in die Rüstungsproduktion eingliedern lassen, um einem angedrohten Entzug von Facharbeitern und einzelner Maschinen zu entgehen. Gefertigt wurden nun Werkzeugschränke, Werkzeugkästen, Transportkisten u. ä. sowie Schränke, Bänke und Tische aller Art<sup>31</sup>. Als

<sup>31</sup> WirtschaftsA Baden-Württemberg Hohenheim A 9 Fi 2581.

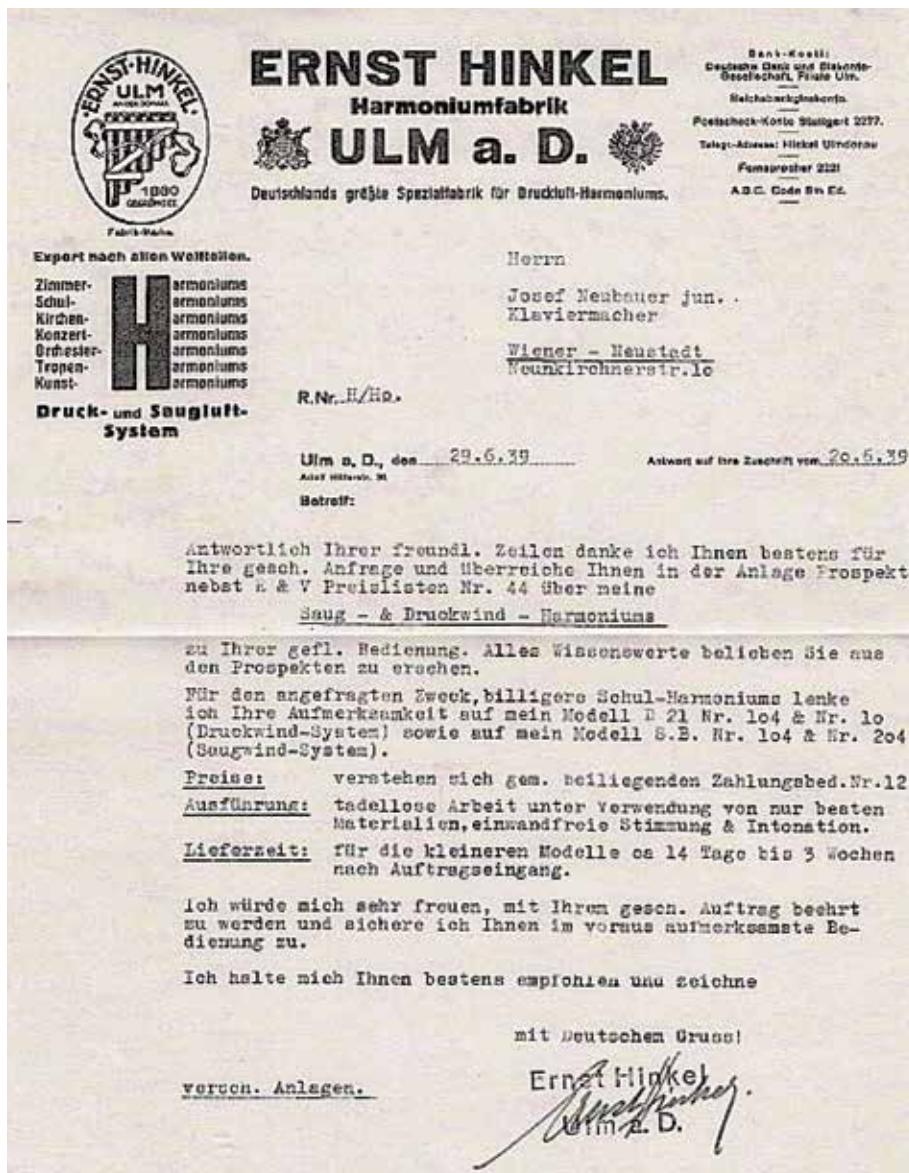


Abb. 21 – Anfrage aus Österreich 1939. Hinkel ist wieder am Markt (Foto: Privat).



Abb. 22 - Anzeige in der ZfI 59 (1938/39) Nr. 11 S. 163.

Ersatz für eingezogene Mitarbeiter wurden der Hamoniumfabrik Anfang 1944 acht bis neun „Ostarbeiter“ aus der Ukraine und Weißrussland, von Beruf alles Schreiner, zugewiesen. Unterlagen sind nur von vier „Ostarbeitern“ vorhanden, die restlichen Unterlagen sind bei Fliegerangriffen verbrannt<sup>32</sup>. Nach einzelnen Nachtstörangriffen zwischen 1940/42, die kaum Schaden anrichteten, kam es ab März 1944 zu immer heftigeren Tagangriffen mit bis zu 750 Flugzeugen. Am 16. März 1944 wurde die Hamoniumfabrik zu 60 Prozent, das Wohngebäude und das Holzlager total zerstört. Beim Großangriff auf Ulm am 17. Dezember 1944 wurden das notdürftig wiederhergestellte Fabrikgebäude und die eingerichtete Notwohnung endgültig total zerstört. Eine letzte volle Monatsproduktion von 3.000 Werkzeugkästen und 500 Einrichtungsgegenständen war im November 1944 abgeliefert worden. Die Arbeit in einem Ausweichbetrieb in Neu-Ulm fand bei dem Angriff am 4. März 1945 ebenfalls ein Ende. Die Familie von Heinz Hinkel wurde nach Biberach evakuiert. Sie hatte alles verloren. Am 8. Mai 1945 war der Zweite Weltkrieg mit der bedingungslosen Kapitulation endgültig zu Ende. Mit der Familie, die Kinder auf einem zweirädrigen Handkarren, zog Heinz Hinkel zurück nach Ulm und fand eine Bleibe in der Wielandstraße 41 bei den Eltern seiner Frau.

Als sich die Situation etwas normalisiert hatte, machte sich Heinz Hinkel mit einigen ehemaligen Mitarbeitern an Aufräumungsarbeiten auf dem Firmengelände. In einem Fragebogen zum Zustand der Firma und der Angabe notwendiger Voraussetzungen für eine Wiederaufnahme des Betriebs gibt Heinz Hinkel Folgendes an:

- Zerstörungen an Gebäuden: 95 %, Kellerräume erhalten.
- Zerstörungen von Betriebseinrichtungen: 19 Holzbearbeitungsmaschinen, 4 Werkzeugmaschinen, 1 Farbspritzanlage, 2 Späne- und Schleifstaub-Absauger, eine große Anzahl Elektrohandmaschinen total zerstört. 4 Holzbearbeitungsmaschinen zu 80 % und 1 Transformator zu 50 % zerstört.

Bezüglich der Wiederaufnahme des Betriebs gibt er an, dass mit etwa der Hälfte der genannten Betriebsmittel eine Wiederaufnahme des Betriebs in vier bis sechs Monaten möglich sein sollte, wenn auch Kleinteile (Nägel, Schrauben, Schlösser, Riegel usw.), Leim sowie 40-60 m<sup>3</sup> Laub- und Nadelholz und genügend Energie (Brennstoffe, Strom) zur Verfügung gestellt und 18 Arbeitskräfte unterschiedlicher Qualifikation eingestellt werden könnten.

Die IHK Ulm unterstützte Heinz Hinkels Bemühungen um Exportgenehmigungen. Mit einem Schreiben vom Mai 1946<sup>33</sup> bestätigte sie, dass die Ulmer Harmoniumfabrik auf Grund früherer guter Geschäftsbeziehungen mit dem Ausland nach Öffnung der Grenzen auch wieder Exportaufträge ausführen könnte und bittet darum, der Firma jegliche Unterstützung zuteilwerden zu lassen.

Da an einen Wiederaufbau der Fabrikgebäude nicht zu denken war, wurden Heinz Hinkel 1947 vom Staatsrentamt (Liegenschaftsamt) vier Baracken des ehemaligen Friedens-Pulvermagazins der Bundesfestung in der Grimmelfinger

---

<sup>32</sup> StadtA Ulm G 2 Hinkel, Ernst.

<sup>33</sup> WirtschaftsA Baden-Württemberg Hohenheim A 9 Fi 2581.



Abb. 23 - Ehemalige Wehrmachtsbaracke im Jahr 2020. Ein Kunststoffvorhang mit aufgemalter Fassadenstruktur und Fenstern überdeckt den teilweise maroden Zustand (Foto: Privat).

Straße 12 zugewiesen (Abb. 23). Mit einer kleinen Mannschaft aus ehemaligen Mitarbeitern wurden in den Baracken Werkräume sowie Verwaltungs- und Wohnräume eingerichtet. Bei der Beschaffung von Einrichtungsgegenständen und Maschinen auf dem „grauen Markt“ kam Heinz Hinkel zu Gute, dass sich in einer der ehemaligen Wehrmachtsbaracken Motoren und Maschinen fanden, die er – wie in den ersten Jahren kurz nach dem Zweiten Weltkrieg üblich – als Tauschobjekte einsetzen konnte, was ihm später allerdings auch einige Probleme mit den Behörden einbrachte (Abb. 24). Ein Teil der Baracken ist bis heute erhalten, da sie unter Denkmalschutz gestellt und in die nachfolgende Wohnbebauung integriert wurden.

Als nach der Währungsreform im Juni 1948 bis dahin unerreichbare Rohmaterialien auf den Markt kamen, konnte der neue Betrieb mit etwa 14 Mitarbeitern wieder mit der Harmonium-Produktion beginnen. Wie die ‚Schwäbische Donauzeitung‘ (heute Südwest-Presse) in einem Bericht zum 70-jährigen Firmenjubiläum berichtet<sup>34</sup>, *ließen schon fünf Tage nach dem Versand der ersten Prospekte der Nachkriegszeit im September 1948 die ersten Aufträge ein. Auf drei Inserate in einer Zeitschrift folgen nicht weniger als 600 Anfragen. 25 Musikalienhandlungen haben sich um eine Vertretung beworben. An Weihnachten 1948 verließen die ersten zwei Harmoniums das Werk. Die ‚Ulmer Nachrichten‘ berichten im Juni 1949<sup>35</sup>, dass die Firma bereits wieder in beträchtlichem Umfang Harmoniums für Schulen, Kirchen und Haus herstellt. Anfragen aus aller Welt liegen wieder vor.*

<sup>34</sup> Vgl. SDZ 51 (3. März 1949) S. 3: 70 Jahre Ulmer Harmoniumfabrik „Hinkel“.

<sup>35</sup> Vgl. Ulmer Nachrichten 68 (23. Juni 1949) S. 5: Harmoniumfabrik Ernst Hinkel.

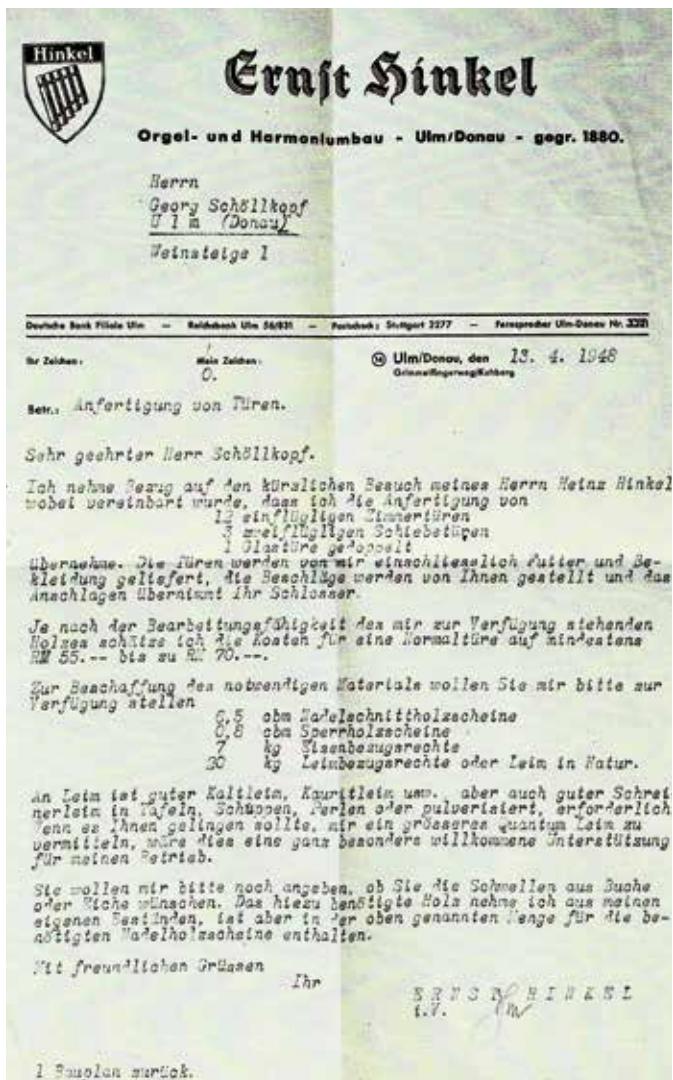


Abb. 24 - Da an eine Harmoniumfertigung nicht zu denken war, musste Ersatz her. Das Angebot für die Fertigung von Türen für einen Neubau zeigt die damaligen Probleme: Der Bauherr musste dem Handwerker Bezugs-scheine für den Kauf des notwenigen Materials zu Verfügung stellen (Foto: Dr. Manfred Hinkel, Bernried).

*Um von der schwierigen Beschaffung von Saugwind-Harmoniumzungen aus der russisch besetzten Zone unabhängig zu sein, werden nur Druckwind-Harmonien gefertigt. Das Zungenmaterial dafür liefert die Ulmer Firma Wieland.*

Trotz dieser positiven Berichte bleibt aber festzuhalten, dass die Firma von Anbeginn an erhebliche Probleme hatte: Heinz Hinkel war zwar ein hervorragender Techniker, aber kaufmännisches Denken und vorsorgliches Planen gehörten nicht zu seinen Stärken. 1947/1948 versuchte sein ehemaliger Buchhalter Ohm hartnäckig, aber erfolglos, die finanziellen Verhältnisse der Firma zu ordnen und zu sanieren. Auch eine 1948 gewährte richterliche Vertragshilfe brachte keine Erleichterung. Einer gedeihlichen Entwicklung stand von Beginn an das Fehlen einer soliden Finanzbasis im Wege, man musste sich immer „durchwursteln“. Nur ein größerer langfristiger Kredit hätte Hilfe bringen

können, den hat Heinz Hinkel aber trotz langjährigen Bemühens nie bekommen. So verschärfte sich die Lage immer mehr, auch wenn auf der Absatzseite die Voraussetzungen gut waren.

In Abbildung 25 ist eine auszugsweise Zusammenstellung der Hinkel Nachkriegs-Harmoniums aus einem 12-seitigen Katalog im Format 20,3 x 10 cm von 1950 angegeben. Bis auf das Kleinharmonium (Abb. 25c), das nach dem Saugwind-Prinzip funktioniert, sind alle anderen Modelle Druckwind-Harmoniums. Auf Wunsch konnten sie mit einem elektrischen Schleudergeräte versehen werden. Da das Gebläse aber für einen konstanten Winddruck sorgt, geht das beliebte Nuancieren-Ausklingenlassen durch ein gefühlsgebendes Treten der Pedale verloren. Alle Register sind für ein schnelles und sicheres Registrieren als Kippregister ausgeführt. Die Verkaufsliste gibt Auskunft über die damaligen Verkaufspreise.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Anlehnung an ein romantisches Klangideal nicht mehr gefragt, wohl aber die Ähnlichkeit zur Pfeifenorgel, wohl auch, weil sich viele Kirchengemeinden in der Nachkriegszeit nur ein Hamonium an Stelle einer Pfeifenorgel leisten konnten. Ein Sachverständigen-Gutachten in der Rhein-Neckar-Zeitung vom April 1950 bestätigt, *dass das neue Hinkel-Harmonium der Forderung in bester Weise entspricht. Es wurde eine Disposition zu Grunde gelegt, die einer sehr kleinen Orgel (ohne Pedal), also einer Art „Positiv“, alle Ehre machen könnte*<sup>36</sup>. Bei Ahrens/Klinke heißt es: „Der Ton der neuen Hinkel-Instrumente ist lebensbejahend, reizt zum freudigen Musizieren und dürfte mit dem Klang eines kleinen Barockörgelein vergleichbar sein, obwohl darauf verzichtet wurde, Pfeifenregister mittels Zungenstimmen zu imitieren. Dafür bergen aber die neuen Orgeldispositionen so viele echte Schönheit in sich“<sup>37</sup>. Viel Lob für den Harmoniumtechniker Heinz Hinkel. Die wirtschaftliche Situation sah leider anders aus. Am 15. Juli 1950 wird durch Beschluss des Amtsgerichts Ulm über das Vermögen der Harmoniumfabrik das Vergleichsverfahren zur Abwendung eines Konkurses eröffnet. Waren im Januar 1950 noch 14 Beschäftigte in der Harmoniumfabrik beschäftigt waren, darunter auch drei Lehrlinge, und ein Monatsumsatz von 4.945 DM erreicht wurde, war im Juli nur noch der Inhaber im Betrieb und Umsatzangaben fehlen. Das Vergleichsverfahren wurde zwar am 18. Oktober 1950 durch das Amtsgericht Ulm wieder aufgehoben, aber die Situation verbesserte sich nicht. Im Februar 1951 versuchte man, mit Hilfe Ulmer Industriebetriebe (Deschler, Kässbörner, Schwenk, Wieland) eine neue Firma in Form einer GmbH zu gründen, dieser einen Kredit über 40.000 DM zu beschaffen und Heinz Hinkel als Gesellschafter aufzunehmen, ihn aber von der kaufmännischen Geschäftsführung auszuschließen. Auch Heinz Hinkel war aktiv und gab im April 1951 an, mit einem Geschäftsmann aus Münsingen einen Partner für die Gründung einer KG gefunden zu haben. Beide Versuche schlugen fehl, der Betrieb ging mehr schlecht als recht weiter. Im August 1951 waren noch zwei Facharbeiter und zwei Lehrlinge im Betrieb tätig. Wegen eines fehlenden Kredits kam der Betrieb einfach nicht in Gang. Eine

<sup>36</sup> Rhein-Neckar-Zeitung vom 4. April 1950: Zwischen Harmonium und Orgel.

<sup>37</sup> Ahrens/Klinke, Harmonium in Deutschland (wie Anm. 2) S. 48.



Abb. 25 c - BEATUS  
Disposition wie  
Kleinharmonium und 206-510,  
BHT 105 x 120 x 56 cm.

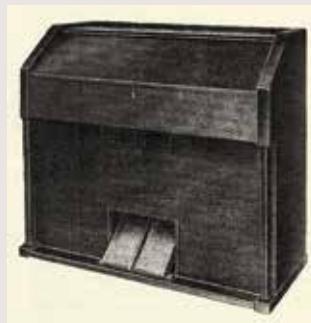


Abb. 25 d - CANTUS  
Disposition wie  
Kleinharmonium und 206-510,  
BHT 105 x 120 x 56 cm.

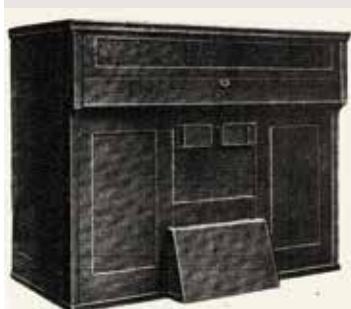


Abb. 25 e -  
TROPICANTO  
Tropenausführungen  
A und B,  
Disposition 206-510,  
BHT 110 x 128 x 56 cm.

Abb. 24 f -  
KLEINHARMONIUM.  
Saugwind-Harmonium.

Abb. 25 a-f - Palette der Hinkel Nachkriegs-Harmoniums. Auszug aus dem Katalog von 1950  
(WirtschaftsA Baden-Württemberg Hohenheim A 9 Fi 251).

## Verkaufsliste V 46



Hinkel-Druckluft-Harmonium  
Modelle Cantus und Beatus in Eiche

Dispos. Nr.	Spielr.	Register	DM
206	2	6	1050-
307	3	7	1360-
307 A	3	7	1360-
409	4	9	1550-
409 A	4	9	1550-
510	5	10	1760-
510 A	5	10	1760-
S Z	Sohlbüß 16'		120-
P	Prolongement		75-
T	Tremolo		112-
B	Harm.-Bank		32-

Kisten werden mit DM 100,- in Rechnung gestellt und bei Rücksendung zum vollen Wert wieder gutgeschrieben. Nicht zurückgeschicktes Packmaterial wird zum Werte von DM 20,- berechnet.

Lieferungs- und Zahlungsbedingungen umstieg!

Druck M. Baurer 1950

### Wer selbst musiziert hat mehr vom Leben!

So wurde um weiteren Kreisen ein gutes und preisgünstiges Instrument zugänglich zu machen, das neue

#### KLEIN-HARMONIUM

geschaffen. Dieses holzende Instrument zeichnet sich durch einen klaren, vollen Orgelton aus und erfreut sich bei Hausmusik und Orgelstudien, in Schulen und Vereinen größter Beliebtheit. Chöre und Vereine geben dem Klein-Harmonium seiner insidigen Form und leichten Transportmöglichkeit wegen besonders gerne den Vorzug.

#### Dispositionen:

12	1 Spiel, 2 Register 56 Stimmen	14	1 Spiel, 4 Register 44 Stimmen
Principal 8'	Principal 8' Forte	Gedeckt 8'	Tremolo
Gedeckt 8'			
24		27	
2 Spiele, 4 Register 112 Stimmen	2 Spiele, 7 Register 112 Stimmen		
Principal 8'	Principal 8' Forte I		
Gedeckt 8'	Gedeckt 8'		
Spiralflöte 4'	Spiralflöte 4' Forte II		
Hohlflöte 4'	Hohlflöte 4' Tremolo		
36		30	
3 Spiele, 6 Register 165 Stimmen	3 Spiele, 8 Register 165 Stimmen		
Principal 8' Forte I	Principal 8' Forte I		
Gedeckt 8'	Gedeckt 8'		
Aoolina 8'	Spiralflöte 4' Forte II		
Harfe 8' Forte	Hohlflöte 4' Tremolo		
	Oktav 2' Tremolo		

Tonumfang aller Dispositionen = 4½ Octaven F-c⁹  
Alle Dispositionen werden wahlweise in die beiden Modelle „Cantus“ oder „Beatus“ eingebaut.

Das Klein-Harmonium ist nach Saugluft-System (amerikanisches System) gebaut. Diese Konstruktion ist gegenüber dem Druckluft-System (deutsches System) nicht nur leichter, sondern auch preisgünstiger. Der dem Saugluft-System vielfach anhaftende sentimentale Charakter ist in den Hinkel'schen Klein-Harmonien vermieden. Ihr Klang ist klar und auffällig orgelartig - wie ein kleines Zuges-Positiv.

Ernest Hinkel Bad Liebenzell gegr. 1880

Inhaber: Heinz Hinkel, Orgelbaumeister,  
Werkstätte in der Unteren Mühle, gegenüber Hotel Adler,

Neubau - alle Reparaturen - Modernisierung, Stimmmung von  
Kirchenorgeln - Harmonium - Flügel - Piano - u.s.w.

---

Freudliche Einladung

Anlässlich der Fertigstellung des ersten Harmoniums in  
Bad Liebenzell und zwar ein sogenanntes

Zungen - Positiv

soll dieses Instrument einem interessierten Kreis in einer  
kleinen Feierstunde vor-  
Sonntag den 25. Juli 1955 nachmittags 14.30 Uhr

im Arbeitsraum der Firma Hinkel (frühere untere Mühle, gegenüber  
Hotel Adler in Bad Liebenzell) vorgeführt werden. Es ist in  
seiner technischen Ausführung eine Neukonstruktion.

Für die Feierstunde ist vorgesehen:

1. Begrüßung durch den Verkaufsleiter der Firma  
Herrn Siegfried Weiß
2. Vorspiel des Instruments  
Herr Musikdirektor Happel a.Zt. Bad Liebenzell
3. technische Daten und Erklärungen  
Herr Orgelbaumeister Heinz Hinkel

Unsere herzliche Einladung zu dieser Feierstunde am Sonntag  
geht hiermit an Sie, Ihre Angehörigen, Freunde, Bekannte und  
Interessenten. Wir würden uns freuen Sie begrüßen zu dürfen.

Wir bitten möglichst pünktlich 14.30 Uhr anwesend zu sein.

Das Instrument kann außerdem am Sonntagnachmittag von 11 bis  
15 Uhr und am Montag den ganzen Tag besichtigt werden.

Mit freundlicher Begrüßung  
Ernest Hinkel

Bad Liebenzell, den 22.Juli 1955

Zugverbindung Calw ab 15.05 Uhr

Abb. 26 - Einladungsschreiben zur Vorstellung des ersten in Bad Liebenzell gebauten Harmoniums (StadtA Bad Liebenzell).

Verbesserung aus eigener Kraft war trotz guter Absatzmöglichkeiten, vor allem im Export, nicht mehr möglich.

Zu den wirtschaftlichen Problemen kamen auch private Schwierigkeiten hinzu. 1947 hatte Heinz Hinkel mit der jungen Ingeborg Frauke Regina Frieda Skukies (\*11. Februar 1922 in Rüstingen/Wilhelmshaven) eine Liaison begonnen, was 1950 zur Scheidung von seiner ersten Frau Erika führte. Am 10. August 1951 heiratete er in zweiter Ehe in Ulm Ingeborg Skukies, 1948 kam ein gemeinsamer Sohn zur Welt. Seine erste Frau mit den beiden Töchtern richtete sich in Ulm ein. Nach Problemen mit der Nutzung der Wehrmachts-Baracken im Grimmelfingerweg 12 suchte Heinz Hinkel Ende 1952 nach einem neuen Anfang und fand ihn in Bad Liebenzell.

## Der Neubeginn in Bad Liebenzell 1953

Was den Ausschlag für einen neuen Anfang in Bad Liebenzell gegeben hat, ist nicht bekannt. Maßgeblich könnte aber eine Geschäftsverbindung mit dem Musikhaus Weiß in Calw, eine Ausstellung der Hinkel-Nachkriegsinstrumente 1948 auf einer Gewerbeausstellung in Nagold, das verständnisvolle Entgegen-



Abb. 27 - Dreisprachiger Werbeprospekt zum ersten in Bad Liebenzell gebauten Harmonium (StadtA Bad Liebenzell).

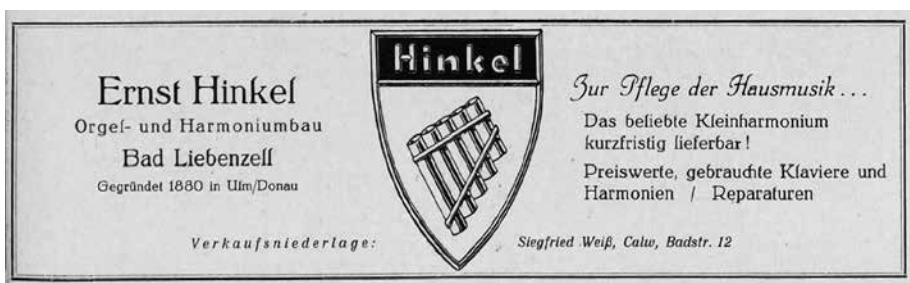


Abb. 28 - Anzeige im Calwer Amtsblatt vom November 1953 (StadtA Bad Liebenzell).

kommen des Liebenzeller Bürgermeisters Klepser und die Anlauf-Unterstützung durch die Kreissparkasse Bad Liebenzell<sup>38</sup> gewesen sein. Die Stadt Bad Liebenzell konnte Heinz Hinkel in der „Unteren Mühle“, einer ehemaligen Getreidemühle<sup>39</sup> in der Wilhelmstraße 29, geeignete Räume für Werkstatt und Wohnung für die Familie anbieten. Mit neuem Schwung, zwei Facharbeitern und einem Lehrling ging er Anfang 1953 an die Arbeit und konnte am 22. Juli 1953 zur Vorstellung des ersten in Bad Liebenzell gebauten Harmoniums in seine Werkstatt einladen (Abb. 26). Es war ein Saugwind-Harmonium und hatte die Fabriknummer 62110. Ein dreisprachiger Flyer stellt das Instrument vor (Abb. 27). Siegfried Weiß von der Musikalienhandlung Weiß in Calw, Verkaufsleiter der Firma, gab bekannt, dass die ersten 25 Instrumente in kurzer Zeit verkaufsfertig sein würden. Zu den weiteren Plänen der Firma teilte Heinz Hinkel im Gespräch mit der Presse mit, dass man zunächst das Gewicht der künftigen Fertigung auf einmanualige Instrumente für Gemeinschaftsräume lege, aber auch an die Herstellung größerer Werke mit zwei Manualen, 7 Spielen, Pedal und elektrischem Gebläse denke. Ein erstes könnte in der Oberkollbacher Kirche Aufstellung finden. Die Presse berichtete mehrfach über die neue Firma<sup>40</sup> und im Calwer Amtsblatt findet sich auch eine Anzeige (Abb. 28).

Der Betrieb in Bad Liebenzell ließ sich gut an (Abb. 29), Exportkontakte wurden wieder aktiviert. Für den Kauf dringend benötigter Maschinen zur Ausweitung der Fabrikation beantragte Heinz Hinkel am 1. Juli 1954 ein Aufbaudarlehen. Da trat ein Ereignis ein, das alle Pläne zunichte macht: Am 30. Juli 1954 starb Heinz Hinkel im Krankenhaus in Calw (Abb. 30).

Nach seinem Tod kam es zwischen der Witwe und der geschiedenen Frau vor Gericht zu Erbauseinandersetzungen. Seine erste Frau erhielt danach die Firmengelände in Ulm, die zweite Frau die Firma in Bad Liebenzell zugesprochen. Mit den verbliebenen Mitarbeitern versuchte sie die Firma weiter zu führen, was eigentlich nicht gelingen konnte, sich aber bis 1956 hinzog. Zwei erhaltene Dokumente aus der Zeit geben einen Einblick in die Situation. So kam

<sup>38</sup> Einzelheiten dazu konnten im Archiv der Sparkasse Pforzheim-Calw, die die Kreissparkasse Bad Liebenzell übernommen hat, nicht mehr ermittelt werden.

<sup>39</sup> Die Untere Mühle geht als Getreidemühle zurück bis ins Jahr 1478. Die Gebäude wurden 2013 abgerissen und das Gelände neu bebaut und gestaltet.

<sup>40</sup> Calwer Tagblatt vom Juli 1953: In Bad Liebenzell eine neue Heimat gefunden.- Stuttgarter Zeitung vom 7. Juli 1953: Harmonium-Bauanstalt baut in Bad Liebenzell.- Amtsblatt Calw vom 21. Nov. 1953: Das Kleinharmonium – ein Schwarzwälder Erzeugnis.

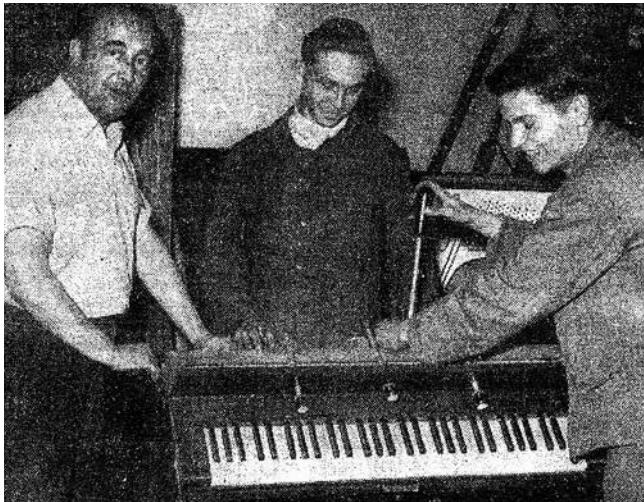
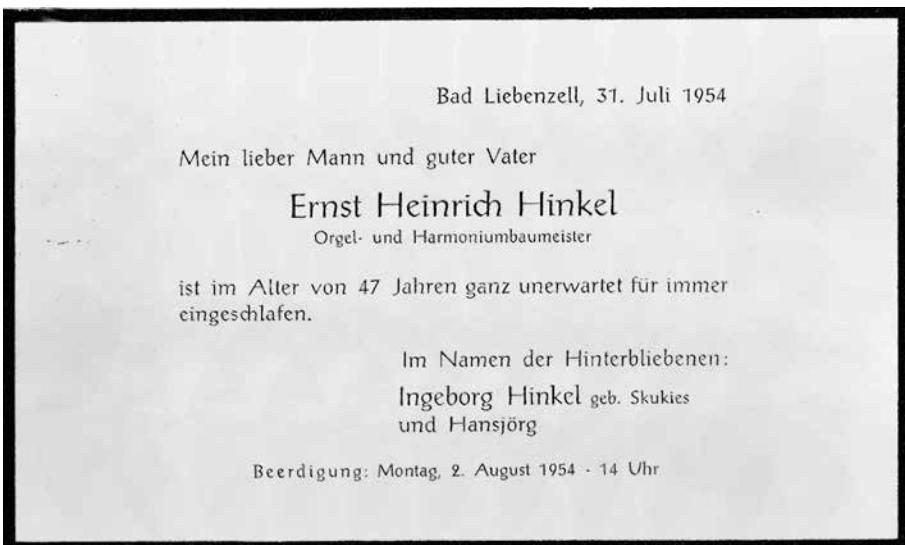


Abb. 29 - Heinz Hinkel mit zwei Mitarbeitern bei der Fertigung des neuen Kleinharmoniums in der Werkstatt in der „Unteren Mühle“ (Foto: Heidegger, Hirsau).

Abb. 30 - Todesanzeige Ernst (Heinrich) Hinkel 1954 (StadtA Bad Liebenzell).



es zu einer Klage wegen mehr als sechs Monate ausstehender Zahlungen für gelieferte Klaviaturen; und ein Kunde aus Caracas, Venezuela, wandte sich wegen Nichteinhaltung einer zugesagten Harmoniumlieferung sehr verärgert sogar an den Bad Liebenzeller Bürgermeister. Die Firma war 1956 am Ende, und ob nach dem Tod von Heinz Hinkel überhaupt noch Harmoniums ausgeliefert wurden, ließ sich bisher nicht feststellen. Im Handelsregister beim Amtsgericht Ulm wurde die Firma am 28. Juni 1956 als „erloschen“ eingetragen<sup>41</sup>. Ingeborg Hinkel verließ mit ihrem Sohn Bad Liebenzell ohne Abmeldung.

<sup>41</sup> StA Ludwigsburg FL 300/34 II Bü 1567 Bd. 10 Handelsregister des Amtsgerichts Ulm, Abteilung U Bd. III.



Abb. 31 - Das Gebäude  
Hämpfergasse 3-5  
im Jahre 2020  
(Foto: Privat).



Abb. 32 - Luftaufnahme des Gebäudes Hämpfergasse 3-5 im Jahre 2020. Die Straße rechts im Bild ist die „Promenade“. Die linke Straße ist die Hämpfergasse in Richtung Fischerstraße (Foto: Privat).

1957 übernahm die „Teck-Harmoniumfabrik“ in Kirchheim/Teck „diverse Materialien, darunter Zungen und Stimmstücke“ der Firma Hinkel in Bad Liebenzell<sup>42</sup>.

## Epilog

Nach dem Zweiten Weltkrieg war das Gebiet im sog. Fischerviertel, in dem auch die Firmengrundstücke der Harmoniumfabrik lagen, ein totales Trümmerfeld. Ein rechtsgültiger Bebauungsplan für den Wiederaufbau fehlte lange. Da die Stadt Ulm am Kauf von Grundstücken interessiert war, verkaufte die Erbin Erika Hinkel bereits 1958 das Gelände des Holzlagers am Kobelgraben an die Stadt. Im November 1968 wandte sich die Tochter Doris Hinkel als Besitzerin des Firmengrundstücks an der Hämpfergasse 3-5 mit einer Bauanfrage an das Baurechtsamt der Stadt Ulm. Mit dem Architekten Peter Schwarz wollte sie auf dem 2.183 m<sup>2</sup> großen Areal ein viergeschossiges Gebäude mit Wohnungen, einem Kindergarten und einer Tiefgarage im UG errichten. Als nach einem Jahr noch immer keine Baugenehmigung erteilt wurde, verkaufte sie 1971 das Grundstück an die Stadt Ulm. 1981 begann dann die Firma Keifl Wohnbau auf dem Grundstück mit dem Bau eines Wohnhauses mit 24 Wohneinheiten und einer Tiefgarage<sup>43</sup> (Abb. 31 und Abb. 32).

---

<sup>42</sup> Abrens, Geschichte der Teck-Harmoniumfabrik (wie Anm. 11) S. 85-96. In diesem Beitrag wird als Übernahmedatum „1975“ angegeben. Es dürfte sich dabei um einen Zahlendreher handeln.

<sup>43</sup> StadtA Ulm G 4 Stadtchronik 1965-1982 vom 12. März 1981.

# Suffragetten in Ulm?!

## Die Erste Frauenbewegung in Ulm, der Kampf um Mädchenbildung und Frauenwahlrecht im Kaiserreich und die ersten Wahlen 1919<sup>1</sup>

---

*Marie-Kristin Hauke*

In den Jahren 2018/2019 wurde 100 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland gefeiert. Am 12. November 1918 hatten die Frauen im gesamten Deutschen Reich nach Jahrzehntlangem Kampf das aktive und passive Wahlrecht erhalten. 1919 fanden die ersten Wahlen zur Verfassunggebenden Nationalversammlung sowie den Landesversammlungen und zu den Kommunalparlamenten unter Beteiligung der Frauen statt. In Ulm wurden die ehemalige Schauspielerin Emmy Wechßler (1883-1969)<sup>2</sup> für die Deutsche Demokratische Partei (DDP) und die Hebamme Katharine Lutz (1882-1962)<sup>3</sup> für die SPD in den Gemeinderat gewählt. Die studierte und sozial vielfach engagierte Agnes Schultheiß (1874-1959)<sup>4</sup>, die für die katholische Zentrumspartei angetreten war, kam Ende 1919 als Nachrückerin dazu. Die im katholischen Arbeiterinnenverein engagierte Mathilde Kühnert (1874-1955)<sup>5</sup> wurde als eine von nur drei Frauen für das Zentrum in die Verfassunggebende Landesversammlung von Württemberg gewählt.

Die lokale Forschung hat sich lange mit der Auflistung dieser ersten Wahlergebnisse nach Einführung des Frauenwahlrechts zufriedengegeben. Erwähnt wurde meist die Existenz der 1904 gegründeten Ortsgruppe des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium, was vor allem der Vereinsfestschrift zum 80-jährigen

---

<sup>1</sup> Die Grundlage für diesen Aufsatz bilden die Recherchen für den Vortrag „Suffragetten in Ulm?“ beim Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben am 23. Jan. 2019.

<sup>2</sup> Zu Emmy Wechßler vgl. StadtA Ulm G 2n Wechßler, Emmy.- Frank Raberg: Biografisches Lexikon für Ulm und Neu-Ulm 1802-2009. Ulm 2010. S. 456f.

<sup>3</sup> Zu Katharine Lutz vgl. Raberg (wie Anm. 2) S. 535.- URL: <https://stadtarchiv.ulm.de/ulmer-geschichte-im-netz/verwaltung-verfassung-gesellschaft/ulm-1918-1933/neue-wahl-und-gemeindeordnungen-der-weimarerrepublik> (Zugriff: 21.07.2021).

<sup>4</sup> Zu Agnes Schultheiß vgl. StadtA Ulm G 2n Schultheiß, Agnes.- Raberg (wie Anm. 2) S. 395f.- Ilse Schulz: Eine Ulmerin aus Danzig. Agnes Schultheiß. In: Ökumenischer Arbeitskreis Frauen (Hg.): Ulmer Frauen-Wege im 20. Jahrhundert. 12 Lebensbilder. Ulm 2004. S. 10-15.

<sup>5</sup> Zu Mathilde Kühnert vgl. StadtA Ulm G 2n Kühnert, Mathilde mit neuem Archivmaterial, das Frank Raberg und Ina Hochreuther für ihre Kurzbiografien (Raberg [wie Anm. 2] S. 223f. und Ina Hochreuther: Frauen im Parlament. Südwestdeutsche Parlamentarierinnen von 1919 bis heute. Hg. vom Landtag von Baden-Württemberg. Stuttgart 2012. S. 82f.) noch nicht zur Verfügung stand. In diesem Zusammenhang bedanke ich mich bei Fam. Johannes und Ursula Kaufmann, Ehingen und Bad Waldsee, für die ergänzenden Informationen und Unterlagen aus Familienbesitz.

Bestehen zu verdanken ist<sup>6</sup>. Die Rolle der Ulmerinnen im gesellschaftspolitischen Leben der Stadt im Kaiserreich sowie ein mögliches aktives Engagement in der Ersten Frauenbewegung, die so lange um ihre Rechte gekämpft hatte, blieb dagegen lange ausgespart<sup>7</sup>. Der überlieferte Spitzname des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium als „Kapottütliesverein“<sup>8</sup> ließ vielleicht auch wenig Raum für Assoziationen und Vergleiche mit den streitbaren englischen Suffragetten. Dazu kam, dass die Forschung zur Ersten Frauenbewegung erst seit den 1990er Jahren intensiver verfolgt wurde.

Wichtige Hinweise zur Verbindung von Frauenbewegung und städtischer Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege in der Zeit von 1870 bis 1930 bot erstmals die Studie von Hans-Peter Jans<sup>9</sup> von 1994. In den letzten 15 Jahren wurden einzelne Aspekte der Ulmer Frauenbewegung schlaglichtartig beleuchtet. Uwe Schmidt hat in seiner Geschichte der Demokratie in Ulm ein Kapitel dem Wahlkampf 1918/1919 gewidmet<sup>10</sup>. In der Übersichtsarbeit von Günther Sanwald 2013 zu Ulm am Vorabend des Ersten Weltkriegs erhielt die Frauenbewegung erstmals eine breitere Darstellung, die jedoch mangels Quellen auf eine Darstellung der frühen Stimmrechtsbewegung in der Stadt verzichten musste<sup>11</sup>. Dasselbe gilt für den Aufsatz von Edeltraud Aubele zu Frauenwahlrecht und Versorgungskrise 1919 in Ulm, der in Zusammenhang mit dem Jubiläumsjahr zum Frauenwahlrecht 2020 erschien<sup>12</sup>.

Der vorliegende Beitrag soll die Teilergebnisse der bisherigen Forschungen zur Frauenbewegung in Ulm von 1895 bis zu den ersten Kommunalwahlen 1919 zusammenführen und vor allem in Hinblick auf die Frauenstimmrechtsvereine durch die Auswertung der Frauenbewegungspresse ergänzen. Weitere Schwerpunkte liegen auf der Einordnung der Ulmer Frauenbewegung in den Gesamtkontext der landes- und reichsweiten Frauenbewegung, auf den konkreten Bemühungen um die Zulassung von Mädchen zum Abitur sowie auf einer genaueren Analyse der ersten Wahlen unter Beteiligung der Frauen im Jahr 1919.

---

<sup>6</sup> Zur Geschichte der Ulmer Ortsgruppe des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium vgl. Gertrud Beck: 80 Jahre Verein Frauenbildung-Frauendienst. Tradition und Wirklichkeit. In: Ein Frauenverein wird 80 (1904-1984). Ulm 1984. S. 1-19.

<sup>7</sup> Der Beitrag von Frank Raberg zu Ulm in den Jahren der Weimarer Republik beschränkt sich auf eine kurze, unvollständige Zusammenfassung der gewählten Stadträinnen von 1919-1933. Vgl. Frank Raberg: Ulm in den Jahren der Weimarer Republik. In: Hans Eugen Specker (Hg.): 600 Jahre Großer Schwörbrief. Die Ulmer Bürgerschaft auf dem Weg zur Demokratie (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 10). Ulm 1997. S. 333-380. Hier: S. 373. Der gewichtige Übersichtsband zu Ulm im 19. Jahrhundert erwähnt zwar einige Wohltätigkeitsvereine, in denen sich Frauen engagierten, und schildert in Kürze die Entwicklung des Mädchenschulwesens, die Frauenbewegung an sich wird jedoch nicht thematisiert. Vgl. Hans Eugen Specker (Hg.): Ulm im 19. Jahrhundert. Aspekte aus dem Leben der Stadt. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm. Reihe Dokumentation 7). Ulm 1990.

<sup>8</sup> Beck (wie Anm. 6) S. 5. Der „Kapottut“ war ein kleiner, unter dem Kinn gebundener und hoch auf der Frisur sitzender Hut, der um 1900 sehr beliebt war.

<sup>9</sup> Hans-Peter Jans: Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege in Ulm 1870-1930 (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 25). Ulm 1994.

<sup>10</sup> Vgl. das Kapitel ‚Eine Frau, eine Stimme‘ in: Uwe Schmidt: „Ein redlicher Bürger redet die Wahrheit frei und fürchtet sich vor niemand“. Eine Geschichte der Demokratie in Ulm. Hg. von Freidenkerinnen & Freidenker Ulm/Neu-Ulm e.V. Aschaffenburg 2007. S. 57-60.

<sup>11</sup> Günther Sanwald: Ulm 1914. Politische Strömungen und Stimmungen am Vorabend des Ersten Weltkriegs. (Kleine Reihe des Stadtarchivs Ulm 11). Ulm 2013.

<sup>12</sup> Edeltraud Aubele: „Eure Kinder brauchen Frieden und Brot. Darum Frauen: Wählt!“ Frauenwahlrecht und Versorgungskrise 1919 in Ulm. In: Sabine Holtz/Sylvia Schraut (Hg.): 100 Jahre Frauenwahlrecht im deutschen Südwesten. Eine Bilanz (VKfgL. Reihe B: Forschungen 228). Stuttgart 2020. S. 257-270.

Leider ist und bleibt die Quellenlage zur Frauenbewegung disparat; für den Zeitraum 1895 bis 1919 sind keine Vereinsakten im Stadtarchiv Ulm vorhanden. Auch die vorliegende Arbeit muss sich daher hauptsächlich auf die Auswertung der lokalen Presse sowie von Zeitschriften und zeitgenössischen Dokumentationen der Frauenbewegung stützen. Eingehendere Archivrecherchen außerhalb Ulms waren aufgrund der Coronapandemie bis zum Zeitpunkt der Fertigstellung des Manuskripts nicht möglich.

## Entwicklung und Ziele der Ersten Frauenbewegung

Zur besseren Einordnung der in Ulm aktiven Frauenvereine ist vorab ein kurzer Blick auf die Entwicklungen und Ziele der Ersten Frauenbewegung nötig<sup>13</sup>. Im Oktober 1865 trafen sich erstmals Frauen aus ganz Deutschland, um sich in einem Nationalverband zusammenzuschließen und um für ihre Rechte zu kämpfen. Die Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) gilt als Geburtsstunde der organisierten Frauenbewegung in Deutschland. Seit der bürgerlichen Revolution von 1848 waren immer wieder Stimmen laut geworden, die nicht nur soziale und demokratische Rechte einforderten, sondern auch die Rechte bzw. nichtexistierenden Rechte der Frauen thematisierten. Zu ihnen gehörte u. a. die Journalistin Louise Otto-Peters (1819-1879), deren ‚Frauenzeitung‘ von der sächsischen Regierung nicht nur censiert, sondern mit Hilfe eines eigenen Pressegesetzes 1853 verboten wurde. Das im Volksmund „Lex Otto“ genannte Gesetz verbot Frauen die Herausgabe politischer Zeitungen und die Tätigkeit als Redakteurin<sup>14</sup>. Im Zuge der allgemeinen Restaurationsbestrebungen nach dem Scheitern der Revolution war Frauen bereits 1850 die Mitgliedschaft in politischen Vereinen und Parteien untersagt worden. Dieses Verbot blieb bis auf vereinzelte Ausnahmen 58 Jahre lang bestehen.

Dies hielt die bürgerlichen Frauen jedoch nicht davon ab, sich in Vereinen zu organisieren. Nach außen oft nominell mit einem männlichen Vorstand ausgestattet und vor allem der Wohltätigkeit und dem Sozialen verpflichtet, verfolgten viele Frauenvereine handfeste sozial- und bildungspolitische Ziele. Die ehrenamtliche soziale Vereinstätigkeit bot den bürgerlichen Frauen ein wohl beleumundetes Tätigkeitsfeld, das als bestens vereinbar mit dem postulierten ‚weiblichen Charakter‘ galt. Die Frauen engagierten sich in der Armen-, Säuglings- und Krankenpflege sowie in der Kriegsfürsorge. Dabei übten sie das ganz und gar nicht selbstverständliche öffentliche Auftreten außerhalb des Hauses. Durch ihr Engagement in und für die Vereine unterließen die Frauen die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung der bürgerlichen Welt des 19. Jahrhunderts. Industrialisierung und Marktwirtschaft hatten zu einer schrittweisen Auflösung der traditionellen Verbindung von Hauswirtschaft und Erwerbstätigkeit geführt,

---

<sup>13</sup> Einen kurzen Überblick bietet Michaela Karl: Die Geschichte der Frauenbewegung. Stuttgart 2017.- Zum aktuellen Forschungsstand vgl. Angelika Schaser: Frauenbewegung in Deutschland 1848-1933. Darmstadt 2020.- *Damenwahl! 100 Jahre Frauenwahlrecht*. Hg. von Dorothee Linnemann. Begleitbuch zur Ausstellung im Historischen Museum Frankfurt 30. Aug. 2018 bis 20. Jan. 2019 (Schriften des Historischen Museums Frankfurt 36). Frankfurt 2018.

<sup>14</sup> Zu Louise Otto-Peters vgl. Kerstin Wolff: Louise Otto-Peters – unerschrockene Revolutionärin und Gründerin der organisierten Frauenbewegung. In: *Damenwahl* (wie Anm. 13) S. 44f.

in die die Frauen selbstverständlich eingebunden waren. Die Verkleinerung des bürgerlichen Haushalts und die Trennung von Erwerbs- und Familiensphäre wiesen dem Mann als Hauptnährer die öffentliche Sphäre – Beruf und Politik – zu; der Frau die private Sphäre mit Haushaltsführung und Kindererziehung als Kernelementen weiblichen Lebens. Es entstand das Leitbild der bürgerlichen Familie mit ihren festgeschriebenen Rollenbildern, die mit einer Zuschreibung von geschlechtsspezifischen Wesenszügen einherging: „Während dem Mann die Rationalität, der Geist und die Aktivität wesenseigen sind, er sich daher in der Sphäre der Öffentlichkeit, der gesellschaftlichen Auseinandersetzung zu bewähren hat, repräsentiert die Frau Wärme, Emotionalität, Geborgenheit und ist daher von Natur aus für den häuslichen Wirkungskreis, die Familie, als Gegenpol zur kalten Rationalität der Gesellschaft bestimmt“<sup>15</sup>. Die postulierten Wesensunterschiede zwischen Mann und Frau konnten nur innerhalb von Ehe und Familie zur Einheit und Vollendung kommen. Damit wurde die bürgerliche Kleinfamilie zur natürlichen Ordnung des Zusammenlebens.

Eine bezahlte Tätigkeit der Frau außerhalb des Hauses war nicht vorgesehen. Jenseits dieser Idealvorstellung mussten jedoch immer mehr unverheiratete weibliche Familienmitglieder ihren Lebensunterhalt außerhalb des Familienverbands sichern. Dazu brauchte es eine ausreichende Schul- und Berufsausbildung. Die Lehrpläne der Mädchengeschulen zielten jedoch darauf ab, die Mädchen auf ihre Rolle als gesellschaftlich versierte Ehefrau, fürsorgliche Mutter und geschickte, sparsame Haushälterin vorzubereiten. Die unzureichend gebildete, ledige, bürgerliche Frau wurde zunehmend zu einem gesamtgesellschaftlichen Problem.

Im Mittelpunkt der Arbeit des ADF stand daher die Förderung der Mädchen- und Frauenbildung und der Frauenerwerbsarbeit. Zu den wichtigsten Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung gehörten gleiche Bildungschancen für Mädchen und Jungen, das Recht auf Ausbildung und die Zulassung zum akademischen Studium sowie auf freie Berufswahl und Berufsausübung. Der ADF bemühte sich um die Einrichtung von Industrie- und Handelsschulen und um die Gewerbefreiheit für Frauen; er kämpfte für Mutterschutz und gleichen Lohn für gleiche Arbeit. Innerhalb weniger Jahre entstanden zahlreiche Ortsvereine mit mehr als 10.000 Mitgliedern. Ende der 1880er Jahre entstanden die ersten Frauenberufsorganisationen, u. a. 1889 der Kaufmännische und gewerbliche Hilfsverein für weibliche Angestellte und 1890 der Allgemeine Deutsche Lehrerinnen-Verein (ADLV). Am 29. März 1894 wurde der Bund Deutscher Frauenvereine (BDF) als Dachverband und neuer organisatorischer Rahmen der Frauenbewegung ins Leben gerufen. Knapp zehn Jahre später repräsentierte der BDF bereits 190 Frauenvereine mit etwa 100.000 Mitgliedern<sup>16</sup>.

Die Gründung des BDF läutete die Hochphase der Ersten Frauenbewegung ein, die bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 andauern sollte. Sie war nicht nur von der zahlenmäßigen Ausweitung der organisierten Vereine geprägt, sondern auch von einer thematisch immer weitergehenden Ausdifferenzierung der Frauenbewegung insgesamt. Längst lag der Fokus nicht mehr nur auf Bildung und Beruf, sondern u. a. auch auf rechtlichen Gleichstellungsfragen, auf der

<sup>15</sup> Christoph Sachße: Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929. Opladen<sup>2</sup>1994. S. 103f.

<sup>16</sup> Karl (wie Anm. 13) S. 85.

drohenden Zementierung der rechtlichen Diskriminierung der Frau durch die bevorstehende Verabschiedung des Bürgerlichen Gesetzbuchs, auf Fragen der Sexualität und Frauengesundheit und auf dem Frauenwahlrecht<sup>17</sup>. Gleichzeitig setzte eine Professionalisierung der Vereinsarbeit ein: Es entstanden die Dachverbände, internationale Netzwerke und Agitationsbüros, die geschulte Rednerinnen vermittelten und Aufklärungs- und Propagandamaterial zur Verfügung stellten. Neben den politisch und konfessionell neutralen Vereinen und Verbänden organisierten sich an der Wende zum 20. Jahrhundert auch die Frauen der verschiedenen Religionsgemeinschaften: 1899 wurde der Evangelische Frauenbund ins Leben gerufen, 1903 der Katholische Frauenbund und 1904 der Jüdische Frauenbund<sup>18</sup>. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs bestand die Frauenbewegung aus etwa 2.200 Vereinen mit ca. einer halben Million Mitgliedern<sup>19</sup>.

Innerhalb der Bewegung kam es zu Fraktionsbildungen. Der gemäßigte Flügel, zu dem u. a. der ADF und der ADLV gehörte, setzte sich für Bildung, Berufsfreiheit sowie die Gleichberechtigung der Frau in Ehe und Familie sowie in Staat und Gesellschaft ein, ohne dabei den postulierten ‚Wesensunterschied‘ von Frau und Mann in Frage zu stellen. Ihrem Idealbild entsprach sowohl die gut ausgebildete berufstätige Frau als auch die hauswirtschaftlich und allgemein gebildete Ehefrau und Mutter. Die Gleichsetzung von Weiblichkeit und naturgegebener Mütterlichkeit erlaubte den Gemäßigten, die Öffnung neuer Berufsfelder für Frauen im pädagogischen Bereich und der Sozialfürsorge voranzutreiben. Gleichzeitig begründeten sie mit dieser These die Forderung nach politischer Partizipation. Die ‚Kulturmission der Frau‘ bestand ihrer Auffassung nach darin, die einseitig männlich dominierte Gesellschaft durch das weibliche Prinzip zu ergänzen und zu vervollständigen<sup>19</sup>. Die schnelle Durchsetzung des allgemeinen Frauenwahlrechts hatte zunächst keine Priorität, allenfalls eine mittelfristige Durchsetzung des Gemeindewahlrechts. Zu den einflussreichsten Vertreterinnen der Gemäßigten gehörten neben Helene Lange (1848-1930) Gertrud Bäumer (1873-1954) und auf württembergischer Seite Mathilde Planck (1861-1955)<sup>20</sup>.

Im Gegensatz dazu erschien dem linken, auch als radikal bezeichneten Flügel die Einführung des allgemeinen Frauenwahlrechts als „Schlüssel zur Befreiung

<sup>17</sup> Frauen galten im Kaiserreich als nicht voll geschäftsfähig und konnten keine eigenen Verträge abschließen. In allen rechtlichen Belangen mussten sie von einem männlichen Familienmitglied vertreten werden. Ohne vereinbarte Gütertrennung unterlag das von ihnen in die Ehe eingebrachte Vermögen der völligen Verfügungsgewalt des Ehemannes, der zudem seiner Frau verbieten konnte, erwerbstätig zu sein. Der Mann war der juristische Vormund der Kinder. Im Scheidungsfall hatte die Frau keinerlei Anrechte - weder auf ihr Vermögen noch auf den Verbleib der Kinder. Vgl. *Karl* (wie Anm. 13) S. 85f.

<sup>18</sup> Zu den konfessionellen Frauenverbänden vgl. die Beiträge im Sonderheft der Ariadne 35 (Mai 1999): Im Namen des Herrn? Konfessionelle Frauenverbände 1890-1933.- Marion A. Kaplan: Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland. Organisation und Ziele des Jüdischen Frauenbundes 1904-1938. Hamburg 1981.- Gudrun Maierhof/Cornelia Wenzel (Red.): Jüdisch-sein, Frau-sein, Bund-sein. Der Jüdische Frauenbund 1904-2004. In: Ariadne 45/46 (2004).- Ursula Baumann: Protestantismus und Frauenemanzipation in Deutschland 1850-1920. Frankfurt a. M./New York 1992.- Doris Kaufmann: Frauen zwischen Aufbruch und Raktion. Protestantische Frauenbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. München 1988.- Gisela Breuer: Frauenbewegung im Katholizismus. Der Katholische Frauenbund 1903-1918. Frankfurt/New York 1998.

<sup>19</sup> Zum Begriff der ‚geistigen Mütterlichkeit‘ vgl. Schaser (wie Anm. 13) S. 42f.

<sup>20</sup> Zu Mathilde Planck vgl. Raberg (wie Anm. 2) S. 317f.- Mascha Riepl-Schmidt: Mathilde Planck. Für Freiheiten und Frauenrechte. Leinfelden-Echterdingen 2009.- Hochreuther (wie Anm. 5) S. 84-86 (mit weiterer Literatur).

der Frau“<sup>21</sup>. Der linke Flügel entwickelte sich aus dem 1888 von Minna Cauer (1841-1922) in Berlin gegründeten Verein Frauenwohl und propagierte die Emanzipation der Frau jenseits von Mutterschaft und Ehe. Neben Minna Cauer war Anita Augspurg (1857-1943) eine der maßgeblichen Protagonistinnen. Die erste promovierte Juristin Deutschlands war mit ihren geschliffenen Reden, Aufsätzen und Petitionen, ihrem äußeren Erscheinungsbild, ihren öffentlichen Aktionen und ihrem offen vertretenen Pazifismus für viele Bürgerliche die personifizierte weibliche Provokation. Augspurg und ihre Lebensgefährtin Lida Gustava Heymann (1868-1943) galten als glühende Verfechterinnen des Frauenwahlrechts. 1902 riefen sie im liberalen Hamburg den Deutschen Verein für Frauenstimmrecht ins Leben. Bereits 1899 gründeten sie mit anderen Gruppen den Verband fortschrittlicher Frauenvereine (VFF)<sup>22</sup>.

Außer mit dem Frauenwahlrecht und dem Kampf um die rechtliche Gleichstellung der Frau beschäftigte sich der radikale Flügel intensiv und öffentlich mit den Tabuthemen der sexuellen Selbstbestimmung der Frau, dem Recht auf Empfängnisverhütung und Abtreibung sowie den Auswirkungen der Prostitution<sup>23</sup>. Der radikale Flügel erklärte damit das Private für Politisch – lange vor der Zweiten Frauenbewegung im 20. Jahrhundert.

Nicht alle Aktiven in der Frauenbewegung waren mit diesem Kurs und dieser Sicht einverstanden. Konservative und nationalistische Kräfte, wie der Deutsche Evangelische Frauenbund, der 1908 zum BDF gestoßen war, drängten in Führungspositionen. 1910 löste die gemäßigte, konservative Gertrud Bäumer, die Lebensgefährtin Helene Langes, die langjährige progressive Vorsitzende Marie Stritt (1855-1928) an der Spitze des BDF ab. Die Zahl der Mitglieder, die die traditionelle Rollenverteilung beibehalten wollten und nichts von Emanzipation und demokratischem Wahlrecht hielten, stieg weiter an, vor allem seit 1915 der Verband Deutscher Hausfrauenvereine ins Leben gerufen wurde und die konservativen Kräfte deutlich stärkte. Diese lehnten das allgemeine Frauenstimmrecht strikt ab<sup>24</sup>.

Einig waren sich gemäßigte und konservative Kräfte im BDF in ihrer nationalistischen Begeisterung bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Noch im August 1914 wurde der Nationale Frauendienst ins Leben gerufen, der die Unterstützung der Frauen an der sogenannten Heimatfront koordinieren sollte. Die soziale Wohlfahrt trat gegenüber der Frauenpolitik in den Vordergrund. Der radikale Flügel um Minna Cauer und Anita Augspurg lehnte den Krieg ab und forderte die Einstellung aller Maßnahmen, die den Krieg unterstützten. Dazu gehörte auch die Verweigerung von sozialen Hilfsdiensten. Ihre Teilnahme an der Internationalen Frauenfriedenskonferenz 1915 in Den Haag und die Gründung des Deutschen Frauenausschusses für einen dauernden Frieden führte zu ihrem Ausschluss aus dem BDF.

Nach drei langen Kriegsjahren stellte Kaiser Wilhelm II. (1859-1941) in seiner Osterbotschaft die volle politische Mitbestimmung seiner Untertanen in Aussicht. Nachdem Frauen jedoch explizit nicht erwähnt wurden, nahm der BDF

<sup>21</sup> *Karl* (wie Anm. 13) S. 88.

<sup>22</sup> Vgl. Schäfer (wie Anm. 13) S. 126.- *Damenwahl* (wie Anm. 13) S. 86f.- Anna Dünnebier/Ursula Scheu: Anita Augspurg und Lida G. Heymann – das schillerndste Paar der Frauenbewegung. Kreuzlingen 2002.

<sup>23</sup> *Karl* (wie Anm. 13) S. 89f.

<sup>24</sup> Ebda., S. 90f.

den Kampf um das Frauenwahlrecht wieder auf, was den Deutschen Evangelischen Frauenbund zum Austritt veranlasste<sup>25</sup>. Erst die Novemberrevolution von 1918 sollte jedoch den Durchbruch bringen.

## Die Ulmer Frauenbewegung

Ulm war im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert nach Stuttgart die zweitgrößte Stadt im Königreich Württemberg, gleichermaßen geprägt von Garnison und Industrie und einem selbstbewussten Wirtschafts- und Bildungsbürgertum. Wie in der Residenzstadt Stuttgart, in der Universitätsstadt Tübingen oder Industriestadt Heilbronn konnte die Frauenbewegung hier gut Fuß fassen<sup>26</sup>.

Wie viele andere bürgerliche Frauen im Land hatten sich die Ulmerinnen im Laufe des 19. Jahrhunderts politisch und karitativ engagiert – im Verein für hilfsbedürftige Kinder, im Verein Krippe, bei verschiedenen Lotterien im Zuge der Revolutionskämpfe oder bei der Einrichtung eines Vereins zur Hebung der Gewerbe, der zu einem Boykott ausländischer Waren aufrief, um die einheimische Wirtschaft zu unterstützen<sup>27</sup>. Es waren vor allem die Ehefrauen des gehobenen Bürgertums, von Beamten, Kaufleuten, Rechtsanwälten und Ärzten, die sich die Anliegen der Frauenbewegung auf die Fahnen schrieben. Mit der gebürtigen Ulmerin Mathilde Planck, die in Stuttgart früh eine führende Rolle in der Frauenbewegung einnahm, aber auch weiterhin Beziehungen nach Ulm pflegte und hier auch Vorträge zur Frauenfrage hielt, hatte man eine gute Informationsquelle und Ansprechpartnerin. Und auch der damalige Oberbürgermeister Heinrich von Wagner (1857–1925), der den Ausbau der kommunalen Sozialpolitik und den Kampf gegen wirtschaftliche und soziale Misstände vorantrieb, stand dem Engagement der Frauen – soweit sich bislang feststellen ließ – überwiegend positiv gegenüber.

### Lesekreis und Verein Frauenwohl (1895 – ca. 1904)

Das Jahr 1895 lässt sich als Geburtsjahr der organisierten Frauenbewegung in Ulm festmachen. Im Mai wurde der Lesekreis Frauenwohl ins Leben gerufen, der sich an den Zielen des oben bereits genannten 1888 gegründeten Berliner Vereins Frauenwohl orientierte. Damit gehörte der erste örtliche Ableger der reichsweiten Frauenbewegung in Ulm gleich zum progressiveren linken Flügel<sup>28</sup>. Die Idee zum Lesekreis ging allerdings nicht auf eine Fraueninitiative zurück, sondern auf den Neu-Ulmer Musiklehrer Cyprian Eberle. Eberle gehörte zum örtlichen Vorstand der Deutschen Friedensgesellschaft und war Mitglied der Ulmer Ortsgruppe der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur. Er gilt auch

<sup>25</sup> Karl (wie Anm. 13) S. 91f.

<sup>26</sup> Zur Entwicklung der Frauenbewegung in Württemberg vgl. Sylvia Schraut: Frau und Mann, Mann und Frau. Eine Geschlechtergeschichte des deutschen Südwestens 1789–1980 (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs 44). Stuttgart 2016.

<sup>27</sup> Vgl. Carola Lipp (Hg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49. Bühl-Moos 1986.- Schmidt (wie Anm. 10) S. 19–37.- Jans (wie Anm. 9).

<sup>28</sup> Zur Geschichte und den Zielen des Vereins vgl. Petra Pommerenke: Propaganda für den Fortschritt: Der radikale „Verein Frauenwohl“. In: Ariadne 28 (Nov. 1995) S. 16–22.

als Initiator der Gründung einer Freien Bibliothek und Lesehalle im Juli 1895, die der Hebung der *entsetzlichen geistigen Armut weiter Volkskreise* entgegenwirken sollte und später in der Stadtbibliothek Ulm aufging<sup>29</sup>. Parallelen zum Berliner Verein Frauenwohl sind deutlich, denn dessen Gründung erfolgte 1888 ebenfalls auf Initiative einer Gruppe von Männern der Akademischen Vereinigung<sup>30</sup>. Eberle fungierte mindestens bis 1898 auch als Geschäftsführer des Lesekreises, obwohl dieser Posten in der Satzung gar nicht vorgesehen war. Erste Vorsitzende wurde Katharine Rösch, die Frau des Ulmer Privatiers Gustav Rösch<sup>31</sup>.

Die meisten Informationen zum Lesekreis finden sich im Nachrichtenteil der Vereinszeitschrift „Die Frauenbewegung“<sup>32</sup>. Sie überliefert auch die Satzung des Lesekreises, der *für seine Mitglieder das gemeinsame Halten und event. Zirkulieren lassen von solchen Zeitschriften und Büchern [bezuweckt], welche hinsichtlich ihres Inhalts geeignet sind, das geistige und leibliche Wohl der Frauen zu heben und zu fördern, damit dieselben den ihnen naturgemäß obliegenden Pflichten im Hause, in der Familie und in der Gesellschaft mehr und mehr gerecht werden können* (§ 1). Die Mitgliedschaft stand jeder unbescholtene Frau offen, die mindestens 16 Jahre alt und in der Lage war, 20 Pfennige monatlich zu zahlen (§ 2). Die Mitgliedschaft umfasste die kostenlose Nutzung aller vom Lesekreis gehaltenen Bücher und Zeitschriften (§ 2) sowie den Bezug eines Exemplars der gemeinsam festgelegten Vereinszeitschrift – in diesem Fall der Zeitschrift „Die Frauenbewegung“. Für Zeitschriften, die zirkulieren sollten, wurden Kleinlesegruppen von fünf Damen gebildet, denen jeweils eine Gruppenleiterin vorstand, die sich um organisatorische Fragen kümmerte (§ 3). Die Leitung und Verwaltung des Lesekreises übernahm die Vorstandschaft, bestehend aus der Vorsitzenden, einer Schriftführerin und einer Schatzmeisterin sowie den Gruppenleiterinnen (§ 3). Jedes Mitglied besaß Stimmrecht sowie das aktive und passive Wahlrecht (§ 2). Damit war es den Frauen möglich, demokratische Prozesse im geschützten Rahmen einzuüben.

Die umfangreichsten Aufgaben übernahm die Vorsitzende: *Der Vorsitzenden, welche zugleich Gruppenleiterin sein kann, obliegt die Gesamtleitung des Lesekreises. Sie vertritt denselben nach außen, nimmt Beitrittserklärungen entgegen und bringt dieselben zur geschäftlichen Erledigung. Sie besorgt die Bestellung der Zeitschriften (event. auf den Namen der Gruppenleiterinnen) ebenso der anzuschaffenden Bücher und Schriften, versendet das „Vereinsorgan“, lässt die Beiträge erheben, führt die Kasse, leitet sämtliche Zusammenkünfte, erstattet vierteljährigen Geschäfts- und Kassenbericht, verwaltet die Bibliothek, veranstaltet event. auch öffentliche Frauenvorträge, vermittelt den Briefverkehr und erledigt alle sonstigen schriftlichen Arbeiten. Die Vorsitzende kann behufs persönlicher Entlastung die Geschäfte an die Schriftführerin, bzw. Schatz-*

<sup>29</sup> Vgl. Herbert Wiegandt: Geschichte der Städtischen Volksbüchereien von 1896 bis 1968, online unter: URL: <https://stadtbibliothek.ulm.de/online/die-stadtbibliothek-veröffentlicht-online>, Geschichte der Städtischen Volksbüchereien.pdf (Zugriff: 21.07.2021).- Andrea Rummel: „Und der Friedensgedanke marschiert auch in Ulm.“ Die Ulmer Friedensbewegung vor 1933. Diplomarbeit Universität Mannheim 1996. Hier: S. 39.

<sup>30</sup> Pommerenke (wie Anm. 28) S. 16.

<sup>31</sup> Vgl. Die Frauenbewegung 5 (1. März 1898) S. 57.- Zu Katharine Rösch waren keine eindeutigen biografischen Daten zu ermitteln.

<sup>32</sup> Zur Geschichte der Zeitschrift vgl. Monika Golling: Radikal, furchtlos, polemisch: „Die Frauenbewegung“ (1895-1919). In: Ariadne 28 (Nov. 1995) S. 23-31.

*meisterin und an die event. Gruppenleiterinnen der Sachlage entsprechend verteilen (§ 4)<sup>33</sup>.*

Die Redaktion der ‚Frauenbewegung‘ lobte die Ulmer Satzung als beispielhaft und empfahl *allen Frauen Deutschlands, falls an ihrem Wohnorte noch keine solche oder ähnliche Lesekreise bzw. Vereine bestehen, die Nachahmung des Ulmer Beispiels*. Die Satzung wurde als Musterstatut nachgedruckt und konnte gratis bei der Redaktion angefordert werden<sup>34</sup>.

Die Ulmer Gruppe war mit der Gründung des Lesezirkels und einer eigenen Bücher- und Zeitschriftensammlung dem Mutterverein Frauenwohl in Berlin ein paar Monate voraus. Dort war man noch damit beschäftigt, einen Katalog relevanter Literatur zur Frauenbewegung zusammenzustellen und eine eigene Frauenbibliothek zu eröffnen<sup>35</sup>.

Der Lesekreis entwickelte sich gut. Nach einem Vierteljahr zählte er bereits 23 Mitglieder. Auf der ersten Quartalssitzung im September 1895 wurde ‚Die Frauenbewegung‘ als Vereins- und Publikationsorgan bestätigt. Jeden Monat sollte ein Leseabend stattfinden, wobei *vorzugsweise solche Schriften zu[!] Vorlesung kommen sollen, welche die rechtliche und ökonomische Seite der Frauenbewegung behandeln*. Zu diesen Leseabenden hatten auch Nichtmitglieder Zutritt. Auch der Aufbau einer Bibliothek zur freien Nutzung der Mitglieder wurde beschlossen und ein erster öffentlicher Vortrag zur Frauenfrage angekündigt<sup>36</sup>. Am 15. Oktober 1895 sprach Anita Augspurg im Gasthof Zum Greifen vor *Männern und Frauen aus allen Ständen über die Entwicklung und Ziele der Frauenbewegung*. Ihr Vortrag erhielt *viel Beifall und mehrere Anwesende zeichneten sich als Mitglieder des Lesekreises ein*<sup>37</sup>.

Über die weitere Entwicklung des Lesekreises geben vor allem die in der ‚Frauenbewegung‘ veröffentlichten Jahresberichte und Veranstaltungshinweise Auskunft: Die Leseabende fanden monatlich statt; 1896 wird dabei explizit das Nebenzimmer *im Hahnen* in der Hahnengasse 4 genannt<sup>38</sup>. Zum genauen Standort der Bibliothek ließen sich bislang keine Hinweise finden<sup>39</sup>. Eine engere Zusammenarbeit wurde mit der ‚Ulmer Zeitung‘ vereinbart, die im April 1890 von der demokratischen Volkspartei gegründet worden und sehr erfolgreich war. Sie brachte Kopf- und Inhaltsübersichten einzelner Nummern der ‚Frauenbewegung‘ unter der Rubrik Literarisches und erklärte sich aus *freien Stücken* bereit, *der guten Sache ihre Aufmerksamkeit zu zuwenden*<sup>40</sup>.

---

<sup>33</sup> Die Frauenbewegung 13 (1. Juli 1895) S. 103.

<sup>34</sup> Ebda.

<sup>35</sup> Die 300 Bände umfassende Bibliothek des Vereins Frauenwohl wurde 1896 im Berliner Victoria-Lyceum eröffnet, das unter dem Protektorat der preußischen Kronprinzessin stand. Vgl. Dagmar Jank: Frauenbibliotheken der ersten Frauenbewegung, online unter: URL: <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/frauenbibliotheken-der-ersten-frauenbewegung> (Zugriff: 13.06.2021).

<sup>36</sup> Vgl. Die Frauenbewegung 19 (Okt. 1895) S. 151.

<sup>37</sup> UZ 247 (20. Okt. 1895).

<sup>38</sup> Die Frauenbewegung 6 (15. März 1896) S. 63.

<sup>39</sup> Eventuell handelte es sich nur um einen abschließbaren Bücherschrank in einem Nebenzimmer des jeweils aktuellen Vereinslokals. Ähnliches ist für das Vereinslokal der Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft überliefert. Vgl. Rummel (wie Anm. 29) S. 73: „Die Ulmer Pazifisten fanden sich zu regelmäßigen Zusammenkünften in den Ulmer Gasthäusern zusammen, u. a. im ‚Goldenene Ochsen‘ in der Herdbruckerstraße, ‚in einem größeren Zimmer, in dem sich sogar ein kleiner abschließbarer Bücherschrank befand, mit pazifistischer und einschlägiger belletristischer Literatur‘.“

<sup>40</sup> Die Frauenbewegung 5 (1. März 1896) S. 53.

Bei der Jahreshauptversammlung am 9. Februar 1898 konnte die damalige Vorsitzende Bertha Laupheimer-Gutermann (1860-1932) bereits auf 40 Mitglieder verweisen. Einstimmig wurde beschlossen, den Lesekreis in einen Verein umzuwandeln und dem BDF beizutreten. Der Vereinszweck wurde nach der neuen Satzung als *Förderung des geistigen und leiblichen Wohles der Frauen in- und außerhalb der Familie nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitigen Achtung* definiert. Die Berichterstatterin endete mit der erfreuten Feststellung: *Mit der Gründung des Vereins Frauenwohl dürfte die neuzeitliche Frauenbewegung, welche auch für die Frau im Privat- und öffentlichen Leben volle und ganze Gerechtigkeit fordert, in hiesiger Stadt festen Fuß gefaßt haben*<sup>41</sup>.

Bertha Laupheimer-Gutermann hatte an dieser Entwicklung maßgeblichen Anteil. Sie wurde in den folgenden Jahren zur führenden lokalen Vertreterin der Frauenstimmrechtsbewegung in Ulm. Bertha Gutermann<sup>42</sup> wurde 1860 in Ulm geboren und stammte aus bürgerlichen, aber einfachen Verhältnissen (Abb. 1). Nach dem frühen Tod ihres Vaters ernährte ihre Mutter die Familie mit Heimarbeit. Die einzige Tochter musste früh Verantwortung für ihre vier Brüder und den Haushalt übernehmen. Am 4. Januar 1886 heiratete die Protestantin den jüdischen Tuchhändler und späteren Teilhaber einer Privatbank Alexander Laupheimer (1854-1922) aus Laupheim. Die interkonfessionelle Heirat führte zu einem Zerwürfnis mit Laupheimers Familie. Das Ehepaar ließ sich in Neu-Ulm nieder und bekam zwischen 1886 und 1896 sechs Kinder<sup>43</sup>. Die Familie stand der Naturheil- und Lebensreformbewegung nahe. Bertha Laupheimer-Gutermann übernahm mit 36 Jahren von 1896 bis 1901 den Vorsitz des Vereins Frauenwohl, engagierte sich in den folgenden Jahren im Verein Frauenbildung-Frauenstudium und leitete ab 1907 die Ulmer Ortsgruppe des Württembergischen Frauenstimmrechtsvereins. Sie leitete viele Versammlungen und Veranstaltungen und trat selber als Rednerin auf. 1904 referierte sie beispielsweise im politischen Verein Junge Volkspartei zum Thema ‚Die Frau als Konkurrentin des Mannes, besonders im Handelsgewerbe‘ und warb für eine Aufnahme weiblicher Angestellte in die kaufmännischen Vereinigungen<sup>44</sup>. Das Thema Mädchenbildung lag ihr besonders am Herzen. Sie stritt beherzt und erfolgreich für die Aufnahme ihrer jüngsten Tochter Gertrud (1894-1945) ins humanistische Gymnasium<sup>45</sup>. Ein Höhepunkt ihrer Tätigkeit war sicherlich die Moderation der ersten Frauenversammlung im Saalbau nach der Novemberrevolution 1918. Nach dem Ersten Weltkrieg geriet das Ehepaar Laupheimer-Gutermann in finanzielle Schwierigkeiten und zog von Neu-Ulm in das abgelegene Lautern (bei Blaustein). Nach Jahrzehntelangem Engagement in der Stadtgesellschaft litten nach Aussagen von Familienmit-

<sup>41</sup> Ebda., S. 52f.- Als Vorsitzende wurde Bertha Laupheimer-Gutermann gewählt, als Schatzmeisterin Fr. [Mina(?)] Maß und als sog. Kontrolleurin Katharine Rösch.

<sup>42</sup> Nach Aussagen der Familie bestanden verwandtschaftliche Beziehungen zu Sophie Gutermann, verheiratete von La Roche (1730-1807). Sie war die erste finanziell unabhängige Berufsschriftstellerin in Deutschland und begründete mit der ‚Pomona für Deutschlands Töchter‘ (1783-1784) die erste Zeitschrift für Frauen, die sich der Bildung von Frauen widmete und nicht von Männern geschrieben wurde.

<sup>43</sup> Vgl. StadtA Ulm G 2n Laupheimer-Gutermann, Bertha.- Linde Otto: Gertrud Laupheimer: Leben und Überleben im Kleinen Lautertal. Ulm 2014. S. 11f.

<sup>44</sup> Vgl. Die Frauenbewegung 14 (15. Juli 1904) S. 44.

<sup>45</sup> Zu Gertrud Laupheimer vgl. die Biographie von Otto (wie Anm. 43).- Raberg (wie Anm. 2) S. 230f.



Abb. 1 - Bertha Laupheimer-Gutermann (1860-1932), Vorsitzende des Vereins Frauenwohl und Verfechterin des Frauenstimmrechts um 1902 (StadtA Ulm).

gliedern<sup>46</sup> beide sehr unter der Isolation ihres neuen Wohnorts. Alexander Laupheimer starb bereits 1922, Bertha Laupheimer-Gutermann 1932.

Der Verein Frauenwohl entwickelte sich zunächst erfolgreich weiter. Im „Merkbüchlein der Frauenfrage“, einer Übersicht über alle deutschen Frauenvereine, wurde 1901 die Mitgliederzahl mit 50 angegeben<sup>47</sup>. Als Vorsitzende fungierte Julie Hefele, die Frau des Kaufmanns Christian Hefele<sup>48</sup>, und als Schriftführerin Pauline Thumm, die Besitzerin eines Ulmer Schirmgeschäfts<sup>49</sup>. Im selben Jahr wurde Julie Hefele zur Besitzerin des Vorstands des 1899 gegründeten Verbands Fortschrittlicher Frauenvereine gewählt. Es ist bislang der einzige Hinweis darauf, dass eine Ulmerin auch eine überregionale Funktion

<sup>46</sup> Ich bedanke mich für die privaten, ergänzenden Hinweise des Urenkels von Bertha Laupheimer-Gutermann, Pfr. i. R. Wolfgang Rudolph, Gailenkirchen.

<sup>47</sup> Betty Günther: Merkbüchlein der Frauenfrage. Im Auftrage des Rheinisch-Westphälischen Frauenverbandes. Bonn 1901. S. 78.

<sup>48</sup> Vgl. Adressbuch von Ulm/ Neu-Ulm 1900. S. 61 (Herrenkellergasse 22).

<sup>49</sup> Ebda., S. 136 (Dreiköniggasse 1).- Pauline Thumm kandidierte bei der ersten Gemeinderatswahl 1919 auf der Liste der Württembergischen Bürgerpartei (vgl. Tabelle 3).

eingenommen hat, obwohl zumindest die Vorsitzenden auch regelmäßig an regionalen und überregionalen Vereinstreffen teilnahmen<sup>50</sup>.

Die Vereinstätigkeit vor Ort bestand weiterhin in der Veranstaltung von Vorträgen, Vorlese- und Diskussions-Abenden. Ein neues Element war die Ablaltung von Samariterkursen<sup>51</sup>. Außerdem unterstützte die Ortsgruppe Pro-testresolutionen und Petitionen des Gesamtvereins, u. a. zur Frauenfrage, zum Thema Mädchenbildung oder zur zunehmenden Polizeigewalt gegen Frauen<sup>52</sup>. Der Verein erhob aber auch lokal die Stimme: Zu einigen Zeitungsartikeln gegen die Frauen und Frauenbewegung nahm der Verein energisch Stellung, wie es im Jahresbericht 1902 hieß.

Spätestens 1902 verlagerten sich die monatlichen Sitzungen des Vereins ins Café Mützel (Herdbruckerstraße 28). Mindestens zweimal pro Jahr kamen renommierte Gastrednerinnen aus der Frauenbewegung nach Ulm. Die Benutzung der Bibliothek blieb unentgeltlich. Die Mitglieder erhielten weiterhin kostenlos ‚Die Frauenbewegung‘ geliefert, gegen ein Entgeld auch das ‚Zentralblatt des Bundes der deutschen Frauenvereine‘. Die Monatsschriften ‚Die Frau‘, die als Verbandsorgan des BDF von Helene Lange und Gertrud Bäumer herausgegeben wurde, sowie die ‚Frauenrundschau‘ des ‚Hamburger Fremdenblatts‘ kursierten im Ausschuss<sup>53</sup>.

Viel Resonanz erhielt der Vortrag des Vereinsmitglieds Angelika Pfleiderer, der Ehefrau des Naturarztes Dr. Alfred Pfleiderer (1868-1945)<sup>54</sup>. Im November 1902 informierte sie über die Verbesserung der Frauenkleidung. Dieser Vortrag war verbunden mit einer kleinen Ausstellung von Reform-Unter- und Oberkleidung und erregte so allseitiges Interesse, daß sich der gewählte Erkersaal im Saalbau Ulm als zu klein erwies und angrenzende Säle geöffnet werden mußten, um alle Zuhörerinnen aufnehmen zu können<sup>55</sup>. Das Thema Reformkleidung wurde um die Jahrhundertwende breit diskutiert. Die Ärzte warnten vor gesundheitlichen Schäden durch das Tragen von einschnürenden Korsetten, die Frauenbewegung forderte mehr Bewegungsfreiheit für berufstätige Frauen sowie bei sportlichen Freizeitaktivitäten wie Wandern, Tennis, Gymnastik oder Radfahren<sup>56</sup>.

Nach 1903 lassen sich keine weiteren Berichte über die Tätigkeit des Vereins in ‚Der Frauenbewegung‘ finden, auch eine Recherche in der Tagespresse und in den städtischen Adressbüchern blieb ergebnislos. Löste sich der Verein auf? Oder wanderten die Mitglieder in einen neuen Verein ab? Diese Frage kann derzeit noch nicht beantwortet werden.

<sup>50</sup> Vgl. Die Frauenbewegung 7 (1. April 1903) S. 53: Bei der Generalversammlung in Wiesbaden vertrat Frau Minna Cauer unsere Interessen, nachdem die Vorsitzende in letzter Stunde erkrankte.

<sup>51</sup> Günther (wie Anm. 47) S. 78.

<sup>52</sup> Die Frauenbewegung 20 (15. Okt. 1898) S. 216f.- Ebda., 18 (15. Sept. 1902) S. 142.- Ebda., 7 (1. April 1903) S. 53.

<sup>53</sup> Vgl. ebda., 7 (1. April 1903) S. 53.

<sup>54</sup> Alfred Pfleiderer, der 1902 von Stuttgart nach Ulm gezogen war, gehörte 1903 zu den Gründungsvätern des Homöopathischen Vereins Ulm und engagierte sich u. a. im Naturheilverein und in der Abstinenzlerbewegung. Vgl. StadtA Ulm G 2n Pfleiderer, Alfred.- Ulrich Seemüller: Der Naturheilverein Ulm/Neu-Ulm. Ulm 2001. Hier: S. 33f.

<sup>55</sup> Vgl. Die Frauenbewegung 7 (1. April 1903) S. 53.

<sup>56</sup> Vgl. Kerstin Wolff: Das Zeitalter der Vorreiterinnen, Entdeckerinnen, Visionärinnen. In: *Damenwahl* (wie Anm. 13) S. 40f.- Zur Geschichte des Ulmer Frauenturnens vgl. StadtA Ulm E Turngau Nr. 37 Die Entwicklung des Frauenturnens 1893-1993.

## Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium

Am 10. Oktober 1904 gründeten zehn Frauen eine Ulmer Zweiggruppe des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium<sup>57</sup>. Das Datum war sicherlich nicht ganz zufällig gewählt, handelte es sich doch um den 40. Geburtstag von Königin Charlotte von Württemberg (1864-1946), die der Frauenbewegung und insbesondere dem Verein Frauenbildung-Frauenstudium wohl gesonnen war. Dieser setzte sich vor allem für die Einrichtung von eigenständigen Mädchengymnasien bzw. koedukativen Unterricht an den Knabenschulen, den unbeschränkten Zugang von Frauen zu Universitäten und Hochschulen sowie für die freie Berufsausübung ein. Er ging damit einen Schritt weiter als der Allgemeine Deutsche Frauenverein, der einen rein „frauenspezifischen Zugang zu höherer Bildung propagierte und für eine Öffnung frauengemäßer Studienfächer petitionierte“. Der Verein wurde bereits 1888 von Hedwig Kettler (1851-1937) in Weimar als Frauenverein Reform gegründet und später in Frauenbildung-Frauenstudium umbenannt. Gertrud Bäumer nannte ihn im Rückblick den Verein, der „als erster in der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung die Nuance [trug], die das Publikum mit dem Ausdruck ‚radikal‘ bezeichnet“<sup>58</sup>. Der Verein erfreute sich vor allem im deutschen Südwesten großer Beliebtheit. Vorsitzende des Stuttgarter Zweigvereins war seit 1890 Mathilde Planck, die regelmäßig in ihrer Geburtsstadt Ulm zu Gast war. Es überrascht daher wenig, dass sie es war, die im November 1904 den ersten Vortrag im Namen der neugegründeten Ortsgruppe zum Stand der Frauenbewegung hielt<sup>59</sup>. Zur ersten Vorsitzenden wurde Frau Baronin von Bühler zu Brandenburg gewählt<sup>60</sup>.

Der Verein wollte „die Frauen der inneren und äußeren Selbständigkeit zuführen durch Hebung ihrer allgemeinen und beruflichen Bildung, durch Erschließung der wissenschaftlichen Berufe, durch Verbesserung der wirtschaftlichen Lage, durch Heranbilden der Frauen zur Ausübung ihrer sozialen und politischen Pflichten und Rechte“. Dazu wollte man auf die Verbesserung und den Ausbau des gesamten Mädchenschulwesens hinarbeiten, sei es durch Reform des Lehrplans oder durch die Anstellung von mehr Lehrerinnen, sowie die Einführung eines Fortbildungsschulzwanges forcieren. Der Weg dorthin sollte über die Einwirkung auf städtische und staatliche Behörden führen, die den Frauen die Bildungsanstalten und wissenschaftliche Ausbildungswege öffnen sollten.

---

<sup>57</sup> Ein Vereinsnachlass ist nicht erhalten. Zum 80-jährigen Vereinsjubiläum 1984 konnte Gertrud Beck, die langjährige Vorsitzende der Vereinsneugründung Frauenbildung-Frauendienst nach 1948, für ihre Darstellung der Vereinsgeschichte noch auf Originalmaterial zurückgreifen. In ihrem Nachlass im Stadtarchiv Ulm findet sich jedoch nur ein Mitgliederverzeichnis der Jahre 1927-1935. Sitzungsprotokolle, Schriftverkehr und Zeitungsberichte haben sich nicht erhalten; Eingaben sind nur als Zufallsfunde überliefert. Die Tätigkeit des Vereins in Ulm lässt sich hauptsächlich durch Zeitungsrecherchen (Anzeigen, Veranstaltungsbücherei) rekonstruieren.

<sup>58</sup> Zit. nach Ute Gerhard: Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Reinbek 1996. S. 150.

<sup>59</sup> UTbl 265 (11. Nov. 1904) S. 2556.- Sanwald (wie Anm. 11) S. 127 mit Anm. 181.

<sup>60</sup> Die Namen der Gründungsmitglieder sind nur in der Jubiläumsschrift von 1984 überliefert. Vgl. Beck (wie Anm. 6) S. 4: Frau Hohreiter, Fr. Prof. Heyberger [richtig: Heyberger, Anm. d. Verf.in], Frl. Therese Herbert, Frl. Sofie Bührlen, Fr. [Hanna] Weinbuch, Fr. Leipprand [richtig: Leibrand, Anm. d. Verf.in], Fr. Hettich, Fr. Oberst[arzt] Jungkunz. Abweichend zu Beck wird in einem Artikel des Ulmer Tagblatts vom Nov. 1904 Fr. [Amalie] Heyberger als erste Vorsitzende genannt. Vgl. UTbl 265 (11. Nov. 1904) S. 2556. Weder das Ulmer Tagblatt noch die Ulmer Zeitung berichteten offenbar über die Vereinsgründung.

Daneben setzte sich der Verein zum Ziel, die Frauen zu „sozialer, kommunaler und politischer Propaganda für die Ideen der Frauenbewegung“ heranzubilden. Dabei wollte er sich „frei von jeder politischen und religiösen Parteistellung“ halten, was aber „die Erörterung politischer und religiöser Fragen nicht ausschl[oss]“<sup>61</sup>. Der bildungspolitische Anspruch gepaart mit einer überparteilichen und überkonfessionellen Haltung zog auch viele Frauen der jüdischen Gemeinde in den Verein<sup>62</sup>.

Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium bot in den folgenden Jahren Vorträge und Informationsveranstaltungen zu praktisch allen Themen der Frauenbewegung rund um Beruf, Familie, Frauengesundheit, Politik und Wirtschaft. Für junge Frauen und Heimarbeiterinnen wurden praktische und kunstgewerbliche Fortbildungskurse eingerichtet, u. a. zur Fröbelpädagogik oder zur Kunst des Klöppelns. Daneben gab es Vortragsreihen zur Literatur, Kunstgeschichte, Malerei, Volkswirtschaftslehre sowie die sehr beliebten Konversationskurse in englischer und französischer Sprache. Für begabte Schülerinnen und Studentinnen wurde ein Stipendienfond eingerichtet, der aus Privatspenden und Wohltätigkeitsveranstaltungen gespeist wurde<sup>63</sup>. Damit konnten jährlich sechs junge Frauen mit 50 bis 100 Mark unterstützt werden<sup>64</sup>. 1911 eröffnete der Verein eine Auskunftsstelle für Fraueninteressen, die über Ausbildung und Erwerbsmöglichkeiten in Frauen offenstehenden Berufen informierte und der 1916 noch eine Lehrstellenvermittlung angeschlossen wurde<sup>65</sup>. Gleichzeitig förderte er nachdrücklich das Engagement von Frauen in der sozialen Hilfsarbeit. Die Vorsitzende Berta Hellmann (1861-1920) organisierte 1909 Treffen mit den Leitern der verschiedenen Ulmer Wohlfahrtseinrichtungen, u. a. der Krippe, der Suppenanstalt, der Säuglingsmilchküche, des Wöchnerinnenheims, des Fröbelschen Kindergartens, des Mädchen- und Knabenhorts sowie der Jugendloge des Guttemplerordens, die zur Abstinenzbewegung gehörte. Nach einem Rundgang durch die einzelnen Einrichtungen stellten sich 42 Frauen als Hilfskräfte zur Verfügung<sup>66</sup>. Das Programm lief auch die nächsten Jahre erfolgreich; der Verein übernahm schließlich sogar die Aufsicht über die evangelischen Kinderhorte<sup>67</sup>. Enge Verbindungen bestanden zur Ulmer Ortsgruppe des Vereins für weibliche Angestellte in Handel und Gewerbe, der am 2. März 1909 gegründet wurde<sup>68</sup> bzw. zum Verein für weibliche Angestellte, gegründet 1914<sup>69</sup>. Innerhalb von 10 Jahren wuchs der Verein mit 530 Mitgliedern zum größten Ortsverein in Deutschland heran. Vom 16. bis 19. April 1914 fand die Generalversammlung

<sup>61</sup> Zit. nach Beck (wie Anm. 6) S. 4.

<sup>62</sup> Zur Mitgliederentwicklung und dem Anteil jüdischer Frauen in den 1920er Jahren vgl. ebda, S. 5 und S. 10-12.- Zu den Schicksalen einiger jüdischer Mitglieder in der Zeit des Nationalsozialismus vgl. Aubele (wie Anm. 12) S. 261f.

<sup>63</sup> Beck (wie Anm. 6) S. 6.- Auch Aubele (wie Anm. 12) S. 260.- Sanwald (wie Anm. 11) S. 63-65.

<sup>64</sup> Vgl. Leo Baeck Institute New York: Berta Hellmann (AR 53 Box 148 Folder 1): Biographical Sketch 1917.- [Baracs-Deltour: Berta Hellmann. In: Unsere Zeitgenossen. Serie XXIII Die süddeutschen Bundesstaaten (1914-1917). Bd. III Württemberg, o. O. [1917]], online unter: URL: <http://www.lbi.org> (Zugriff: 21.07.2021).

<sup>65</sup> Jans (wie Anm. 9) S. 295.

<sup>66</sup> Vgl. UTbl 265 (12. Nov. 1909) S. 2963.- Ebda., 269 (17. Nov. 1909) S. 3015.- Jans (wie Anm. 9) S. 294f.

<sup>67</sup> Vgl. Jans (wie Anm. 9) S. 281 und S. 294f.

<sup>68</sup> Adressbuch Ulm/Neu-Ulm (1910) S. 433.

<sup>69</sup> Ebda., (1914) S. 443.



Abb. 2 - Berta Hellmann (1861-1920), Vorsitzende des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium 1908 - ca. 1919 (Bildmitte). Während des Ersten Weltkriegs organisierte sie federführend die Bahnhofspflege, die sich um Durchreisende und verwundete Soldaten kümmerte (StadtA Ulm).

des Gesamtvereins in Ulm statt, bei der die Abordnung der Ulmer Stadtverwaltung nicht müde wurde, die große Bedeutung des Vereins für das Ulmer Stadtleben zu betonen<sup>70</sup>. Auch die Presse berichtete ausführlich über die Tagung und die gefassten Resolutionen<sup>71</sup>.

Vorsitzende und eine der treibenden Kräfte des Vereins war zu diesem Zeitpunkt Berta Hellmann (Abb. 2). Sie hatte 1908 Baronin von Bühler zu Brandenburg abgelöst, die aus gesundheitlichen Gründen zurückgetreten war<sup>72</sup>. Berta Hellmann, geboren 1860 in San Francisco, kam als Achtjährige nach Nürnberg und heiratete mit 19 Jahren den Bankier Salomon Hellmann (1852-1922)<sup>73</sup>, dem sie nach Ulm folgte. Ihr Mann war u. a. von 1897 bis 1922 im Beirat der Industrie- und Handelskammer bzw. deren stellvertretender Vorsitzender und führte das Bankhaus Hellmann & Cie. am Münsterplatz. Das wohlhabende jüdische Ehepaar engagierte sich nicht nur in der jüdischen Gemeinde, sondern auch im sozialen und kulturellen Bereich. Überliefert ist etwa Berta Hellmanns Tätigkeit für die Ulmer Krippe (seit 1883), für den Verein für verwahrloste Kinder,

<sup>70</sup> Vorsitzende 1914: Berta Hellmann, Stellvertretende Vorsitzende: Emma Schmid, Schriftführerin: Marie Moos, Kassiererin: Fr. Prof. Leibrandt.- Vgl. *ebda.*

<sup>71</sup> Zum Ablauf und den Beschlüssen der Tagung vgl. *Aubele* (wie Anm. 12) S. 262-264.- Eine ausführliche Darstellung findet sich u. a. im UTbl 86 (15. April 1914).- *Ebda.*, 88 (17. April 1914)-91 (21. April 1914) und in der UZ vom 102 (16. April 1914)-107 (21. April 1914).

<sup>72</sup> Vgl. UTbl 261 (6. Nov. 1908).

<sup>73</sup> Zu Salomon Hellmann vgl. *Raberg* (wie Anm. 2) S. 521.

für die Suppenspeisung, das Rote Kreuz (Ortsgruppe Ulm und Landesverband) und insbesondere für die Bahnhofspflege während des Ersten Weltkriegs. Unter ihrer Regie wurden innerhalb von 53 Monaten mehr als 60.000 Speiseportionen an Durchreisende verteilt und etwa 100 Verwundetennachmittage abgehalten<sup>74</sup>. Besonders gerne organisierte sie Wohltätigkeitsveranstaltungen und Konzerte, deren Erlöse häufig dem Verein Frauenbildung-Frauenstudium zu gute kamen. Einige Stipendien zahlte sie offenbar aus eigenem Vermögen. In Ulm war sie zudem Mitglied der städtischen Theaterkommission. Für ihr soziales Engagement erhielt sie zahlreiche Orden und Auszeichnungen. Darüberhinaus engagierte sie sich in verschiedenen Stuttgarter Vereinen und Verbänden (Frauenbund zur Förderung der deutschen Spitzenindustrie, Säuglingsschutz, Hauswirtschaftlicher Frauenverein, Landesausschuss für Kriegsinvalidenfürsorge)<sup>75</sup>. Das Ehepaar Hellmann war in der gehobenen bürgerlichen Gesellschaft gut vernetzt. Berta Hellmanns Tagebuch aus der Zeit des Ersten Weltkriegs berichtet u.a. von Sommerfrischen in Bad Marienbad in Gesellschaft von Oberbürgermeister Heinrich von Wagner (1857-1925) und seiner Ehefrau Emilie (1867-1928) und vertrautem Umgang mit dem Stuttgarter Hof sowie mit Künstlern und Künstlerinnen aus Stuttgart und München, beispielsweise mit Leo Slezak und Sigrid Onégin. Anders als Bertha Laupheimer-Gutermann gehörte sie offenbar nicht zu den „radikalen“ Frauenstimmrechtlerinnen. In ihrem Tagebuch verzeichnete sie aber dennoch akribisch die Namen aller in die Weimarer Nationalversammlung gewählten Frauen<sup>76</sup>. Berta Hellmann starb nach längerer Krankheit Anfang Oktober 1920<sup>77</sup>.

### Abitur auch für das weibliche Geschlecht

Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium gewann vor allem in Süddeutschland viele Anhängerinnen. 1893 wurde auf sein Betreiben im badischen Karlsruhe das erste Mädchengymnasium errichtet. Am 17. April 1899 folgte in Stuttgart das erste württembergische Mädchengymnasium (heute: Hölderlin-Gymnasium). Mathilde Planck gehörte zu den ersten Lehrerinnen und übernahm 1901 die Leitung der Schule. Die Gründung kam mit Unterstützung der Palastdame Gräfin Olga Üxküll-Gyllenband zustande, die eine führende Rolle im Stuttgarter Verein Frauenbildung-Frauenstudium spielte. 1903 legten die ersten Schülerinnen ihr Abitur ab; ein Jahr später wurden auch in Württemberg Frauen zum akademischen Studium zugelassen<sup>78</sup>.

Ulm besaß zwar die erste Höhere Töchterschule in städtischer Trägerschaft im Königreich Württemberg, an der Mädchen von sechs bis 16 Jahren unterrichtet wurden, das Curriculum orientierte sich jedoch nach wie vor an der

<sup>74</sup> Vgl. Bericht im UTbl 4 (7. Jan. 1919) zum Abschluss der Bahnhofspflege.- Weitere Hinweise in Berta Hellmanns Tagebuch: Leo Baeck Institute New York, Berta Hellmann (AR 53 Box 148 Folder 1): Diary (1914-1919), online unter: URL: <http://www.lbi.org> (Zugriff: 21.07.2021).

<sup>75</sup> Vgl. Hellmann, Biographical Sketch (wie Anm. 64) o. S.

<sup>76</sup> Hellmann, Diary (wie Anm. 74) S. 92, 94, 100.

<sup>77</sup> Zum Nachruf auf Berta Hellmann vgl. Allgemeine Zeitung des Judentums vom 15. Okt. 1920, online: URL: <http://www.alemannia-judaica.de> (Zugriff: 15.07.2021). Der Inhalt des Nachrufs lehnt sich teils wortwörtlich an die biografische Skizze von Baracs-Deltour (wie Anm. 64) an.

<sup>78</sup> Vgl. Schraut (wie Anm. 26). Hier: S. 153-158.

Erziehung zur Ehefrau und Mutter, nicht aber an einem möglichen Studium oder einer Berufstätigkeit<sup>79</sup>. Eine gymnasiale Oberstufe war ebensowenig vorgesehen wie der Besuch des humanistischen Gymnasiums für Mädchen.

Dies sollte sich ab dem 19. September 1903 ändern<sup>80</sup>. Glaubt man der Vereinsgeschichte der Ulmer Ortsgruppe von Frauenbildung-Frauenstudium war es einer Audienz von Bertha Laupheimer-Gutermann und Berta Hellmann am württembergischen Hof zu verdanken<sup>81</sup>, dass ab dem Schuljahr 1903/04 mit Sondergenehmigung auch Mädchen am humanistischen Gymnasium aufgenommen werden konnten. Die beiden ersten Schülerinnen waren Gertrud Laupheimer, die jüngste Tochter von Bertha Laupheimer-Gutermann (Vorklasse), und Henriette Niclas, die Tochter des Ulmer Kaufmanns Niclas (Klasse I)<sup>82</sup>. Ob diese Audienz tatsächlich so stattgefunden hat, ließ sich bislang nicht klären. Da die genannten Ulmerinnen jedoch gute Kontakte nach Stuttgart hatten, scheint diese Anekdote nicht ganz abwegig zu sein. Linde Otto, Tochter von Gertrud Laupheimer und Enkelin von Bertha Laupheimer-Gutermann, schreibt in ihrer Familiengeschichte, dass ihre Großmutter, 1903 die Aufnahme ihrer Tochter ins Gymnasium erkämpft habe<sup>83</sup>.

Auch wenn der Bann damit gebrochen schien, blieb die Aufnahme von Mädchen in die zur Reifeprüfung führenden Schulen (Realgymnasium, Oberrealschule, Humanistisches Gymnasium) bis 1918 weiterhin eher die Ausnahme als die Regel. Erst ab 1916 steigen die Schülerinnenzahlen deutlich an<sup>84</sup>. Es waren hauptsächlich die Töchter von Ulmer Kaufleuten und Unternehmern, von Beamten, Lehrern, Juristen und Mitgliedern der Garnison, die den Sprung wagten. Einige kamen direkt über die Vorschule, einige wechselten von der Mädchenmittel- bzw. -realschule, andere kamen von auswärts. Erste Abiturientin überhaupt war Melitta Merkel, die im Herbst 1906 am Ulmer Realgymnasium aufgenommen wurde. Nach ihrer Reifeprüfung 1910 studierte und promovierte sie im Fach Chemie an der Universität Tübingen. Das erste Abitur an der Oberrealschule legte 1912 Irmgard Sing, die Tochter des Ulmer Stadt- und Schularztes Dr. Karl Sing, ab. Sie absolvierte zunächst eine Ausbildung in einer Ulmer Apotheke und

<sup>79</sup> Vgl. Manfred Kindl: Die öffentlichen Schulen in Ulm. In: Specker, Ulm im 19. Jahrhundert (wie Anm. 7) S. 442-463. Der Unterricht fand in 14 Fächern statt, wobei der Schwerpunkt auf den Fächern Deutsch, Französisch, Rechnen und Handarbeiten lag.

<sup>80</sup> Vgl. Sanwald (wie Anm. 11) S. 65.

<sup>81</sup> In der Erinnerung der Vereinsmitglieder von Frauenbildung-Frauenstudium hatte diese Audienz einen festen Platz. Anlässlich der Ulmer Weiberfasnet von 1954 wurde ein Sketch zur Vereinsgeschichte aufgeführt. In einer Szene schildert Gertrud Laupheimer ihren Werdegang: *Meine Mutter und diese Frau Hellmann von dem neugegründeten Ulmer Frauenverein bemühen sich um Studienmöglichkeiten für Frauen. Sie kennen übrigens eine Hofdame in Stuttgart sehr gut, die wohl einen Einfluss hat, die Baronin [Olga, Anm. d. Verf.in] von Üexküll. Sie haben zusammen mit einer Stuttgarter Frauengruppe eine Eingabe beim König gemacht und sogar eine Audienz bekommen.* Vgl. StadtA Ulm H Knödlstorfer, Elfriede Nr. 4 Weiberfasnet 1953-1970. Hier: 1954. o. fol.- Da die Weiberfasnet 1953 von Frauen wieder belebt wurde, die zum Teil bereits vor 1914 in der Frauenbewegung aktiv waren, dürfte die Erzählung einen wahren Kern haben. Die zeitliche Zuordnung kann allerdings nicht stimmen, da der Verein erst 1904 gegründet wurde, die Genehmigung aber bereits ein Jahr zuvor erfolgte.

<sup>82</sup> StadtA Ulm B 234/00 7 Jahresberichte des Gymnasiums 1903/04.

<sup>83</sup> Otto (wie Anm. 43) S. 18.

<sup>84</sup> Für das humanistische Gymnasium sind für das Schuljahr 1914/15 neun Schülerinnen und 256 Schüler belegt. Im Schuljahr 1917/18 kam es zu einer regelrechten Übertrittswelle von der Mädchenmittel- und Mädchenrealschule. Im Jahresbericht 1918/19 werden bereits 44 Mädchen unter 349 Schülern genannt. Vgl. StadtA Ulm B 234/00 Nr. 7 Jahresberichte des Kgl. Gymnasiums 1914/15, 1917/18, 1918/19.

studierte ab dem Sommersemester 1916 als dritte Studentin überhaupt in Tübingen Pharmazie<sup>85</sup>. Die ersten Abituriertinnen am humanistischen Gymnasium waren 1913 Gertrud Laupheimer<sup>86</sup> und 1914 Hertha Einstein (1895-1993), eine Verwandte Albert Einsteins (1879-1955), die von der Laupheimer Lateinschule 1910 nach Ulm gewechselt war<sup>87</sup>. Wie Tabelle 1 zeigt, schlossen 22 Schülerinnen zwischen 1910 und 1919 die weiterführenden Ulmer Schulen mit der Reifeprüfung ab. Soweit es sich rekonstruieren lässt, begannen alle Absolventinnen ein Studium. Besonders beliebt war die Medizin. Mit Abstand folgten die naturwissenschaftlichen Fächer Pharmazie, Chemie und Agrarwissenschaften sowie Philologie. Die Mitglieder des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium konnten mit dieser Entwicklung vorläufig zufrieden sein.

## Der Württembergische Verein für Frauenstimmrecht, Ortsgruppe Ulm

Neben den Bemühungen um Frauenbildung und -beruf, sozialem Engagement und den Fragen nach der rechtlichen Gleichstellung, blieb das Thema Frauenwahlrecht ein heißes Eisen. Die Frauenstimmrechtsbewegung hatte sich 1902 im Deutschen Verein für Frauenstimmrecht organisiert. Im gleichen Jahr nahm der Bund Deutscher Frauenvereine die Forderung nach dem Frauenwahlrecht offiziell in sein Programm auf. In den nächsten Jahren wurde die Öffentlichkeits- und Aufklärungsarbeit im Reich deutlich intensiviert. Neben Vorträgen, Petitionen und Flugblättern bemühte sich die Frauenbewegung vor allem, Kontakte zu den Parteien herzustellen, um die Aufnahme der Forderung des Frauenwahlrechts in die Parteiprogramme voranzubringen. Ab 1906 forcierte der Deutschen Verband für Frauenstimmrecht – der ehemalige Verein für Frauenstimmrecht – die Gründung von Landesverbänden und Ortsgruppen. Am 21. November 1906 wurde daher der Württembergische Verein für Frauenstimmrecht in Stuttgart ins Leben gerufen, gerade rechtzeitig, um zur anstehenden Landtagswahl im Dezember 1906 und Januar 1907 auf sich und seine Forderungen aufmerksam zu machen<sup>88</sup>.

---

<sup>85</sup> Armin Wankmüller: Der Beginn des Frauenstudiums in der Pharmazie in Württemberg. In: Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte Bd. XI (1975-1977) S. 33-48.- Ders.: Die ersten weiblichen Vorexaminierten in Württemberg. In: Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte Bd. XIII (1980-1982) S. 16-20.

<sup>86</sup> Gertrud Laupheimer studierte nach dem Abitur Agrarwissenschaften. Ihre akademische Karriere in Berlin und an der Universität Hohenheim endete jedoch mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten. Zur Biographie von Gertrud Laupheimer vgl. ausführlich Otto (wie Anm. 43).- Raberg (wie Anm. 2) S. 230f.

<sup>87</sup> Hertha Einstein wurde Kinderärztin, leitete 1923-1928 in Berlin eine Entbindungsstation und 1928-1933 eine Frauen- und Eheberatungsstelle. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde sie 1933 entlassen, verlor 1934 ihre Kassenzulassung und 1938 ihre Approbation. 1939 floh sie mit ihrem Mann, dem Internisten Erich Nathorff (1885-1954), und ihrem Sohn über London nach New York. Da ihre Abschlüsse in den USA nicht anerkannt wurden, arbeitete sie zunächst als Krankenschwester und in der Praxis ihres Mannes mit; später bildete sie sich zur Psychotherapeutin fort und engagierte sich sozial. 1986 stiftete sie dem Carl-Laemmle-Gymnasium Laupheim einen Preis für das beste Abitur. Heute trägt das Programm der Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen der Universität Ulm ihren Namen. Vgl. Wolfgang Benz: Nathorff, Hertha. In: NDB 18 (1997) S. 747f.- Zu Hertha Nathorffs Erinnerungen an ihre Ulmer Schulzeit vgl. Ders. (Hg.): Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin-New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 54). München 1987. Hier: S. 21-23.

<sup>88</sup> Zur württembergischen Frauenstimmrechtsbewegung allgemein vgl. Corinna Schneider: Die Frauenstimmrechtsbewegung in Württemberg (1906-1918). In: Holtz/Schraut (wie Anm. 12) S. 33-53. Hier: S. 33 und S. 35.

**Tabelle 1 - Die ersten Abituriertinnen an Realgymnasium (RealG), Oberrealschule (OReal) und humanistischem Gymnasium (Gym) in Ulm (1910-1919)<sup>89</sup>.**

Jahr	Name	Geb.	Beruf des Vaters, Wohnort	Schule	Studiengang
1910	Melitta Merkel	1889	Lt. a. D., Winnipeg (Kanada)	RealG	Chemie
1912	Irmgard Sing	1892	Arzt, Ulm	OReal	Pharmazie
1913	Gertrud Laupheimer	1894	Kaufmann, Neu-Ulm	Gym	Agrarwiss.
1914	Pauline Reinach <sup>90</sup>	1879	Fabrikant, Mainz	Gym (ext.)	Klass. Phil.
	Hertha Einstein	1895	Kaufmann, Laupheim	Gym	Medizin
1915	Maria Eberhardt	1896	Oberpostrat a. D., Ulm	OReal	Pharmazie
	Else Rau	1896	Regierungsbaumeister (†), Tübingen	OReal	Medizin
	Ottilie Zürn	1897	Hauptlehrer, Langenau	OReal	Neuere Phil.
	Clara Bunz	1896	Kunsthändler, Ulm	Gym	Pharmazie
1916	Mina Maier	1897	Postunterbeamter a. D., Ulm	OReal	Medizin
	Fedora von Crailsheim	1897	Bezirksamtmann, Staffelstein	Gym	Medizin
1917	Luise Rückert	1899	Buchhalter, Laupheim	OReal	Medizin
1918	Edith Dais	1898	Forstmeister, Blaubeuren	RealG	?
	Gertrud Levy <sup>91</sup>	1899	Kaufmann, Ulm	RealG	?
	Amalie Minholz	1898	Metzgermeister, Ulm	RealG*	Medizin
	Klara Roller	1899	Oberbahnkassierer, Ulm	RealG*	Medizin
	Käthe Hahn	1894	Hauptmann, Schwedt/Oder	RealG*	Landwirt.
	Margarete Glück	1899	Forstmeister, Ulm	OReal	?
	Hildegard Mack	1893	Fabrikant, Ulm	OReal*	Chemie
1919	Gretel Gideon <sup>92</sup>	1900	Lehrer (+), Laupheim	RealG	Germanistik
	Elisabeth Walser <sup>93</sup>	1895	Oberstaatsanwalt, Ulm	RealG	Lehramt
	Lotte Schmid	1900	Pfarrer, Notzingen	OReal	Neuere Phil.

<sup>89</sup> Zusammenstellung der Verfasserin nach den Jahresberichten der Kgl. Realanstalt (Realgymnasium und Oberrealschule) Ulm sowie des Kgl. Gymnasiums Ulm 1910-1916, 1919 sowie nach StA Ludwigsburg E 202 Bü 1725 (Reifeprüfungen 1911-1918) für die Jahrgänge 1917-1918. Die mit \* bezeichneten Schülerrinnen erhielten eine außerordentliche Zulassung zum Abitur.

<sup>90</sup> Zur Biografie von Pauline Reinach (1879-1974), Schwester des Philosophen Adolf Reinach (1883-1917) und Freundin von Edith Stein (1891-1942), vgl. URL: [https://www.mainz.de/medien/internet/downloads/Webversion\\_Frauenleben\\_Magenta\\_2021.pdf](https://www.mainz.de/medien/internet/downloads/Webversion_Frauenleben_Magenta_2021.pdf) S. 29 (Zugriff: 19.07.2021).

<sup>91</sup> Zum Schicksal der Familie Levy vgl. Ingo Bergmann: Und erinnere Dich immer an mich. Gedenkbuch für die Opfer des Ulmer Holocaust. Ulm 2009. Hier: S. 100f. Gertruds Mutter Sofie Levy, geb. Gutmann, war langjährige Vorsitzende des Israelitischen Frauenvereins und Mitglied des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium.

<sup>92</sup> Zum Schicksal von Gretel Gideon vgl. URL: <http://www.gedenkbuchlaufheim.de/KAPITEL/38%20GIDEON%20Emma.htm> (Zugriff: 19.07.2021).

<sup>93</sup> Zur Biographie von Elisabeth Walser (1895-1951), der späteren Rektorin des Ulmer Mädchengymnasiums und Kuratoriumsmitglied der Ulmer Volkshochschule, vgl. Raberg (wie Anm. 2) S. 453.

Am 7. Januar 1907 waren die Ulmer und Ulmerinnen zu einem Vortrag der langjährigen Stimmrechtsaktivistin Lida Gustava Heymann über Reichstagswahlen und Frauenstimmrecht ins Ulmer Münsterhotel eingeladen<sup>94</sup> und *Ulm wurde nicht vom Boden verschlungen*, wie der wohlwollende Rezensent der liberalen Ulmer Zeitung vermerkte<sup>95</sup>. *Im Gegenteil, wenn es dem neugegründeten Verein für Frauenstimmrecht in Ulm gelingt, recht viele solche mit Mut, Geschick und Begeisterung für die Politik arbeitenden Frauen zu gewinnen, so wird nach der dereinstigen Einführung des Frauenstimmrechts die schlechte Ulmer Wahlbeteiligung von 50 Prozent, ebenso wie in dem nordamerikanischen Bundesstaat Wyoming[!] auf 90 Prozent ansteigen.*

Heymann sprach in ihrem Vortrag über die berechtigte – *denn in einem konsstitutionellen Staat sei der Wille des gesamten Volkes maßgebend* – und notwendige – *denn die Frau habe als Mutter, als Steuerzahlerin, als Erwerbstätige das größte Recht auf Berücksichtigung ihres Willens* – Einführung des Frauenstimmrechts. Sie kritisierte die Hindernisse, wie z.B. *das mangelhafte Vereinsrecht, die Willkür in der Gesetzesauslegung, die Gewohnheit und den Stumpfsinn* und rechnete mit einem zögerlichen Liberalismus ab, der fürchtete, dass die weiblichen Stimmen einzig dem Zentrum und der Sozialdemokratie zugutekommen könnten. Ihre Rede schloss mit einem Appell, keine weitere Zeit verstreichen zu lassen und sofort ans Werk zu gehen: *Wenn es der deutschen Frau gelingen wird – und es wird ihr gelingen! –, sich politisch frei zu machen von ihren bisherigen Ketten, dann hat sie gezeigt, daß ihr Geschlecht kein schwaches Geschlecht ist*<sup>96</sup>. Noch am selben Abend wurde die Gründung eines Ulmer Ortsvereins beschlossen<sup>97</sup>. Am 29. November 1907 schlossen sich Frauenstimmrechtsaktivistinnen von Stuttgart, Ulm, Tübingen und Esslingen zum Württembergische Landesverein für Frauenstimmrecht zusammen. Er galt bald als „eine Organisation [...], die zeitgenössisch selbst in frauenbewegten Kreisen als ‚radikal‘ gegolten haben dürfte“<sup>98</sup>. Die Mitgliederzahlen stiegen in den ersten Jahren landesweit rasch an. 1909 verzeichnete der Verein 138 weibliche und 27 männliche Mitglieder in den drei Ortsgruppen Stuttgart, Ulm und Tübingen. Bis 1916 konnte der Landesverein seine Mitgliederzahl auf 320 steigern, danach begannen die Zahlen wieder zu sinken (1918: 257)<sup>99</sup>.

Erst nach der Konstituierung des neuen Landesvereins folgte die Gründung der Ortsgruppe Ulm am 10. Dezember 1907 mit 30 Mitgliedern. Zu Vorsitzenden wurden Frau Marta Schöb, die Frau des Postsekretärs Georg Schöb, und Bertha Laupheimer-Gutermann gewählt. Am 15. Januar 1908 wurde die erste ordnungsgemäße Sitzung abgehalten. Thema des Abends war ein Vortrag über das Vereins- und Versammlungsrecht: *Der Abend verlief sehr anregend und einstimmig wurde die vom dt. Verband vorgeschlagene Resolution angenommen und sogleich an das Reichskanzleramt und an den Reichstag abgesandt*<sup>100</sup>. Der

<sup>94</sup> Vgl. UZ 347 (31. Dez. 1906).

<sup>95</sup> UZ 8 (9. Jan. 1907).

<sup>96</sup> Ebda. Die Frau, die ihre Ketten zerrißt, war das Erkennungsbild des Verbands für Frauenstimmrecht. Vgl. *Damenwahl* (wie Anm. 13) S. 55.

<sup>97</sup> Vgl. Die Frauenbewegung 3 (1. Feb. 1907) S. 27.- Schneider (wie Anm. 93) S. 37. Als erste Vorsitzende wurde eine Fr. Kreiser gewählt, zu der es keine näheren biographischen Angaben gibt.

<sup>98</sup> Schneider (wie Anm. 93) S. 39.

<sup>99</sup> Ebda., S. 43.

<sup>100</sup> Ebda., S. 28.

Verein plante weitere monatliche Referate über [...] aktuelle politische Frage[n]. Für die nächsten Monate haben schon eine Reihe Ulmer Politiker Vorträge zugesagt. Wir hoffen, dadurch die Ulmer Frauen zum Nachdenken anzuregen und bei Ihnen Interesse für die Politik zu erwecken<sup>101</sup>. Die Anzahl der Mitglieder blieb offenbar relativ konstant bei 30 bis 35 Personen. Für 1909 sind 31 weibliche und drei männliche Mitglieder belegt<sup>102</sup>. Zu letzteren gehörte der jüdische Rechtsanwalt Dr. Albert Mayer (1855-1909). Er war 1884-1900 Bürgerausschussmitglied, wurde 1900 in den Gemeinderat gewählt und gehörte 1889 zu den Mitbegründern des Demokratischen Vereins in Ulm. 1906 hatte er sich als Bewerber der Volkspartei in einer Stichwahl zum Landtag gegen den Kandidaten der Zentrumspartei durchgesetzt. Während seiner Tätigkeit als Landtagsabgeordneter bis zu seinem frühen Tod war er u. a. Mitglied der Justizgesetzgebungs-kommission<sup>103</sup>. Die Ulmer Ortsgruppe hatte damit einen direkten Draht in den Stuttgarter Landtag. Über die beiden anderen männlichen Mitglieder ist bislang nichts bekannt.

Die Ulmer Ortsgruppe setzte sich vor allem für die politische Bildung von Frauen aller Schichten ein und betrieb Lobbyarbeit bei Stadtverwaltung, Gemeinderatsmitgliedern und Parteien. Immer rund um die Wahlen veranstaltete der Verein politische Informationsabende für Frauen, die allerdings auch Männern offenstanden, bzw. warb er für den Besuch allgemeiner Wahlveranstaltungen<sup>104</sup>. Er stieß dabei durchaus auf Vorbehalte, denn als der Verein 1912 zehn Vorträge zur Volkswirtschaftslehre anbot<sup>105</sup>, fühlte er sich bemüßigt zu erklären: *Man muß sich klar sein; das Ziel der organisierten Frauenbewegung ist die Hebung des weiblichen Geschlechts in jeder Hinsicht und ihre Erziehung zur vollen staatsbürgerlichen Anerkennung. Die 9 ½ Millionen steuerzahllenden Frauen, die heute im Erwerbsleben stehen, sprechen eine deutliche Sprache für die Berechtigung hiezu. Wie aber können wir uns besser staatsbürgerliche Kenntnisse aneignen als durch Vertiefen in Geschicht- und Volkswirtschaft und die politischen Verhältnisse der Völker, besonders unseres Vaterlandes. Der Verein für Frauenstimmrecht will nicht von heute auf morgen das Frauenstimmrecht haben, sondern er strebt nach einer planmäßigen politischen Erziehung der Frauen. Deshalb ist es nicht klug und nicht recht dem Verein für Frauenstimmrecht stets mit einer gewissen Reserve zu begegnen. Die Indolenz und die Unkenntnis in politischen Dingen wird uns Frauen mit Recht oft zum Vorwurf gemacht*<sup>106</sup>.

Berührungsängste zwischen den verschiedenen bürgerlichen Frauenvereinen scheint es wenig gegeben zu haben. Die Vereine waren gut vernetzt, Mehrfachmitgliedschaften nicht ungewöhnlich. Je nach Interessenlage fanden sich daher immer wieder mehrere Vereine zusammen, um gemeinsam die Sache der Frauen voranzutreiben. Dies galt insbesondere für die Wochen vor Wahlen zum Reichs- oder Landtag. Im Herbst 1909 veranstalteten beispielsweise die Vereine Frauen-

---

<sup>101</sup> Ebda., S. 28.

<sup>102</sup> Ebda., S. 43.

<sup>103</sup> Raberg (wie Anm. 2) S. 266f.

<sup>104</sup> Vgl. u. a. Einladung an alle Ulmer Frauenverbände zum Besuch einer Wählerversammlung mit dem Reichstagsabgeordneten und Präsidenten der II. württ. Kammer Friedrich Payer in UTbl 304 (29. Dez. 1911) S. 3968.- Vgl. auch den Bericht zur Veranstaltung mit Dank der Frauenvereine für die Einladung. In: Ebda., 305 (30. Dez. 1911) S. 3984.

<sup>105</sup> Ankündigung im UTbl 23 (29. Jan. 1912) S. 270.

<sup>106</sup> UTbl 29 (5. Feb. 1912) S. 342.

bildung-Frauenstudium, Frauenstimmrecht, der Evangelische Frauenbund, der Württembergische Lehrerinnenverein sowie der neu gegründete Verein für weibliche Angestellte in Handel und Gewerbe gemeinsam einen Bürgerkunde-Zyklus zu den Themen staatsrechtliche Grundlagen, Parteienpektrum und Privatrecht<sup>107</sup>; für den Oktober 1911 organisierten dieselben Vereine eine Vortragsreihe zu den *großen politischen Partei-Richtungen in Deutschland*<sup>108</sup>. Erleichtert wurde die gesellschaftspolitische Schulung und Information durch die Änderungen des Vereinsrechts im Jahr 1908, die es Frauen wieder erlaubten, Mitglied in politischen Vereinen und Parteien zu werden. Inwieweit sich die Ulmer Ortsgruppe des Frauenstimmrechtsvereins für die Mitarbeit von Frauen in der Gemeindeverwaltung einsetzte, wie es die Stuttgarter Ortsgruppe tat, lässt sich mangels einschlägigem Archivmaterials nicht nachvollziehen<sup>109</sup>.

Unklar ist auch, inwieweit es eine Annäherung zwischen der Ulmer sozialdemokratischen Frauengruppe<sup>110</sup> und den Mitgliedern des Vereins für Frauenstimmrecht gab. Als erste Partei überhaupt hatten die Sozialdemokraten bereits 1891 die Forderung des Frauen- und Männerwahlrechts sowie die privatrechtliche Gleichstellung der Geschlechter in ihr Parteiprogramm aufgenommen. Alle Versuche, einen entsprechenden Beschluss des Reichstags oder der Landesparlamente zu erwirken, scheiterten jedoch. Clara Zetkin (1857-1933), die führende Figur der sozialistischen Frauenbewegung in Deutschland, lehnte eine Zusammenarbeit der proletarischen mit der bürgerlichen Frauenbewegung ab, obwohl es durchaus Überschneidungen gab, u. a. in Berufs- und Arbeitsschutzfragen. Nur eine sozialistische Revolution und die Überwindung des Kapitalismus könne zur völligen Emanzipation der Frau führen. Die Bürgerlichen aber wollten Reformen und keine Revolution<sup>111</sup>. Zetkin hatte sich nach ihrem Pariser Exil 1891 in Stuttgart niedergelassen; private Kontakte nach Ulm wie auch Besuche im Auftrag der Partei in Ulm sind mehrfach belegt<sup>112</sup>. Schon vor dem Gothaer Parteitag im Oktober 1896, auf dem die von ihr verfasste Resolution zur politischen Emanzipation der Frau verabschiedet wurde, hielt sie in Ulm einen Vortrag über die *heutige Produktionsweise und die Stellung der Frau in der selben*<sup>113</sup>. Im August 1910 beschloss die II. Internationale Sozialistische Frauenkonferenz in Kopenhagen auf ihren Antrag hin, künftig jedes Jahr einen weltweiten Frauentag zu veranstalten. Unter dem Motto ‚Heraus mit dem Frauen-

<sup>107</sup> Vgl. Anzeige im UTbl 268 (16. Nov. 1909) S. 2998f.

<sup>108</sup> Vgl. UTbl 241 (14. Okt. 1911) S. 2993.- Die Vorträge zu Konservativen, dem Zentrum, der Sozialdemokratie und dem Liberalismus hielt der Historiker und Tübinger Privatdozent Dr. Wilhelm Ohr (1877-1916), der 1912 Direktor des Nationalvereins für das liberale Deutschland wurde. Vgl. Schneider (wie Anm. 93) S. 37 Anm. 19.

<sup>109</sup> Vgl. Schneider (wie Anm. 93) S. 45-48.

<sup>110</sup> Vgl. 125 Jahre SPD in Ulm. Hg. vom SPD-Kreisverband Ulm. Ulm 2015. S. 27.

<sup>111</sup> Zu Zetkin vgl. Jenny Jung: Clara Zetkin – Im Klassenkampf zur Befreiung der Frau. In: *Damenwahl* (wie Anm. 13) S. 88f.- Karl (wie Anm. 13) S. 96-100.- Mascha Riepl-Schmidt: Clara Zetkin, das Frauenwahlrecht und ihre „Parteikarrieren“ in der SPD, der USPD und der KPD. In: Holtz/Schraut (wie Anm. 12) S. 187-202.

<sup>112</sup> Private Kontakte bestanden um 1905 u. a. zu Josef Hefele, Mitglied der SPD-Fraktion des Ulmer Gemeinderats 1905-1933 und Mitbegründer des SPD-Ortsvereins: Auch Klara Zetkin kam in dieser Zeit [um 1905, Anm. d. Verf.in] zu Vater, als Rednerin und privat. StadtA Ulm G 2n Hefele, Josef Sylvester Vitus, Typoskript von Franz Hefele: Mein Vater Joseph Vitus Hefele. S. 8.

<sup>113</sup> Vgl. 125 Jahre SPD in Ulm (wie Anm. 110) S. 27.

wahlrecht!‘ marschierten am 19. März 1911 45.000 Frauen durch Berlin<sup>114</sup>. In Ulm luden SPD und Gewerkschaften an diesem Tag zu einer großen öffentlichen Frauenversammlung im Gasthaus Zum Greifen in der Frauenstraße ein<sup>115</sup>. Leider war nicht festzustellen, ob zumindest ein Teil der bürgerlichen Frauenbewegung der Stadt an dieser Veranstaltung teilnahm.

Im Frühjahr 1915 kursierte in der Stadt das von Zetkin mitformulierte Manifest der Sozialistischen Frauenfriedenskonferenz, die vom 26. bis 28. März 1915 in Bern tagte. Die Sozialistinnen wandten sich darin direkt an die Frauen und Mütter der kriegsteilnehmenden Staaten und riefen zu Massenprotesten gegen den Krieg auf. Das Manifest wurde bei Nacht und Nebel aus der Schweiz ins Reich geschmuggelt. Teils auf dem Postweg, teils über Schleichwege kam die Flugschrift auch nach Ulm, wo sie im Schutz der Dunkelheit in offene Hauseingänge oder auf die Straßen geworfen wurde. Zetkin wurde mit ihren Helfern wegen Hochverrats angeklagt und zu vier Monaten Haft verurteilt<sup>116</sup>. Auch während der Revolutionstage im November 1918 war Zetkin in Ulm als Rednerin auf dem Münsterplatz präsent<sup>117</sup>.

## Die Stimmrechtsbewegung im Ersten Weltkrieg

Der Kampf um das Frauenwahlrecht endete schlagartig mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs im August 1914. Die Mehrheit der bürgerlichen Frauenvereine bündelte ihre Kräfte im Nationalen Hilfsdienst, der Aufgaben an der sogenannten Heimatfront übernahm<sup>118</sup>. Frauen traten die Arbeitsplätze der ins Feld abkommandierten Männer an, leisteten soziale Hilfsdienste und versuchten, ihre Familien während der kritischen Versorgungslage über Wasser zu halten. Erst 1917 nahm die Propagandaarbeit wieder Fahrt auf. Anlass für den neuen Schwung der Stimmrechtsbewegung war – wie erwähnt – die Osterbotschaft von Kaiser Wilhelm II. (1859-1941), der demokratische Reformen nach Kriegsende zusicherte, das Frauenwahlrecht allerdings mit keiner Silbe erwähnte. Trotz vieler Gegensätze schlossen sich daraufhin die gemäßigten bürgerlichen Frauenvereine und die Stimmrechtsverbände zusammen und nahmen ihre Versammlungen, Demonstrationen und ihre Petitionstätigkeit wieder auf. Sogar die sozialistische Frauenbewegung schloss sich den Forderungen an. Doch selbst eine gemeinsame Erklärung an den Reichstag und an alle Landesparlamente zeigte keinen Erfolg. Im Mai 1918 lehnte die konservative Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhaus das gleiche Wahlrecht für alle preußischen Bürger und Bürgerinnen ab<sup>119</sup>. Auch der regen Petitionstätigkeit des Württembergischen Frauenverbands, einzelner

---

<sup>114</sup> Vgl. UTbl 67 (21. März 1911) S. 829.

<sup>115</sup> Vgl. UTbl 65 (18. März 1911) S. 797. Der Internationale Frauentag wurde auch in den folgenden Jahren von der SPD-Frauengruppe begangen. Vgl. 125 Jahre SPD in Ulm (wie Anm. 110) S. 28.

<sup>116</sup> Zur Verteilung des Flugblatts und zum Prozess gegen Clara Zetkin und ihre Unterstützer vgl. StadtA Ulm H Ernst, Max Nr. 28.

<sup>117</sup> Vgl. Schmidt (wie Anm. 10) S. 53.

<sup>118</sup> Vgl. Jenny Jung: Die Frauenbewegung und der Erste Weltkrieg. In: *Damenwahl* (wie Anm. 13) S. 112-116.-Schaser (wie Anm. 13) S. 108-114.

<sup>119</sup> Vgl. Kerstin Wolff: Wir wollen wählen! Der Kampf der Frauenbewegung um das Wahlrecht in Deutschland. In: *Damenwahl* (wie Anm. 13) S. 74-77. Hier: S. 77.

Frauenvereine und Sozialdemokratinnen war kein Erfolg beschieden: Der Staatsrechtliche Ausschuss des Württembergischen Landtags lehnte eine Einführung des Frauenstimmrechts rundheraus ab<sup>120</sup>.

Von Ulmer Seite beteiligten sich an der konzertierten Petitionsaktion im Frühjahr 1918 der Verein Frauenbildung-Frauenstudium, der Verein für Frauenstimmrecht gemeinsam mit der Frauengruppe der Sozialdemokraten sowie die Nationalliberale Frauengruppe. Die Ulmer Ortsgruppen des Evangelischen Frauenbundes und des Katholischen Frauenbundes waren in die Petitionen ihrer württembergischen Gesamtorganisation eingebunden. Die gemeinsame Petition der Frauenstimmrechtsgruppe mit den Sozialdemokratinnen zeigt, dass sich diese beiden Gruppen in Ulm offenbar angenähert hatten. Die Petitionen aus dem Frühjahr 1918 belegen gleichzeitig, dass sich schon vor 1918 außer bei den Sozialdemokraten auch in anderen örtlichen Parteien Frauengruppen zusammengefunden hatten.

Die differierenden Forderungen zeigen die Abstufungen, wie dringlich und in welchem Ausmaß die demokratische Beteiligung der Frauen von den verschiedenen Vereinen und Parteien angesehen wurde. Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium forderte in seiner Petition vom 12. April 1918 nicht das allgemeine Frauenwahlrecht, sondern die *Aufnahme einer Bestimmung in die Gemeindeordnung, daß in größeren Gemeinden Frauen mit beschließender Stimme zu denjenigen städtischen Kommission beigezogen werden, in denen die Mitarbeit der Frau erwünscht ist und sich zum Teil schon als wertvoll erwiesen hat*<sup>121</sup>. Die gemeinschaftliche Eingabe der Nationalliberalen Frauengruppen aus Ulm, Göppingen und Stuttgart vom 25. April 1918 zielte dagegen auf eine Zulassung von Frauen in größeren Gemeinden *in die Kollegien und sämtliche Kommissionen*<sup>122</sup> als vollberechtigte Mitglieder. Der Katholische Frauenbund forderte bereits am 19. März, Frauen vermehrt als Beiräte und Sachverständige bei Fragen heranzuziehen, *die sich mit den ureigenen Aufgabengebieten der Frauen (Familien- und Jugendfürsorge, Volksbildung, Mädchengeschulwesen, Wohlfahrtspflege, berufliche Frauenarbeit usw.) beschäftigen, die Anstellung von Beamtinnen zur Durchführung dieser Maßnahmen sowie den Ausbau sozialer Frauenschulen und der akademischen Ausbildung von Frauen im sozialen und wirtschaftspolitischen Bereich*<sup>123</sup>. Der Evangelische Frauenbund, der das Frauenstimmrecht generell ablehnte, argumentierte ähnlich und schlug in seiner Petition vom 28. Februar unter anderem einen Frauenbeirat *als vermittelndes Organ zwischen der Regierung und den Frauen vor, der gutächtliche Äußerungen über die Frauen betreffende gesetzliche Vorlagen abzugeben haben würde*. Außerdem forderte er die Berufung von Frauen in amtliche Stellungen in die obersten, mittleren und Ortsbehörden sowie in die Organe der Selbstverwaltung<sup>124</sup>. Nur

<sup>120</sup> Dazu ausführlich: Schneider (wie Anm. 93) S. 49-52.- Zu den Forderungen der Frauen vgl. Bericht des Staatsrechtlichen Ausschusses über 16 Eingaben von württembergischen Frauen-Vereinen betr. die Mitwirkung der Frau im öffentlichen Leben vom 13. Juli 1918, Berichterstatter Mohr (Beilage 468): In: Verhandlungen der Württembergischen Zweiten Kammer, Beilagen 118 (1917-1918). S. 353-356, online: URL: [http://digital.wlbiuttgart.de/sammlungen/sammlungsliste/werksansicht/?id=6&tx\\_dlf%5Bid%5D=4828&tx\\_dlf%5Bpage%5D=370](http://digital.wlbiuttgart.de/sammlungen/sammlungsliste/werksansicht/?id=6&tx_dlf%5Bid%5D=4828&tx_dlf%5Bpage%5D=370) (Zugriff: 28.06.2021).

<sup>121</sup> Bericht des Staatsrechtlichen Ausschusses (wie Anm. 120) S. 356.

<sup>122</sup> Ebda., S. 356.

<sup>123</sup> Ebda., S. 357.- Schneider (wie Anm. 93) S. 51f.

<sup>124</sup> Bericht des Staatsrechtlichen Ausschusses (wie Anm. 120) S. 356.- Schneider (wie Anm. 93) S. 52.

in der gemeinsamen Eingabe der sozialdemokratischen Frauengruppe und des Vereins für Frauenstimmrecht wurde dezidiert das aktive und passive Gemeindewahlrecht gefordert sowie die Hinzuziehung *mit beschließender Stimme in entsprechender Anzahl zu allen Kommissionen in den großen Gemeinden*<sup>125</sup>.

Die allseitige Ablehnung ihrer Forderungen weckte den Kampfgeist der Frauen. Einen Höhepunkt erreichte die Bewegung im Oktober 1918, als ein breites Bündnis aus Parteifrauen, Gewerkschafterinnen, Frauenstimmrechtlerinnen und dem gesamten Bund deutscher Frauenvereine – die „umfassendste klassenübergreifende Allianz von Frauen aus den verschiedenen politischen Lagern, die es bis dahin gegeben hatte“<sup>126</sup> – eine Audienz bei Reichskanzler Prinz Max von Baden (1867-1929) forderte, um noch einmal die Standpunkte der Frauen angesichts der einsetzenden Demokratisierung und Regierungsumbildung darzulegen<sup>127</sup>.

In Ulm lud ein breites Bündnis aus 36 Frauengruppen der Doppelstadt für den 29. Oktober 1918 in den Saalbau zu einer allgemeinen Frauenversammlung ein<sup>128</sup>. Als Themen wurden die politische und militärische Lage sowie das *Gebot der Stunde für die deutsche Frau* angekündigt. Die Versammlung wurde allerdings aufgrund der aktuellen politischen Entwicklungen offenbar kurzfristig abgesagt. Da der Aufruf die umfangreichste Auflistung der Ulmer und Neu-Ulmer Frauenvereine samt ihrer Vorsitzenden für das Kaiserreich darstellt, soll er als Quellenmaterial hier ergänzend dokumentiert werden (Tabelle 2).

Am 12. November 1918 beschloss der Rat der Volksbeauftragten schließlich die Einführung des gleichen, geheimen, direkten und allgemeinen Wahlrechts für alle männlichen und weiblichen Personen, die mindestens 20 Jahre alt waren. Das lang umkämpfte Frauenwahlrecht war damit am Ende schneller Realität geworden als viele es erwartet hatten. Berta Hellmann notierte in diesen Tagen in ihrem Tagebuch: *Was die Frauenstimmrechtlerinnen ersehnten, ist ihnen über Nacht in den Schoß gefallen – gleiches Stimmrecht vom 20. Lebensjahr den Frauen, den Männern.* Und weiter: *Jetzt ist es unsere Pflicht mitzuwählen, wir haben nun Vaterlandspflicht zu erfüllen. Täglich finden Versammlungen statt, Politische Kurse etc.*<sup>129</sup>.

## Die Vorbereitung der ersten Wahlen 1919

Ein Blick in die Ulmer Tageszeitungen bestätigt Berta Hellmanns Aussage. Von Mitte November 1918 bis Mitte Januar 1919 jagte eine politische Veranstaltung die andere. Die Aussicht auf eine Teilnahme der Frauen an den anstehenden Wahlen zur Nationalversammlung und den Verfassunggebenden Landesversammlungen elektrisierte nicht nur die Frauenbewegung, sondern auch die Parteien. Wie Christoph Dowe schreibt, hatten die Frauen nach der Revolution drei

<sup>125</sup> Bericht des Staatsrechtlichen Ausschusses (wie Anm. 120) S. 355f.

<sup>126</sup> Zit. nach Elke Schüller: Marie Stritt – Eine „kampffrohe Streiterin“ in der Frauenbewegung (1855-1928). Königstein i. Taunus 2005. S. 202.

<sup>127</sup> Wolff (wie Anm. 119) S. 77.

<sup>128</sup> Die Anzeige findet sich nur in der DW 251 (28. Okt. 1918).- Auffallend ist, dass es keinerlei Berichte über die Veranstaltung in den Ulmer Tageszeitungen gibt. Die angekündigten Themen und Referenten entsprechen denen der Frauenversammlung vom 27. Nov. 1918.

<sup>129</sup> Hellmann, Diary (wie Anm. 74) S. 77.

**Tabelle 2 - Die Ulmer und Neu-Ulmer Frauenvereine (Stand 1918).**

Frauenvereine Ulm	Vorsitzende
Evangelischer Arbeiterinnenverein	Fr. Dietrich
Katholischer Arbeiterinnenverein	Fr. [Mathilde] Kühnert
Deutscher Evangelischer Frauenbund	Fr. [Henriette Sofie] Prinzing
Dienstbotenverein	Frl. Feckler
Dramatischer Leseverein	Frl. Breithaupt
Elisabethverein	Fr. Majer
Verein Frauenbildung-Frauenstudium	Fr. [Berta] Hellmann
Katholischer Frauenbund	Fr. [Agnes] Schultheiß
Frauengruppe des Katholischen Volksvereins	Frl. Traub
Verein für Frauenstimmrecht	Fr. [Bertha] Laupheimer[-Gutermann]
Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien	Fr. [Toni] Schmidlin
Verein Freundinnen junger Mädchen	Freifrau von Herrmann
Helperinnenabteilung vom Roten Kreuz	Fr. Ebner
Israelitischer Frauenverein	Fr. [Pauline] Hirsch
Jugendabteilung des Katholischen Frauenbundes	Frl. Mezler
Jugendgruppe des Dt.-Evangelischen Frauenbundes	Fr. Magirus
Katholischer Jugendverein	Fr. Knittel
Jungfrauenverein	Fr. Gerok
Verein der Kaufmännischen Weiblichen Angestellten	Frl. [Pauline] Keinath
Verein Kath. Kaufmännischer Gehilfinnen und Beamtnnen Amicitia	Frl. Wagner
Landwirtschaftlicher Hausfrauenverein	Fr. E. Wagner
Lehrerinnenverein	Frl. Mollenkopf
Katholischer Mädchenschutzverein	Fr. [Agnes] Schultheiß
Schultheiß Mütterverein	Fr. Lenze
Nationale Frauengruppe	Fr. Mühlischlegel
Paramentenverein	Frl. Enderle
Rettungsverein zum Guten Hirten	Fr. [Agnes] Schultheiß
Sozialdemokratische Frauengruppe	Fr. Müleisen
Verkehrsbeamtinnenverein	Frl. Kaiser
Verein weiblicher Handwerksmeisterinnen	Frl. Müller

Frauenvereine Neu-Ulm	Vorsitzende
Deutsch-Evangelischer Frauenbund	Fr. Föhr
Evangelischer Jungfrauenverein	Fr. Knöll
Frauenverein vom Roten Kreuz	Fr. Kollmann
Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien	Fr. Risch
Katholischer Arbeiterinnenverein	Fr. Waizinger
Katholischer Frauenverein	Fr. Kollmann

Möglichkeiten der politischen Teilhabe und Mobilisierung: Die Mitarbeit in den Arbeiterräten, die Frauenversammlungen und das Engagement für und in Parteien<sup>130</sup>.

Der Anteil von Frauen in den Arbeiterräten war im gesamten Südwesten gering. Im Großraum Stuttgart waren es gerade einmal neun Frauen gegenüber 310 Männern. In Offenburg bestand der Arbeiterrat aus 19 Männern und zwei Frauen<sup>131</sup>. In Ulm hatte sich am 9. November 1918 ein provisorischer Arbeiter- und Soldatenrat gebildet, der einen Tag später einen provisorischen Vollzugsausschuss einsetzte. Als einzige Frau gehörte ihm die radikalsozialistische Tabak- und Zigarettenarbeiterin Roberta Gropper (1897-1993) an, die als Jugendleiterin der Freien Jugend schon länger unter behördlicher Beobachtung stand<sup>132</sup>. Über ihre konkrete Tätigkeit in den Revolutionstagen in Ulm ist nichts bekannt. Belegt ist allerdings ihre Wahlkampftätigkeit, u. a. als Versammlungsleiterin für den spartakistischen Flügel der USPD<sup>133</sup>. Für die Wahl der Verfassunggebenden Landesversammlung kandidierte sie auf dem wenig aussichtsreichen Listenplatz 66 der USPD. Im Januar 1919 gehörte sie zu den Mitbegründerinnen der Ulmer Kommunistischen Partei (KPD). Ihre politische Karriere innerhalb der KPD nahm erst Mitte der 1920er Jahre nach ihrem Wechsel nach Stuttgart Fahrt auf. 1930-1932 saß sie als KPD-Abgeordnete für den Wahlkreis Berlin II im Reichstag. Nach ihrer Flucht nach Frankreich 1934 emigrierte sie ein Jahr später in die Sowjetunion, wo sie mehrere Jahre inhaftiert war. 1947 kehrte sie nach Deutschland in die Sowjetisch Besetzte Zone zurück. 1949-1952 war sie Vorsitzende des Demokratischen Frauenbunds Deutschland (DFD) und 1950-1981 Abgeordnete der Volkskammer der DDR für die SED<sup>134</sup>.

Die Mobilisierung der Frauen mittels eigenständiger Frauenversammlungen lag in Ulm zunächst in den bewährten Händen der Frauenvereine. Mit Anzeigen in allen Tageszeitungen luden sie zu einer großen Frauenversammlung ein: *Zweck der Versammlung ist, die Frauen aller Kreise und Stände über ihre neuen, großen Pflichten als wahlberechtigte Staatsbürgerinnen aufzuklären und jeder Einzelnen diese Pflichten dringend ans Herz zu legen. [...] In der neuen Zeit, die die Frau mitten hineinstellt in das politische und wirtschaftliche Leben, ist es dringende Pflicht einer Jeden, sich diesem Ruf nicht zu entziehen und in ihrem ganzen Kreise im gleichen Sinne zu wirken*<sup>135</sup>. Die Veranstaltung fand am 29. November 1918 im überfüllten Saalbau statt und wurde bezeichnenderweise von Bertha Laupheimer-Gutermann moderiert. Die Vorträge zum Thema Frauen und Politik hielten der liberale Rechtsanwalt Fritz Mühlhäuser (1878-1949) sowie Frau Pastor [Josef] Giese aus Stuttgart, die *in schön gefäßten blumenreichen Sätzen die Ausübung des Wahlrechts als das Gebot der Stunde für die deutsche Frau dar[legte und] dabei deren Aufgaben in sozialer und charitativer Richtung [umschrieb]*<sup>136</sup>.

<sup>130</sup> Christopher Dowe: „Berufen [...], an der Gestaltung des Staates [...] teilzunehmen“. Politische Mobilisierung von Frauen im deutschen Südwesten 1918/19. In: Holtz/Schraut (wie Anm. 12) S. 71-89. Hier: S. 73.

<sup>131</sup> Ebda., S. 74.

<sup>132</sup> Vgl. StadtA Ulm H Ernst, Max Nr. 35.

<sup>133</sup> Dowe (wie Anm. 130) S. 77.

<sup>134</sup> StadtA Ulm G 2n Gropper, Roberta.- Raberg (wie Anm. 2) S. 132.- Raberg, Weimarer Republik (wie Anm. 7) S. 339.

<sup>135</sup> UTbl 279 (27. Nov. 1918) S. 1591.

<sup>136</sup> UZ 282 (30. Nov. 1918).- Vgl. auch UTbl 282 (1. Dez. 1918) S. 1673.

In der anschließenden Diskussion kamen auch Gemeinderat Friedrich Göhring (1876-1948) als Vertreter der Sozialdemokraten und der katholische Garnisonsvikar Alois Dangelmaier (1889-1968) als geistlicher Ratgeber der Ortsgruppe des Katholischen Frauenbunds zu Wort<sup>137</sup>.

Schon bei dieser ersten Frauenversammlung wurde deutlich, wie schwer es in den folgenden Wochen werden würde, eine parteipolitisch unabhängige Informations- und Aufklärungsarbeit für die Erstwählerinnen zu leisten. Der Verein für Frauenstimmrecht prophezeite denn auch, dass *ein Werben um die Stimme der Frau [auf sie] zukomme, von dem sie heute noch keine Ahnung hat [...]. Groß und heftig wird der Kampf werden um die Kandidaten zur Nationalversammlung.* Ab dem 18. Dezember bot der Verein daher kostenlose politische Kurse für Frauen aller Stände an, damit sie *frei von Vorurteilen, mit gutem Gewissen, jedem inneren Konflikt gewachsen, zur Wahlurne schreiten [können]*<sup>138</sup> (Abb. 3). Wichtig war dem Verein dabei die parteipolitische Neutralität: *Mit aller Bestimmtheit sei darauf hingewiesen, daß keine Werbearbeit für irgendeine Parteirichtung bezweckt ist, daß vielmehr diese Kurse anregend und belehrend gedacht sind, damit die Frauen sich der ungeheuren Verantwortung bewußt werden, die durch das Wahlrecht auf ihren Schultern ruht*<sup>139</sup>. Den Besuch dieser Kurse empfahl seinen Mitgliedern ausdrücklich auch der Verein Frauenbildung-Frauenstudium, *obgleich der Verein bisher sich von jeder politischen Betätigung fern gehalten hat*<sup>140</sup>. Die Nachfrage nach den Informationsveranstaltungen des Vereins für Frauenstimmrecht war so groß, dass Platzkarten ausgegeben werden mussten. Eine Wiederholung Anfang Januar scheiterte an der Überlastung der Referenten. Als Ersatz empfahl der Verein, [...] alle noch vor den Wahlen stattfindenden politischen Veranstaltungen zu besuchen. Nur so erhält man den richtigen Einblick und das richtige Urteil darüber, welcher Partei man mit gutem Gewissen seine Stimme geben kann<sup>141</sup>.

Die Mobilisierung der Frauen über die Parteien setzte unmittelbar nach den ersten parteiübergreifenden Veranstaltungen Mitte November ein. Dabei handelte es sich um einen „sich wechselseitig verstärkenden Prozess, in dem die Parteien des gesamten politischen Spektrums um Frauen warben und Frauen in Parteiversammlungen strömten, den Parteien beitraten und selbst für die politischen Ziele ihrer Parteien öffentlich eintraten“<sup>142</sup>. Die Sozialdemokraten hatten dabei den Vorteil, dass sie auf ihre etablierten Frauengruppen zurückgreifen konnten. Besonders intensive Werbearbeit betrieben die Liberalen, die traditionell enge Verbindungen zur bürgerlichen Frauenbewegung pflegten, und die katholische Zentrumsparciei.

Am 19. Dezember lud die aus dem Zusammenschluss von nationalliberaler Partei und fortschrittlicher Volkspartei<sup>143</sup> hervorgegangene Ortsgruppe der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) zur großen Frauenversammlung

<sup>137</sup> Vgl. SchwVb 278 (30. Nov. 1918).

<sup>138</sup> UTbl 295 (16. Dez. 1918).

<sup>139</sup> UTbl 294 (14. Dez. 1918) S. 1664.

<sup>140</sup> UTbl 296 (17. Dez. 1918) S. 1678.

<sup>141</sup> UTbl 3 (4. Jan. 1919) S. 14.

<sup>142</sup> Dowe (wie Anm. 130) S. 76.

<sup>143</sup> Vgl. UTbl 296 (17. Dez. 1918) S. 1678.



Abb. 3 - Ein Schnellkurs in politischer Bildung für alle Ulmerinnen für die ersten Wahlen ihres Lebens 1919. Anzeige des Vereins für Frauenstimmrecht im Ulmer Tagblatt vom 14. Dez. 1918 (StadtA Ulm).

in den Saalbau ein. Die Veranstaltung, zu der auch ein Vortrag der Stuttgarter Frauenrechtlerin Olga Kaufmann gehörte, war gleichzeitig das erste öffentliche Auftreten der Frauengruppe der DDP<sup>144</sup>. Zum Höhepunkt des Wahlkampfes vor den Wahlen zur Verfassunggebenden Landesversammlung am 12. Januar und der Nationalversammlung am 19. Januar 1919 intensivierte die DDP noch einmal ihre Bemühungen um die weibliche Wählerschaft, insbesondere durch Anzeigenkampagnen in den Tageszeitungen. Diese warben zum einen allgemein für die Wahrnehmung des Wahlrechts, zum anderen speziell für einzelne Kandidatinnen. Rund um ihren abschließenden Wahlkampfauftritt in der Stadt am 15. Januar führten die Ulmer Liberalen beispielsweise eine an die Frauen Ulms adressierte Spezialkampagne für die Wahl von Mathilde Planck (Abb. 4)<sup>145</sup>.

Die katholische Zentrumspartei konnte im Wahlkampf auf die Unterstützung der mitgliederstarken katholischen Frauenorganisationen und auf Teile des Klerus zurückgreifen. Die Vorbehalte gegen das Frauenwahlrecht waren in kirchlichen Kreisen bislang groß gewesen. Unter den neuen Umständen schien es jedoch sinnvoller, den politischen Umbruch aktiv mitzugestalten und dadurch

<sup>144</sup> UZ 299 (20. Dez. 1918).

<sup>145</sup> Vgl. die Wahlanzeigen der Frauengruppe der Ulmer DDP im UTbl 13 (17. Jan. 1919) S. 71.- Ebda., 14 (18. Jan. 1919) S. 78 und S. 84.

Abb. 4 - Zielgruppengerechte Wahlwerbung der DDP für die gebürtige Ulmerin und führende Aktivistin der württembergischen Frauenbewegung Mathilde Planck (1861-1955) vor den Wahlen zur Nationalversammlung im Jan. 1919 im Ulmer Tagblatt (StadtA Ulm).

die katholischen Interessen in Staat und Gesellschaft zu wahren. Am 11. Dezember 1918 hatte auf Einladung des Katholischen Frauenbunds<sup>146</sup> und ihrer Vorsitzenden Agnes Schultheiß eine Frauenversammlung für alle christlichen Frauen Ulms stattgefunden. Das Motto des Abends lautete „Das Christentum und sein Schutz durch die politische Betätigung der Frau“<sup>147</sup>. Weder der Evangelische noch der Katholische Frauenbund hatten aktiv für das Frauenwahlrecht gekämpft. Jetzt waren sich beide Konfessionen einig, dass jede christliche Frau die Pflicht habe, zur Wahlurne gehen, um die bürgerlich-christliche Gesellschaft vor den drohenden Sozialismus zu retten. Die Furcht vor einem Sieg der Sozialdemokraten und der damit zu erwartenden Trennung von Staat und Kirche und der Abschaffung des Religionsunterrichts an den Schulen war offensichtlich so groß, dass die katholischen Referenten eine bislang undenkbare konfessionsübergreifende Zusammenarbeit anboten und bei den protestantischen Zuhörerinnen für die

**An die Frauen Ulms!**  
**Welche Partei tritt am stärksten für die Frauen ein?**

Wenn wir diese Frage aufräumen, so darf gewiss auch der Geschlechterpunkt maßgebend sein:  
**Welche Partei hat den Frauen die weitgehendste Gelegenheit zur Teilnahme an der Arbeit der Landesversammlung gegeben?**

Das ist  
**die Deutsche Demokratische Partei.**

Sie hat 5 Frauen in die Landesversammlung gebracht, eine mehr als die Sozialdemokratie, obwohl diese weit mehr Sitze erlangte. Ein kleiner Überblick möge uns die Sachlage klären:

Partei:	Sitze i. S.: Frauen:	%:	
Sozialdemokr. Partei	52	4	77%
(Sozialdemokr. u. Unabhängig)	56	5	89%
Zentrum	31	3	9,6%
Bürgerpartei u. Bauernb.	25	0	0%
Deutsche Demokr. Partei	38	5	13,3%

Wir sehen, daß von allen Parteien die Deutsche Demokratische Partei das Wort von der Gleichberechtigung der Frauen am besten wahrt gemacht hat.

Wir Frauen wollen es Ihnen danken.

Wir wollen es Ihnen danken durch starkes Eintreten für die Deutsche Demokratische Partei am 19. Januar am Wahltag zur Nationalversammlung. Es gilt noch ein paar 100 Stimmen mehr für die Deutsche Demokratische Partei aufzubringen.

Dann wird es uns gelingen, die Führerinnen der bürgerlichen Frauen Württembergs, die edle Kämpferin der württembergischen Frauenbewegung, die Tochter eines unserer größten schwäbischen Philosophen, — fast auf den Tag zu seinem 100. Geburtstag — in die Nationalversammlung zu bringen.

Ihr Frauen, die Ihr euch am letzten Sonntag zur Bürgerpartei verlaufen habt, gebt morgen Sonntag mit uns eure Stimme für

**Mathilde Planck,**  
 indem ihr stimmt für die  
**Deutsche Demokratische Partei.**

**An die Frauen Ulms!**

<sup>146</sup> Die Ulmer Ortsgruppe des Katholischen Frauenbunds war am 21. Mai 1917 auf Initiative von Agnes Schultheiß gegründet worden. Vgl. UTbl 118 (23. Mai 1917) S. 732f. Die Ortsgruppe des Evangelischen Frauenbunds existierte bereits seit 1903.

<sup>147</sup> Zu den unterschiedlichen Berichten zur Versammlung vgl. UTbl 293 (13. Dez. 1918) S. 1660.- SchwVb 290 (14. Dez. 1918).- DW 294 (16. Dez. 1918) S. 294.

Zentrumspartei warben, die *zur Zeit der einzige zuverlässige Damm gegen die rote Flut* [sei]<sup>148</sup>. Agnes Schultheiß fasste die Argumente der Redner am Ende des Abends in einem flammenden Appell an die Zuhörerinnen zusammen: *Jetzt ruft man dich, du Hüterin der christlichen Tugend im Haus, jetzt ruft man dich ins öffentliche Leben, an die Wahlurne, zeige dich auch dort als Christin, als Hüterin deiner heiligsten Güter*<sup>149</sup>.

Am 3. Januar 1919 lud der neu gegründete Verband evangelischer Frauenvereine Ulms seinerseits zu einer christlichen Frauenversammlung ein<sup>150</sup>, die in gleicher Weise die Kulturaufgabe der Frau als Hüterin der Familie in den Mittelpunkt stellte. Am Ende der Veranstaltung stand eine gemeinsame Resolution: *Die anwesenden ev[angelischen] Frauen betrachten ihr Wahlrecht als Wahlpflicht, besonders im Hinblick auf die Gefährdung der Kirche als Volkskirche und des Religionsunterrichts in der Schule. Sie erblicken in der Erhaltung und Förderung der religiös-sittlichen Kräfte, die durch Kirche und Religionsunterricht den weitesten Volkskreisen vermittelt werden, die einzige Rettung unseres Volkes aus der furchtbaren Not der Gegenwart u[nd] die einzige Hoffnung auf eine bessere Zukunft*<sup>151</sup>.

In den Wahlveranstaltungen landauf, landab war viel von den Pflichten der Frau als Wählerin zu hören, von den besonderen Aufgaben der Frau in Familie und Staat, ihrer Kulturmission und ihre Aufopferungsbereitschaft, von der Notwendigkeit, Organisationen, Vereinen und Parteien beizutreten, aber wenig von einer Ermunterung zu einer eigenständigen Kandidatur. Daher ist ein Blick auf die Kandidatinnen der Wahllisten zur Verfassunggebenden Landesversammlung am 12. Januar 1919 interessant. Christoph Dowe hat festgestellt, dass die meisten Parteien – sofern sie überhaupt Frauen aufstellten<sup>152</sup> – auf Kandidatinnen setzten, die „über Spitzenpositionen im parteinahen Verbands- und Vereinswesen agitatorische und organisatorische Erfahrungen mit sich brachten“<sup>153</sup>. Auf der Liste des Zentrums kandidierte als bestplazierte Frau auf Platz vier die Vorsitzende des Württembergischen Katholischen Frauenbunds Luise Rist (1877-1955), auf der Liste der Sozialdemokraten die überregional bekannte Gewerkschafterin und brillante Rednerin Laura Schradin (1878-1937)<sup>154</sup> aus Reutlingen auf Platz fünf, Clara Zetkin auf Platz drei für die USPD und Mathilde Planck auf Platz sechs für die DDP<sup>155</sup>. Clara Zetkin und Mathilde Planck kandidierten parallel dazu auch für die Verfassunggebende Nationalversammlung für den Wahlkreis Württemberg-Hohenzollern (Platz 1 der USPD, Platz 5 der DDP)<sup>156</sup>.

Die Ulmerin Mathilde Kühnert (1874-1957), Fabrikpflegerin und Vorstandsmitglied des Landesausschusses der katholischen Arbeiterinnenvereine startete auf einem aussichtsreichen 15. Platz als zweite Frau hinter Luise Rist bei der

<sup>148</sup> Vgl. UTbl 293 (13. Dez. 1918) S. 1660.

<sup>149</sup> SchwVb 290 (14. Dez. 1918).

<sup>150</sup> UTbl 305 (30. Dez. 1918) S. 1733.

<sup>151</sup> UTbl 3 (4. Jan. 1919) S. 14f. Hier: S. 15.

<sup>152</sup> Weder der Verein der Landwirte Oberschwabens noch die Deutsche Friedenspartei nominierten überhaupt eine Frau; der Württembergische Bauern- bzw. Weingärtnerbund jeweils nur eine einzige Kandidatin. Vgl. *Dowe* (wie Anm. 130) S. 86.

<sup>153</sup> *Ebda.*, S. 85f.

<sup>154</sup> Zu Laura Schradin vgl. Roland *Deigendesch*: Für eine „praktische sozialistische Arbeit“: Laura Schradin aus Reutlingen. In: *Holtz/Schraut* (wie Anm. 12) S. 129-145.

<sup>155</sup> Vgl. StadtA Ulm G 5/79 Amtsblatt für Stadt und Bezirk Ulm 2 (8. Jan. 1919).

<sup>156</sup> *Ebda.*, 6 (16. Jan. 1919).



Abb. 5 - Mathilde Kühnert (1874-1957), Vorsitzende des katholischen Arbeiterinnenvereins Ulm und Mitglied der Verfassunggebenden Landesversammlung 1919-1920 (Privatbesitz. Foto: StadtA Ulm).

Zentrumspartei. Die wenigen anderen Ulmer Kandidatinnen finden sich alle im mittleren oder hinteren Teil der Vorschlagslisten: Ida Schefold, Ehefrau des Ulmer Rechtsanwalts Dr. Karl Schefold auf Platz 48 (von 150) bei der DDP, die Arbeiterrätin Roberta Gropper auf dem aussichtslosen 66. Platz (von 70) bei der USPD. Der magere Zentrumslistenplatz 51 (von 60)<sup>157</sup> von Agnes Schultheiß, die immerhin zum württembergischen Vorstand des Katholischen Frauenbunds gehörte, erklärt sich durch ihre Parallelkandidatur zur Nationalversammlung auf einem aussichtsreichen 8. Platz<sup>158</sup>. Schultheiß verpasste jedoch wie Mathilde Planck den Einzug in die Nationalversammlung.

Als Ulmer Vertreterin in die Verfassunggebende Landesversammlung wurde damit nur Mathilde Kühnert (1874-1957) gewählt, die im Vergleich mit anderen Aktivistinnen der Frauenbewegung medial wenig im Licht der Öffentlichkeit stand (Abb. 5). Kühnert war 1874 in Talheim (bei Rechtenstein, Gemeinde Lauterach, Baden-Württemberg) als Tochter von Johannes Dillenz (1852-1894) und Anna Maria Kräutle († 1885) geboren worden. Um 1884/85 kam sie nach Ulm und besuchte die Elementarschule. Danach arbeitete sie im Haushaltswesen, meist als Wäscherin und Büglerin in Privathaushalten, und engagierte sich in der katholischen Kirche. Als ihr Arbeitgeber nach Leipzig versetzt wurde,

<sup>157</sup> Ebda., 2 (8. Jan. 1919).

<sup>158</sup> Ebda., 6 (16. Jan. 1919).

nahm er sie dorthin mit. Am 29. September 1900 heiratete sie den Bäcker und Eisendreher Paul Kühnert (1873-1934). Bereits 1905 kehrte das Ehepaar nach Ulm zurück. Mathilde Kühnert arbeitete weiterhin in verschiedenen bürgerlichen Privathaushalten und übernahm für mehr als 25 Jahre den Vorsitz des Katholischen Arbeiterinnenvereins. Ihre Arbeit auf sozialem und organisatorischem Gebiet wurde offenbar weithin geschätzt. Während des Ersten Weltkriegs war sie als Fabrikpflegerin für die Betreuung der Arbeiterinnen in der Munitionsanstalt Einsingen zuständig. Als Mitglied der Verfassunggebenden Landesversammlung war sie stellvertretendes Mitglied des Verfassungsausschusses. Bereits zu den Landtagswahlen 1920 ließ sie sich allerdings nicht mehr aufstellen. Ab 1925 kandidierte sie regelmäßig auf der Zentrumsliste für den Ulmer Gemeinderat, dem sie von September 1932 bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 noch für wenige Monate als Nachrückerin angehörte. In dieser Zeit war sie ordentliches Mitglied der Wirtschaftlichen und stellvertretendes Mitglied der Inneren Abteilung des Gemeinderats. Noch im Alter von 52 Jahren adoptierte sie mit ihrem Ehemann ihre verwaiste Nichte. Nachdem sie bei einem Fliegerangriff im März 1945 ausgebombt worden war, zog sie zu ihrer Adoptivtochter nach Bad Schussenried, wo sie am 10. August 1957 starb<sup>159</sup>.

### Die ersten Kommunalwahlen in Ulm am 11. Mai 1919

Der Schwung, der von dem erlangten Frauenwahlrecht ausging, schien auf den ersten Blick bis ins Frühjahr 1919 anzuhalten. In den Wochen vor der Wahl am 11. Mai kam es noch einmal zu einer umfangreichen Wahlkampagne der Parteien, insbesondere der DDP, die erneut die Wählerinnen in den Blick nahm. Dazu gehörte auch die intensive Aufklärungsarbeit zum Ablauf der Wahl und zur Möglichkeit des Kumulierens und Panaschierens in den Tageszeitungen. Die DDP richtete dafür sogar eine eigene Beratungsstelle im Café Molfenter ein. Anders als noch im Winter veranstalteten die Frauenvereine keine eigenen großen Frauenversammlungen oder Aufklärungskurse mehr.

Für die ersten Kommunalwahlen bewarben sich 29 Frauen auf vier Listen um einen Platz im 44-köpfigen Gemeinderat<sup>160</sup>. Gleich zehn Frauen stellten sich auf der Liste der Württembergischen Bürgerpartei (WBP) zur Wahl (Plätze 3, 7, 11, 14, 17, 21, 25, 29, 33, 37 von insgesamt 40). Die Spitzenkandidatin war eine der führenden Damen des Evangelischen Frauenbunds Antonie „Toni“ Schmidlin (3)<sup>161</sup>. Bekannte Namen waren auch Mathilde von Heider<sup>162</sup>, Tochter des ehemaligen Bürgermeisters Carl von Heim (1820-1895) und Ehefrau des pensionierten Ulmer Landgerichtsdirektors Wilhelm von Heider (14), sowie die schon als Mitglied des Vereins Frauenwohl erwähnte Schirmgeschäftsinhaberin Pauline Thumm (17). Jeder vierte Listenplatz war auch bei der DDP für Frauen reserviert. Etwas über-

<sup>159</sup> Vgl. StadtA Ulm G 2n Kühnert, Mathilde mit neuem Archivmaterial (wie Anm. 5).- Ein Nachruf findet sich in SDZ 193 (21. Aug. 1957).

<sup>160</sup> Vgl. StadtA Ulm Amtsblatt für Stadt und Bezirk Ulm 53 (6. Mai 1919). Die Wahl erfolgte auf sechs Jahre. Die 22 Gewählten mit der niedrigeren Stimmenzahl schieden nach drei Jahren automatisch aus bzw. mussten sich neu zur Wahl stellen. Keine Kandidatinnen nominierten die USPD Söflingen, die Freie Wahlvereinigung Ulm sowie naturgemäß die Vereinigung aktiver Unteroffiziere der Garnison Ulm.

<sup>161</sup> Vgl. Raberg (wie Anm. 2) S. 377.

<sup>162</sup> Ebda., S. 156.

raschend findet sich weder die Leiterin der DDP-Frauengruppe Fr. Mühlischlegel noch die als Rednerin und Mitglied des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium bekannte Emmy Wechßler (12) an der Spitze der Bewerberinnen, sondern die nicht näher in Erscheinung getretene Spenglermeistergattin Wilhelmine Heinrich (4) und die verwitwete Fabrikpflegerin Elise Ebner<sup>163</sup>. Für die Sozialdemokraten traten vier Frauen an, darunter die Söflinger Hebamme Katharine Lutz auf Listenplatz 6. Die Zentrumspartei positionierte ihre Spitzenkandidatin Agnes Schultheiß auf den aussichtsreichen dritten Platz, fünf weitere Bewerberinnen folgten auf den Plätzen 11, 15, 23, 28 und 31.

So erfreulich die hohe Anzahl der Bewerberinnen war, so unsicher waren die Wahlprognosen. Die gesamte Wahl wurde von den Friedensverhandlungen in Versailles und der kritischen Versorgungslage überschattet<sup>164</sup>. Das ‚Ulmer Tagblatt‘ orakelte am 9. Mai: *Am nächsten Sonntag treten zum ersten Mal die Frauen in den Kampf um Sitz und Stimme im Gemeinderat. Man sollte nun glauben, daß die ganze Frauenwelt geschlossen hinter ihren Kandidatinnen steht und daß es daher mit Bestimmtheit gelingen müßte, einige der vorgeschlagenen Frauen aufs Rathaus zu bringen. Leider begegnet man aber allenthalben in dieser wichtigen Angelegenheit noch in weiten Frauenkreisen einer Gleichgültigkeit[!], die sehr bedauerlich ist. Wir hoffen jedoch, daß die Frauen sich bis Sonntag noch eines Besseren besinnen und sich klar machen, wie notwendig es ist, daß Frauenrat und Frauenrat vertreten sind.* Der Artikel schloss mit dem eindringlichen Appell: *Frauen und Männer, die ihr demokratisch denkt und fühlt, kumuliert auch Frauennamen!*<sup>165</sup>.

Die Sorge des Redakteurs des ‚Ulmer Tagblatts‘ sollte sich bewahrheiten: Während die Wahlbeteiligung in Württemberg bei den Wahlen im Januar 1919 noch bei knapp 90 Prozent gelegen hatte<sup>166</sup>, sank sie zumindest in Ulm bei den Kommunalwahlen dramatisch auf knapp 50 Prozent ab<sup>167</sup>. Noch ernüchternder als die Wahlbeteiligung war das Ergebnis der Kandidatinnen. Von den 29 Bewerberinnen wurden nur Emmy Wechßler für die DDP und Katharine Lutz für die SPD auf jeweils drei Jahre in den Gemeinderat gewählt. Agnes Schultheiß hatte nur den undankbaren ersten Nachrückerplatz für das Zentrum erreicht. Obwohl die Wählerinnen und Wähler ausgiebig kumulierten<sup>168</sup>, kam dies ausschließlich den männlichen Bewerbern zugute. Die meisten Frauen fanden sich am Ende der Wahllisten wieder (Tabelle 3). Besonders schmerzlich musste das für die Spitzenkandidatinnen der DDP und der Bürgerpartei sein. Wilhelmine Heinrich rutschte um 37 Plätze ab, Toni Schmidlin um 24 Plätze. Selbst die in der Stadt wegen ihres sozialen Engagements hoch geschätzte Agnes Schultheiß büßte sieben Plätze ein. Die beiden Gewählten Emmy Wechßler und Katharine Lutz verloren dagegen nur einen Platz bzw. vier Plätze.

<sup>163</sup> Elise Ebner war vermutlich Ehefrau des verstorbenen Schriftstellers und Chefredakteurs des Ulmer Tagblatts Theodor Ebner (1856-1915). Vgl. Raberg (wie Anm. 2) S. 77.

<sup>164</sup> Zu den Auswirkungen der Versorgungslage auf die Wahlen vgl. Aubele (wie Anm. 12).

<sup>165</sup> UTbl 106 (9. Mai 1919) S. 574.

<sup>166</sup> Dowe (wie Anm. 130) S. 88.

<sup>167</sup> Von 28.461 Wahlberechtigten stimmten nur 14.996 ab. Dies entspricht einer Wahlquote von knapp 53 Prozent. Vgl. StadtA Ulm G 5/79 Amtsblatt für Stadt und Bezirk Ulm 57 (15. Mai 1919).

<sup>168</sup> Vgl. UTbl 109 (13. Mai 1919) S. 592.

**Tabelle 3 - Die Ergebnisse der Ulmer Kandidatinnen bei der ersten Kommunalwahl am 11. Mai 1919.**

Partei	Name	Beruf der Kandidatin (Beruf des Ehemannes)	Listen- platz	Wahl - ergebnis	Diff.	gewählt
DDP	Wilhelmine Heinrich	(Spenglermeister)	4 von 44	41	-37	
DDP	Elise Ebner	Fabrikpflegerin	8	25	-17	
DDP	Emmy Wechßler	Privatiere	12	13	- 1	3 Jahre
DDP	Marie Käßbohrer-Griesinger	Geprüfte Handwerksmeisterin	16	37	-21	
DDP	Elise Janz	(Kaminfegermeister)	20	40	-20	
DDP	Frl. Johanna Pfeiffer	Postgehilfin	24	36	-12	
DDP	Berta Bumiller	Leiterin der städtischen Geflügelzuchtanstalt	28	42	-14	
DDP	Mathilde Maier	(Bauunternehmer)	32	44	-12	
DDP	Elise Rettich	(Architekt)	36	43	- 7	
SPD	Katharine Lutz	Hebamme	6 von 34	10	- 4	3 Jahre
SPD	Emilie Welte	Hausfrau	16	30	-14	
SPD	Christine Schauz	Strickerin	21	32	-11	
SPD	Karoline Ruoß	Hausfrau	30	33	- 3	
WBP	Frl. Toni Schmidlin	-	3 von 40	27	-24	
WBP	Marie Hummel	Obst- und Gemüsehändlerin	7	34	-27	
WBP	Käthe Köhler	-	11	40	-29	
WBP	Mathilde von Heider	(Landgerichtsdirektor)	14	16	- 2	
WBP	Pauline Thumm	Inhaberin Schirmgeschäft	17	33	-16	
WBP	Klara Ziegler	(Arzt)	21	36	-15	
WBP	Frl. Gertrud Lechlert	(Apotheker)	25	35	-10	
WBP	Thekla Seuffer	(Professor Gymnasium)	29	37	- 8	
WBP	Amalie Grubrich	Pensionsinhaberin	33	39	- 6	
WBP	Anna Schebold	(Oberst a. D.)	37	38	- 1	
Zentrum	Agnes Schultheiß	Lehrerin	3 von 34	10	- 7	Nachrückerin
Zentrum	Maria Loosser	Depotarbeiterin	11	34	-23	
Zentrum	Frl. Flora Seckler	Lehrerin Volksschule	15	24	- 9	
Zentrum	Elsa Wagner	Kontoristin	23	30	- 7	
Zentrum	Berta Hagel	Postgehilfin	28	33	- 5	
Zentrum	Mathilde Riedlinger	(Kaufmann)	31	32	- 1	

Der ‚Schwäbische Volksbote‘ bedauerte nicht nur den verpassten Einzug von Agnes Schultheiß in den Gemeinderat, sondern konstatierte angesichts des Gesamtergebnisses ernüchtert: *Der Gedanke der Gleichberechtigung der Frau im politischen Leben ist offenbar in keiner Partei voll anerkannt; in der DDP, wie in der Sozialdemokratischen] Partei] ist die Frau, die gewählt wurde, nur je auf 3 Jahre gewählt, und bei allen Parteien sind die nicht gewählten Frauen bezeichnenderweise ganz an den Schluß der Liste gekommen; daraus folgt, daß die Kandidatinnen nicht bloß von Männern, sondern von ihren Geschlechts-*

*genossinnen selbst recht kräftig gestrichen wurden. Die Weiterentwicklung wird zeigen, ob die Frauen künftig sich politisch überhaupt betätigen wollen. Der Beweis ist jedenfalls erbracht, daß die Notwendigkeit der politischen Betätigung der Frau heute noch nicht ins Volk gedrungen ist<sup>169</sup>.*

Die Notwendigkeit der politischen Betätigung der Frauen blieb in den folgenden Jahren der Weimarer Republik ein heikles Thema. Eine erste Durchsicht der Ulmer Quellen ergibt, dass die Zahl der Frauen im Gemeinderat konstant niedrig blieb und die Zahl drei nie überschritt (Tabelle 4). Gewählt wurde alle drei Jahre meist nur eine Kandidatin, Nachrückerinnen während der Wahlperiode kamen jeweils hinzu. Die Zahl aller Wahlbewerberinnen, die von den Parteien aufgestellt wurden, blieb stabil im einstelligen Bereich (1922:7, 1925:5, 1928:8, 1931:9)<sup>170</sup>. Die rechtskonservative Toni Schmidlin, die Vorsitzende der Ulmer Ortsgruppe des Evangelischen Frauenbunds, saß 1924-1933 und damit am längsten von allen gewählten Frauen im Gemeinderat. 1928 trat sie als Spitzenkandidatin der Deutschnationalen Volkspartei an. Zu ihrer Wahl bemerkte die Donauwacht: *Es klingt wie Ironie, daß in Zukunft allein die Partei, die die schärfste Gegnerin des Frauenwahlrechts war, [als einzige, Anm. d. Verf.in] eine Frau als Vertreterin auf dem Rathaus hat*<sup>171</sup>.

Über das weitere Engagement der Ulmer Frauenvereine in der Weimarer Republik steht eine Studie noch aus. Kooperationen im Bildungsbereich gab es offenbar weiterhin zwischen dem Verein Frauenbildung-Frauenstudium, dem Israelitischen Frauenverein und der Frauengruppe der DDP. Dies belegt zumindest ein gemeinsamer Antrag aus dem Jahr 1927, der die Initialzündung für den Ausbau der Mädchenrealschule zur *Vollanstalt mit der Möglichkeit der Maturität im Sinne einer Oberrealschule war*<sup>172</sup>.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Frauenbewegung fasste spätestens seit 1895 in Ulm Fuß eroberte sich einen festen Platz vor allem im liberalen Bürgertum. Neben einem harten Kern von Anhängerinnen des Frauenstimmrechts, die sich im Verein Frauenwohl und dem Verein für Frauenstimmrecht zusammenfanden, gab es eine große Anzahl von Bürgerinnen, die sich vor allem für die Mädchen- und Frauenbildung und die Öffnung der Arbeitswelt für Frauen einsetzten. In diesem Zusammenhang sind nicht nur die zahlreichen praktischen Kurse und Fortbildungsangebote des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium zu erwähnen, sondern auch der hartnäckige und letztlich erfolgreiche Versuch, den Mädchen Sonderwege an den weiterführenden Knabenschulen zum Abitur und damit zum Studium zu eröffnen. Den Stellenwert, den das Thema Bildung und Frauenarbeit hatte, lässt sich auch an den hohen Mitgliederzahlen ablesen, die

<sup>169</sup> SchwVb 111 (14. Mai 1919).

<sup>170</sup> Vgl. StadtA Ulm G 5/79 Amtsblatt für Stadt und Bezirk Ulm 102 (12. Dez. 1922), 106 (1. Dez. 1925), 136 (4. Dez. 1928), 111 (2. Dez. 1931).

<sup>171</sup> DW 290 (11. Dez. 1928).

<sup>172</sup> Vgl. StadtA Ulm B 234/00 Nr. 4 Schreiben der Frauengruppe der Deutschen Demokratischen Partei an den Ulmer Gemeinderat vom 7. Feb. 1927. Als Verantwortliche zeichneten Fride Seltmann (Vorsitzende Frauengruppe der DDP), Hanna Weinbuch (Vorsitzende Frauenbildung-Frauenstudium) sowie Sofie Levy (Vorsitzende Israelitischer Frauenverein). Gefordert wurde außerdem die Anstellung von prozentual weiblichen, akademisch ausgebildeten Lehrkräften sowie von weiblichen Schwimmlehrerinnen. Ebda., weitere Unterstützungsschreiben in dieser Angelegenheit vom Verein Frauenbildung-Frauenstudium vom 16. Juli 1929 sowie von 27 Müttern von Grundschülerinnen vom 22. Okt. 1929.

**Tabelle 4 - Die Ulmer Gemeinderätinnen 1919-1933.**

Wahlperiode	Name	Partei	Bemerkungen	Bekanntes Engagement
1919-1922	Emmy Wechßler	Deutsche Demokratische Partei DDP		Frauenbildung- Frauenstudium
	Katharine Lutz	SPD	Sept. 1921 verzogen	
	Agnes Schultheiß	Zentrum	Nachrückerin 18. Dez. 1919- Ende 1922	Katholischer Frauenbund
1922-1925	Luise Temme	Friedensgesellschaft		
	Emmy Wechßler	DDP	Nachrückerin 23. Mai 1923 - Ende 1925	Frauenbildung- Frauenstudium
	Toni Schmidlin	Deutschationale Volkspartei DNVP	Nachrückerin 2. Juni 1924 - Ende 1925	Evangelischer Frauenbund
1926-1928	Toni Schmidlin	DNVP		Evangelischer Frauenbund
	Luise Temme	Friedensgesellschaft		
	Agnes Schultheiß	Zentrum	Nachrückerin 4. Juni 1928 - Ende 1928	Katholischer Frauenbund
1928-1931	Toni Schmidlin	DNVP		Evangelischer Frauenbund
	Elisabeth Greiner	SPD	Nachrückerin (15. Dez. 1930 - Ende 1931)	
1931-1933	Toni Schmidlin	DNVP		Evangelischer Frauenbund
	Mathilde Kühnert	Zentrum	Nachrückerin (19. Sept. 1932 - 1933)	Katholischer Arbeiterinnen- verein

den Verein Frauenbildung-Frauenstudium zeitweilig zum größten Ortsverein reichsweit machte. Als konfessionsoffener Verein war er ein wichtiger Integrationsfaktor für das gehobene jüdische Bürgertum der Stadt.

Die Ulmer Vereine und vor allem ihre zeitweiligen Vorsitzenden Berta Hellmann und Bertha Laupheimer-Gutermann waren in das große Netzwerk der Frauenbewegung eingebunden und unterhielten nicht nur innerhalb Würtemberg's weitreichende Kontakte. Die regelmäßigen kritischen frauen- und gesellschaftspolitischen Vorträge von Referentinnen der verschiedenen Strömungen

der Frauenbewegung – von radikal bis gemäßigt – trugen zur politischen Aufklärung und Bildung der Ulmerinnen, aber auch der Ulmer maßgeblich bei. Die hohe Zahl an Kandidatinnen, die sich zur ersten Gemeinderatswahl 1919 zur Verfügung stellten, war sicher nicht nur ein Verdienst der Parteitaktiker. Es gehörte viel Mut dazu, sich als Frau in dieser Weise in die Öffentlichkeit zu begieben. Auf der anderen Seite zeigt das desillusionierende Wahlergebnis deutlich, dass die Bemühungen der Ulmer Frauenbewegung keine reine Erfolgsgeschichte waren. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit gab es noch viel Luft nach oben. Zur Änderung der Gesellschaft und ihrer Einstellung zur Gleichberechtigung der Frau in allen Bereichen brauchte es noch einen langen Atem.

# Frauenaufbruch in der Kommunalpolitik

## Gemeinde- und Kreisrätinnen im Landkreis Sigmaringen von den 1920er Jahren bis heute

---

*Doris Muth*

2019 jährte sich die Einführung des Frauenwahlrechts zum 100. Mal. Dieses Datum wurde zum Anlass genommen, das Thema Frauen und Politik unter verschiedenen Aspekten und aus unterschiedlichen Perspektiven genauer in den Blick zu nehmen und in einer breiten Öffentlichkeit zu diskutieren. Ausstellungen, Filme, Dokumentationen, Podiumsdiskussionen, Publikationen, die gesamte mediale Bandbreite wurde aufgeboten. Die Einführung des Frauenwahlrechts vor 100 Jahren diente als „Aufhänger“, um Fragen nach der Rolle und Präsenz von Frauen in der Politik näher zu beleuchten, aber auch die Diskrepanz zwischen dem Anspruch auf Gleichstellung einerseits und der tatsächlichen Unterrepräsentanz von Frauen in den Parlamenten kritisch zu hinterfragen.

Auch im Landkreis Sigmaringen, wo 2018 das jährlich stattfindende Kulturschwerpunktprogramm anlässlich der Gründung der ersten deutschen Demokratie unter der Überschrift „Demokratie und Freiheit“ gestanden hatte, wurde das Thema Frauen und Politik aufgegriffen, unter anderem mit einem Vortrag über die Pionierinnen des Aufbruchs in der Kommunalpolitik nach 1919, aus dem der vorliegende Beitrag hervorgegangen ist<sup>1</sup>. Ausgangspunkt war die Suche nach den Gemeinderätinnen aus dem Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen in der Zeit der Weimarer Republik, die, nun da sie die Möglichkeit hatten, das politische Geschehen auch in ihrem unmittelbaren Umfeld aktiv mitzustalten, den Schritt in die kommunalen Parlamente wagten.

Doch wer sich auf die Suche nach den Pionierinnen in der Kommunalpolitik der 1920er Jahre, zumal in einer ländlich geprägten Region wie Oberschwaben bzw. dem Landkreis Sigmaringen begibt, wird schnell an Grenzen stoßen. Dies spiegelt sich auch im Forschungsstand wieder. Während die politische Teilhabe von Frauen auf Bundes- und Landesebene häufig Gegenstand von Publikationen

---

<sup>1</sup> Der Vortrag fand am 14. März 2019 im Alten Schlachthof in Sigmaringen statt. Sämtliche Zahlen und Ergebnisse, insbesondere im Hinblick auf die Zusammensetzung von Kommunalparlamenten, Frauenanteile, Wahlergebnisse etc., die in diesem Beitrag Erwähnung finden, beziehen sich auf die Legislaturperiode 2014/19 sowie frühere Legislaturperioden, d. h. auf die Zeit vor den Kommunalwahlen in Baden-Württemberg vom 26. Mai 2019. Dies gilt vor allem auch für den Kreistag Sigmaringen.

und wissenschaftlichen Untersuchungen ist, sieht es hinsichtlich der Kommunalpolitik insbesondere aus historischer Perspektive ganz anders aus. Während amtierende Ministerpräsidentinnen und Ministerinnen oder zeitgenössische Parlamentarierinnen in der Öffentlichkeit hinlänglich bekannt und medial stets präsent sind, kennt auf regionaler Ebene kaum mehr jemand die Namen jener Frauen, die sich nach 1919 aufmachten, um von ihren neu gewonnenen Rechten und Gestaltungsmöglichen Gebrauch zu machen und kommunalpolitisch aktiv zu werden.

Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass das Thema Frauen in der Kommunalpolitik umso besser erforscht und dokumentiert ist, je näher man an die Gegenwart heranrückt. Vor allem in sozialwissenschaftlichen Studien werden die aktuelle Situation und das Thema der Unterrepräsentanz von Frauen in den Kommunalparlamenten sowie die Ursachen und die dagegen zu entwickelnden Strategien auf breiter Datenbasis untersucht und die Forschungsergebnisse umfassend publiziert. So etwa in der Studie ‚Engagiert vor Ort – Wege und Erfahrungen von Kommunalpolitikerinnen‘ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, auf die in diesem Beitrag ausführlich Bezug genommen wird.

Was jedoch fehlt, sind Untersuchungen mit regionalem Fokus über die Kommunalpolitikerinnen der ersten Stunde und der Zeit der Weimarer Republik. Je weiter man in der Geschichte zurückgeht, umso dünner wird die Materiallage. Für die Weimarer Republik, aber auch für die Nachkriegszeit finden Frauen als Abgeordnete allenfalls auf Reichs- bzw. Bundesebene oder auf Landesebene Beachtung. So hat etwa Ina Hochreuther in ihrem 1992 erschienenen Band ‚Frauen im Parlament. Südwestdeutsche Abgeordnete seit 1919‘ Frauen aus Südwestdeutschland porträtiert, die nach 1919 Abgeordnete im Reichstag oder in den Landtagen von Württemberg und Baden waren, ebenso die Parlamentarierinnen in den Nachkriegsparlamenten von Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern und Baden, sowie seit 1952 im Landtag von Baden-Württemberg und seit 1949 im Bundestag bzw. seit 1979 im Europäischen Parlament.

Auch in dem 1993 von Birgit Knorr und Rosemarie Wehling herausgegebenen Band „Frauen im deutschen Südwesten“, in dem in einem eigenen Kapitel „Frauen in der Politik“ vorgestellt werden, sind es die Politikerinnen auf Landes-, Reichs- oder Bundesebene, die darin Erwähnung finden, während die Kommunalpolitikerinnen außen vor bleiben.

Eine läbliche Ausnahme bildet eine Publikation der Frauengeschichtswerkstatt Memmingen e.V. mit dem Titel „Den Frauen eine Stimme geben. Von den ersten Stadträtinnen zur Bürgermeisterin in Memmingen“ aus dem Jahr 2007, in der die Autorinnen die Biografien von acht in der Memminger Stadtpolitik aktiven Frauen erarbeitet haben. Diese Broschüre erfüllt die Kriterien, sowohl lokal fokussiert zu sein als auch die zeitliche Bandbreite von der Weimarer Republik bis in die 2000er Jahre abzudecken. Vorgestellt werden die ersten Frauen im Memminger Stadtrat der 1920er Jahre, die Stadträtinnen der Nachkriegszeit bis hin zur ersten 1995 gewählten Bürgermeisterin Memmingens.

Für den Landkreis Sigmaringen ist das Thema Kommunalpolitikerinnen in der Weimarer Republik Neuland. Die Spurensuche nach den Pionierinnen des politischen Aufbruchs in der Region erfolgte erstmals im Zuge der Recherchen für den Vortrag, der diesem Beitrag voranging, und förderte nur sehr spärliche

Auskünfte zu Tage. Die Quellenlage erlaubt lediglich einige Schlaglichter auf drei Frauen, die in den 1920er Jahren in Saulgau und Sigmaringen kurzfristig als Gemeinderätinnen in Erscheinung getreten sind. Von einem Aufbruch der Frauen in die Kommunalpolitik nach 1919 kann also nicht die Rede sein, allenfalls von vereinzelten, sporadischen Ansätzen, die bald im Sande verliefen. Der dauerhafte Aufbruch auf breiter Basis erfolgte erst Jahrzehnte später, als seit den 1980er Jahren Frauen vermehrt und langfristig in die Kommunalparlamente einrückten, auch in den Kreistag des Landkreises Sigmaringen. So bildet auch der Kreistag den Bezugsrahmen für den zweiten Teil dieses Beitrags, in dem der „zweite Aufbruch“ der Frauen in die Politik ausführlicher beleuchtet und die gegenwärtige Situation, in der Frauen aus den Parlamenten nicht mehr wegzu denken sind, in den Blick genommen wird. Exemplarisch konnten hierfür zwei Zeitzeuginnen gewonnen werden, die mit ihren Erfahrungsberichten und Analysen aus ihrer politischen Tätigkeit einen wesentlichen Anteil an der Entstehung dieses Beitrags haben. Dies ist zum einen Elisabeth Volk, die 1979 in den Kreistag gewählt wurde und somit zu den Pionierinnen der Kommunalpolitik im Landkreis Sigmaringen zählt. In ihrer über vier Legislaturperioden währenden Aktivität als Kreisrätin hat sie den sukzessiven Einzug der Frauen in die Kreispolitik mit all ihren Hürden, Schwierigkeiten, Konflikten aber auch mit ihren Erfolgen und Fortschritten hautnah miterlebt. Als engagierte Kommunalpolitikerin hat sie, auch gegen viele Widerstände, die Politik im Kreis aktiv mitgestaltet und Projekte initiiert und gefördert, die heute fester Bestandteil der sozialen und kulturellen Infrastruktur im Kreis sind. Aus diesem reichen Wissens- und Erfahrungsschatz hat sie für diesen Beitrag in einem Zeitzeugeninterview ausführlich berichtet. Als weitere Gesprächspartnerin konnte mit der Landrätin des Landkreises Sigmaringen Stefanie Bürkle eine kommunalpolitische Spaltenfrau für ein Zeitzeugeninterview gewonnen werden. Als Vertreterin einer neuen Politikerinengeneration hat sie sowohl Einblick in ihren eigenen politischen Werdegang gegeben als auch die Rolle und Funktion der Mandatsträgerinnen im aktuellen Kreistag analysiert<sup>2</sup>. Die Berichte und Einschätzungen der langjährigen Kreisrätin und der amtierenden Landrätin haben wesentlich dazu beigetragen, ein authentisches und vielseitiges Bild über die Arbeit der Frauen in der Kommunalpolitik des Landkreises Sigmaringen zu zeichnen (Abb. 1).

## Die Einführung des Frauenwahlrechts in der Weimarer Republik

Am 12. November 1918 verkündete der Rat der Volksbeauftragten das aktive und passive Wahlrecht für Frauen und Männer im Alter von mindestens 20 Jahren. Reichsweit ausüben konnten Frauen ihre neu gewonnenen Rechte zu wählen und gewählt zu werden erstmals am 19. Januar 1919 bei der Wahl zur verfassunggebenden Nationalversammlung. 87,7 Prozent der wahlberechtigten Frauen gaben ihre Stimme ab. Von den 423 Abgeordneten der Weimarer Nationalversammlung waren 36 Frauen, was einem prozentualen Anteil von 8,5 Prozent entspricht. SPD und USPD stellten mit 21 Delegierten die Mehrzahl der weiblichen Abgeordneten, sechs Frauen vertraten das liberale Lager (DDP und DVP), zu

---

<sup>2</sup> Es handelt sich um den Kreistag der Legislaturperiode 2014/2019.



Abb. 1 - Eure Kinder brauchen Frieden und Brot. Darum Frauen: Wählt! Plakat von Martha Jäger. Farblithografie auf Papier, 1918 (Staatgalerie Stuttgart, Graphische Sammlung)

ihnen gehörte Marie Baum, die Gründerin des Kindererholungsheims auf dem Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Das Zentrum entsandte sechs Frauen, die deutschnationale Volkspartei drei<sup>3</sup>. Als erste Frau in der Weimarer Nationalversammlung sprach die Sozialdemokratin und Gründerin der Arbeiterwohlfahrt AWO Marie Juchacz: *Ich möchte hier feststellen [...], dass wir deutschen Frauen dieser Regierung nicht etwa in dem althergebrachten Sinne Dank schuldig sind. Was diese Regierung getan hat, das war eine Selbstverständlichkeit: sie hat den Frauen gegeben, was ihnen bis dahin zu Unrecht vorenthalten worden ist*<sup>4</sup>.

Das Frauenwahlrecht ist nicht vom Himmel gefallen. Es war ein langer Kampf, der seinen Anfang bereits in der Französischen Revolution genommen hatte. Nachdem Frauenrechte in der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte und in der französischen Verfassung nicht vorkamen, verfasste die Literatin und Frauen-

<sup>3</sup> Monika Storm: Erste Wahl? Erste Wahl! Frauenwahlrecht in Deutschland. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz 2018. S.14, <https://www.politische-bildung.rlp.de/fileadmin/download/neu/Frauenwahlrecht.pdf> (Zugriff: 21.02.2019).

<sup>4</sup> 100 Jahre Frauenwahlrecht. 12. November 1918 - Geburtsstunde des Frauenwahlrechts. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg 2018, [http://lpb-bw.de/12\\_november.html](http://lpb-bw.de/12_november.html) (Zugriff: 21.02.2019).

rechtlerin Olympe de Gouges 1791 die Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin. Olympe de Gouges, eine scharfe Kritikerin der Männer-Herrschaft der Jakobiner, starb 1793 unter der Guillotine<sup>5</sup>.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand eine bürgerliche Frauenbewegung, deren Handlungsfelder vor allem im caritativen Engagement sowie in der Verbesserung der Frauenbildung lagen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Frauenbewegung in ihrem Kampf um Frauenrechte gespalten. Der gemäßigte bürgerliche Flügel strebte ein eingeschränktes, an den Besitz gekoppeltes Frauenwahlrecht an, während die linken Aktivistinnen um Clara Zetkin das allgemeine Wahlrecht unabhängig von Geschlecht und Klasse forderten<sup>6</sup>.

Die unterschiedlichen Positionen innerhalb der Frauenbewegung spiegeln sich auch in den Debatten der Nationalversammlung wider, etwa bei der Beratung der Grundrechte und Pflichten. So widersprach die Sozialdemokratin Marie Juchacz der im Verfassungsentwurf vorgesehenen Formulierung „Männer und Frauen haben grundsätzlich die gleichen Rechte und Pflichten“ und forderte die Version „Männer und Frauen haben dieselben staatsbürgerlichen Rechte.“ Die Zentrumsabgeordnete Christine Teusch dagegen verwahrte sich gegen diese Formulierung und erklärte, dass die Vorstellung von der Gleichwertigkeit der Geschlechter keinesfalls eine „naturwidrige Gleichartigkeit“ impliziere und sprach sich gegen die Verleihung der gleichen staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten für Männer und Frauen aus. Selbst die liberale DDP vertrat die Ansicht, dass Frauen auf jenen Gebieten mit Verantwortung betraut werden sollten, die ihrem Wesen mehr liegen als dem Mann. Darunter seien der eigenen Lebens und Erfahrungswelt entsprechend vor allem soziale und caritative Felder zu verstehen<sup>7</sup>. Erst am 23. Mai 1949 setzte die Sozialdemokratin Elisabeth Selbert, eine der vier „Mütter des Grundgesetzes“, durch, dass die Gleichberechtigung als Verfassungsgrundsatz ins Grundgesetz der BRD aufgenommen wurde. Dort heißt es in Artikel 3, Abs. 2: *Männer und Frauen sind gleichberechtigt*<sup>8</sup>.

Zwischen 1920 und 1932 gab es im Reichstag 111 weibliche Abgeordnete, die eine Reihe von sogenannten „Frauengesetzen“ durchsetzen konnten, wie das Jugendwohlfahrtsgesetz (1922), die Zulassung von Frauen als Rechtsanwältinnen und Richterinnen (1922), Mindestlöhne und Sozialversicherung für Heimarbeiterinnen (1924) und die Erweiterung des Mutterschutzes (1927)<sup>9</sup>. Dennoch fällt die Bilanz der politischen Frauenarbeit in der Weimarer Republik eher unbefriedigend aus. Zum einen führte die Konzentration der Parlamentarierinnen auf Frauenthemen dazu, dass die Debatten in den Ausschüssen und Plenarsitzungen abfällig als „Weiberkram“ bezeichnet wurden. Zudem war es für Frauen schwierig, bei Reichstags-, Landtags- und Gemeindewahlen einen sicheren Listenplatz zu erhalten, wovon aber ein Mandat unter dem in der Weimarer Republik geltenden reinen Verhältniswahlrecht abhing<sup>10</sup>. Die anfängliche Euphorie verflog bald

<sup>5</sup> Strom (wie Anm. 2) S. 4.

<sup>6</sup> Ebda., S. 5ff.

<sup>7</sup> Ebda., S. 16f.

<sup>8</sup> Ebda., S. 20.

<sup>9</sup> Anja Schüller: Bubikopf und kurze Röcke. Bundeszentrale für politische Bildung. Dossier Frauenbewegung. <http://www.bpb.de/gesellschaft/gender/frauenbewegung/35265/weimarer-republik> (Zugriff: 27.02.2019).

<sup>10</sup> Ebda.

und 1933 war der Frauenanteil im Reichstag von knapp neun auf vier Prozent gesunken. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten bedeutete dann ohnehin einen massiven Rückschritt für die staatsbürgerlichen Rechte der Frauen. Um Frauen von politischen Ämtern auszuschließen, wurde unter anderem das passive Wahlrecht für Frauen abgeschafft. Bis zur Einführung des Grundgesetzes im Mai 1949 blieb Frauen ein wichtiger Teil ihrer politischen Rechte verwehrt.

### **Gemeinderätinnen in Sigmaringen und Saulgau in der Zeit der Weimarer Republik**

Wie sah der Aufbruch der Frauen aus, die weit ab von Berlin oder Weimar in der schwäbischen Provinz lebten? Gab es sie hier auch, die Pionierinnen, die den Sprung in die Politik wagten?

Nach eingehender Recherche muss leider festgestellt werden, dass von einem Frauenaufbruch in der Kommunalpolitik im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen im Jahr 1919 und in der Zeit der Weimarer Republik keine Rede sein kann. Trotz intensiver Spurensuche in verschiedenen Archiven wie dem Stadtarchiv Bad Saulgau oder dem Staatsarchiv Sigmaringen ebenso wie bei der Auswertung der Presseberichterstattung konnten gerade einmal drei Pionierinnen ermittelt werden, die nicht nur Einzelfälle sind, sondern deren Präsenz in der Kommunalpolitik zudem auch nur von kurzer Dauer gewesen ist. Zu ihnen gehört Fanny Fritz, die von 1919 bis 1924 als erste Frau dem Saulgauer Stadtparlament angehörte. In Sigmaringen ließen sich zwei weibliche Abgeordnete aufspüren: Marie Fischer und Fanny Huber. Erschwert wurde die Spurensuche nach den kommunalpolitischen Pionierinnen dadurch, dass diese Frauen gewissermaßen „unsichtbar“ sind. Die amtliche Überlieferung ist äußerst spärlich und sie haben auch keine Selbstzeugnisse hinterlassen, die die spannenden Fragen nach ihrer politischen Einstellung, ihrer Motivation für den Einstieg in die Politik oder ihren Erfahrungen als Abgeordnete beantworten könnten.

#### **Fanny Fritz**

Die „Prominenteste“ und heute noch Bekannteste dieser frühen Kommunalpolitikerinnen ist Fanny Fritz, die 1919 ins Saulgauer Stadtparlament einzieht. Bei der Wahl vom 18. Mai 1919 hatte sie 1.264 Stimmen auf sich vereinen und so mit einen der zehn von der Zentrumspartei errungenen Sitze für sich verbuchen können<sup>11</sup>. Als der neu gewählte Gemeinderat am 26. Juni 1919 zu seiner konstituierenden Sitzung zusammenkommt, erwähnt der Bürgermeister in seinem Willkommensgruß explizit die neue Kollegin, und drückt seine Hoffnung aus, dass die Frau Stadtrat ihn bei seiner Arbeit zum Wohle der Stadt Saulgau nicht im Stiche lasse<sup>12</sup> (Abb. 2).

Fanny Birlanger wurde 1874 in Saulgau geboren. Ihr Vater Balthasar Birlanger war Oberlehrer am katholischen Lehrerseminar, das auch von Mathias Erzberger frequentiert wurde, der dort 1894 die Volksschullehrerprüfung ablegte. Fanny dürfte somit in einer bildungsaffinen Atmosphäre aufgewachsen sein. Als Ge-

<sup>11</sup> Der Oberländer vom 20. Mai 1919.

<sup>12</sup> Der Oberländer vom 28. Juni 1919.



Abb. 2 - Fanny Fritz,  
geb. Birlinger (1874-1924).  
Aufnahme um 1900  
(Norbert Schuler, Mengen).

meinderätin gehörte sie später dem katholischen Ortsschulrat an. 1896 schließt sie die Ehe mit Albert Fritz und heiratet in eine alt eingesessene, gut situierte Saulgauer Familie ein. Als Trauzeuge fungiert der bekannte Saulgauer Chronist Karl Mack. Aus der Ehe gehen neun Kinder hervor. Albert Fritz stirbt 1916, da ist Fanny Fritz 42 Jahre alt und verantwortlich für ihre Familie und die Brauerei, die sie bis zu deren Verkauf 1922 weiterführt<sup>13</sup> (Abb. 3).

Was sie drei Jahre nach dem Tod ihres Mannes dazu bewegt, in die Kommunalpolitik zu gehen, ist nicht überliefert. Auch ein Gespräch mit dem Enkel bringt keine näheren Erkenntnisse. Über das politische Engagement der Großmutter habe man in der Familie nicht gesprochen, berichtet Norbert Schuler, ein Enkel von Fanny Fritz, der sich, angeregt durch die Anfrage der Autorin, ein gehend mit dem Leben seiner Großmutter beschäftigt hat. Trotz intensiver Suche seien auch keine Briefe, Tagebücher oder sonstige Dokumente auffindbar, die Aufschluss über die Motive und Erfahrungen ihrer politischen Tätigkeit geben könnten. Couragiert und unerschrocken soll sie gewesen sein, ist alles, was über Persönlichkeit und Charakter von Fanny Fritz in Erfahrung zu bringen ist. So jedenfalls das Bild, das bis heute in der Familie über sie tradiert wird<sup>14</sup>.

<sup>13</sup> StadtA Bad Saulgau.

<sup>14</sup> Interview mit Norbert Schuler (Enkel von Fanny Fritz) vom 17. Jan. 2019.



Abb. 3 - Die Lammbräuerei mit Mälzerei, Gasthof, Ökonomiegebäuden und Villa der Familie Fritz in Saulgau (Norbert Schuler, Mengen).

Fanny Fritz wäre möglicherweise noch ein weiterer Weg als Kommunalpolitikerin beschieden gewesen. Ihre Sache als Gemeinderätin scheint sie jedenfalls gut gemacht und ihre Wählerinnen und Wähler überzeugt zu haben, denn bei der Wahl 1922 wird sie auf sechs Jahre wiedergewählt. Doch während ihrer zweiten Legislaturperiode verstirbt Fanny Fritz nach schwerer Krankheit bereits am 6. September 1924 (Abb. 4).

Zwei Tage später erscheint in der Lokalzeitung ein winziger Artikel: *Am Samstag früh durchlief die allgemein Anteilnahme erregende Trauerkunde unsere Stadt, daß Frau Bräumeister Fritz gestorben sei. Seit Monaten zehrte ein schweres Leiden am Leben der so kräftigen, erst 50 Jahre alten Frau [...] Das Vertrauen ihrer Mitbürger berief die verständige Frau, die für ihre Mitmenschen allezeit ein wohlwollendes Herz hatte, vor 5 Jahren in den Gemeinderat, wo man ihren Rat, der stets hoch geschätzt war, sehr vermissen wird<sup>15</sup>.*

Nach dem Tod von Fanny Fritz ist es in Saulgau mit der Teilhabe von Frauen am kommunalpolitischen Geschehen für viele Jahrzehnte vorbei. Erst 1969 betritt mit Lieselotte Lohmiller (1921-2020) von der CDU wieder eine Frau die kommunalpolitische Bühne der Stadt. Am 17. April 1969 rückt sie als Ersatz für den verstorbenen Stadtrat Gerhard Stolz ins Saulgauer Stadtparlament nach. Elf Jahre lang bleibt sie dort die einzige Frau, erst bei der Wahl am 18. September 1980 bekommt sie mit Erika Kiene von der SPD eine Mitstreiterin. Im Jahr 2019 hat sich die Zahl der Frauen im Saulgauer Gemeinderat zwar auf sechs (von 27) erhöht, mit einem Anteil von 22,2 Prozent sind sie dennoch im Verhältnis zu ihrem Anteil an der Bevölkerung nach wie vor unterrepräsentiert<sup>16</sup>.

<sup>15</sup> Der Oberländer vom 8. Sept. 1924.

<sup>16</sup> Schwäbische Zeitung Bad Saulgau vom 16. März 2019.

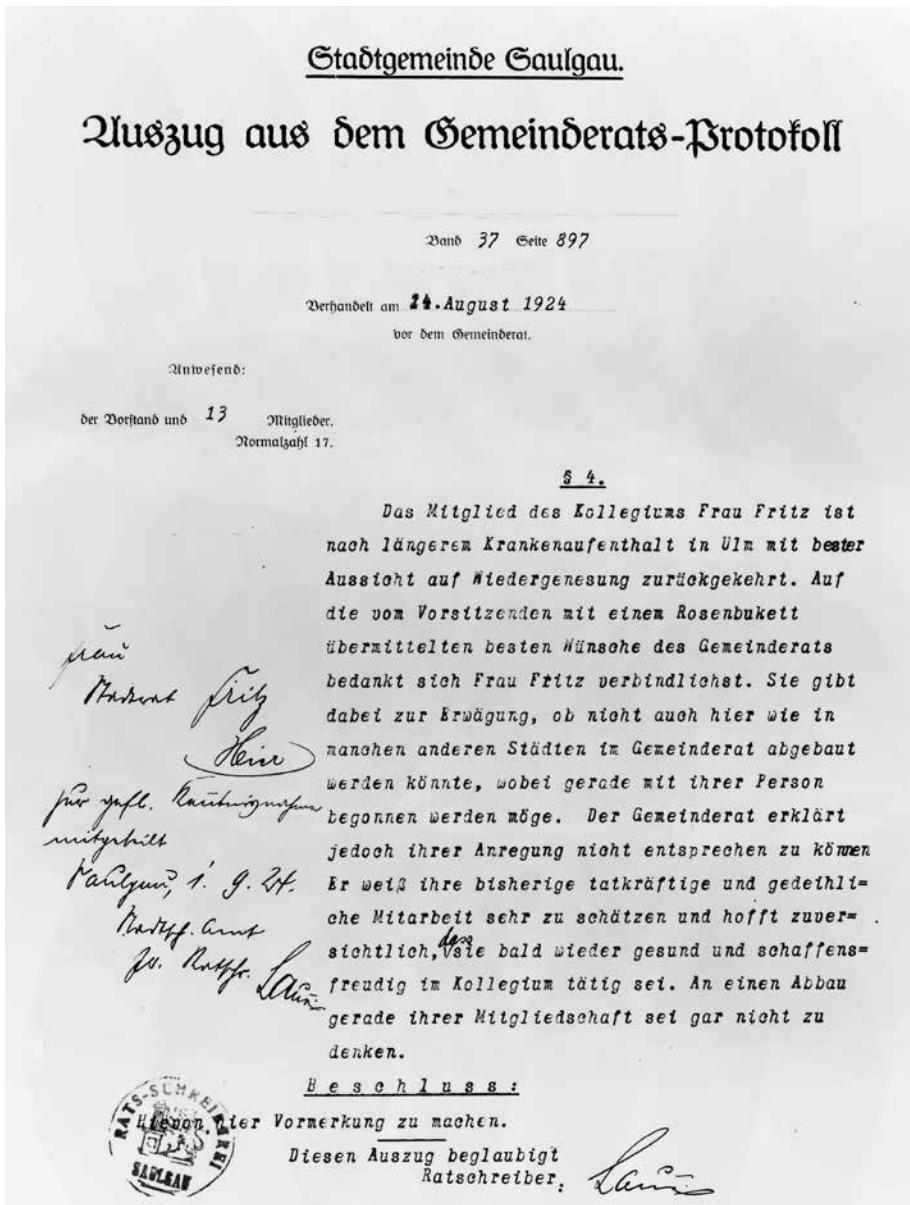


Abb. 4 - Auszug aus dem Saulgauer Gemeinderatsprotokoll vom 24. August 1924 (StadtA Bad Saulgau).

### Marie Fischer und Fanny Huber

Noch weniger als über Fanny Fritz ist über die beiden Sigmaringer Pionierinnen Marie Fischer und Fanny Huber bekannt, die bei der Stadtverordnetenwahl am 2. März 1919 als erste Frauen in das Sigmaringer Stadtparlament gewählt werden. Maria Fischer ist ledig und Damenschneiderin, Fanny Huber firmiert als *Rent-*

*amtsbuchhalters-Ehefrau* oder auch als *Frau Rentamtsbuchhalter*<sup>17</sup>. Bei der Konstituierung der Kommissionen (Ausschüsse) am 22. Mai 1919 werden Fischer und Huber, die beide der Zentrumspartei angehören, in die Armendeputation und in den Waisenrat gewählt<sup>18</sup>.

Doch während Fanny Fritz in Saulgau nach Ablauf ihrer ersten Legislaturperiode wiedergewählt wird, handelt es sich bei den Sigmaringer Rätinnen um „Eintagsfliegen“. Bei der Wahl am 5. Mai 1924 kandidieren die beiden nicht mehr. Mit der „Privatiere“ Auguste Waldraff stellt sich jedoch auf der Liste der Demokraten noch einmal eine Frau zur Wahl. Auf Platz 10 von 12 gesetzt, sind ihre Erfolgsschancen aber schon auf Grund des Listenplatzes gering. Nur die beiden erst platzierten Kandidaten, der Tierarzt Dr. Otto Keinath und der Schreinermeister August Ströbele, schaffen es ins Sigmaringer Rathaus<sup>19</sup>. Damit ist es in der Sigmaringer Kommunalpolitik mit dem „Frauenaufruch“ dann auch erst einmal vorbei. Bei den Gemeindewahlen 1929 und am 12. März 1933, der letzten sogenannten demokratischen Wahl, tauchen keine Frauen mehr als Kandidatinnen auf<sup>20</sup>.

## Gemeinderätinnen in Sigmaringen nach 1945

### Luise Leininger

Anders als in Saulgau, wo erst Ende der 1960er Jahre mit Lieselotte Lohmiller wieder eine Frau ins Stadtparlament einzieht, mischt in Sigmaringen bereits unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges eine Frau kommunalpolitisch mit, und dies fast drei Jahrzehnte lang. Allerdings ist Luise Leininger eine Ausnahmeerscheinung und kann trotz ihrer Jahrzehntelangen Präsenz im Sigmaringer Stadtrat und all der Verdienste, die sie sich als Ehrenbürgerin erworben hat, nicht als Indiz für einen kommunalpolitischen Frauenaufruch nach 1945 gelten. Ihr politisches Handeln leitet sich noch von den Maximen der bürgerlichen Frauenbewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ab. Es ist von sozialem und caritativem Engagement bestimmt, das in ihrer zutiefst christlichen Überzeugung begründet ist. Handlungsleitend ist für sie nicht der Kampf um Frauenrechte und Gleichberechtigung, sondern das Abfedern von sozialen Härten, die unmittelbare Hilfe in konkreten Notsituationen, der Dienst am Nächsten<sup>21</sup> (Abb. 5).

Luise Leininger, 1899 in der Nähe von Freiburg geboren, verheiratet mit Ludwig Leininger, Leibjäger von Friedrich Fürst von Hohenzollern, war von 1938 bis 1947 Vorsitzende des katholischen Müttervereins. 1946, von der CDU auf einen sicheren Listenplatz gesetzt, wird sie mit einem, wie es beim Sigmaringer Chronisten Franz Keller heißt, glänzenden Wahlergebnis erstmals in den Sigmaringer Stadtrat gewählt. Ihr Augenmerk gilt zunächst deutschen Soldaten, die sich in französischer Gefangenschaft befinden, für die sie mit großem persönlichen Einsatz Lebensmittel beschafft und Haferleichterungen erwirkt. Nach der Währungsreform initiiert sie die so genannte „Osthilfe“ für die Bevöl-

<sup>17</sup> Hohenzollersche Volkszeitung vom 3. März 1919.

<sup>18</sup> StA Sigmaringen Dep. 1 T 3-4. Nr. 655. Wahl der Stadtverordneten.

<sup>19</sup> StA Sigmaringen Dep. 1 T 9-10. Nr. 25. Wahlen der Stadträte und Beigeordneten 1924-1938.

<sup>20</sup> StA Sigmaringen Dep. 1 T 9-10. Nr. 25. Wahlen der Stadträte und Beigeordneten 1924-1938.

<sup>21</sup> StA Sigmaringen SA T 2 Sa 257. Materialsammlung Luise Leininger.



Abb. 5 - Luise Leininger,  
ca. 1950er Jahre.  
© Elisabeth Samson, Kleve  
(Luise Leininger-Schule  
Sigmaringen,  
Foto: Reiner Löbe).

kerung in der sowjetischen Besatzungszone sowie die Kriegsgefangenenhilfe für die Soldaten in russischer Gefangenschaft, für die sie Paketsendungen mit Lebensmitteln, Kleidung und Medikamenten organisiert. Aber auch vor Ort in Sigmaringen ist sie im Einsatz für die sozial Schwachen und Benachteiligten, kümmert sich um Arme und Alte, Kinder, Kranke und Behinderte. Als Leiterin des sozialen Frauendienstes im DRK organisiert sie Spendenaktionen für Bedürftige im gesamten Kreis. Nach der nicht konfliktfreien Ansiedlung der Bundeswehr in Sigmaringen, leistet sie Vermittlungsarbeit zwischen den Garnisonsangehörigen und der Sigmaringer Bevölkerung. 1956 wird Luise Leininger für ihr soziales Engagement mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet, 1974 zur Ehrenbürgerin der Stadt Sigmaringen ernannt. Seit 1999 trägt eine Förder- schule ihren Namen<sup>22</sup>.

Dennoch fällt, wie erst jüngst bekannt wurde, ein Schatten auf das Bild der verdienstvollen Ehrenbürgerin. Als 1957 ein Missbrauchsskandal um den Stadtpfarrer Sebastian Maier Sigmaringen erschüttert, ergreift Luise Leininger entschieden Partei für den Geistlichen. In einer von ihr einberufenen Katholikenversammlung initiiert sie eine Unterschriftenliste und hält eine flammende Rede, in der sie den des Kindesmissbrauchs beschuldigten und später dafür verurteilten Maier von jeglicher Schuld reinwäscht und seine Integrität beteuert. Gegen die

<sup>22</sup> Ebda.



Abb. 6 - Luise Leininger mit dem Sigmaringer Bürgermeister Rudolf Kuhn anlässlich der Verleihung der Ehrenbürgerschaft 1974.  
© Elisabeth Samson, Kleve  
(Luise Leininger-Schule  
Sigmaringen,  
Foto: Reiner Löbe).

Eltern, die den Missbrauch ihrer Kinder publik gemacht hatten, bezieht sie schart Position, indem sie sie der Unglaubwürdigkeit und Geschwärtzigkeit bezichtigt. Für die strenggläubige Katholikin war es undenkbar, dass der Pfarrer schuldig sein könnte<sup>23</sup> (Abb. 6).

Bei den Kommunalwahlen der 1950er Jahre kann sich Luise Leininger des Zuspruchs der Sigmaringer Wählerschaft sicher sein. Bei der Wahl am 18. November 1951 belegt sie, obwohl auf Platz vier von sieben CDU-Kandidaten, mit 1.190 Stimmen den dritten Platz hinter dem Rechtsanwalt Georg Schäfer und dem Schreinermeister Georg Gauggel<sup>24</sup>. Bei der Wahl am 11. November 1956 erzielt sie die Höchstzahl der Stimmen, nämlich 2.443, das sind mehr als doppelt so viele wie fünf Jahre zuvor<sup>25</sup> (Abb. 7).

In den 1960er Jahren kommt es bei den Gemeinderatswahlen in Sigmaringen immer wieder zu Kandidaturen von Frauen, die jedoch nur in einem Fall und auch dies nur kurzfristig von Erfolg gekrönt sind. Bei der Wahl vom 4. November 1962 rückt die Hausfrau Margarete Vollmer von der SPD ins Stadtparlament ein, wird aber bei der Wahl vom 31. Okt. 1968 nicht wiedergewählt<sup>26</sup>. Alle anderen Kandidaturen von Frauen der 1960er und frühen 1970er Jahre bleiben erfolglos. Zu ihnen gehören Karolina Kunz und Bertha Mengis beide von der

<sup>23</sup> Schwäbische Zeitung Sigmaringen vom 21. Nov. 2020.

<sup>24</sup> StA Sigmaringen Dep. 1 T 9-10. Nr. 178. Gemeinderatswahl 18. Nov. 1951.

<sup>25</sup> StA Sigmaringen Dep. 1 T 9-10. Nr. 180. Gemeinderatswahl 11. Nov. 1956.-

Vgl. Schwäbische Zeitung vom 13. Nov. 1956.

<sup>26</sup> StA Sigmaringen Dep. 1 T 9-10. Nr. 182. Gemeinderatswahl 4. Nov. 1962 und Nr. 184. Gemeinderatswahl 20. Nov. 1968.

<b>In den Stadtrat gewählt</b>							
1. Sitz	Frau Luise Leininger	CDU	2443				
2. Sitz	Dr. Hansjörg Krezdorn	Ueberparteiliche Liste	2051				
3. Sitz	Willi Hoch	CDU	2055				
4. Sitz	Helmut Dörfer	Freie Wählervereinigung	1103				
5. Sitz	Fritz Braun	Ueberparteiliche Liste	1263				
6. Sitz	Dr. Herbert Jüttner	Heimatvertriebene	801				
7. Sitz	Franz Dressel	CDU	1268				
8. Sitz	Adolf Bieger	Ueberparteiliche Liste	1201				
9. Sitz	Dr. Georg Hüpper	CDU	1177				

<b>Die 52 Stadtratsbewerber erhielten folgende Stimmen</b>								
	insges.	I	II	III	IV	V	VI	VII
<b>Stimmberechtigte</b>	4627	1005	815	532	620	531	532	592

Abb. 7 - Ausschnitt aus der Schwäbischen Zeitung Sigmaringen vom 13. Nov. 1956 (KreisA Sigmaringen XVI).

CDU, die Sozialdemokratinnen Hildegard Jakob, Gisela Matthies, Ursula Speer-Adolph und Gertrud Hilzinger, außerdem Käthe Dauber und Ruth Hoffmann von der Wahlgemeinschaft der Heimatvertriebenen, Sowjetzonenflüchtlinge und Spätheimkehrer sowie Roselyn Wehrle von der Freien Wählervereinigung<sup>27</sup>.

Luise Leininger bleibt bis zu ihrem Ausscheiden aus dem Stadtrat 1974 die einzige weibliche Konstante in der Sigmaringer Kommunalpolitik. 1975 zieht mit Karola Knäpple wieder eine Frau dauerhaft ins Sigmaringer Rathaus ein, die fünfmal wiedergewählt wird und die die Sigmaringer Kommunalpolitik über mehrere Legislaturperioden hinweg nicht zuletzt als stellvertretende Bürgermeisterin bis zu ihrem Tod im Jahr 2004 mitgestaltet hat. In den 1980/90er Jahren und nach der Jahrtausendwende sind es in den verschiedenen Legislaturperioden jeweils vier bis fünf Frauen, die im Sigmaringer Stadtrat vertreten sind. Bezeichnend ist hierbei die Kontinuität, mit der die Frauen kandidieren und regelmäßig wiedergewählt werden, wie etwa das Beispiel von Ulrike Tyrs oder Susanne Fuchs zeigt, die bereits über mehrere Legislaturperioden hinweg dem Sigmaringer Stadtrat angehören. Der Stand im Jahr 2019 ist: acht von 29 Abgeordneten im Sigmaringer Stadtparlament sind Frauen<sup>28</sup>.

### Die 1980er Jahre: der Aufbruch

In der Weimarer Republik und auch nach 1949 war der Frauenanteil im Reichsbzw. Bundestag stets unter der Zehnprozentmarke geblieben, die erstmals in den 1980er Jahren übersprungen wird. Bei der Bundestagswahl 1987 gingen 80 der

<sup>27</sup> StA Sigmaringen Dep. 1 T 9-10. Nr. 183. Gemeinderatswahl 7. Nov. 1965 und Nr. 185. Gemeinderatswahl 24. Okt. 1971.

<sup>28</sup> Ergebnis der Gemeinderatswahl 2014 Sigmaringen, <http://wahlen11.rz-kiru.de/08437104/W/GR2014barr.html> (Zugriff: 02.01.2019).

514 Mandate an Frauen, was einem Anteil von 15,4 Prozent entspricht<sup>29</sup>. Damit stieg der Frauenanteil im Bundestag erstmals seit Gründung der Bundesrepublik auf über zehn Prozent. Während in den Fraktionen von CDU, SPD und FDP der Frauenanteil weit unter 20 Prozent blieb, hatten die Frauen in der Grünen-Fraktion damals die Mehrheit (56,8 Prozent)<sup>30</sup>.

Der Frauen-Aufbruch der 1980er Jahre lässt sich aber nicht nur an der quantitativen Zunahme der Mandatsträgerinnen ablesen. Vor allem wird der Aufbruch von einem neuen Frauentyp getragen, der bereits von der Frauenbewegung der 1970er Jahre geprägt ist. Es sind dies die Frauen, die sich vom klassischen Rollenbild zu lösen beginnen und um Gleichberechtigung in allen Lebensbereichen kämpfen, im Beruf, in der Gesellschaft, in der Familie, in der Partnerschaft.

Mit der Gründung autonomer Frauengruppen, Netzwerken und Initiativen hatten Frauen in den 1970er Jahren erstmals öffentlichkeitswirksam auf Benachteiligungen aufmerksam gemacht. Beteilt waren Frauen völlig unterschiedlicher politischer Richtungen, die sich in ihren Hauptforderungen wie dem Recht auf Selbstbestimmung oder die Abschaffung des § 218 weitgehend einig waren. Zu den Errungenschaften aus dieser Zeit gehören das neue Eherecht (1977), durch das die „Hausfrauenehe“ abgeschafft wurde, die die Frau zur Haushaltsführung verpflichtete, die Reformierung des Scheidungsrechts (1977), wodurch das Schuldprinzip entfiel sowie die Verabschiedung des Gesetzes zur Gleichbehandlung von Frauen und Männern am Arbeitsplatz (1980)<sup>31</sup>. Die ersten Frauenhäuser entstehen, Frauengruppen bieten Beratung und Unterstützung für Frauen, die Opfer von sexueller Gewalt geworden waren, an. Die Aktivistinnen schufen eigene Strukturen und Medien, um ihre Ideen zu verbreiten. Sie gründeten Frauerverlage, die feministische Literatur und Frauenkalender veröffentlichten. Sie gaben eigene Zeitschriften heraus, wie COURAGE (1976–1984) und EMMA, die 1977 von Alice Schwarzer gegründet wurde und bis heute besteht. Bundesweit entstanden Frauenzentren, Frauencafés, Frauenkneipen, Frauenbuchhandlungen, Frauentheatergruppen, Frauenbands, Frauenkabarett u.v.m. In den 1980er Jahren führte die zunehmende Ausdifferenzierung und Institutionalisierung der Frauenbewegung zur Einrichtung beispielsweise von Frauenforschungszentren und Gleichstellungsstellen<sup>32</sup>.

## Die Kreisrätin Elisabeth Volk

Eine Pionierin und Zeitzeugin des Aufbruchs der 1980er Jahre, der auch im Kreis Sigmaringen seinen Wiederhall fand, ist Elisabeth Volk, die am 28. Oktober 1979 in den Sigmaringer Kreistag gewählt wird und über vier Legislaturperioden hinweg bis 1999 als Kreisrätin aktiv war (Abb. 8).

Elisabeth Volk, die das politische Geschehen heute noch mit wachem und kritischem Blick verfolgt, hat in einem Interview mit der Autorin bemerkenswerte

<sup>29</sup> Zum Frauenanteil an den Gewählten bei Parlamentswahlen in der Weimarer Republik und der Bundesrepublik Deutschland 1919 und 2017. Vgl. Elisabeth Glück: 100 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland. In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 10 (2018) S. 4, <https://www.statistik-bw.de/Service/Veroeff/Monatshefte/20181001>.

<sup>30</sup> Ebda., S. 9.- Vgl. auch: Ungleichheit im Bundestag. In: Die ZEIT Nr. 6 vom 31. Jan. 2019. S. 3.

<sup>31</sup> Geschichte der Frauenbewegung im bundesdeutschen Kontext: <https://www.uni-bielefeld.de/gender-texte/geschichte-der-frauenbewegung> (Zugriff: 21.02.2019).

<sup>32</sup> Ebda.



Abb. 8 - Elisabeth Volk.  
Aufnahme von 1979  
(Foto: Reiner Löbe)

Einblicke in ihre Erfahrungen und Erlebnisse als Kommunalpolitikerin gegeben und auch ihre Beobachtungen und Einschätzungen im Hinblick auf die aktuelle Situation von Frauen in der Kommunalpolitik erläutert<sup>33</sup>.

Auch wenn Elisabeth Volks aktive Zeit als Kommunalpolitikerin nun schon zwei Jahrzehnte zurückliegt, trifft vieles, was sie aus ihrer Zeit als Kreisrätin berichtet, heute noch zu. Trotz vieler Veränderungen sind Frauen, die in die Kommunalpolitik gehen, nach wie vor mit Strukturen, Bedingungen und Denkweisen konfrontiert, die schon zu Elisabeth Volks Zeit Gültigkeit hatten. Deshalb wird bei der Schilderung ihres politischen Werdegangs immer wieder auf die aktuelle Situation Bezug genommen und es werden an mehreren Stellen die Erfahrungen und Einschätzungen ihrer Nachfolgerinnen in die Darstellung eingeflochten. Untermauert werden diese Ausführungen mit den Ergebnissen der Studie „Engagiert vor Ort – Wege und Erfahrungen von Kommunalpolitikerinnen“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend<sup>34</sup>.

---

<sup>33</sup> Interview mit Elisabeth Volk vom 25. Okt. 2018.

<sup>34</sup> Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Engagiert vor Ort – Wege und Erfahrungen von Kommunalpolitikerinnen, Berlin 2014. Im Mittelpunkt der Studie stehen die Erfolgsfaktoren, die den Einstieg von Frauen in kommunalpolitische Ämter sowie deren Aufstieg in der Kommunalpolitik begünstigen. Die bundesweite Befragung wurde von der Europäischen Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft, Berlin (EAF) durchgeführt. Über 1.000 Stadt- und Gemeinderätinnen aus mehr als 500 repräsentativ gewählten Städten und Gemeinden wurden befragt sowie 24 Intensivinterviews mit ehren- und hauptamtlichen Kommunalpolitikerinnen geführt, in denen die Frauen berichtet haben, wie sie Kommunalpolitikerinnen geworden sind und welche Erfahrungen sie als solche gemacht haben. „Engagiert vor Ort – Wege und Erfahrungen von Kommunalpolitikerinnen“ ist die bisher um-

Ihr Interesse für Politik teilte Elisabeth Volk, die 1968 in die CDU eingetreten war, mit ihrem Mann, der ebenfalls CDU-Mitglied und Schriftführer im Ortsverband Laiz war. Über ihr politisches Engagement erzählt sie rückblickend: Wir haben das zusammen gemacht und spricht damit eine wichtige, bis heute gültige Voraussetzung für den Sprung von Frauen in die Kommunalpolitik an, nämlich, dass der Partner mit der politischen Aktivität der Frau zumindest einverstanden ist und sie gewähren lässt. Ohne die Rückendeckung des Partners ist für Frauen eine kommunalpolitische Laufbahn kaum realisierbar, stellt die Studie „Engagiert vor Ort“ fest: „Aktiv unterstützende Partner beteiligen sich [...] an der Familien- und Hausarbeit und halten ihrer Partnerin zumindest teilweise den Rücken frei“<sup>35</sup>.

In der Zeit, als Elisabeth Volk in die Kommunalpolitik geht, liegt die Vereinbarkeit von Familie und Frauenerwerbstätigkeit noch in weiter Ferne. Nach der Geburt ihrer beiden Kinder entscheidet sich Elisabeth Volk, die bis dahin berufstätig gewesen war, zu Hause zu bleiben und sich ihren Kindern zu widmen, eine Entscheidung, die sie auch heute noch richtig findet. Die Familie hatte Priorität, zumal sie sich bewusst war, dass, *sobald Kinder da waren, wurde für Frauen alles schwerer*. Berufstätigkeit und Familie miteinander zu verbinden, sei schon unendlich schwierig gewesen, sich dann aber auch noch politisch zu engagieren, wäre gar nicht gegangen, resümiert sie rückblickend<sup>36</sup>.

Das ist ein Problem, das seine Brisanz bis heute nicht verloren hat. Die Studie „Engagiert vor Ort“ kommt zu dem Schluss: „Gegenwärtig ist die Vereinbarkeit von Vollzeit-Erwerbstätigkeit, Kindererziehung und kommunalpolitischem Engagement vorwiegend im zeitlichen Nacheinander möglich, d. h. wenn die Kinder ‚aus dem Gröbsten raus sind‘ und/oder die Frauen nicht in Vollzeit, sondern in Teilzeit arbeiten. Zwar haben 71 Prozent der Kommunalpolitikerinnen Kinder, von den Müttern engagieren sich die meisten (61 Prozent) allerdings erst zu einem Zeitpunkt, an dem ihre Kinder über 16 Jahre alt und somit relativ selbstständig sind. Nur ein geringer Anteil (7 Prozent) der Mütter hat Kleinkinder im Vorschulalter“<sup>37</sup>.

Nachdem ihre Kinder eingeschult sind, nimmt Elisabeth Volk die Gelegenheit wahr, sich ehrenamtlich in der Elternarbeit zu engagieren. Auch das ist für den Werdegang von Kommunalpolitikerinnen exemplarisch, wie Claudia Baur, von 1994 bis 2014 Gemeinderätin im Mengen und von 1995 bis 2016 Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragte des Landkreises Sigmaringen feststellt: *Die Frauen die sich in der Kommunalpolitik engagiert haben, kamen überwiegend aus der Elternarbeit, die wurden im Kindergarten oder in der Schule als Elternvertreterin gewählt und gerieten so ins Blickfeld der Parteien. Die hat man dann auch gefragt, ob sie kandidieren möchten.* So seien es dann auch weniger berufstätige Frauen gewesen, die in die Kommunalpolitik gingen, sondern vor allem Frauen, die aus dem Ehrenamt kamen und dann die Themen aus ihrem ehrenamtlichen Engage-

---

fangreichste Untersuchung über Deutschlands Kommunalpolitikerinnen. Sie liefert empirische Daten zum soziodemografischen Hintergrund ebenso wie zu den Ein- und Aufstiegs wegen von Kommunalpolitikerinnen. Auf den Ergebnissen aufbauend bietet die Studie differenzierte Handlungsempfehlungen, wie der Frauenanteil in der Kommunalpolitik nachhaltig erhöht werden kann.

<sup>35</sup> Engagiert vor Ort (wie Anm. 34) S. 33.

<sup>36</sup> Interview mit Elisabeth Volk (wie Anm. 33).

<sup>37</sup> Engagiert vor Ort (wie Anm. 34) S. 19.



Abb. 9 - Wahlbroschüre anlässlich der Kreistagswahl 1979 mit Elisabeth Volk auf dem letzten Listenplatz (Elisabeth Volk, Sigmaringen).

ment in die Kommunalpolitik hineingetragen und besetzt haben. Das habe dazu geführt, dass Frauen lange stark auf soziale Themen fokussiert blieben<sup>38</sup>.

Eine wichtige Voraussetzung für den Start in die Kommunalpolitik ist auch der Bekanntheitsgrad einer potentiellen Kandidatin. Damit das Umfeld auf mögliche Mandatsträgerinnen aufmerksam wird, spielt das vorangegangene zivilgesellschaftliche Engagement eine zentrale Rolle. Dadurch kommen Frauen mit kommunalpolitischen Gremien in Kontakt, sie können sich in ihrer Kommune einen Namen machen und den Respekt der örtlichen Parteien erlangen<sup>39</sup>.

Ihrem Bekanntheitsgrad in Laiz verdankt auch Elisabeth Volk es, dass sie vom CDU-Ortsverband für die Kreistagswahl 1979 als Kandidatin vorgeschlagen wird. Der Ortsvereinsvorsitzende sei der Meinung gewesen, dass, *es mal gut wäre, eine Frau aufzustellen* und versuchte, Elisabeth Volk die Kandidatur schmackhaft zu machen. Im Rückblick kommentiert sie das so: *Ich bin da reingetappt. Interessiert war ich. Kannst dich ja aufstellen lassen, das wird ja eh nix*, habe sie gedacht. Obwohl auf der vom Stadtverband Sigmaringen aufgestellten Liste an letzter Stelle platziert, wird Elisabeth Volk auf Anhieb in den Kreistag gewählt. Nach Alfred Niklas und Anton Kirsch findet sie sich an dritter Stelle wieder: *Die haben mich auf den letzten Platz gesetzt, aber das Wählervotum war anders. Die dachten wohl, eine kleine Hausfrau will da mitmischen, und dann bring ich denen den 3. Platz. Das war die Sensation*, freut sie sich noch Jahrzehnte später, als sie von ihrem Wahlerfolg erzählt<sup>40</sup> (Abb. 9, Abb. 10).

<sup>38</sup> Interview mit Claudia Baur vom 4. Jan. 2019.

<sup>39</sup> Engagierte vor Ort (wie Anm. 34) S. 18.

<sup>40</sup> Interview mit Elisabeth Volk (wie Anm. 33).



Abb. 10 - Gruppenbild mit Dame. Der Kreistag 1979/1984. Elisabeth Volk, einziges weibliches Kreistagsmitglied, in der ersten Reihe direkt neben Landrat Jürgen Binder (KreisA Sigmaringen).

Auch der Start von Elisabeth Volks politischer Karriere ist exemplarisch und unterliegt heute noch denselben Mechanismen. Damals wie heute braucht der Einstieg in die Kommunalpolitik Impulse von außen. Auch aktuell entscheiden sich nur etwa ein Drittel der Kommunalpolitikerinnen aus eigenem Antrieb für eine Kandidatur oder sie „rutschen einfach so in die Kommunalpolitik hinein“. Die Mehrheit aber, nämlich 62 Prozent bekommt den Anstoß von außen, indem sie von Personen aus politischen Zusammenhängen wie Parteimitgliedern oder Gemeinderäten angesprochen und zur Übernahme eines politischen Amtes motiviert wird<sup>41</sup>.

### Frauen machen eine andere Politik

Als Kreisrätin sieht Elisabeth Volk den Schwerpunkt ihrer Arbeit in der Familien- und Sozialpolitik, denn im täglichen Leben sind Frauen doch immer wieder damit konfrontiert. Soziale Themen, ist Elisabeth Volk überzeugt, lägen den Frauen näher, allein schon wegen der Kinder. Im Kreistag gehörte Elisabeth Volk dem Sozial- und Krankenhausausschuss sowie dem Jugendhilfeausschuss an. Die Schülermensa in der Geschwister-Scholl-Schule beispielsweise, ist nur eine der vielen Einrichtungen, die auf die Initiative der engagierten Kreisrätin zurückgehen. Elisabeth Volk machte sich in vielen sozialen Bereichen stark, in der Suchtberatung sowie in der Blinden-, Alten- und Behindertenhilfe. Sie vertrat

<sup>41</sup> Engagiert vor Ort (wie Anm. 34) S. 19.

den Kreis im Fachausschuss Sozialhilfe beim Landeswohlfahrtsverband. Beim Projekt Ateliers im Alten Schlachthof setzte sie sich für arbeitslose Jugendliche ein, die dort bei der Restaurierung des Alten Schlachthofs mithelfen konnten. Auch beim Aufbau des Frauenbegegnungszentrums wirkte sie mit<sup>42</sup>. Sie informierte sich stets vor Ort, suchte und pflegte den direkten Kontakt zu den Menschen, baute Netzwerke auf. *Frauen machen eine andere Politik, ist Elisabeth Volk überzeugt. Sie gehen tiefer rein*<sup>43</sup>. Und sie sorgen für ein breiteres und ausgewogenes Themenspektrum in den Kommunalparlamenten, konstatiert auch die langjährige Sigmaringer Stadträtin Susanne Fuchs: *Frauen bringen den Alltag in die Kommunalpolitik*. Sie positionieren Themen, auf die Männer von sich aus gar nicht kämen, ob es nun die Einführung von Niederflurbussen, die Einrichtung von städtischen Toiletten, ein Sonnensegel für den Kinderspielplatz oder die einkommensabhängige Kita-Gebühr sind. Themen, deren Relevanz sich Frauen oft durch die Erziehungsarbeit erschließt<sup>44</sup>.

Elisabeth Volk gehört zu einer Generation von Kommunalpolitikerinnen, denen noch die Rolle der sogenannten *Sozial-Tante* zugeschrieben wurde. Als solche sei sie dann auch aus ihrer eigenen Partei *angeschlossen* worden, wie sie selbst sagt: die Sozial-Tante die zu viel Geld koste und schuld daran sei, dass so viel Sozialhilfe gezahlt werden müsse. Hinsichtlich der Schulsozialarbeit beispielsweise habe die Meinung geherrscht, da es das früher nicht gegeben habe, brauche man das jetzt auch nicht<sup>45</sup>.

### Von den Schwierigkeiten mit den männlichen Kollegen

Auf die Frage, wie es ihr nach ihrem Einzug in den Kreistag ergangen sei, meint Elisabeth Volk lakonisch: *das war ein Männerhaufen*. Der Umgang mit den Männern sei in vielerlei Hinsicht nicht einfach gewesen: *Ich habe schon einen Kampf gehabt mit den Männern*. Der Bürgermeister von Gammertingen pflegte, wenn sie zur Kreistagssitzung erschien, herablassend zu fragen, ob ihr Mann heute auch etwas zum Essen bekäme und ob der Wäscheborl leer sei<sup>46</sup>.

Einen schweren Stand hatte Elisabeth Volk auch auf Grund der Tatsache, dass sie nichts vom strikten Festhalten an der Parteiräson hielt. Orientiert habe sie sich stets am Grundsatzprogramm und den Statuten der CDU, an die sie sich immer gehalten habe. Richtungsweisend sei für sie der Eid gewesen, der sie dazu verpflichtete, zum Wohle der gesamten Kreisbevölkerung tätig zu sein. Wenn sie von einer Sache überzeugt war, suchte sie sich Verbündete, auch fraktionsübergreifend. Oft stellte sie sich gegen die Parteilinie, was ihr viele Probleme mit den Parteikollegen einbrachte. Wie etwa bei der Besetzung der Stelle der Frauenbeauftragten 1995, als Elisabeth Volk für die SPD-Kandidatin Claudia Baur stimmte, obwohl sich auch eine CDU-Frau beworben hatte. Daraufhin sei sie vom Kreisvorsitzenden ihrer Partei so wörtlich zur Sau gemacht worden. Rückblickend resümiert sie: Ich habe sie viel geärgert. Und das ist auch gut so. Ich

---

<sup>42</sup> Schwäbische Zeitung Sigmaringen vom 19. Jan. 1998.

<sup>43</sup> Interview mit Elisabeth Volk (wie Anm. 33).

<sup>44</sup> Interview mit Susanne Fuchs von 7. Feb. 2019.

<sup>45</sup> Interview mit Elisabeth Volk (wie Anm. 33).

<sup>46</sup> Interview mit Elisabeth Volk (wie Anm. 33).

war unbequem für viele. Ich bekam keine Hilfe. Wurde eher gebremst. Aber das stärkt einen, dass macht einen unabhängig von der Partei. Und der Erfolg gab ihr Recht. In all den Jahren im Kreistag habe sie von allen Frauen immer die meisten Stimmen geholt, erzählt sie stolz<sup>47</sup>.

Dennoch war Elisabeth Volk im Umgang mit den männlichen Kollegen im Kreistag nicht auf Gegnerschaft bedacht. Es sei nicht sinnvoll, Politik als Kampfarena zu betrachten: *Ich versuche mit Argumenten zu überzeugen und halte nichts vom harten Kurs*, sagte sie einmal in einem Zeitungsinterview<sup>48</sup>.

Für die Männer war der Umgang mit den Kreistagskolleginnen ein schwieriger Lernprozess, zumal sie ein ganz anderes Frauenbild hatten. Aus ihren Berufen seien sie es gewöhnt gewesen, so Elisabeth Volk, *dass ihre Mitarbeiterinnen kuschen*<sup>49</sup>. Diese Einschätzung teilt auch Claudia Baur auf Grund ihrer Erfahrung aus dem Mengener Gemeinderat: *In so einem Gemeinderat bildet sich ab, was in der Gesellschaft los ist. Frauen, die intelligent sind und sich trauen, etwas zu sagen, mit denen kam einer, der ein anderes Frauenbild hatte, nicht klar. Der wäre mit so einer Ehefrau genauso wenig klargekommen. Ihr Frauenbild nahmen die Männer ja mit ins Gremium*<sup>50</sup>. Damals vertraten Männer noch Meinungen, die sich heute keiner mehr trauen würde, offen auszusprechen. So wurden beispielsweise Frauen, die arbeiten gingen und ihre Kinder frühzeitig in eine Kita gaben, als schlechte Mütter abgestempelt. Frauen gehören nach Hause, weil es das Beste für die Kinder sei, war die einhellige Meinung, die damals ohne Hemmungen ausgesprochen wurde. Diese Einstellung konnte entscheidend sein, wenn es um den Ausbau von Kindergartenplätzen oder die Öffnungszeiten von Kitas ging<sup>51</sup>.

## Das weibliche Rollenbild im Wandel

Mit dem in den 1990er Jahren herrschenden Frauenbild tat sich auch die heutige Landrätin des Landkreises Sigmaringen Stefanie Bürkle in ihrer eigenen Partei schwer. Nach Auffassung der CDU sah die Aufgabenverteilung so aus, dass der Mann für das Gesellschaftliche und den Broterwerb zuständig ist, die Frau für das Funktionieren der Familie. Dass Frauen arbeiten wollen, war bei diesem traditionellen Rollenverständnis überhaupt nicht vorgesehen. Stefanie Bürkle erinnert sich an eine Rede Erwin Teufels, bei der sie *kochend* im Saal saß. Die Politik müsse alles tun, hatte Teufel postuliert, damit Frauen nicht arbeiten gehen müssen. Stefanie Bürkle und ihre Mitstreiterinnen sahen Berufstätigkeit und Familie jedoch nicht als Gegensätze an, die sich ausschließen. Nach ihrer Überzeugung sollten Frauen in ihrer Entscheidung, wie sie leben möchten, frei sein. Und jede Entscheidung sollte akzeptiert werden: *Ich bin auch nicht dafür, dass jemand etwas gegen sein Naturell und gegen seinen Willen tut, aber es gibt verschiedene Facetten. Ich für mich hatte immer das Bild, dass ich auf der einen Seite Familie haben wollte, ja, aber auch etwas, was mich als Mensch sonst noch ausmacht. Meine sonstigen Fähigkeiten wollte ich auch in der Berufstätigkeit wie-*

<sup>47</sup> Ebda.

<sup>48</sup> Kreisanzeiger vom 22. April 1982.

<sup>49</sup> Interview mit Elisabeth Volk (wie Anm. 33).

<sup>50</sup> Interview mit Claudia Baur (wie Anm. 38).

<sup>51</sup> Ebda.

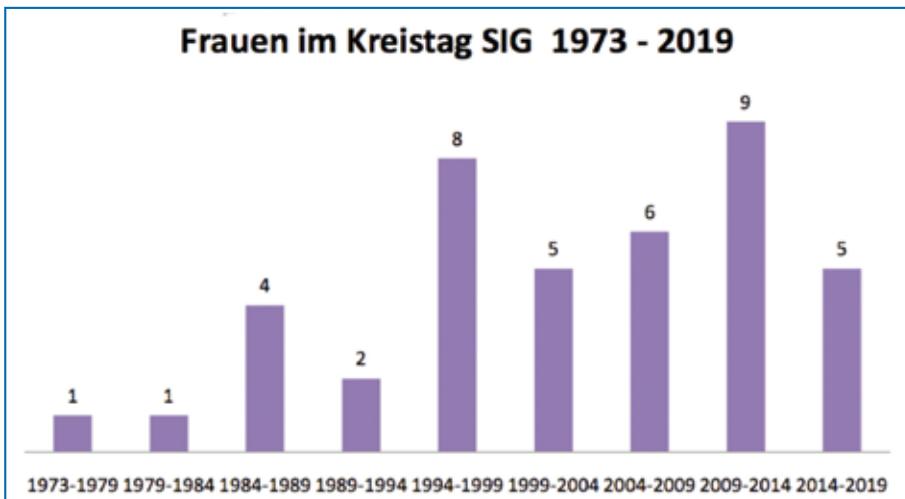


Abb. 11 und 12 - Frauenanteil im Kreistag Sigmaringen 1973-2019 (KreisA Sigmaringen).

dergespiegelt wissen<sup>52</sup>. Von einem solchen Frauenbild war die CDU vor der Jahrtausendwende noch weit entfernt. Aber die jungen Frauen in der Jungen Union machten sich gemeinsam auf den Weg, bauten Netzwerke auf, trugen ihre Themen in die Parteigremien, positionierten sich. Wenn es uns gelingt innerhalb der CDU etwas zu verändern, dann verändern wir auch Gesellschaft, wir haben bewusst den Weg in dieser Partei, die sich an dieser Stelle schwer tat mit uns, gewählt, berichtet die Landrätin rückblickend über den Frauenaufbruch in ihrer Partei<sup>53</sup>.

<sup>52</sup> Interview mit Stefanie Bürkle vom 15. Nov. 2018.

<sup>53</sup> Ebda.

Der Wandel des Frauenbilds und die zunehmende Bereitschaft von Frauen, sich gesellschaftlich und politisch zu engagieren, schlugen sich allmählich auch im Kreistag Sigmaringen nieder. Hatte Elisabeth Volk in der Legislaturperiode 1979/1984 als einziges weibliches Kreistagsmitglied die Position einer Einzelkämpferin inne, bekommt sie in der nächsten Legislaturperiode 1984/89 gleich drei Mitstreiterinnen: Rosmarie Beck von den Freien Wählern, Karin Bosch von den Grünen und Karola Knäpple von der CDU. Im Kreistag 1989/94 geht die Zahl der Mandatsträgerinnen mit Elisabeth Volk und der Sigmaringer DGB-Kreisvorsitzenden Hildegard Wieden von der SPD auf zwei zurück<sup>54</sup>. 1994/99 sind es acht Frauen im Sigmaringer Kreistag, 1999/2004 fünf und 2004/2009 sechs. 2009/2014 wird ein Höchststand mit neun Kreisrätinnen erreicht. Mit fünf Frauen in der Legislaturperiode 2014/2019 ist die Zahl jedoch wieder rückläufig<sup>55</sup> (Abb. 11, Abb. 12).

Was die Kontinuität angeht, so gehörte Elisabeth Volk über vier Legislaturperioden hinweg dem Kreistag an, Toni Teufel von der CDU drei Mal, Ursel Böhme und Doris Gaßmaier, beide SPD, jeweils zwei Mal und Viktoria Gombold-Diels von der CDU vier Mal. Was die Parteizugehörigkeit der Rätinnen über den Zeitraum seit 1973 hinweg bis heute angeht, liegt die CDU bei der Zahl der Mandate klar vorne, 18 Mal ist ein weibliches CDU-Mitglied im Kreistag vertreten. Bei den Freien Wählern sind es acht und bei der SPD und den Grünen jeweils sieben. Waren die Kreisrätinnen der 1980er Jahre in erster Linie Hausfrauen, geht die Entwicklung in den 1990er Jahren klar in Richtung der berufstätigen Frau mit einer qualifizierten Berufsausbildung<sup>56</sup>.

## Eine neue Generation

Gehört Elisabeth Volk zu den Pionierinnen des Frauenaufbruchs der 1980er Jahre, haben wir es heute mit einer neuen Generation von Kommunalpolitikerinnen zu tun, die auf dem von ihren Vorgängerinnen Erkämpften und Erreichten aufbauen und zukunftsweisende Wege gehen können. Der Kreistag Sigmaringen ist dafür exemplarisch (Abb. 13).

In der Legislaturperiode 2014/2019 umfasste der Kreistag 42 Mitglieder, davon fünf Frauen, was einem Anteil von 11,9 Prozent entspricht. Zwei der Frauen hatten den Fraktionsvorsitz inne, nämlich Doris Schröter von der Freien Wählervereinigung (FWV), die gleichzeitig auch Bürgermeisterin von Bad Saulgau ist, sowie Susanne Scham von den Grünen<sup>57</sup>. Betrachtet man die Rolle dieser fünf Frauen im Kreisparlament wäre es jedoch verfehlt, diese an der Zahl fünf bzw. ihrem – tatsächlich niedrigen – Anteil von rd. 12 Prozent festzumachen. Aus diesen Zahlen lässt sich nicht ableiten, welches Gewicht Frauen im Gremium haben und welchen Einfluss sie auf die Kreispolitik ausüben. Die Landrätin analysiert:

<sup>54</sup> Angela Vielstich: Die Mitglieder des Landkreises Sigmaringen 1972-2004. In: Dirk Gaerte (Hg.): 30 Jahre Dreiländerkreis Sigmaringen 1973-2003. Sigmaringen 2004. S. 49-60.

<sup>55</sup> Ebda.- Siehe auch <http://www.landkreis-sigmaringen.de/de/Kreistag/Mitglieder> (Zugriff: 03.01.2019). Handbuch der Kreisräte. Hg. vom Landratsamt Sigmaringen.

<sup>56</sup> Vielstich (wie Anm. 54). Vgl. auch: [www.landkreis-sigmaringen.de](http://www.landkreis-sigmaringen.de).

<sup>57</sup> Gremientübersicht des Kreistags: Landkreis Sigmaringen. Kreistagswahl vom 25. Mai 2014 und Sitzungen des Kreistags vom 25. Juli 2014 (Konstitution). Hg. von der Zentralstelle des Landratsamtes Sigmaringen.



Abb. 13 - Der Kreistag 2014/2019 bei seiner Konstitution am 25. Juli 2014 mit fünf Kreisrätinnen und Landrätin Stefanie Bürkle, 1. Reihe 2. von links (KreisA Sigmaringen).

*Die Zahl 37,5 drückt in meinen Augen nicht wirklich die Erfolgsquote dessen, was erreicht werden kann, [...] aus. Jede der fünf Frauen ist äußerst aktiv, selbstbewusst, positioniert ihre Themen taktisch klug, leistet in den jeweiligen Fraktionen Überzeugungsarbeit. Worauf es ankomme sei, ob diejenige selbst eine Vorstellung davon hat, was sie erreichen möchte, ob sie das Selbstbewusstsein hat, die Stimme zu erheben, sich zu artikulieren und ihren Standpunkt zu formulieren. Und ob sie die Begabung hat, Netzwerke zu bilden und Mehrheiten zu organisieren. Und da würde ich behaupten, die fünf Kreisrätinnen haben das. Deshalb werden die Positionen, die diese fünf Frauen vertreten, sehr, sehr häufig dann auch zu Mehrheitspositionen. Die wissen was sie wollen, sie argumentieren gut, sie organisieren in ihren Fraktionen die Mehrheiten, sie werben gut dafür, und weil sie überzeugen, schließt sich dann die Mehrheit an. Meine Wahrnehmung ist, dass das, was diese fünf Frauen positionieren, zu 95 Prozent durchgeht. Also die haben eine irre Erfolgsquote<sup>58</sup>.*

Allerdings, davon ist Stefanie Bürkle überzeugt, eine allein würde wahrscheinlich wenig bewirken. Die Landrätin betont, dass die Notwendigkeit, sich zu vernetzen, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Sie selbst hatte bereits am Anfang ihrer politischen Karriere in der Jungen Union einen „Arbeitskreis Frauen“ gegründet und geleitet. Die Frauen des Netzwerks formulierten ihre Themen, besetzten Positionen in den Parteiverbänden und Gremien und kandidierten für Ämter, um ihre Inhalte auch umsetzen zu können. *Wir waren nie allein, wir haben immer geschaut, dass wir als Netzwerk unterwegs sind. DAS IST DER SCHLÜSSEL. Dann haben wir ausklamäusert, wer bei welcher Wahl,*

<sup>58</sup> Interview mit Stefanie Bürkle (wie Anm. 52).

*die besten Chancen hat. Mal war's die eine, mal war's die andere. Das hat sich dann wechselseitig befruchtet<sup>59</sup>.*

Die Frage, ob Politikerinnen heute noch auf spezifische Frauenthemen wie Soziales, Bildung oder Gesundheit festgelegt sind, beantwortet Stefanie Bürkle mit einem klaren Nein. Und das ist gut so, betont die Landrätin, Frauen würden gut daran tun, sich beispielsweise um das Thema Finanzen zu kümmern, denn *bei Finanzen wird politischer Inhalt verbindlich*. Was das Themenspektrum angeht, limitieren Frauen sich selbst nicht mehr und lassen sich auch nicht limitieren. *Und ich habe nicht den Eindruck, dass Männer sie in diese Schubladen stecken*. Wenn über Inhalte diskutiert wird, dann ist, so die Einschätzung von Stefanie Bürkle, die Geschlechtszugehörigkeit heute nicht mehr relevant: *Es hat sich in meinen Augen bei beiden Geschlechtern komplett emanzipiert. Es ist ein Mit-einander geworden. So muss es auch sein*. Wichtig sei es, dass Parlamente einen breiten Mix an Geschlechtern, Berufen und Altersgruppen aufweisen, um verschiedene Perspektiven reinzubringen<sup>60</sup>.

Verändert hat sich in der Tendenz gegenüber der Situation von vor 20, 25 Jahren, so die Wahrnehmung der Landrätin, auch das Verhaltensmuster der Frauen. Damals waren Frauen in der Formulierung von Positionen und Inhalten zurückhaltender. Sie waren eher bereit, sich von einem Mann etwas sagen zu lassen und sich dieser Position anzuschließen. Sie handelten nicht aus Eigeninitiative, sondern aus einer dienenden oder flankierenden Haltung heraus. Dieses, damals sehr verbreitete Muster hat sich, zwar nicht bei allen Frauen, aber doch signifikant dahingehend verändert, dass Frauen heute eher bereit sind, Themen selbst zu setzen und dann schauen, wo sie – bei beiden Geschlechtern – ihre Unterstützer finden<sup>61</sup>.

### **Permanente Herausforderung: die Unterrepräsentanz**

Trotz dieser positiven Entwicklungen, die Unterrepräsentanz von Frauen in den Parlamenten – auf allen Ebenen – gehört auch 100 Jahre nach Einführung des Frauenwahlrechts immer noch zum politischen Alltag. Nachdem 2013 der Frauenanteil von 36,3 Prozent im Bundestag seinen bisherigen Höchststand erreicht hatte, sank dieser bei der letzten Bundestagswahl 2017 wieder um 5,4 Prozentpunkte auf 30,9 Prozent und fiel damit auf das Niveau von 1998 zurück. Insbesondere der erstmalige Einzug der AFD hat zu diesem Rückgang des Frauenanteils beigetragen. Die Partei bildet mit 92 Abgeordneten die drittstärkste Kraft im Parlament, allerdings sind lediglich 10,8 Prozent der Abgeordneten Frauen<sup>62</sup>.

Was den Frauenanteil auf Landesebene betrifft, so betrug dieser im Landtag von Baden-Württemberg nach der letzten Landtagswahl 2016 24,5 Prozent<sup>63</sup>.

---

<sup>59</sup> Ebda.

<sup>60</sup> Ebda.

<sup>61</sup> Ebda.

<sup>62</sup> Glück (wie Anm. 29) S. 8ff. Zu den jeweiligen Frauenanteilen in Prozent, <http://frauen-macht-politik.de/infothek> (Zugriff: 03.01.2019).

<sup>63</sup> Ebda.

Damit ist nicht einmal ein Viertel der Abgeordneten weiblich und dies, obwohl Frauen gut die Hälfte der baden-württembergischen Bevölkerung ausmachen, nämlich 50,4 Prozent<sup>64</sup>.

Auch auf kommunaler Ebene sind Frauen im Baden-Württemberg deutlich unterrepräsentiert. Bei den Kommunalwahlen 2014 wurde in keinem einzigen Gemeinderat eine weibliche Mehrheit erreicht. Lediglich die Zahl der „frauenlosen“ Gremien hat sich gegenüber der vorangegangenen Wahl 2009 von 38 auf 26 reduziert<sup>65</sup>. Von ihnen befinden sich zwei im Kreis Sigmaringen: Ostrach und Herdwangen-Schönach. Die anderen Gemeindeparlamente im Kreis sind zwar nicht frauenlos, doch mit in der Regel ein bis zwei Mandatsträgerinnen sind die Frauen in einer deutlichen Minderheit. Im Sigmaringer und Bad Saulgauer Stadtrat sind es jeweils acht Frauen von 29 bzw. 28 Abgeordneten<sup>66</sup>. Von den 25 Städten und Gemeinden im Kreis sind es drei, denen eine Bürgermeisterin vorsteht: Bad Saulgau (Doris Schröter), Hettingen (Dagmar Kuster) und Schwenningen (Roswitha Beck). Außerdem ist der Landkreis Sigmaringen einer der drei Landkreise in Baden-Württemberg, an dessen Spitze eine Frau steht.

Die Ursachen für die Unterrepräsentanz von Frauen sind vielschichtig. Zum einen sind sie strukturell bedingt, zum anderen haben sie auch etwas mit der Sozialisation, der Rollenzuschreibung durch das Umfeld aber auch mit der Selbstwahrnehmung von Frauen zu tun.

Auch heute noch ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung eine der Hauptgründe, warum politisches Engagement für Frauen schwieriger in ihre Lebenswelt zu integrieren ist als für Männer. Auf Grund der Mehrfachbelastung durch Beruf, Haushalt, Kindererziehung und Familienarbeit verfügen viele Frauen über ein zu geringes Zeitbudget, um ein politisches Mandat ausüben zu können. Zwar sind fast zwei Drittel (64 Prozent) der Kommunalpolitikerinnen erwerbstätig, davon arbeitet aber nur etwa die Hälfte in Vollzeit, die andere Hälfte in Teilzeit. Der im Vergleich zur gesamtdeutschen Erwerbsbevölkerung relativ hohe Anteil an Selbständigen spricht dafür, dass eine gewisse zeitliche Flexibilität und Souveränität für die Ausübung eines kommunalpolitischen Mandats vorteilhaft ist<sup>67</sup>.

Trotz des Ausbaus der Kinderbetreuung unterliegen Frauen auch heute der Doppel- und Dreifachbelastung, weil sie sich viel stärker als früher im Beruf engagieren oder häufig die Pflege von Familienangehörigen übernehmen. Die Kinderbetreuung kompensiert nur die verstärkte Berufstätigkeit von Frauen und führt nicht zwangsläufig zur Entlastung, weshalb oft wenig Raum für ein Ehrenamt oder politisches Engagement bleibt<sup>68</sup>.

Haben Frauen den Sprung in ein politisches Gremium geschafft, ist es häufig die „politische Kultur“ im weitesten Sinne, die die Attraktivität kommunalpolitischer Arbeit aus Sicht der Frauen schmälert. So mahnen Frauen immer wieder mehr Effizienz in der Sitzungs- und Redekultur an und fordern die Abschaffung

<sup>64</sup> Glück (wie Anm. 29) S. 9.

<sup>65</sup> Inga Autzen: Endgültige Ergebnisse der Gemeinderats- und Kreistagswahlen 2014 in Baden-Württemberg. In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 12 (2014) S. 41-47. Hier S. 44, <http://77statistik-bw.de/Service/Veroeff/Monatshefte/20141207>.

<sup>66</sup> Schwäbische Zeitung Sigmaringen und Schwäbische Zeitung Bad Saulgau vom 27. Mai 2014.

<sup>67</sup> Engagiert vor Ort (wie Anm. 34).

<sup>68</sup> Interview mit Claudia Baur (wie Anm. 38).

von „Endlosdiskussionen“ und „monologartigen Vorträgen“<sup>69</sup>. Sitzungen „bis in die Puppen“, in denen alles von jedem mindestens einmal gesagt werden muss, Abendtermine, bei denen man dann anschließend noch in eine Wirtschaft geht, ritualisierte Abläufe, viel Klein-Klein, männliche Kollegen, die sich gerne als Experten aufspielen, Listenplatzhirsche, all das spricht Frauen nicht so an, berichtet auch Claudia Baur aus ihrer langjährigen Erfahrung als Mengener Gemeinderätin<sup>70</sup>.

Hindernisse, die es Frauen schwermachen, den Weg in die Politik zu finden, haben aber auch mit der Dialektik von Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung zu tun. Die geschlechtsspezifischen Rollenbilder mit denen Frauen sozialisiert werden, sehen eine politische Karriere für Frauen eher nicht vor, weshalb Frauen tendenziell ein geringeres Interesse an Politik als Männer haben und weniger Selbstvertrauen entwickeln, um von sich aus ein politisches Amt anzustreben. Umgekehrt wird ihnen auch von ihrem Umfeld weniger politisches Geschick und Durchsetzungskraft zugetraut. Diese Kompetenzen werden immer noch eher Männern zugeschrieben<sup>71</sup>. Mangelndes Selbstvertrauen ist einer der Hauptgründe, warum Frauen nicht für ein politisches Amt kandidieren möchten, ist Claudia Baur überzeugt. *Ich weiß da doch so wenig, und wenn ich es schon mache, möchte ich es richtig machen*, lautet der Standardsatz von Frauen, den sie immer wieder zu hören bekommt, wenn sie eine Frau auf eine mögliche Kandidatur anspricht<sup>72</sup>. Dass es auch anders gehen kann, darüber berichtet Stefanie Bürkle aus ihrer eigenen politischen Biografie (Abb. 14):

Die Bereitschaft, Initiative zu ergreifen, selbst aktiv zu werden, seine Lebenswelt gestalten zu wollen beginnt, nach Einschätzung der Landrätin, schon in der Kindheit, im Elternhaus<sup>73</sup>. Die Studie „Engagiert vor Ort“ stellt fest: Viele der kommunalen Spitzengrößen wurden schon früh zu ambitionierten und im weitesten Sinne politischen Frauen erzogen. Ihre Familie hat ihnen Selbstbewusstsein und oft erste politische Erfahrungen mitgegeben – und somit den Grundstein für einen Lebensentwurf gelegt, der die gestaltende Teilhabe am öffentlichen Geschehen umfasst<sup>74</sup>. Stefanie Bürkle bestätigt das: *Die Wurzeln, dass ich ein politisch denkender und handelnder Mensch bin, liegen in meiner Familie begründet*. Ihre Eltern, der Vater Stadtrat in Biberach, die Mutter ehrenamtlich in der Kirche aktiv, hatten ihr von Kindesbeinen an vorgelebt, wie wichtig es sei, sich gesellschaftlich einzubringen, um sein Leben und sein Umfeld zu gestalten.

Stefanie Bürkle wuchs in einer Atmosphäre auf, in der den Kindern viel Freiraum eingeräumt wurde. Die Eltern waren zwar als Ideen- und Ratgeber da, das Machen wurde aber den Kindern überlassen. *Mach mal selber*, war ihre Devise. Eigenverantwortung und Selbstständigkeit, Dinge selbst ausprobieren, das war

<sup>69</sup> Engagiert vor Ort (wie Anm. 34) S. 28.

<sup>70</sup> Interview mit Claudia Baur (wie Anm. 38).

<sup>71</sup> Lars Holtkamp/Elke Wiechmann/Sonja Schnittke: Unterrepräsentanz von Frauen in der Kommunalpolitik. Parteien machen den feinen Unterschied. Bericht des Forschungsprojekts Frauenunterrepräsentanz in der Kommunalpolitik“. Hg. von der Heinrich-Böll-Stiftung 2009. S. 8.

<sup>72</sup> Interview mit Claudia Baur (wie Anm. 38).

<sup>73</sup> Interview mit Stefanie Bürkle (wie Anm. 52).

<sup>74</sup> Engagiert vor Ort (wie Anm. 34) S. 38.



Abb. 14 - Stefanie Bürkle bei ihrer Wahl zur Landrätin des Landkreises Sigmaringen am 7. April 2014  
(KreisA Sigmaringen,  
Foto: Reiner Löbe).

gefragt. Die Eltern hätten die Kinder wenig gesteuert und auch nicht ständig gefragt, ob sie auch alles richtigmachten. *Ich wäre sonst nie so selbstständig geworden, wie ich heute bin, ist Stefanie Bürkle überzeugt<sup>75</sup>.*

Die Bereitschaft zum politischen Engagement hat ihre Wurzeln oft schon im Kindes- und Jugendalter. Spätere Politikerinnen waren schon engagiert in der Schule, im Jugendzentrum oder in der Jugendorganisation einer Partei. Hier fanden Schlüsselerlebnisse statt, die das spätere politische Engagement befördert haben. Auch für Stefanie Bürkle erfolgte die Initialzündung für den Einstieg in die Politik auf Grund einer Erfahrung, die sie bereits mit neun oder zehn Jahren gemacht hatte. Damals hatten sie und ihre Clique auf der Suche nach einem geeigneten Platz zum Rollschuhlaufen eine Unterschriftenaktion gestartet und die gesammelten Unterschriften dem amtierenden Oberbürgermeister überreicht. Und die Initiative der Kinder hatte Erfolg, ihre Bitte um einen Platz zum Rollschuhlaufen fand Gehör, zumal auch ein geeignetes Areal vorhanden war. Ein

---

<sup>75</sup> Interview mit Stefanie Bürkle (wie Anm. 52).

Spielplatz, nicht nur zum Rollschuhlaufen, sondern als Treffpunkt für Kinder und Jugendliche wurde angelegt. Für die heutige Landrätin war diese Erfahrung prägend. Da ist was draus geworden. Es hat Spaß gemacht und man hat etwas erreicht. Du bist nicht ausgeliefert, nicht andere tun etwas für dich, du kannst selber etwas tun, um dein Umfeld zu gestalten. DAS HAT MICH NIE MEHR LOSGELASSEN<sup>76</sup>.

## Resümee

Es war ein langer Weg von den ersten Gemeinderätinnen Fanny Fritz, Marie Fischer und Fanny Huber bis zur Landrätin Stefanie Bürkle. Ein Weg, auf dem es langsam, zögerlich und mühsam voranging, ein Weg, der jäh und brutal unterbrochen wurde durch den Zivilisationsbruch und die Unrechtsherrschaft des Nationalsozialismus, ein Weg, auf dem viele Jahre und Jahrzehnte Stillstand herrschte, als nur einzelne Frauen als Ausnahmeerscheinungen in der Politik präsent waren, wie etwa Luise Leininger. Doch mit dem politischen und gesellschaftlichen Aufbruch der 1960er Jahre, der eine generelle Liberalisierung, Demokratisierung und Emanzipation in Politik und Gesellschaft aber auch im Denken, in der Lebenswelt und Alltagskultur nach sich zog, kam in den 1980er Jahren der Frauenaufbruch: unaufhaltsam, dauerhaft, nachhaltig, eine Entwicklung, die sich auf breiter Basis vollzog und die unumkehrbar ist. Denn auch wenn Frauen nach wie vor in den Parlamenten unterrepräsentiert und zahlenmäßig in der Minderheit sind, aus der Politik sind sie nicht mehr wegzudenken. Dennoch gilt es wachsam zu bleiben. Die Unterrepräsentanz und der nach wie vor nicht verwirklichte Anspruch auf Gleichstellung von Frauen nicht nur in der Politik, sondern auch in der Arbeitswelt und vielen anderen Lebensbereichen bleibt eine Herausforderung. Zwar ist die Problematik hinlänglich bekannt und wird ständig zu Recht beklagt, doch haben alle Bemühungen, Maßnahmen und Strategien bisher nicht zum angestrebten Ziel geführt. Weniger bewusst und im öffentlichen Diskurs weniger präsent ist jedoch eine andere Gefahr, nämlich die vor allem bei jüngeren Frauen zu beobachtende Tendenz, das in den letzten Jahrzehnten von der Frauenbewegung Errungene und Erreichte als selbstverständlich hinzunehmen oder gar zur Disposition zu stellen. Die Bereitschaft angesichts von Engpässen auf dem Arbeitsmarkt und einer immer unübersichtlicheren, sich immer schneller verändernden Lebenswelt alte Rollenbilder in Familie und Partnerschaft wiederzubeleben und sich auf den häuslichen Bereich zurückzuziehen, wächst. Die Gefahr eines Rückfalls in überwunden geglaubte Geschlechterrollen ist real. Hier sind Frauen, vor allem die jungen Frauen, gefordert, sich die eine oder andere Pionierin des Frauenaufbruchs oder auch zeitgenössische politische Akteurinnen zum Vorbild zu nehmen.

---

<sup>76</sup> Ebda.

# Opfer der „Euthanasie“-Aktion „T4“ in Württemberg

Das Schicksal von Luise Fuß, geb. Maute (1902-1940)

---

Katharina Witner

## Einleitung

Luise Fuß<sup>1</sup>, geboren 1902 in Ebingen (Altkreis Balingen, heute Zollernalbkreis), wurde 1940 im Alter von 38 Jahren in der Tötungsanstalt Grafeneck/Württemberg ermordet. Sie gehört zu den 691 Patientinnen und Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Weissenau bei Ravensburg, die im Rahmen der als Rassenhygiene verbrämt Aktion „T4“ in Grafeneck als *lebensunwert* umgebracht wurden<sup>2</sup>. Viele dieser Opfer bleiben für immer „geschichtslos“. Ende 1944 wurde ein Großteil der Krankenakten der ca. 70.000 Opfer der sogenannten „zentralen“ Euthanasie im Dritten Reich in der Gasmordanstalt Hartheim bei Linz, in die man die „T4“-Zentrale aus Berlin im Jahr 1943 verlegt hatte, vernichtet. Teile der restlichen ca. 30.000 Patientenakten werden inzwischen im Bundesarchiv Berlin im Bestand R 179 aufbewahrt und sind öffentlich zugänglich.

Für die Nachkommen der Getöteten sowie für die Forschenden ist es in der Regel schwierig, die Lebensgeschichten dieser Menschen zu rekonstruieren<sup>3</sup>. In den verbliebenen Krankenakten, die oft minimalistisch geführt wurden und nicht selten nur aus wenigen Blättern bestehen, fehlt oft das Persönliche, so wurden Briefwechsel zwischen den Familienangehörigen meist vernichtet<sup>4</sup>. Erschwerend kommt hinzu, dass viele Patientinnen und Patienten nicht imstande waren, aus-

---

<sup>1</sup> In den Originalquellen wird der Nachname Fuß auch Fuss geschrieben.

<sup>2</sup> Zur Geschichte der Krankenmorde in Südwestdeutschland während des Nationalsozialismus vgl. Thomas Müller/Paul-Otto Schmidt-Michel/Franz Schwarzbauer (Hg.): *Vergangen? Spurensuche und Erinnerungsarbeit - Das Denkmal der Grauen Busse*. Zwiefalten 2017.- Hermann J. Pretsch (Hg.): „Euthanasie“ - Krankenmorde in Südwestdeutschland. Zwiefalten 1996.- Zur Geschichte der Aktion „T4“ und ihrer Opfer vgl. Maike Rotzoll/Gerrit Hohendorf/Petra Fuchs/Paul Richter/Christoph Mundt/Wolfgang U. Eckart (Hg.): *Die nationalsozialistische „Euthanasie“-Aktion „T4“ und ihre Opfer*. Paderborn 2010.- Ernst Klee: „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Frankfurt a. M. 1985.

<sup>3</sup> Vgl. Petra Fuchs/Maike Rotzoll/Ulrich Müller/Paul Richter/Gerrit Hohendorf (Hg.): „Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst“ - Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“. Göttingen 2007.

<sup>4</sup> Zum Umgang mit den Angehörigen der „Euthanasie“-Opfer vgl. Paul-Otto Schmidt-Michel: *Post Wohin? Briefe von Angehörigen an Opfer der Aktion T4*. In: Müller/Schmidt-Michel/Schwarzbauer (wie Anm. 2) S. 71-91.- Paul-Otto Schmidt-Michel: „Euthanasie“-Opfer der „Aktion-T4“ aus den Städten Ravensburg



Abb. 1 - Luise Maute  
mit etwa 17 Jahren in Ebingen  
(Foto: Privat).

fürliche Angaben zu ihrer Lebensgeschichte oder zu ihrem Gesundheitszustand zu machen. Auch der für die damalige Zeit übliche abwertende Sprachstil des medizinischen Personals bei den Verhaltensbeschreibungen von psychisch Kranken lässt oft wenig Interpretationsraum für die Angehörigen und Forschenden, was die Anstaltpatientinnen und -patienten tatsächlich fühlten und was ihr Wesen ausmachte.

Eine seltene Ausnahme stellt die Geschichte von Luise Fuß dar, die von 1933 bis 1935 in der Privatheilanstalt Rottenmünster bei Rottweil und von 1935 bis 1940 in der Weissenauer Anstalt untergebracht war. Das Besondere liegt darin, dass es viele Quellendokumente<sup>5</sup> über Luise Fuß gibt: ein Tagebuch<sup>6</sup> aus den

---

und Weingarten. In: Oberland 1 (2018) S. 38-48.- Paul-Otto Schmidt-Michel/Thomas Müller: Der Umgang mit Angehörigen der Opfer der „Aktion T4“ durch die NSBehörden und die Anstalten in Württemberg. In: Psychiatrische Praxis 45 (2018) S. 126-132.

<sup>5</sup> Die Verfasserin dankt Dr. Werner Fuß für die Überlassung der Dokumente aus dem Familienarchiv. Die in diesen Quellen wiedergegebene ursprüngliche Rechtsschreibung wurde in der vorliegenden Arbeit beibehalten.

<sup>6</sup> Besonderer Dank gilt Wilfried Lieb, der sich der Transkription der handschriftlichen Originalquellen - das Tagebuch und die Briefe von Luise Fuß - freundlicherweise annahm.

Jahren 1917/1918, 1921 bzw. 1927/1928, Briefe von ihr u.a. an ihre Tochter Dora<sup>7</sup> aus den Anstalten Rottenmünster und Weissenau, ein Reisepass, aktuelle Familienerinnerungen ihres Sohnes Dr. Werner Fuß<sup>8</sup> und eine erhaltene Krankenakte aus dem Bundesarchiv in Berlin. Diese Dokumente lassen rückblickend das Bild einer Frau entstehen, die mehrere Jahre fernab ihrer Familie in Anstalten verbringen musste und seelisch daran zerbrach (Abb. 1).

### Krankenakte von Luise Fuß aus der Heil- und Pflegeanstalt Weissenau

Luise Fuß, geb. Maute, wurde am 28. Mai 1902 in Ebingen, Kreis Balingen, geboren. Ihre Eltern, Luise (geb. Rieber) und der Gastwirt und Bierbrauer August Maute hatten zwei weitere Kinder, Berta und August. Die Krankenakte der Württembergischen Heil- und Pflegeanstalt Weissenau<sup>9</sup>, in der Luise Fuß zwei Mal aufgenommen und behandelt worden war – 1935/1936 und 1936 bis 1940 –, beinhaltet regelmäßige und relativ ausführliche Einträge<sup>10</sup>. Bei der Erstaufnahme im Dezember 1935 wird Luise Fuß als *eine gracil gebaute, unterernährte, aber gut aussehende Person* beschrieben, die *stets verschwiegen, zappelig, ernst nervös, stets für sich, eigensinnig* sei. Der wenige Tage nach der Aufnahme<sup>11</sup> erhobenen Anamnese ist zu entnehmen, dass Luise Fuß, die der evangelischen Konfession angehört habe, eine gute Schülerin gewesen sei, im Alter von ca. 17 Jahren für anderthalb Jahre in einer Stellung in der Schweiz gearbeitet<sup>12</sup> und

<sup>7</sup> Dora Fuß verbrachte als Jugendliche mehrere Jahre im Internat der Privatschule Salem, Standort Schloss Spetzgart bei Überlingen am Bodensee.

<sup>8</sup> Dr. Werner Fuß erteilte der Verfasserin das Einverständnis bzgl. der Veröffentlichung der Biografie seiner Mutter.

<sup>9</sup> Bundesarchiv Berlin R179 / 24715.

<sup>10</sup> Aufgrund der gesicherten finanziellen Situation von Hans Fuß war er verpflichtet, die Verpflegungskosten in Höhe von 4 RM pro Tag (Stand: Dez. 1935) für seine Ehefrau zu übernehmen. Damit gehörte Luise Fuß zu der Kategorie der wenigen *Selbstzahler* (Verpflegungsklasse 3). Diese Tatsache erklärt eventuell, weshalb die vorliegende Krankenakte – im Vergleich zu den meisten anderen Krankenakten – ausführlicher geführt wurde.

<sup>11</sup> Die Einträge in der Krankenakte vom 14. Dez. 1935 bis zum 10. April 1938 wurden von dem Psychiater Dr. Maximilian Sorg (1877-1959) gezeichnet, der von 1926 bis 1946 in der Heil- und Pflegeanstalt Weissenau als Medizinalrat tätig war. Laut Fonrobert könnte man Sorg nicht als einen „aktiven Widerständler“ im Prozess von Zwangssterilisierungen und Tötungen von psychisch Kranken und geistig Behinderten während des Nationalsozialismus bezeichnen, obgleich er sich vor dem Hintergrund seines christlichen Glaubens auch als Kritiker des NS-Systems erwies und dadurch persönliche Nachteile im dienstlichen Fortkommen erfuhr. Vgl. Martina Fonrobert: Maximilian Sorg – Ein württembergischer Psychiater im Nationalsozialismus. Diss., Dr. med. Ulm 2019. [https://oparu.uniulm.de/xmlui/bitstream/handle/123456789/34228/Max\\_Sorg.pdf?sequence=1&isAllowed=y](https://oparu.uniulm.de/xmlui/bitstream/handle/123456789/34228/Max_Sorg.pdf?sequence=1&isAllowed=y) (Zugriff: 06.05.2021). Die Einträge vom 9. Aug. 1938 bis zum 1. Juni 1940 weisen keine ärztliche Unterschrift auf. Der letzte Eintrag vom 1. Aug. 1940 – der Tag des Abtransports von Luise Fuß nach Grafeneck – wurde von Dr. Martha Fauser (1889-1975) gezeichnet, die in den 1930er Jahren in der Heil- und Pflegeanstalt Weissenau u. a. als Oberärztin tätig war und ab Sept. 1940 in der Heil- und Pflegeanstalt Zwiefalten zunächst die kommissarische Leitung und in den letzten Kriegsmonaten die Leitung der Anstalt übernahm. Im Rahmen des Grafeneck-Prozesses 1949 wurde sie wegen aktiver und passiver „Euthanasie“ angeklagt und zu einer Gefängnisstrafe von anderthalb Jahren verurteilt. Vgl. Iris Pollmann/Thomas Müller: Handlungsspielräume in der NS-Psychiatrie (1). Die württembergische Psychiaterin Dr. Martha Fauser. In: Thomas Müller/Bernd Reichelt/Uta Kanis-Seyfried (Hg.): Nach dem Tollhaus. Zur Geschichte der ersten Königlich-Württembergischen Staatsirrenanstalt Zwiefalten. Zwiefalten 2012. S. 116-128.

<sup>12</sup> Laut ihrem Reisepass war Luise Fuß wiederholt in Genf bzw. Genf-Pinchat in einer nicht näher bezeichneten Stellung (*Volontärin*) in den Jahren 1920-1921.



Abb. 2 - Hochzeitsfoto von Luise und Hans Fuß, Ebingen 1922  
(Foto: Privat).

mit 21 Jahren Hans Fuß – ein gut situerter Prokurist bei der Firma Grotz u. Söhne<sup>13</sup> (Nadelfabrik in Ebingen) – geheiratet habe. Ihre Ehe bezeichnete Luise als gut: *Warum sie manchmal doch gestritten haben, sei ihr klar geworden, nachdem sie ihre Fehler erkannt habe.* Die vom Ehemann angestrebte Scheidung machte Luise betroffen: Hans Fuß hätte behauptet, dass sie von Anfang an *nicht recht* gewesen sei. Dabei hätte er sich bereits am zweiten Tag nach dem Kennenlernen in den Kopf gesetzt, dass er Luise und *keine andere* haben müsse (Abb. 2).

Die Krankenakte führt aus, dass die Wesensveränderung bei Luise Fuß zum ersten Mal nach dem Beginn der ersten Schwangerschaft durch die Angehörigen beobachtet worden sei. Luise, die immer ein Kind haben wollte, sei durch die Schwangerschaft unerwartet überfordert gewesen. Nach der Geburt im Dezember 1924 vernachlässige sie angeblich ihre Tochter Dora und den Haushalt, weise Anzeichen von emotionaler Instabilität, Zerfahrenheit und allgemeinem Desinteresse an ihrem Umfeld auf. In den Jahren 1927 und 1931

<sup>13</sup> Es sind die Schreibweisen „Grotz“ und „Groz“ bekannt, wobei letztere die geläufige ist. Vgl. Walter Stettner: Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt. Sigmaringen 1986.

brachte Luise zwei Söhne, Walter und Werner, auf die Welt. Während der letzten Schwangerschaft spürte sie, dass mit ihr etwas nicht stimme: sie *sei in den Nerven kaput* [sic!], behauptete, *das Kind wolle nicht kommen und ihr sei alles auf einmal auf dem Kopf gestanden*<sup>14</sup>. In der darauffolgenden Zeit litt Luise an Halluzinationen und *fühlte sich krank*. Der Ehemann zog sich allmählich von ihr ganz zurück: *Das Kind kam, aber die Liebe war nicht mehr da*.

Im Jahr 1932 kam Luise in die Nervenklinik Tübingen, in der sie fünf Wochen verbrachte: *Ich denke dort hätte man noch etwas machen können, im Wochenbett kam ich nicht mehr zur Kraft*. Vom Mai 1933 bis April 1935 war Luise in der Heilanstalt Rottenmünster untergebracht. In einem gebesserten Zustand (*Stimmen habe sie keine mehr gehört*) wurde sie nach Hause beurlaubt. Zu diesem Zeitpunkt scheint die Ehe der Eheleute Fuß endgültig gescheitert zu sein: Luise wohnte bei ihren Eltern – *der Mann wollte sie nicht mehr*. Lises Versuche, die Trennungsgründe von Hans Fuß in Erfahrung zu bringen, blieben ohne Erfolg: [...] *ich hätte eben gar nichts mehr reden sollen, konsequent durch u. durch hat er mir widersprochen*.

Unklar ist, weshalb Luise in die Heil- und Pflegeanstalt Weissenau – ca. 80 Kilometer weit von ihrem Zuhause entfernt – im Jahr 1935 nach einer erneuten Verschlechterung ihres psychischen Zustandes eingewiesen wurde. Im Frühjahr 1936 wurde sie einer Zwangssterilisation in der Nervenklinik Tübingen unterzogen. In der ersten Zeit der Unterbringung in Weissenau wurde Luise als arbeitsam (*arbeitet im Naehsaal fleissig mit, [...] arbeitet regelmässig u. fleissig im Wäschereibetrieb*) beschrieben. Ihre *Kleidung u. Körperpflege seien sauber u. geordnet. Ihre Stimmung sei zwar noch etwas labil, aber im allgemeinen gleichmässig gut*. Die Scheidung von ihrem Mann und seine Wiederverheiratung sowie die Sehnsucht nach ihren Kindern und Eltern, beschäftigten Luise intensiv: sie halluzinierte, *drängt uneinsichtig nach Hause, will täglich entlassen werden, bringt zahllose verworrene Reminiscenzen aus ihrem & ihrer Kinder Leben*. Ein Entlassungsversuch im Sommer 1936 zu Lises Eltern scheiterte: *Es gebe aber leider nicht mit ihr draussen. Sie sei [...] unrubig, spricht viel und verworren*.

Nach den Akteneinträgen verschlechterte sich der Zustand von Luise zunehmend. Es wird eine Abnahme des Arbeitswillens, eine allmähliche Vernachlässigung im Äusseren, Sinnestäuschungen und anhaltende Erregungszustände (*muss öfters abgesondert werden*) beschrieben. Eine im November 1939 eingeleitete Insulinkur brachte keine Besserung des Gesundheitszustandes: *Psychisch völlig unverändert. Zerfahren, halluziniert, drängt kritiklos hinaus, babbelt ungeheuer viel und immer dasselbe. Unbelehrbar, unheilbar*. Der letzte Eintrag in der Krankenakte stammte vom 1. August 1940. Darin wurde u. a. festgehalten, dass Luise an *Gewicht ständig abnehme*. Am gleichen Tag wurde Luise Fuß mit weiteren 73 Patientinnen und Patienten – darunter 11 aus Rottenmünster<sup>15</sup> – nach Grafeneck mit den grauen Bussen deportiert und dort ermordet.

---

<sup>14</sup> Die jeweiligen damaligen diagnostischen Kategorisierungen werden hier nicht wiedergegeben, rückblickend würde man heute eine Wochenbetopsychose annehmen.

<sup>15</sup> Vgl. Manfred Kretschmer: „Die Ermordeten waren schuldig?“. In: Andreas Schmauder/Paul-Otto Schmidt-Michel/Franz Schwarzbauer (Hg.): Erinnern und Gedenken. Das Mahnmal Weissenau und die Erinnerungskultur in Ravensburg. Konstanz 2007. S. 93–110. In einem undatierten Brief aus Weissenau, vermutlich 1939–1940 geschrieben, berichtete Luise Fuß von Patienten aus Rottenmünster, die nach Weissenau verlegt wurden und die sie von ihrem früheren Aufenthalt in Rottenmünster wohl kennen würde.

## Biografische Erzählungen und Aufzeichnungen von Dr. Werner Fuß

Familiäre Hintergründe von Luise Fuß lassen sich aus den Aufzeichnungen und einem Interview<sup>16</sup> mit ihrem jüngsten Sohn und späteren Theologen Dr. Werner Fuß<sup>17</sup>, geboren im Oktober 1931, genauer beschreiben. Sie stammte sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits aus dem gehobenen Bürgertum von Ebingen, das seit dem letzten Drittelpunkt des 19. Jahrhunderts ein stetiges wirtschaftliches Wachstum infolge der Industrialisierung erfuhr: Textilindustrie (Trikotwaren, Samt, Manchesterstoffe), Waagenbau, Nadelfabrik (Inh. Theodor Groz) und ein Eisenbahnanschluss seit 1878 prägten das Bild der Stadt auf *der Rauen Alb*. Die günstige ökonomische Entwicklung bewirkte zudem eine bedeutende Bevölkerungszunahme in Ebingen: von 3.755 Einwohnern im Jahr 1810 und 5.555 im Jahr 1880 bis 11.423 im Jahr 1910<sup>18</sup>.

Luise Fuß' Eltern besaßen und betrieben das gutgehende Gasthaus zum hohen Steg – *a Wirtschaft*, die von Haus aus auch Brauerei war. Luioses Vater August, dessen zwei Brüder im Handwerk tätig waren, verlor im Ersten Weltkrieg ein Bein und starb 1939. Den Gerüchten nach sei er ein wenig *schwermütig* gewesen und Schwermut habe den *Mautes* im Blut gelegen. Anders Luioses Mutter Luise – eine arbeitsame Wirtin und Köchin, die für ihre Spezialitäten, *Leberschätzle und soure Kuddla*, in der Stadt bekannt war. *Ob sie auch eine verständige Mutter war, bleibt zu fragen.* Dass das Mädchen die nahe *Realschule* – ein Äquivalent zum Gymnasium von heute – besuchen und Klavierunterricht erhalten durfte sowie ein eigenes Klavier bekam, spricht für das Interesse der Eltern an der Entwicklung ihrer Tochter. Wie dieses empfindsame Mädchen, dem ihr Klavierlehrer einmal ein Album Chopin'scher Klavierstücke geschenkt hatte, Johannes Fuß, genannt Hans (geb. im Dezember 1899), ihren späteren Ehemann, kennengelernt, lässt sich nicht mehr in Erfahrung bringen.

Die Mutter von Hans Fuß und seines Bruders Christian stammte aus ärmlichen bäuerlichen Verhältnissen in Burgfelden. Als junge Frau suchte sie Arbeit in Ebingen und wurde in der Nadelfabrik von Theodor Groz angestellt. Sie bekam unehelich zwei Kinder, die später von Johann(es) Fuß, den sie geheiratet hatte, adoptiert wurden. Hans, ein begabtes Kind, legte die mittlere Reife ab, fand spätestens nach dem Ersten Weltkrieg in der Nadelfabrik von Theodor Groz an zu arbeiten und stieg durch seinen Fleiß zum Prokuristen der Firma auf. In der Zeit der Wirtschaftskrise und der damit verbundenen hohen Arbeitslosigkeit um 1930 sorgte Hans Fuß für Aufträge u. a. aus Polen, Bulgarien und der Sowjetunion und brachte 1937 die Fusion seines Unternehmens mit der konkurrierenden Nadelfabrik Ernst Beckert aus Chemnitz zustande. Vor dem Hintergrund der Entwertung der Reichsmark im Zweiten Weltkrieg legte Hans Fuß Vorräte

<sup>16</sup> Die Verfasserin dankt Prof. Dr. Paul-Otto Schmidt-Michel für die Durchführung des Interviews mit Dr. Werner Fuß im Jahr 2020.

<sup>17</sup> Dr. Werner Fuß arbeitete Jahrzehnte bis zu seiner Berentung als evangelischer Religionslehrer am Karl-Maybach-Gymnasium und am Zeppelin-Gymnasium in Friedrichshafen.

<sup>18</sup> Vgl. Stettner (wie Anm. 13).- Wilhelm Maute: Handel und Gewerbe im Wandel. 150 Jahre Ebingen Wirtschaftsgeschichte. Albstadt-Ebingen 2004.

an Industrienadeln an, die nach 1945 international eine starke Nachfrage hatten und mit harten Devisen – hauptsächlich Schweizer Franken – bezahlt wurden.

Als Frischvermählte bauten die Eheleute Fuß ein Einfamilienhaus mit Garten, das sich auf dem von Luise in die Ehe mitgebrachten Grundstück – nicht weit von der Wirtschaft ihrer Eltern entfernt – befand. Der Ehealltag gestaltete sich wohl nicht einfach. Die Gemütsveränderungen von Luise Fuß, die im Lauf der ersten Jahre nach der Heirat begannen, stellten das Eheleben vermutlich auf harte Proben. Kurz nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes Werner, der seine Mutter nur einmal als kleines Kind in der Anstalt wiedersehen durfte, wurde Luise in die Nervenklinik Tübingen eingeliefert. Einige Jahre später setzte Hans Fuß die Scheidung von Luise durch und heiratete eine jüngere Hausangestellte aus Herrenberg. Den Verlust ihrer Kinder hat Luise Fuß nie verkraftet – ihre Briefe aus Rottenmünster und Weissenau an die Tochter Dora geben ein bewegendes Zeugnis ab.

### Tagebuchaufzeichnungen von Luise Fuß, geb. Maute (Dezember 1917 – November 1918 / 1921 / 1927-1928)

*Ich schreibe es [das Tagebuch] um in späteren Jahren, wenn es mir vergönnt ist, lange zu leben, in Erinnerung an Jugendfreuden leise lächeln zu dürfen, oder in Erinnerung an Jugendschmerzen leise weinen zu müssen. Aber auch darum schreibe ich es weil ich keinen Menschen habe, dem ich mich in allen Dingen aussprechen kann, weil manchmal ein Drängen und Sehnen ein Stürmen in mir lebt, das ans Licht muss<sup>19</sup>.*

Das Tagebuch in einem dunkelbraunen Lederumschlag mit einem kleinen kupferfarbenen Schloss, das die 15-jährige Luise Fuß von ihrer Mutter zum Weihnachtsfest 1917 erhielt, wurde von ihr fast täglich bis zum 1. April 1918 geführt: Nach einer längeren Pause setzte Luise das Schreiben erst im November des Jahres fort: es sind jedoch nur zwei Einträge zu verzeichnen. Im Dezember 1921 schrieb Luise ein Gebet bzw. eine Empfehlung über christliche Tugenden auf. Das Tagebuch endet mit zwei kurzen Gedichten, die Luise im Winter 1927 bzw. im Frühling 1928 niederschrieb. (Abb. 3).

Luises Tagebuch gibt einen Einblick in das Leben einer behütet aufwachsenden, fleißigen, musikalisch sehr begabten, neugierigen und hilfsbereiten jungen Frau. Ihr Alltag ist gut strukturiert: Luise schreibt über den Besuch einer Fortbildungsschule – wohl mit Schwerpunkt Mathematik und Buchführung. Sonntags geht sie in die Christenlehre. An zwei Wochentagen – mittwochs und freitags – hilft sie in einer städtischen Kleinkinderkrippe ehrenamtlich aus. Dort kümmert sich Luise mit ihren Freundinnen um die Kinder, deren Mütter arbeiten gehen müssen, sie sammelt alte Sachspenden für die Krippe und fühlt sich dort wohl:

---

<sup>19</sup> Eintrag aus dem Tagebuch von Luise Fuß, geb. Maute, von „Weihnachten 1917“. Im Tagebuch wird zwar „Weihnachten 1918“ notiert, dies erweist sich aus den weiteren Eintragungen jedoch als Flüchtigkeitsfehler.

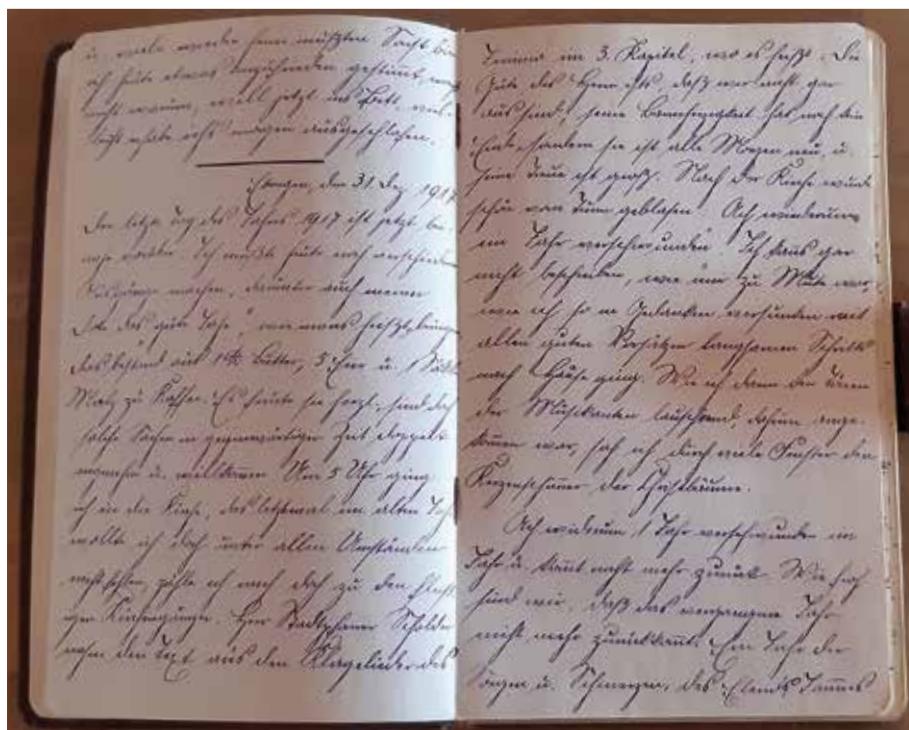


Abb. 3 - Eine Seite aus dem Tagebuch von Luise Maute, Ebingen am 31. Dez. 1917  
(Foto: Privat).

*Es ist immer ein großer Umtrieb, aber Unterhaltung hat man dabei. Man bekommt durch das Plaudern und Lachen einen ganz anderen Humor, wie in Eintönigem zu Hause. Es ist einfach fein in der Krippe<sup>20</sup>.*

Luise liest gerne Bücher. Am 13. Januar 1918 schreibt sie:

[...] wie jeden Samstagabend vertiefte ich mich noch so ins Lesen [...]. Meine Mutter sieht's gar nicht gern wenn ich, so oft ich Zeit habe Romane lese, aber ich tue nichts lieber und andere Mädchen lesen ja auch.

Obgleich sie gerne auch mal wieder tüchtig ausschlafen<sup>21</sup> möchte, hilft die junge Frau regelmäßig ihren Eltern im Haushalt: *Jeden Freitag ist es meine Arbeit, dass ich die Schlafzimmer abstaube und was sonst zum Reinigen derselben gehört<sup>22</sup>. Weil August [Luises Bruder] in der Schule war, musste ich meinem Vater helfen Futter schneiden heute früh<sup>23</sup>.*

Doch Luises größte Leidenschaft ist die Musik. Fast in jedem zweiten Tagebucheintrag finden sich Zeilen, die im Zusammenhang mit dem Klavier-

<sup>20</sup> Ebda., 11. März 1918.

<sup>21</sup> Ebda., 30. Dez. 1917.

<sup>22</sup> Ebda., 28. Dez. 1917.

<sup>23</sup> Ebda., 19. Jan. 1918.

oder Geigenspiel stehen. Kurz vor Neujahr vereinbart Luises Mutter mit dem Musiklehrer Haiden [auch *Heiden*], dass ihre Tochter Violinstund[en] bei ihm nehmen wird<sup>24</sup>. Luise fiebert diesem Ereignis freudig entgegen – eine Geige hat sie gerade als Weihnachtsgeschenk erhalten<sup>25</sup> – und macht in kurzer Zeit große Fortschritte: *Herr Haiden und ich freuen uns wenn ich so rasch vorwärts komme. Er bedauert, dass ich nicht erst 12 Jahre alt bin*<sup>26</sup>. Das Klavierspielen ist in Luises Leben allgegenwärtig. Sie spielt zusammen mit ihren Freundinnen: *Wir spielten vierhändig Klavier und sprachen über allerlei wichtiges*<sup>27</sup> oder begleitet ihre Familienmitglieder beim Singen:

*Tante Elise mit ihren Kindern und Tante Barbara verbrachten den Silvesterabend bei uns unterm brennenden Christbaum beim Glühwein. Ich spielte Klavier und alle stimmten mit ein in das Lied „das Jahr geht still zu Ende“<sup>28</sup>.*

Oft spielt Luise auch allein – zur Übung oder Zerstreuung: *Ich saß beinahe den ganzen Abend allein in der Stube am Klavier, da Mutter und Berta [Luises Schwester] noch in die Schillerstraße ist*<sup>29</sup>. Oder sie erlebt stille magische Momente der Innigkeit mit Musik:

*Tante Elise usw. waren gestern Abend bei uns. Um ½ 10 Uhr begleiteten Berta und ich sie noch in die Sonnenstraße. Dort lauschten wir noch den Tönen, die Herr Haiden am Klavier und Violine erschallen ließ. Das hat mich ganz angemacht und wie ich heim kam, setzte ich mich ohne Licht ans Klavier zog den Vorhang zurück und spielte bei Mondschein unter offenem Fenster was ich auswendig konnte, bis mir meine Mutter ins Bett rief*<sup>30</sup>.

Das beschauliche und wohl sichere Leben in ihrer Heimatstadt im Kreise der Familie und zahlreicher Freunde lässt Luise jedoch nicht vergessen, dass draußen der Erste Weltkrieg tobt. Dies wird von Luise an vielen Stellen im Tagebuch thematisiert:

*Zum viertenmal im Krieg feierten wir heute Weihnachten. Freue, freue dich o Christenheit! sangen wir heute und am Heiligen Abend. Ich fragte mich: können wir in dieser schweren Kriegszeit, wie die Menschheit noch keine erlebt hat, wo Tod, Teufel und Hölle in der Welt ihren Tanz treibt, können wir da so freudig und fröhlich sein*<sup>31</sup>.

In Ebingen zeigt sich der Krieg nicht nur in alltäglichen Einschränkungen – u.a. Gas- und Lebensmittelknappheit. Die Wirtschaft Luises Eltern zum hohen Steg steht vom Juli 1917 bis April 1918 still<sup>32</sup>. Ihr Onkel Friedrich und der Musiklehrer Haiden werden eingezogen<sup>33</sup>. Der Sohn eines nahen Verwandten

<sup>24</sup> Ebda., 28. Dez. 1917.

<sup>25</sup> Ebda., 27. Dez. 1917.

<sup>26</sup> Ebda., 15. Jan. 1918.

<sup>27</sup> Ebda., 3. Jan. 1918.

<sup>28</sup> Ebda., 31. Dez. 1917.

<sup>29</sup> Ebda., 15. Jan. 1918.

<sup>30</sup> Ebda., 25. Jan. 1918.

<sup>31</sup> Ebda., Weihnachten 1917.

<sup>32</sup> Ebda., 1. April 1918.

<sup>33</sup> Ebda., 11. März 1918.

erleidet einen Nervenschock im Feld und hat Suizidgedanken<sup>34</sup>, der Ehemann einer Nachbarin liegt schwer verletzt im Lazarett in Weingarten<sup>35</sup>.

Weihnachten 1917 hofft Luise, dass bald Frieden geschlossen wird, sie sucht Trost im Glauben: [...] *ich will Gott [...] bitten, er möchte doch dem Elend und Jammer in Gnaden ein Ende machen und uns bald Frieden schenken.* Luises Wahrnehmung des Krieges wird innerhalb von wenigen Monaten einem Wandel unterzogen: Wenn sie sich am 11. Februar 1918 noch über *das glückliche Ereignis – den Frieden mit den Ukrainern* – freut und glaubt, [...] *der Westen wird notgedrungen sein, früher oder später die Hand zum Frieden bieten zu müssen*, so muss sie am 21. November 1918 den Frieden schließlich als Niederlage der deutschen Armee erleben:

*Was wir schon länger gewünscht, ist endlich eingetroffen nämlich – Friede – Seit Jahren lastete ein Druck auf dem deutschen Volk wie auf die meisten anderen Völkern Europas und endlich kam der Tag, der dem wahnsinnigen Völkermord ein Ende machte. Unser Kaiser, seine ganze Familie, Ludendorff, Tirpitz und viele andere Generale stehen heutzutage als die größten Lumpen vor der Welt. Der Kaiser hat abgedankt und hält sich jetzt in Holland auf. [...] Unsere Truppen sind jetzt auf dem Rückmarsch, wie das noch endet, wissen wir noch nicht, denn gerade geordnet ist dieser Rückmarsch nicht. Hier geht mit, wer laufen kann, die anderen müssen wahrscheinlich liegen bleiben und sind ihrem Schicksal überlassen.*

Es bleibt unbekannt, was Luise in den nächsten zehn Jahren nach diesem Eintrag im Tagebuch im November 1918 gefühlt und wie sie ihre zunehmend ins Wanken geratene Welt und die Welt um sie herum erlebt hat. Mit 15 Jahren freute sie sich, den 161 Meter hohen Kirchturm des Ulmer Münsters als *höchste Kirche der Welt* bestiegen zu haben, wünschte sich, die Schönheiten in Stuttgart mal sehen zu können, war auf die Aufmerksamkeitszeichen eines jungen Mannes mit Initialen W. H. gespannt und machte sich an Silvester 1917 Gedanken über die Vergänglichkeit:

*Wir sehen gerade jetzt, wo wir heute noch 1917 und morgen schon 1918 schreiben, was das Leben eines Menschen ist. Ich vergleiche es mit einer Blume auf dem Feld, die im Nu verblüht ist, mit einem Tag, der gestern vergangen ist und mit einer Nachtwache.*

### Winter 1927

*Bald wird wieder Sonnenschein  
uns Erquickung geben für die Pein.  
Und heller Sonnentag  
Erlöschen unsere Plag.  
Gib nach strenger Tagesmüh'  
zum neuen Leben uns den Sieg.*

### Frühling 1928

*Wenn in den Welten  
Drohen und Schelten,  
flieb ich in Eile  
Liebchen zu Dir.  
Hole mir wieder  
Frohsinn und Lieder,  
Glauben und Hoffen  
der Himmel offen.  
Wincket der herrlichsten  
Liebe als Ziel (Abb.4).*

<sup>34</sup> Ebda., 29. März 1918.

<sup>35</sup> Ebda., 11. März 1918.



Abb. 4 - Luise Fuß um 1925  
(Foto: Privat).

Die Gedichte, die als letzte Einträge in ihrem Mädchentagebuch niedergeschrieben sind, zeugen von Hoffnung und Traurigkeit zugleich und hinterlassen offene Fragen:

#### Briefe von Luise Fuß 1933-1940

Es sind acht Briefe und eine Postkarte von Luise Fuß aus der Zeit zwischen 1933 und 1940 überliefert<sup>36</sup>. Abgesehen von zwei Briefen, der erste aus dem Jahr 1933, der vermutlich an den Leiter einer (städtischen?) Schule in Ebingen gerichtet ist, und der zweite an Lises Mutter Luise Maute, sind die übrigen Schriftstücke an Lises Tochter Dora – zunächst nach Ebingen und später in die Privatschule

---

<sup>36</sup> Nicht alle Schriftstücke sind mit einem genauen Datum versehen. Die zeitliche Verortung einiger undatierter Briefe konnte aus dem jeweiligen inhaltlichen Zusammenhang erschlossen werden.

(*Real-Schule*) bei Überlingen – adressiert. Obgleich Luise drei Kinder hat, richtet sie sechs ihrer sieben<sup>37</sup> Schreiben ausschließlich an ihre Tochter, da Dora von ihrem Alter her – wie Dr. Werner Fuß im Jahr 2020 berichtete – Luise als Mutter am längsten von allen Kindern erlebt habe. Darüber hinaus ist ein Brief vom 20. Oktober 1939 im Archiv der Familie Fuß erhalten geblieben, der von Luise Maute an ihre Enkelin Dora nach Überlingen verfasst wurde.

Zum Zeitpunkt des ersten Schreibens vom 23. Oktober 1933 befand sich Luise bereits in der Heilanstalt Rottenmünster, ab 1935 war sie in der Heil- und Pflegeanstalt Weissenau. Trotz der Unzulänglichkeiten ihres Schreibstils – teilweise unvermittelt abgebrochene Sätze – sind die Persönlichkeitszüge von Luise, die man aus ihrem Tagebuch kennt – nachdenklich, sensibel, mitfühlend –, immer gut erkennbar.

Der Verlust ihrer Kinder, ihres Zuhause und das Scheitern ihrer Ehe stehen im Mittelpunkt der Briefe. *Meine liebe Dora!, Liebes Dorale!* – so beginnen Luises Briefe an die 15-jährige Tochter<sup>38</sup>, die sie trotz räumlicher Nähe – nur 45 Kilometer trennen die Weissenauer Anstalt von der Schule bei Überlingen – nicht sieht: *Wir sind so nahe beisammen und dürfen uns jedoch nicht sehen*<sup>39</sup>. An mehreren Stellen in den Briefen drängt der seelische Schmerz Luises durch, dass ihre Kinder ohne sie aufwachsen müssen: [...] ich habe ja gerne so eine Idee, *Dich wie Mama groß zu sehen und glücklich zu Tagesbeginn und froh zur Ruhe des Abends, das alles ist ein Wunsch*<sup>40</sup>.

Einst selbst eine fleißige Schülerin und eine begeisterte Leserin, sorgt sich Luise um die Bildung ihrer Kinder und zeigt sich in der gesamten Zeit, die sie in den Anstalten verbracht hat, an deren Fortschritten in der Schule interessiert: [...] es geht dir hoffentlich immer gut und Du wirst fest lernen in der Schule. [...] Walter wird dann wieder von dir lernen können, nur noch nicht Klavierspielen<sup>41</sup>. Was und wie gerne liest Du wohl Klasiker [sic!], ich glaube, dass Du weithin Verständnis hast<sup>42</sup>. Auch die Liebe zur Musik, die für Luise so viel in ihren jungen Jahren bedeutet hat, möchte sie im Leben ihrer Tochter nicht missen: [...] wie geht's in der edlen Musika [sic!] bei dir? [...] Musik ist auch heilig<sup>43</sup>. Luise bittet ihre Tochter: Ach Kind erhalte Deine Seele immer rein wie die Lilie, frisch wie der Tau, aber schließ Dich immer an Deine Nebenmenschen an u. bilde Dich recht, wenn es manchen Tag vielleicht mein Schmerzgedanke ist<sup>44</sup> (Abb. 5).

Trotz der fortwährenden Traurigkeit über die Trennung und Scheidung von ihrem Ehemann Hans Fuß (*Kaum fangt ihr d. geliebtes Walterle mit dir euch heiter zu zeigen, da bin ich grundlos v. Papa weg*<sup>45</sup>), beschwert sich Luise bei Dora nur einmal über deren Vater: *Lasten tragen muss ich, ob es nicht sogar*

---

<sup>37</sup> Ein Brief beginnt auch mit der Begrüßung des Sohnes Walter: *Liebe Dora und Walter* (undatiert, Anstalt Rottenmünster).

<sup>38</sup> Okt. 1939 / Mai 1940.

<sup>39</sup> Mai 1940.

<sup>40</sup> Ebda.

<sup>41</sup> Undatiert, Rottenmünster.

<sup>42</sup> Aug. 1939.

<sup>43</sup> Ebda.

<sup>44</sup> Mai 1940.

<sup>45</sup> Undatiert, evtl. Feb. 1939.

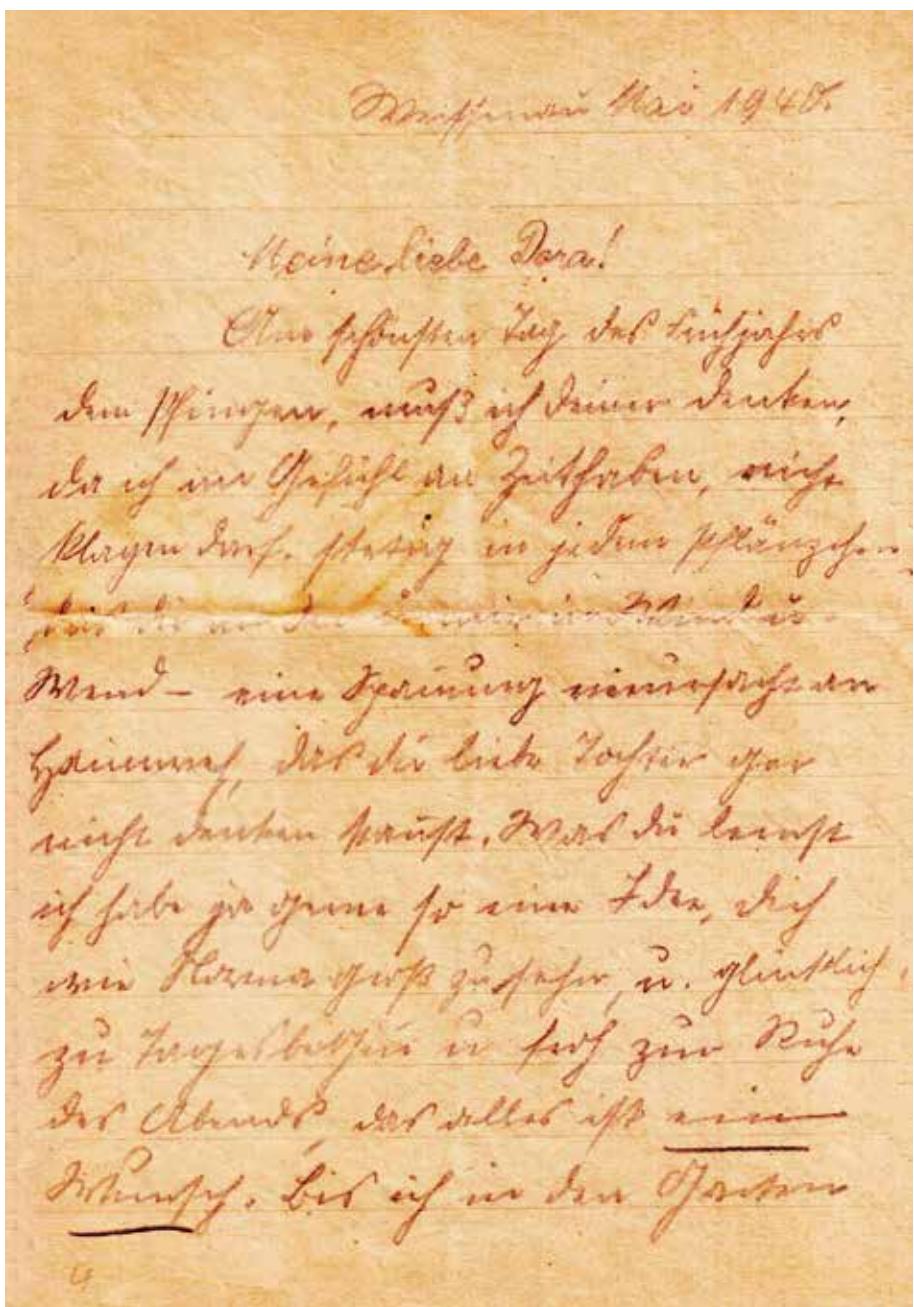


Abb. 5 - Die erste Seite eines Briefes von Luise Fuß an ihre Tochter Dora aus der Heil- und Pfleeanstalt Weissenau, Mai 1940 (Foto: Privat).

*Pflicht wäre, dass der Hans Papa mich besuchen täte<sup>46</sup>. Luise sucht Fehler bei sich (Wie konnte ich die kleinen Fehler d. Papa denn nicht übersehen u. sah Sorgen?<sup>47</sup>) und möchte, dass ihre Tochter trotz allem ihrem Vater positiv begegnet: Denke an die Sternelein der Rosenlieder, die Papa in der Brautzeit so gerne sang, dann kannst Du auch aus jetziger Umgebung noch d. Eltern danken<sup>48</sup>.*

Luise weiß, dass sie krank ist. Im Brief an ihre Mutter schreibt sie: *Weißt Du musst nicht zweifeln, wenn das Leben so hart geworden ist für mich, einmal wird es doch heißen, selig sind, die das Leid tragen, ich bin natürlich krank [...]<sup>49</sup>.* Zugleich möchte sie ihre Kinder schützen. Im Oktober 1933 schreibt sie einen kurzen Brief an den Leiter einer Ebinger Schule, die ihre Kinder eventuell demnächst besuchen werden:

*Das Kind hat keine Ahnung haben dürfen, wie es mir gerade geht [...], was ich eben aus Liebe zu ihm alles ertrug. Meine Zukunftsgedanken fürs Kinderleben haben mein Leben in größte Not getragen, hoffentlich darf es bis ich sterbe, ein Trost sein<sup>50</sup>.*

Als Dora älter wird, spricht Luise ihren gesundheitlichen Zustand in den Briefen mehrmals an: Mein Mutterverhältnis ist ja aus, vergessen ist mir nicht, *Du weißt nicht, mit was allem mir Gutes gegönnt ist, aber die Gesundheit!*<sup>51</sup>. Der Wunsch nach der Normalität scheitert an der für Luise bitteren Realität: *Mein Zustand ist eben ein armseliger u. wie dürften wir es schön haben<sup>52</sup>.* Sie bittet ihre Tochter: Wie weit werde ich noch müssen, habe doch Geduld mit mir lb. Kind, denn das ist einer der schönsten Engel<sup>53</sup>. Mit Wehmut schreibt sie: [...] ich lebe nur von Erinnerung, will Gott, dass diese in euren Kinderherzen eine reine bleibt<sup>54</sup>. In einem früheren Brief fügt sie hinzu: Möchte noch mal bei euch drei sein<sup>55</sup>.

Luises Alltag in der Anstalt ist eintönig. Sie vermisst eine intellektuelle Betätigung: *Hier [in Weissenau] wird allgemein alles recht versorgt, aber ich hab nicht mehr geistige Gaben und von wegen Klavier hier nimmer ein schönes Buch oder Bildle für eine Erhaltung des Ideals auf der Welt<sup>56</sup>.* Luise ist in einem Wachsaal in Weissenau untergebracht, fühlt sich unwohl – dort sei es langweilig und öde<sup>57</sup> – und wünscht sich nach Hause zurück: *Glaubst Du denn gar nimmer, dass d. Mama statt in ständiger Verlassenheit sich die lb. Stegwohnung zurückbitten dürfte, wo es doch ruhiger wär<sup>58</sup>.* Die Zerstreuung findet Luise in der Beobach-

<sup>46</sup> Aug. 1939.

<sup>47</sup> Undatiert, evtl. Feb. 1939.

<sup>48</sup> Okt. 1939.

<sup>49</sup> Undatiert.

<sup>50</sup> 23. Okt. 1933.

<sup>51</sup> Undatiert, evtl. Feb. 1939.

<sup>52</sup> Okt. 1939.

<sup>53</sup> Ebda.

<sup>54</sup> Ebda.

<sup>55</sup> Undatiert, evtl. Feb. 1939.

<sup>56</sup> Aug. 1939.

<sup>57</sup> Ebda.

<sup>58</sup> Ebda.

tung der Natur. Sie erfreut sich am für die Jahreszeit – es ist Oktober 1939 – früh gefallenen Schnee (*es fallen immer ins Gedächtnis das Kätzlein lief in Schnee<sup>59</sup>*), füttert die Spätzlein, beobachtet die Tauben, die der Weissenauer Anstaltspsychiater Maximilian Sorg wohl züchtet: [...] dem Herrn Sorg seine Tauben sind etwas klüger, ich habe Zeit ihnen Stunden zusehen, aber sie fliegen unters Kirchdach<sup>60</sup>. So wie in ihrer Jugend wendet sich Luise oft an Gott, um im Glauben Trost zu finden: [...] ich habe Gott noch vor Augen u. im Herzen<sup>61</sup> und schließt ihre Kinder in die Gebete mit ein<sup>62</sup>. In Rottenmünster betet sie im Felsesteinen zur Muttergottes – da darf man betten, wenn man krank ist und nirgends zuhause ist<sup>63</sup>. Der Aufenthalt in den Anstalten schärft Luises Blick auf die Endlichkeit des menschlichen Daseins: Wir alle schweben zwischen Leben und Tod! [...] Es sind hier viel Kranke die zum Bedauern sind auch welche die heimwärts zögen, wenn sie jemand aufnehme<sup>64</sup>. Wenn es nun möglich ist draußen haben sie immer z. Ausrede Zeit u. wo ist die Uhr?<sup>65</sup>

Es bleibt unbekannt, wie oft Luise von ihrer Familie besucht wurde. Die Besuche, die in den Briefen nicht näher erläutert werden, dauern wohl nicht lang: Großmutter [Luise Maute] erwartet von mir, ich aber nicht weniger, als für ½ Stunde Besuch und nachher Trennung<sup>66</sup>, [...] nun vom Besuch habe ich auch nicht viel gehabt<sup>67</sup>. Einmal erwähnt Luise, dass ihr Vater, der im Herbst 1939 starb, sie besucht hätte: Er hat mich doch noch im [sic!] Anstalt besucht, gesprochen hat Er auffallend wenig<sup>68</sup>. Luises Mutter schrieb an ihre Enkelin Dora, sie würde sie [Luise] gerne besuchen, aber das ist ja einem z. Z. nicht möglich gemacht. Sobald wieder bessere Zugverbindung wird, ist das mein erstes<sup>69</sup>. Gerne würde Luise auch ihren jüngsten Sohn Werner sehen: Am liebsten wollt mein Werner, einmal muss man es erlauben [...]<sup>70</sup>. Sie bittet Dora, ihr anvertrautes Jungmädchen<sup>71</sup>: [...] komme bald mal zu d. Mutter Luise<sup>72</sup>.

Es bleibt auch unbekannt, wie Luise ihre letzten Tage und Wochen vor dem Abtransport in die Tötungsanstalt Grafeneck erlebt hat. Vermutlich war diese Zeit von starker Sehnsucht nach Zuhause bestimmt: [...] eine Spannung verursacht an Heimweh, das Du liebe Tochter gar nicht denken kannst<sup>73</sup>. In einem ihrer letzten undatierten Brief weicht der einstige Protest (*Ich bleibe nicht hier [Weissenau] in geschiedener Ehe und hoffnungslos für eine vollständige Hei-*

---

<sup>59</sup> Luise erinnert sich hier wohl an das Kinderlied „ABC, die Katze lief im Schnee“, das aus Thüringen, Mitte des 19. Jahrhunderts, stammt. Der Text sowie die Melodie sind eine Volksweise.

<sup>60</sup> Okt. 1939.

<sup>61</sup> Mai 1940.

<sup>62</sup> Aug. 1939.

<sup>63</sup> Undatiert, Rottenmünster.

<sup>64</sup> Okt. 1939.

<sup>65</sup> Undatiert, Weissenau.

<sup>66</sup> Aug. 1939.

<sup>67</sup> Undatiert, Brief von Luise Maute an ihre Mutter Luise Maute.

<sup>68</sup> Okt. 1939.

<sup>69</sup> 20. Okt. 1939.

<sup>70</sup> Aug. 1939.

<sup>71</sup> Undatiert, evtl. Feb. 1939.

<sup>72</sup> Mai 1940.

<sup>73</sup> Ebda.

*lung<sup>74</sup>) einer tiefen Resignation: Ich bin gar nimmer gesund Dich zu benachbarlichen, sondern muss oft recht Schmerz leiden im Bauch, dagegen im Kopf empfinde ich so arg nimmer, nun ich werde auch nicht zu lange mehr sein [...]. In diesem Brief bittet sie Dora: Schreibe mir dass ich so viel nicht weine, Du kennst mich. [...] Es grüßt u. küßt Dich herzl. d. Dich stets in Liebe suchende Mama<sup>75</sup>.*

---

<sup>74</sup> Aug. 1939.  
<sup>75</sup> Okt. 1939.

# Kriegsverbrechen in Ehingen

## Eine Stadt sucht keinen Mörder

---

*Christian Rak*

Im April 1945 steht der Zusammenbruch des NS-Regimes unmittelbar bevor. Da werden in Ehingen kurz vor Kriegsende brutale Morde verübt. Über Jahrzehnte hinweg wird mehrfach versucht, die Täter zu ermitteln. Doch die Verbrechen sind bis heute nicht restlos aufgeklärt.

### Der erste Mord

Der sechzehnjährige Czeslaw Sykutowski<sup>1</sup> leistet auf einem Bauernhof in Ermelau Zwangsarbeit. Die Bauerswitwe klagt, er würde ihrer Tochter nachstellen. Daraufhin lässt der Weilersteußlinger Ortsgruppenleiter Johannes Schauder den jungen Polen verhaften. Obwohl Schauder nach der Befragung der Tochter glaubt, dass es sich bei dem angeblichen Vergehen nur um eine *geringfügige Angelegenheit* handelt, obwohl er 1942 selbst bei zwei Hinrichtungen von Polen wegen ähnlicher Vorwürfe in Hausen und Granheim dabei war und also weiß, wozu eine solche Beschuldigung führt, und obwohl ihm der Bürgermeister und ein Polizist davon abraten, den Fall weiter zu verfolgen, meldet Schauder die Angelegenheit bei der Kreisleitung in Ehingen<sup>2</sup>.

---

<sup>1</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Verhandlungsniederschrift vom 5./6. Sept. 1946. Czeslaw Sykutowski (in anderen Quellen auch „Sekutowski“ geschrieben) wurde am 21. März 1929 als polnischer Staatsangehöriger in Belleville/Frankreich geboren (Kriminalaußenstelle Biberach/R. an das LKA Baden-Württemberg, 7. Feb. 1963). Sykutowski wird in französischen Prozessakten als Deportierter („polonais déporté“) bezeichnet.

<sup>2</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Anklageschrift vom 14. Aug. 1946. Angeblich dramatisiert Schauder auf der Kreisleitung wider besseres Wissen, Sykutowski habe zwei deutsche Frauen vergewaltigt. Die Vorgeschichte von Ermelau bis zur Kreisleitung in Ehingen wird rekonstruiert in den Prozessakten des französischen Militärtribunals, das den Fall 1946 verhandelt, und im Spruchkammerurteil Johannes Schauder vom 17. Okt. 1951 (StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 2671/332). Die Bauerswitwe gibt an, sie habe die Sache vorbeiziehenden Soldaten erzählt, die dann den Ortsgruppenleiter informiert hätten. Schauder betont hingegen, die Bauerswitwe sei persönlich bei ihm gewesen und habe 1946 vor Gericht einen Meineid geschworen, als sie dies leugnete. Außerdem habe die Tochter im Prozess auf eindringliches Befragen ausgesagt, *dass der Pole damals auf ihr gelegen habe*. StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1172/175, Erklärung Johannes Schauder vom 8. Mai 1951.



Abb. 1 - Im Büro des Kreisleiters in der Oberschaffnei (Schulgasse, linke Seite) beschließen die Parteifunktionäre das Schicksal des jungen Polen (Archiv Foto Werner, Ehingen, Aufnahme von 1938/39).

Im Büro des Kreisleiters ist außer den lokalen Parteiführern auch Christoph Diehm anwesend. Diehm, ein Bauerssohn aus dem benachbarten Rottenacker, ist Generalmajor der Waffen-SS. Er amtiert seit 1939 als SS- und Polizeiführer unter anderem in Gdingen, Shitomir und Lemberg, wo er als „einer der fanatischsten Exekutoren des Terrors“ berüchtigt ist<sup>3</sup> (Abb. 1).

Im Büro des Kreisleiters begegnen sich zwei Welten: dort der Vertreter des brutalen deutschen Vernichtungskriegs im Osten, in dem SS und Wehrmacht systematisch Millionen von Menschen ermorden und versklaven, hier die örtlichen Parteifunktionäre einer oberschwäbischen Kleinstadt fernab der Kriegsschauplätze.

Nach der Besprechung steht fest, dass der polnische Junge ohne Verfahren hingerichtet werden soll. In den Quellen gibt es unterschiedliche Versionen zu der Rolle, die der SS-General dabei spielt. In einigen Darstellungen erteilt Diehm

<sup>3</sup> Frank Raberg: Landwirt, Statthalter und fanatischer Vollstrecker des Terrors: Christoph Diehm. In: Wolfgang Proské (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. NS-Belastete aus dem Raum Ulm/Neu-Ulm. Münster 2013. S. 50-59. Hier: S. 50.



Abb. 2 - Die zeitgenössische Postkarte zeigt in der linken Bildmitte das Gebiet zwischen Groggensee und Konviktskirche. An einem der Bäume wird Czeslaw Sykutowski erhängt (Privatbestand Christian Rak, Ehingen).

den Befehl zur Hinrichtung<sup>4</sup>. Nach anderen Schilderungen wirft er nur die Frage in den Raum, warum Schaudé den Polen nicht gleich umgelegt habe. Der NSDAP-Kreisgeschäftsführer Max Kienzle gibt später zu Protokoll: *Herr Diehm war öfters bei uns [auf der Kreisleitung]. Ich habe aber zu keiner Zeit gehört, daß er die Ermordung dieses Polen angeordnet habe*<sup>5</sup>.

Wer auch immer die Entscheidung getroffen hat: Czeslaw Sykutowski wird am 14. April 1945 spätabends nach Ehingen gebracht und in der Nähe des Groggensees schwer misshandelt und erhängt. *Der Körper war von Wunden bedeckt, der rechte Arm gebrochen und einige Rippen waren eingedrückt*<sup>6</sup>. Ein Hitlerjunge, im selben Alter wie der Ermordete, kommt am nächsten Mor-

<sup>4</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 2671/332, im Spruchkammerurteil Johannes Schaudé vom 17. Okt. 1951: *Diehm rügte Schaudé sofort, warum er den Polen nicht selbst umgelegt habe und gab im Beisein des Kreisleiters Hörmann den Befehl, den Polen an der Linde in Ehingen aufzuhängen.*

<sup>5</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Vernehmungsniederschrift Maximilian Kienzle vom 30. Juni 1964. Der NSDAP-Kreisgeschäftsführer ist für administrative Aufgaben bei der Kreisleitung angestellt und vertritt den Kreisleiter in dessen Abwesenheit. Maximilian Kienzle ist von 1942 bis 1944 kommissarischer Kreisleiter, bevor er in den letzten Kriegsmonaten das Amt des Geschäftsführers übernimmt.

<sup>6</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 2671/332, Spruchkammerurteil Johannes Schaudé vom 17. Okt. 1951.

gen beim Milchholen an der Leiche vorbei. 20 Jahre später beschreibt er einem Kripo-Beamten den Anblick: Ihm war ein Schild umgehängt, etwa in der Größe von 40 x 25 cm, auf dem etwa zu lesen war: *‘Ein Pole, der es wagte, ein deutsches Mädchen zu belästigen.‘ Selbstverständlich hätten das noch andere Einwohner der Stadt gesehen, es war ja das Tagesgespräch im Ort*<sup>7</sup> (Abb. 2).

## Sieben weitere Morde

Eine Woche nach dem Lynchmord beraten die örtlichen Partei- und Polizeifunktionäre unter der Führung von NSDAP-Kreisleiter Josef Hörmann erneut eine Angelegenheit über Leben und Tod. Elf russische und polnische KZ-Häftlinge, die bei Ehingen aus einem Eisenbahntransport entkommen waren, sind gefasst und ins Ehinger Amtsgerichtsgefängnis gebracht worden<sup>8</sup>. Der Einmarsch der US-Amerikaner steht unmittelbar bevor. Was soll mit den Gefangenen geschehen?

Anders als im vorigen Fall, wo die erhängte Leiche als Machtdemonstration der NS-Herrschaft öffentlich zur Schau gestellt wird, überlegt man nun, wie man die KZ-Häftlinge möglichst schnell und ohne großes Aufsehen verschwinden lassen kann. Der Vorschlag, sie aus dem Kreisgebiet fort zu schaffen, scheitert an angeblich fehlenden Autos und Benzin (tatsächlich besitzt der Kreisleiter zwei Autos). Auch die Idee, sie zu vergiften, scheidet aus, weil die nötige Menge Gift nicht zu beschaffen ist. So wird beschlossen, die Häftlinge an einem abgelegenen Ort zu exekutieren. NSDAP-Ortsgruppenleiter Anton Ott legt dafür die Wolfsburgel zwischen Ehingen und Altsteußlingen fest. Gendarmeriechef Bonaventura Leibinger stellt ein Begleitkommando der örtlichen Polizei zusammen.

Auf dem Fußmarsch bricht einer der Todeskandidaten nach wenigen Metern zusammen. Ein Polizist malträtiert ihn mit Tritten, doch der völlig entkräftete Mann kann nicht mehr weitergehen. Er wird zurückgebracht und stirbt in der folgenden Nacht im Ehinger Gefängnis.

Volkssturmführer Alfred Müller weigert sich, seine Leute zum Ausheben der Grube zu verpflichten. Also müssen sich die Häftlinge im Wald ihr eigenes Grab schaufeln. Dreien gelingt dabei die Flucht. Die Exekution der sieben Verbliebenen übernimmt eine französische Faschisten-Miliz, die in den letzten Kriegstagen in Ehingen einquartiert ist. Einer der entkommenen KZ-Häftlinge beobachtet die grausame Szene und berichtet am nächsten Tag amerikanischen Soldaten von der Hinrichtung<sup>9</sup>.

<sup>7</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Vernehmungsniederschrift des LKA vom 1. Juli 1964. Nach der Anklageschrift des französischen Militärttribunals fertigte ein nicht identifizierter SS-Untersturmführer das Schild mit einer Aufschrift, die ins Französische übersetzt lautet: *tu n’importunerás plus les femmes et les jeunes filles allemandes*.

<sup>8</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Anklageschrift vom 14. Aug. 1946. *La population et la police [...] leur donneront la chasse*. Nach der Anklageschrift war einer der geflohenen KZ-Häftlinge Franzose. Das bestätigt sich in der Verhandlung nicht.

<sup>9</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1127/052, Christian Gutbrod: *Schilderung der Vorgänge, die zu meiner Verurteilung in Rastatt geführt haben*, 12. April 1951. Wü 13 T 2 Nr. 2658/234, Spruch Bonaventura Leibinger vom 17. Okt. 1951.- Wolfgang H. Schmid: Heute vor 50 Jahren wurde Czeslaw Sekutowski am Grogensee ermordet - Tage später lassen Ehinger NSGewaltige sieben KZ-Häftlinge meucheln. In: Schwäbische



Abb. 3 - Das geöffnete Grab der sieben Erschossenen. Zu erkennen ist die gestreifte KZ-Häftlingskleidung (KreisA Alb-Donau-Kreis, Gouvernement Militaire de la Zone Francaise d'Occupation: Le Kreis d'Ehingen/Danube en Wurtemberg, Buchau 1947, vor S. 26).

### Die Exhumierung der Leichen

Zwei Monate später ordnet der französische Militärgouverneur, der inzwischen in Ehingen das Sagen hat, die Exhumierung der erschossenen KZ-Häftlinge an. Deutsche Kriegsgefangene schaufeln das Grab frei. Gendarmeriekommendant Leibinger, der an der Organisation der Morde beteiligt war, muss bei der Exhumierung zusehen, ebenso wie vier andere lokale Amtspersonen und weitere 42 Parteigenossen und Parteigenossinnen der Ehinger NSDAP<sup>10</sup>.

Nach der Freilegung der Leichen und dann noch einmal als die Körper geborgen und auf dem Waldboden nebeneinander aufgelegt sind, müssen sämtliche Parteigenossen und Parteigenossinnen einzeln, einer nach dem andern, an den Leichen vorbeigehen, bis nach und nach alle gesehen haben, wozu die verbrecherische Entscheidung auf der Ehinger Kreisleitung geführt hat (Abb. 3).

Anschließend erfolgt eine militärische Ehrung durch französische Truppen. Die Leichen werden auf dem Ehinger Friedhof bestattet. *An der Beisetzung hatten auch die geladenen Zeugen der NSDAP teilzunehmen, die an den Gräbern Blumen niederzulegen hatten.* Ein Ehinger Fotograf dokumentiert die

---

Zeitung vom 15. April 1995, [https://www.dsk-nsdokuober schwaben.de/Forschungsergebnisse/Ehingen\\_-\\_Stele\\_am\\_Rosengarten/Ehingen\\_-\\_Morde\\_in\\_den\\_letzten\\_Kriegstagen.pdf](https://www.dsk-nsdoku-ober schwaben.de/fileadmin/benutzerdaten/dsk-nsdokuober schwaben-de/Forschungsergebnisse/Ehingen_-_Stele_am_Rosengarten/Ehingen_-_Morde_in_den_letzten_Kriegstagen.pdf) (Zugriff: 27.02.2021). Die Abläufe werden auch in der Anklageschrift des französischen Militärtribunals rekonstruiert: StA Ludwigsburg EL 317 II I Bü. 173. Dort findet sich auch der Hinweis auf die zwei Autos des Kreisleiters. Der Zeuge wird als *Le Polonais LADKOWSKI* benannt.

<sup>10</sup> Neben Gendarmeriekommendant Leibinger sind als Amtspersonen Regierungsrat Kätzler vom Landratsamt, Amtsgerichtsrat Vetter, Medizinalrat Dr. Cremer und Bezirksnotar Frank anwesend.



Abb. 4 - Der Ehinger Marktplatz, der ab 1937 Horst-Wessel-Platz heißt  
(Archiv Foto Werner, Ehingen).

Exhumierung. Seine Aufnahmen werden im Schaufenster des Siessegger-Hauses am Marktplatz ausgestellt. Jeder kann sehen, was im Wald geschehen ist<sup>11</sup> (Abb. 4, Abb. 5).

### Das französische Militärgerichtsverfahren

Die Ehinger Parteiführer und Polizisten, die die beiden Verbrechen geplant haben, werden von den Alliierten festgenommen und wegen der Beteiligung an Kriegsverbrechen im September 1946 dem französischen Militärtribunal in Rastatt vorgeführt. Einige der Angeklagten legen Geständnisse ab<sup>12</sup>. Volkssturmführer Müller wird später angeben, die Geständnisse seien in der Untersuchungshaft unter Folter erzwungen worden. Er entlastet sich damit und stellt zugleich mit bitterem Sarkasmus die moralische Überlegenheit der Sieger über Nazi-Deutschland in Frage: *Ich wurde nackt ausgepeitscht, ich wurde im tiefen Brunnen troge unter Wasser gehalten, bis ich beinahe ertrank, eingeschlagene Zähne, abgeschlagenes Nasenbein, 9 schwere Blutergüsse waren so nebenbei die*

<sup>11</sup> KreisA Alb-Donau-Kreis Lkr. Ehingen Nr. 1651, Protokoll der Ausgrabung, 19. Juni 1945.

<sup>12</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I Bü. 173, Verhandlungsniederschrift vom 5./6. Sept. 1946. Laut Gerichtsakten plädieren Ott und Müller am ersten Verhandlungstag selbst auf schuldig, am zweiten Tag erkennen die Anwälte von Hörmann, Ott, Leibinger und Kienzle für ihre Mandanten eine Teilschuld an.



Abb. 5 - Das Siessegger-Haus am Ehinger Marktplatz, im „Dritten Reich“ Kulisse für die Ehrentribüne bei Aufmärschen, nach dem Krieg von der französischen Gendarmerie genutzt. Im Schaufenster werden im Juni 1945 die Fotos der exhumierten Leichen ausgestellt (Privatbestand Walter A. Schaupp, Ehingen).

*Endresultate dieser ‚modernen‘, im Auftrage der Menschlichkeit vorgenommenen Voruntersuchung. [...] Daß bei einer solchen Art der Untersuchung keine sachlichen Unterlagen geschaffen wurden, sondern nur Erpressung schlimmster Art zu den Geständnissen führten, liegt klar auf der Hand<sup>13</sup> (Abb. 6).*

Die Angeklagten belasten sich im Prozess gegenseitig. Kreisleiter Hörmann wirft dem Ortsgruppenleiter vor, an der Erhängung des jungen Polen am Groggensee mitgewirkt zu haben. Außerdem soll Ott den Strick dafür aus seiner Malerwerkstatt besorgt haben. Beides streitet er ab. Er räumt nur ein, den etwas abgelegeneren Ort der Hinrichtung vorgeschlagen zu haben, damit am Sonntagmorgen die Kirchgänger nicht an der Leiche vorbeigehen mussten<sup>14</sup>.

<sup>13</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T2 Nr. 1170/146, Bericht Alfred Müllers vom März 1950. Ähnliche Foltermethoden schildert Anton Ott: [...] polnische Soldateska haben mich nackt ausgezogen, so lange geschlagen, mit Stiefeln gestossen, angespien und noch mehr, was der Anstand verbietet zu berichten. Ergebnis der Misshandlungen seien drei Blutergüsse, mehrere Prellungen und Quetschungen und 4 ausgeschlagene Zähne gewesen. Müller hält das Verfahren von Anfang an für unsauber: Es ist keinesfalls zu erkennen [...], daß, bevor wir den Gerichtssaal betreten hatten, bereits unsere Urteile feststanden.

<sup>14</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I Bü. 173, Anklageschrift vom 14. Aug. 1946 und Verhandlungsniederschrift vom 5./6. Sept. 1946. Bei den Untersuchungen des Militärtribunals geben Kienzle und weitere Mithäftlinge eine Unterhaltung wieder, die sie im Gefängnis in Münsingen gehört haben, wonach ein gewisser Groß wusste, dass das Seil, das benutzt wurde, um den Polen aufzuhängen, aus der Werkstatt des Malers Ott kam.

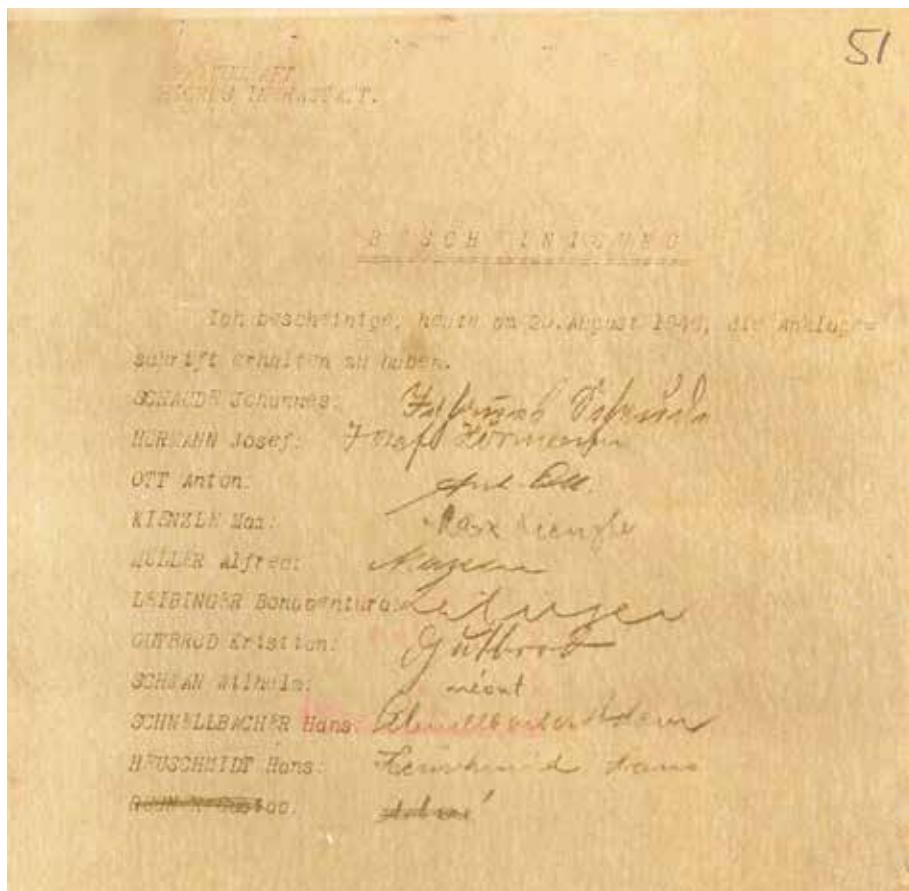


Abb. 6 - Die Beschuldigten bestätigen mit ihren Unterschriften den Erhalt der Anklageschrift  
(StA Ludwigsburg)<sup>15</sup>.

Worauf sich die abgelegten Geständnisse genau beziehen, ist den Archivakten nicht zu entnehmen. Letztlich kann auch das französische Militärtribunal nicht zweifelsfrei aufklären, wer den Mord an Czeslaw Sykutowski ausgeführt hat. Wegen Beteiligung an der Tat werden der Weilersteußlinger NSDAP-Ortsgruppenleiter Schaude, der Ehinger NSDAP-Ortsgruppenleiter Ott, NSDAP-Kreisgeschäftsführer Kienzle und NSDAP-Kreisleiter Hörmann schuldig gesprochen. Die drei Letzteren werden mit Volkssturmführer Alfred Müller, Gendarmerieführer Bonaventura Leibinger und weiteren angeklagten Polizisten auch für die Beihilfe zur Erschießung der sieben KZ-Häftlinge in der Wolfsburg zur Verantwortung gezogen.

In der Untersuchungshaft in Reutlingen wurde Ott nach seinen eigenen Angaben die Unterschrift eines Schreibens gezeigt (von Hörmann), wonach ich das Scheusal sein sollte, dem brave unschuldige Menschen zum Opfer gefallen sein sollten. StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1170/146, Schreiben Ott's an den Bürgermeister vom 10. März 1950.

<sup>15</sup> StA Ludwigsburg EL 317 III Bü. 173.



Abb. 7 - Josef Hörmann  
beim Amtsantritt als  
Ehinger NSDAP-Kreisleiter  
im Juli 1944  
(Ulmer Sturm/Ulmer Tagblatt  
vom 20. Juli 1944).

Das Tribunal verhängt drastische Urteile. Kreisleiter Hörmann wird zum Tode verurteilt und mit der Guillotine hingerichtet. Gendarmerieführer Leibinger bekommt lebenslänglich, Ortsgruppenleiter Ott und Kreisgeschäftsführer Kienzle jeweils 20 Jahre Zuchthaus mit Zwangsarbeit, fünf weitere Angeklagte müssen zwischen drei und 20 Jahren ins Gefängnis<sup>16</sup>.

Die Schwäbische Zeitung berichtet im September 1946 über den Prozessausgang. Jeder kann erfahren, was kurz vor Kriegsende in Ehingen passiert ist, und die Namen der Verurteilten samt verhängten Strafen lesen<sup>17</sup>.

<sup>16</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I Bü. 173, Urteil des französischen Militärtribunals vom 6. Sept. 1946. In den Prozessunterlagen werden Zeugenaussagen vom 19. Juni 1945 und vom 30. Mai 1946 erwähnt. Die Inhalte der Aussagen werden nicht wiedergegeben, und die Namen der Zeugen sind geschwärzt.

<sup>17</sup> Richter von eigenen Gnaden. In: Schwäbische Zeitung vom 20. Sept. 1946. Im Zeitungsartikel, der nicht auf der Lokalseite, sondern im Regionalteil erscheint, heißt es: *Ohne den geringsten Versuch, sich an ein ordentliches Gericht zu wenden, beschlossen die Versammelten, den Polen zu hängen. Dieses „Urteil“ wurde am nächsten Tag in der Nähe Ehingens öffentlich vollstreckt. Vor der Hinrichtung wurde der Pole noch schwer mißhandelt.*

## Die Hinrichtung des Kreisleiters

Der 1892 im bayrischen Lauingen geborene Volksschullehrer Josef Hörmann tritt im August 1930 in die NSDAP ein und amtiert von April bis Dezember 1933 als NSDAP-Kreisleiter in Laupheim. Hörmann ist einer jener *Alten Kämpfer*, die für ihren frühen Einsatz für die Partei mit beruflichem Aufstieg belohnt werden. Gleich 1933 wird er zum Oberlehrer befördert und 1934 sogar zum Schulrat im Kreis Biberach ernannt, obwohl ihm das dafür erforderliche pädagogische Studium fehlt<sup>18</sup>.

1939 wird Hörmann zur Wehrmacht einberufen. Er steht als Flakoffizier im Kriegseinsatz in Afrika und in Deutschland. Im Juli 1944 wird er auf Antrag der NSDAP-Gauleitung vom Kriegsdienst freigestellt und zum Kreisleiter von Ehingen berufen<sup>19</sup> (Abb. 7).

Nach den Morden an dem jungen Polen und den KZ-Häftlingen setzt sich Hörmann aus Ehingen ab, gerät nach der Kapitulation in amerikanische Kriegsgefangenschaft, wird zunächst in das Internierungslager Ludwigsburg verbracht und dann der französischen Besatzungsmacht ausgeliefert. Am 6. September 1946 verurteilt ihn das Militärtribunal zum Tode<sup>20</sup> (Abb. 8).

Vor seiner Hinrichtung schreibt Hörmann mehrere Briefe an seine Frau und seine Tochter<sup>21</sup>. Es sind bewegende Zeugnisse eines liebenden Ehemanns und Vaters, der letzten Abschied von seiner Familie nimmt. Bei der Lektüre dieser Briefe verschwindet hinter dem gefühlvollen privaten Menschen nur allzu leicht der NSDAP-Funktionär, der für die brutalen Kriegsverbrechen mitverantwortlich ist. Deshalb ist hier eine sorgfältige Quellenkritik besonders geboten.

Die Briefe sind im Staatsarchiv Sigmaringen als beglaubigte Abschriften überliefert, jedoch nur gekürzt. Was die Witwe weglässt, wissen wir nicht. Angefertigt werden die Abschriften im März 1948, also zweieinhalb Jahre nach Hörmanns Tod. Ein weiteres Jahr später übersendet sie ein Rechtsanwalt an den Ehinger Entnazifizierungsausschuss<sup>22</sup>. Damit dienen die ursprünglich privaten Schriftstücke bewusst einem politischen bzw. juristischen Zweck: Sie sollen den ehemaligen Kreisleiter entlasten. Das ist auch nach dessen Tod bedeutsam, denn wenn er in die Gruppe der Hauptschuldigen oder Belasteten eingestuft wird, bekommt die Witwe keine Hinterbliebenenrente. Dieser Kontext ist bei der Interpretation der Quellen zu bedenken.

Für die Frage nach dem Hergang der Kriegsverbrechen ist vor allem interessant, was die Briefe über die Morde und die daran Beteiligten verraten. Die Auszüge enthalten – das ist wenig überraschend – kein konkretes Schuldeingeständnis. Zwischen den Zeilen klingt an, dass zwischen den Angeklagten, die sich im Prozess gegenseitig belastet haben, noch Rechnungen offen sind. Am 25. Oktober 1946 schreibt Hörmann: *Die „Ehinger“ kommen heute fort nach Wittlich.*

<sup>18</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 2650/176, Spruch Josef Hörmann vom 23. Feb. 1950.

<sup>19</sup> Ebda.

<sup>20</sup> Ebda.

<sup>21</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1133/144, Briefe von Josef Hörmann an seine Frau, Tochter und Schwägerinnen vom 23., 24., 25. und 29. Okt. 1946 (auszugsweise Abschriften).

<sup>22</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1133/144, Rechtsanwalt Otto Gutöhrlein an den KRUA Ehingen, 14. Juni 1949.

27846

Name	HOERMANN JOSEF	0596	Date of Birth	3. MÄRZ 31.
alias			Place of Birth	LAUENBEN/DR.
Last Residence	BIBERACH / RISS	STELLV. KREIS-		
Titles or Ranks (list all)	BBZ-SCHULRAT	L-LEITER	EHRDML.	3. HAUPTMEN.
Last Assignments (list all)	BBZ-SCHULRAT	BIBERACH / RISS	D.R.	
Place and Date of Apprehension	HOT / ALIGHEU	1. 5. 45	FRANZ.-GEFFINGEN	
Apprehending Agency	RISTILLEN	4. 6. 45	AMERIK.	
Reason for Apprehension				
<input checked="" type="checkbox"/> Place of Detention or Internment	LEGAU	NEU-VLM (FREIHL.)		
	ULM (SED-KAAL)			
LUDWIGSBURG INTERNMENT-CAMP 74				
1. 6. 45; Transfer to French Authorities				

Abb. 8 - Gefangenekarteikarte von Josef Hörmann aus dem US-amerikanischen Internierungslager Ludwigsburg mit dem Überstellungsvermerk 1. Juni 1946: *Transfer to French Authorities* (StA Ludwigsburg EL 904/2 Nr. 27846).

*Damit ist der Fall abgeschlossen. [Volkssturmführer] Müller u. [Ortsgruppenleiter] Ott kommen rasch an meine Zelle u. verabschieden sich. Ich sage nichts.*

Im Rückblick erkennt Hörmann, dass ihm seine erfolgreiche Karriere im Dritten Reich am Ende zum Verhängnis geworden ist, und er spekuliert, was ihn vor diesem Ausgang bewahren könnten hätte: *Mir kommen so viele Zeitpunkte in Erinnerung, die eine Schicksalbeweitung hätten bringen können. Damals empfand ich vieles als Glück. Und heute offenbart es sich als Irrweg. Wäre ich in Afrika in Gefangenschaft geraten, wäre mein zukünftiger Weg an diesem Unheil vorbeigegangen. Wäre ich statt nach Bi[berach] nach Stuttgart gezogen, wäre ich aus der Vereinsarbeit ausgeschieden usw. Solche Gedanken sind sinnlos aber bestätigen, daß man den Herrgott auf seinem ganzen Lebensweg um seinen Beistand bitten soll<sup>23</sup>.* So wie hier ruft der ehemalige NSDAP-Kreisleiter, der 1937 aus Parteidisziplin aus der katholischen Kirche ausgetreten ist<sup>24</sup>, den *Herrgott* in seinen Briefen häufig an. Kurz vor dem Tod zeigt er sich seiner Frau als gläubiger Mensch voller Gottvertrauen.

In einem Brief beteuert er: *Ich wollte für Deutschland u. die Nebenmenschen nur Gutes schaffen u. opfern. Das wird nun meine Schuld<sup>25</sup>.* Ist dies als persönliches Schuldeingeständnis zu verstehen? Interessant ist hier eine weitere Quelle, die auf denselben Weg wie die privaten Briefe überliefert ist. Der Rastatter Stadtpfarrer, der Hörmann seelsorgerlich bei dessen letzten Gang begleitet, verfasst

<sup>23</sup> Brief vom 23. Okt. 1946.

<sup>24</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1133/144, Fragebogen zur Entnazifizierung.

<sup>25</sup> Brief vom 25. Okt. 1946.

Nun ist mein Schicksal aufgeschrieben.  
Die franz. Häscher stehen in meiner Zelle. Das  
Gnadengesuch ist abgelehnt. In diesem Hinrichtung  
Raum ist verschwunden die französische Kugel. Das soll  
bedeuten daß dir in diesen letzten Minuten noch gezeigt wird.  
Ich sterbe mit der unendlichen Liebe an Dich u. mein Kind.  
(Brief vom 29. Okt. 1946).

Abb. 9 - Am Morgen seiner Hinrichtung schreibt Hörmann an Frau und Tochter:  
*Nun ist mein Schicksal entschieden. Die franz. Häscher stehen in meiner Zelle.*  
*Das Gnadengesuch ist abgelehnt. [...] Ich sterbe mit der unendlichen Liebe an Dich u. mein Kind.*  
(Brief vom 29. Okt. 1946).

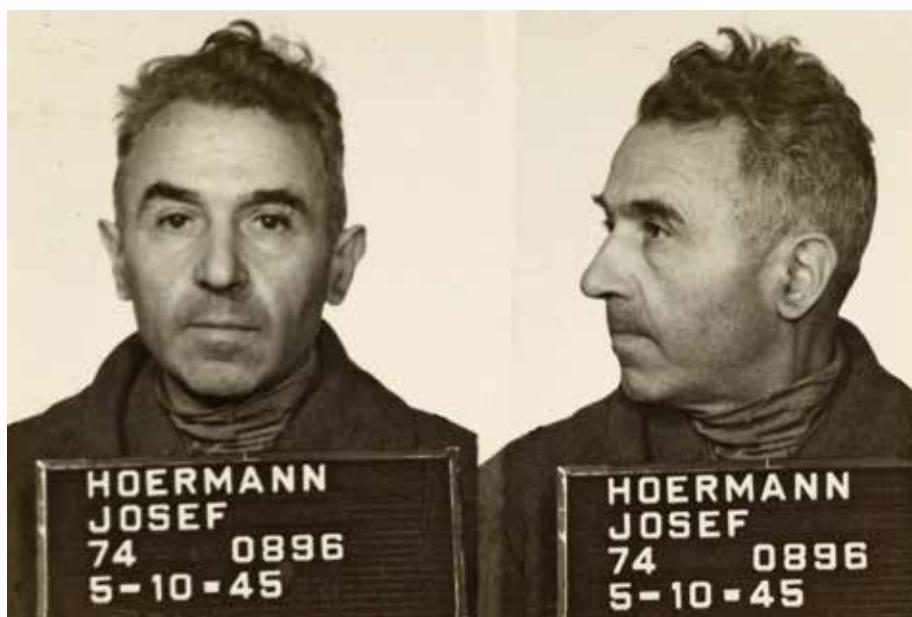


Abb. 10 - Josef Hörmann als Gefangener nach dem Todesurteil in Erwartung seiner Hinrichtung  
(Centre des Archives diplomatiques La Courneuve Cedex 1AJ/6048).

im Januar 1947 einen Bericht an einen Amtsbruder, durch den die Witwe Nachricht über ihren Mann erhalten soll. Am Tag der Urteilsvollstreckung, so schreibt der Pfarrer, war ich auf früh 5 Uhr in das Gefängnis bestellt. In meinem Beisein wurde dem Verurteilten eröffnet, daß das Todesurteil an diesem Tage vollzogen wird [...]. Hörmann hatte auf eine Begnadigung gehofft, wie fast jeder. Er fasste sich aber u. schrieb an seine Frau [...]. Im Auto gings dann zur Hinrichtung. Ich betete mit ihm u. legte ihm nahe, seinen Tod als Sühne aufzufassen, Sühne an den Herrgott für unser Volk. Diesen Gedanken nahm er willig an (Abb. 9).

Wofür genau soll Hörmann Sühne leisten? Für konkrete, von ihm selbst begangene Taten oder allgemein für eine Kollektivschuld des deutschen Volkes an den NS-Verbrechen? Auch diese Formulierungen können unterschiedlich interpretiert werden. Jedenfalls ist der Seelsorger am Ende überzeugt, dass Hörmann seinen Tod als Sühne annimmt. Und als der ehemalige NSDAP-Kreisleiter vor der Hinrichtung Gelegenheit erhält, noch etwas zu sagen, habe er erklärt, *wenn er doch sterben müsse, so möge sein Tod dazu beitragen, die Kluft zwischen Deutschland u. Frankreich kleiner werden zu lassen* (Abb. 10).

Die Vollstreckung des Todesurteils schildert der Priester so: *Ich begleitete Hörmann [...] zur Guillotine, betete ihm im letzten Moment noch vor: Mein Jesus Barmherzigkeit, er sprach es nach u. schon sauste das Fallbeil u. fiel Hörmanns Kopf. Ein Sarg wurde gebracht, die Leiche hineingelegt, der Kopf dazugefügt, die Gesichtszüge waren ruhig u. friedlich.*

### Entnazifizierung

Unterdessen sind die anderen Verurteilten bereits in die Haftanstalt Wittlich verbracht worden. Während sie in der Eifel ihre Strafen verbüßen, laufen in der Heimat die Entnazifizierungsverfahren. Dabei beurteilen lokale Untersuchungsausschüsse und regionale Spruchkammern die individuelle Schuld der zu Überprüfenden, stufen sie in fünf Belastungskategorien<sup>26</sup> ein und verhängen Sühnemaßnahmen (Abb. 11).

Die Betroffenen können im Gefängnis wenig Einfluss auf ihre Verfahren nehmen. Also kümmern sich Angehörige um Entlastungszeugnisse. Auf Biten von Ott's Ehefrau bescheinigt der neue Ehinger Nachkriegsbürgermeister Max Kauter dem ehemaligen Parteiführer, er habe auch als Ortsgruppenleiter nie etwas gegen seine Mitbürger unternommen, sei nie ein Fanatiker gewesen und habe die Interessen der Stadt immer über die der Partei gestellt<sup>27</sup>. Und Stadt-pfarrer Eith meint: *Dass er am Schluß, da schon alle Ordnung wankte [...] in eine für einen gewöhnlichen Mann aus dem Volke unübersichtliche Verwirrung aller Kompetenzen geriet, ist ihm zur grossen Tragik geworden*<sup>28</sup>.

Der Ehinger Untersuchungsausschuss schlägt im August 1949 vor, Ortsgruppenleiter Ott nur als minderbelastrt einzustufen, *da es sich bei ihm um keinen fanatischen Nationalsozialisten gehandelt und er auch kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen habe*<sup>29</sup>. Selbst der bereits hingerichtete Kreisleiter Hörmann ist aus Sicht des Ehinger Ausschusses nicht schwerer belastet. Hörmann werde auch *von den Gegnern des Nationalsozialismus als ein Mensch mit hohen Charaktereigenschaften beurteilt, und was der Betroffene für die ganze Bevölkerung getan hat, ist überall im Kreise Ehingen noch in dankbarer Erinnerung*<sup>30</sup>.

<sup>26</sup> 1. Hauptschuldige (Kriegsverbrecher), 2. Belastete (Aktivisten und Nutznießer), 3. Minderbelastete, 4. Mitläufte und 5. Entlastete.

<sup>27</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1170/146, Entlastungszeugnis von Bürgermeister Max Kauter vom 18. Mai 1948.

<sup>28</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1170/146, Entlastungszeugnis von Stadtpfarrer Monsignore Eith vom 6. Dez. 1947.

<sup>29</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 2666/140. Der Vorschlag des Ehinger KrUA vom 8. Aug. 1949 wird im Spruchkammerurteil vom 17. Okt. 1951 zitiert.

<sup>30</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1133/144, Entscheidungsvorschlag des Ehinger Untersuchungsausschusses vom 8. Aug. 1949. Daraufhin stellt die Spruchkammer am 19. Dez. 1949 das Verfahren gegen den

<b>Strafgefängnis in Wittlich</b>				26					
Eingeschafft - <b>Donau</b> am 25.10. 1946 22.30 Uhr von: Gefge. Rastatt		(Vorname) Anton      (Familienname) O T T geb. am 14.7.1897 in Ehingen bei Donau Beruf: Malermeister Bekanntnis: rk., Wohnung: Ehingen/Donau, Lindenstr. 46 Zuletzt polizeilich gemeldet: dto Ruf- und gegebenenfalls Geburtsname des Ehegatten verh. Zahl der Kinder: 4 Name und Wohnung des nächsten Angehörigen (Eltern, Ehegat- in usw.) Anni geb. Boos, w.o.		Gefangenenum- ber- nummer: 1012 / 46  Untersteigung:					
Vorstrafen usw.: <input checked="" type="checkbox"/> Zuchthaus, <input checked="" type="checkbox"/> Gefängnis, <input checked="" type="checkbox"/> Haft, <input checked="" type="checkbox"/> Geldstrafe, <input checked="" type="checkbox"/> Sicherungsverwahrung, <input checked="" type="checkbox"/> Arbeitshaus, <input checked="" type="checkbox"/> Unterbringung in Heil- und Pflegeanstalt, <input checked="" type="checkbox"/> Unterbringung in Trinkereianstalt  Letztmalig entlassen im Jahre:									
Vollstreckungsbehörde oder sonstige um Aufnahme ersuchende Behörde Geschäftszweichen				Straf- entschei- dung usw.	Straftat -Tatverdacht-	Art und zeitweil. oder sich Dauernde Höhe dauer der zu voll- streckenden Strafe  Straftat (Bestrafung oder sonstiges Freistellungsbefehl) b) Ausreichende Unterlagen vorhanden	Straf- oder Verwahrungszeit  Beginn Tag und Tageszeit	Ende Tag und Tageszeit	Als Aufnahmemitteilung an Kriminalpolizei-leit-stelle
Mil. Ger.	U.	crimes de guerre	20 Jahre Gefge.	6.9. 46	6.9. 66				
Rastatt	6.9.	(complicité d'assassinats)	mit Zwangs- arbeit						
Tribunal Général	1946								
Ott wurde am 12.4.1952 infolge Untersturmpolizei des franz. Hohen Kommissars entlassen.									
Voll.O. A 12 Mitteilung B der Aufnahme an Kriminalpolizeistelle. Strafantrag Freiwillig 423 653 57									

Abb. 11 - Gefangenekarteikarte von Anton Ott aus dem Strafgefängnis in Wittlich. Als Straftat ist die Beteiligung an Kriegsverbrechen – *crimes de guerre* (*complicité d'assassinats*) – verzeichnet (StA Ludwigsburg EL 317 III Bü. 173).

Diese Urteile sind dem Säuberungskommissar in Tübingen zu mild. Dort hat man von den Verbrechen in Ehingen Kenntnis bekommen und will von den lokalen Behörden Genauereres erfahren. Doch der Bürgermeister antwortet abweisend, im Rathaus gebe es keinerlei Unterlagen über die Vorgänge<sup>31</sup>. Und auch der Landrat erklärt, bei ihm sei Näheres über die erfolgten Erschiessungen gar nicht bekannt geworden. Der Empfänger im Säuberungskommissariat verdächtigt die Ehinger Beamten, etwas zu verheimlichen, und kommentiert auf dem Antwortschreiben: *Es scheint, daß das L.A. Ehingen heute keine Stellungnahme mehr zu den damaligen Vorgängen abgeben will*<sup>32</sup> (Abb. 12).

ehemaligen Kreisleiter ein. Nachdem aber im Verfahren gegen Ott die maßgebliche Rolle Hörmanns bei der Erschießung der Häftlinge deutlich wird, ordnet der Säuberungskommissar die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Hörmann an.

<sup>31</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T2 Nr. 1170/146, Schreiben BMA Ehingen an das Staatskommissariat für die politische Säuberung in Tübingen vom 22. Juni 1950.

<sup>32</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T2 Nr. 1170/146, Schreiben LRA Ehingen an das Staatskommissariat für die politische Säuberung in Tübingen vom 6. Juni 1950.

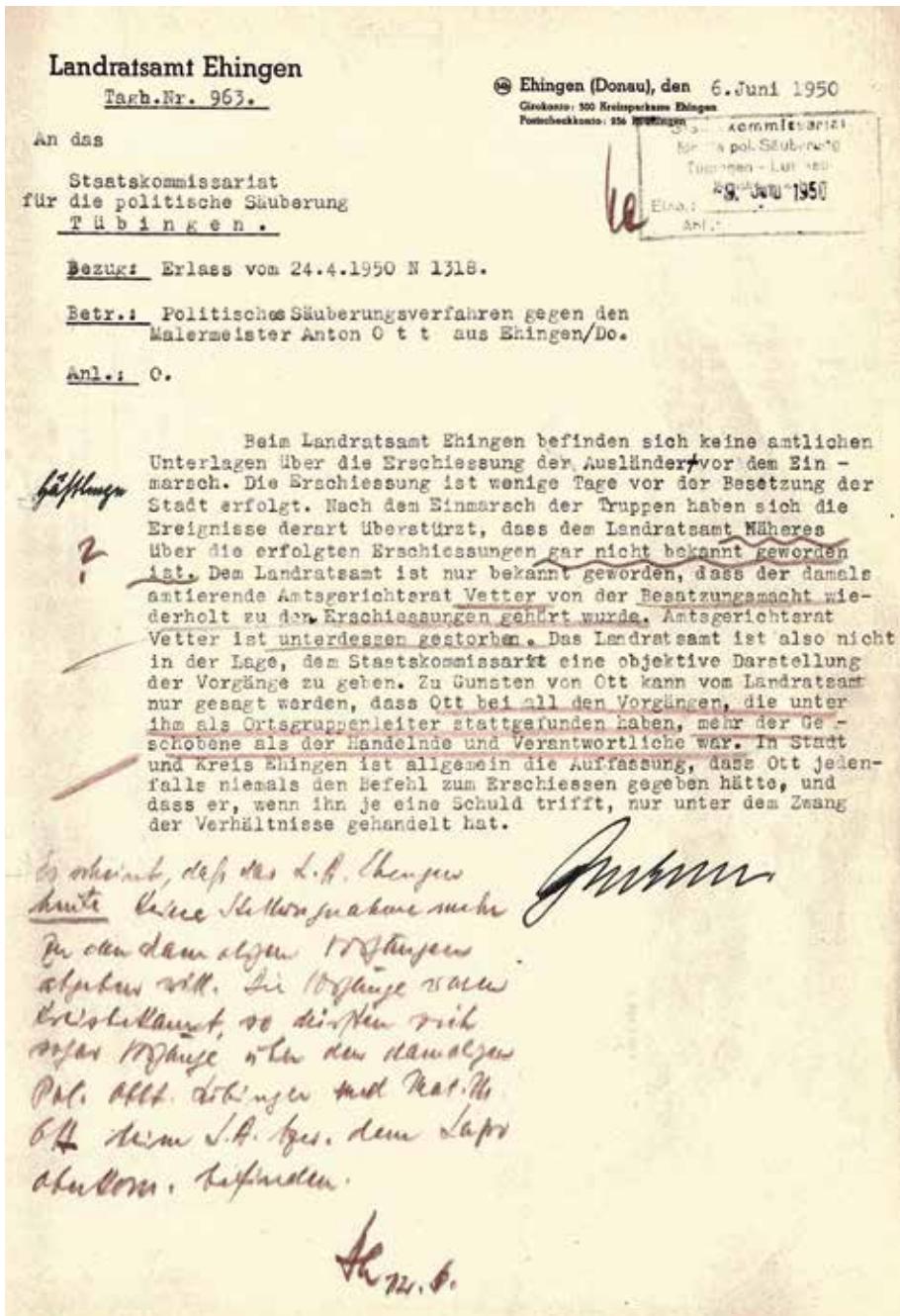


Abb. 12 - Antwort von Landrat Gnann auf die Nachfrage des Staatskommissars mit dem handschriftlichen Kommentar des Empfängers (StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1170/146).

Anders als der Ehinger Untersuchungsausschuss sieht die Tübinger Spruchkammer im Fall der sieben erschossenen KZ-Häftlinge die Beteiligung an einem politisch motivierten Gewaltverbrechen als erwiesen an und stuft die Mittäter 1951 in die Gruppe der Belasteten ein. Eigentlich sei sogar aufgrund der Schwere des Verbrechens grundsätzlich eine Einstufung in die Gruppe der Hauptschuldigen angebracht. Weil der Kreisleiter aber die Hauptverantwortung trage, erscheine die Einstufung der übrigen Tatbeteiligten in die niedrigere Gruppe der Belasteten gerechtfertigt. Den Lynchmord an Czeslaw Sykutowski lässt die Spruchkammer unberücksichtigt<sup>33</sup>, weil sie nicht mit genügender Sicherheit feststellen kann, wer dazu welchen Beitrag geleistet hat<sup>34</sup>.

Diese Einstufung als Belastete noch Anfang der 50er Jahre fällt deutlich aus dem allgemeinen Trend der Entnazifizierung heraus, wo selbst höherrangige NS-Aktivisten von Jahr zu Jahr mit milderden Urteilen rechnen können und die Spruchkammern immer mehr zu „Mitläufefabriken“ werden. Im Endergebnis der Entnazifizierung in Württemberg-Hohenzollern sind von 150.000 Überprüften nur acht als Hauptschuldige und 80 als Belastete eingruppiert<sup>35</sup>. Dass von diesen 80 Belasteten fünf Ehinger und ein Weilersteußlinger sind, die an den Morden kurz vor Kriegsende beteiligt waren, macht deutlich, als wie gravierend auch Zeitgenossen diese Verbrechen einschätzen<sup>36</sup>.

Kurz nach den Entnazifizierungsurteilen endet ihre Haft vorzeitig. Zu Ostern 1952 verkündet der französische Hohe Kommissar eine Generalamnestie. Die Verurteilten werden allesamt nach fünfeinhalb Jahren freigelassen und können in die Heimat zurückkehren.

---

<sup>33</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 2666/140, Spruchkammerurteil gegen Anton Ott vom 17. Okt. 1951. Im Januar 1952 wird das Urteil noch einmal bestätigt. *Ebd.* Kreisleiter Hörmann wird von der Spruchkammer am 6. Juli 1950 ebenfalls in die Gruppe der Belasteten eingeordnet. Weil er nicht mehr am Leben ist, verzichtet sie auf die Einstufung als Hauptschuldiger: Wü 13 T 2 Nr. 2650/176. Seine Witwe erhält auf dem Gnadenweg trotzdem eine Hinterbliebenenpension: Wü 13 T 2 Nr. 1133/144, Staatsministerium an Paula Hörmann, 4. Aug. 1959. Der Weilersteußlinger Ortsgruppenleiter Johannes Schauder räumt im Spruchkammerverfahren ein, schon im Jahr 1942 zwei ähnlichen Exekutionen von Polen in Hausen und Granheim beigewohnt zu haben. Der Kreisleitung habe er aber ohne eigene Absicht erst auf mehrmalige Nachfragen von dem Vorfall berichtet. Im Prozess vor dem französischen Militärt tribunal wird er hingegen beschuldigt, er habe der Kreisleitung wider besseres Wissen erzählt [...], dass zwei deutsche Frauen von dem Polen vergewaltigt worden seien. Die Spruchkammer ist überzeugt, dass Schauder auf der Kreisleitung absichtlich den Vorfall mit dem Polen gemeldet hatte und sich darüber im Klaren war, welche schweren Folgen für den Polen daraus entstehen könnten. Er wird deshalb ebenfalls als Belasteter eingestuft: Wü 13 T 2 Nr. 2671/332, Spruchkammerurteil gegen Johannes Schauder vom 17. Okt. 1951. Volkssturmführer Müller wird bei der Entnazifizierung nicht beurteilt, weil er keinen Wohnsitz mehr im Land Württemberg-Hohenzollern hat (so erwähnt im Spruchkammerurteil gegen Max Kienzle: Wü 13 T 2 Nr. 2654/156).

<sup>34</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 2666/140, Spruchkammerurteil Anton Ott vom 17. Okt. 1951. Der frühere Ehinger NSDAP-Ortsgruppenamtsleiter Paul Sorger wird 1946 in seinem Entnazifizierungsverfahren beschuldigt, er habe bei der Erhängung von Czeslaw Sykutowski seine Hand im Spiel gehabt. Sein Anwalt widerspricht, Sorger sei an dieser Polenangelegenheit [...] in keiner Weise beteiligt gewesen. Der Säuberungsausschuss lässt den Tatvorwurf außen vor, da dies nicht einwandfrei festgestellt werden konnte: Wü 13 T 2 Nr. 1142/001, Vorschlag des KrUA Reutlingen vom 19. Feb. 1947 und Revision des Anwalts vom 10. Mai 1948.

<sup>35</sup> Klaus-Dietmar Henke: Politische Säuberung unter französischer Besatzung. Die Entnazifizierung in Württemberg-Hohenzollern. Stuttgart 1981. S. 122.

<sup>36</sup> Neben Kreisleiter Hörmann und Ortsgruppenleiter Ott waren dies der NSDAP-Kreisgeschäftsführer Max Kienzle, Gendarmeriekommandant Bonaventura Leibinger, der Polizist Christian Gutbrod und der Weilersteußlinger Ortsgruppenleiter Johannes Schauder.

Anton Ott führt sein Malergeschäft in Ehingen weiter, wo er wieder einen guten Kundenstamm zusammen bekam und seine Zugehörigkeit zur NSDAP in der Bevölkerung allmählich versiebte<sup>37</sup>.

### Eine kurze Zeitungsnotiz

Im April 1955 erinnert die *Schwäbische Zeitung* im Ehinger Lokalteil auf einer Sonderseite ausführlich an das Kriegsende in der Stadt. In einem knappen Satz, der recht unvermittelt und scheinbar ohne Anbindung zum Kontext auftaucht, wird die Erhängung des jungen Polen am Groggensee erwähnt:

*In der Stadt Ehingen wurden Panzersperren errichtet! In der Bahnhofstraße, in der Oberen Hauptstraße beim ‚Grünen Baum‘, bei der ‚Glocke‘, in der Münsinger Straße, an etlichen anderen Stellen noch in der Stadt. Am Groggensee baumelte aber nächst der Wassertretstelle an einem Baum ein Pole, aufgehängt! In Ehingen waren noch zersplittete Einheiten der Wehrmacht und Leute der ‚Partei‘, die aber nun rasch das Feld räumten<sup>38</sup>.*

Der Lynchmord tritt hier anekdotenhaft aufs Äußerste verkürzt ins Bild. Irgendeine Erklärung zu Vorgeschichte und Hergang der Tat erhalten die Leser nicht. Sie können allenfalls aus dem nachfolgenden Satz schließen, dass für den Mord möglicherweise Soldaten oder Parteileute verantwortlich waren, die danach rasch das Feld räumten, also ein Jahrzehnt nach dem Krieg gewiss nicht mehr in Ehingen leben.

Als die Schwäbische Zeitung weitere zehn Jahre später im April 1965 des Kriegsendes gedenkt, ist von den Morden an dem jungen Polen und den KZ-Häftlingen nicht mehr die Rede<sup>39</sup>. Erst 50 Jahre nach den Verbrechen erscheint eine ausführliche Darstellung der Abläufe und der handelnden Personen<sup>40</sup>.

### Ermittlungen des Landeskriminalamts

Auch wenn die Zeitung nicht mehr über die Verbrechen berichtet – ausgestanden ist die Sache für die Tatbeteiligten noch nicht. Zwölf Jahre nach ihrer Freilassung ermittelt die Zentrale Stelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen aus Ludwigsburg wegen Mordes<sup>41</sup>.

Auslöser ist die Anzeige eines Mannes, der in Ehingen aufgewachsen ist und inzwischen in Norddeutschland studiert. Er schreibt im Juli 1962 aus der Ferne an die Ludwigsburger Justizbehörde und schildert die Hinrichtung des jungen Polen am Groggensee. Es sei auch im Interesse meiner Heimatbevölkerung an der Zeit, die damaligen Vorfälle zu untersuchen. Zugleich bittet er zum Schutze meiner persönlichen Sicherheit, meinen Namen ja nicht preiszugeben<sup>42</sup>.

<sup>37</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Vernehmung des ehemaligen Hitlerjungen durch das LKA vom 1. Juli 1964.

<sup>38</sup> Vor zehn Jahren: Bange Kriegstage in der Heimat. In: Schwäbische Zeitung vom 23. April 1955.

<sup>39</sup> Vor zwanzig Jahren ... In: Schwäbische Zeitung vom 24. April 1965.

<sup>40</sup> Die gründliche Erforschung der Verbrechen ist Wolfgang H. Schmid zu verdanken (wie Anm. 9).

<sup>41</sup> Die „Zentrale Stelle der Justizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen“ in Ludwigsburg wurde 1958 von den Justizministern der Bundesländer gegründet.

<sup>42</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Schreiben vom 15. Juli 1962, adressiert an die Justizbehörde zur Aufdeckung von NS-Verbrechen in Ludwigsburg. Der Student war im April 1945 ein elfjähriges Kind, als er die Leiche am Strang hängen sah. Seine Angaben sind teilweise unzuverlässig. So meint er, das Verbrechen habe sich im Spätherbst 1944 oder Anfang 1945 ereignet.

Die Anzeige durchläuft in den folgenden Wochen mehrere Staatsanwaltschaften, die sich alle für unzuständig erklären: die Akte wird von Stuttgart über Ravensburg nach Ulm geschickt und landet dann wieder in Stuttgart. Es dauert sechs Monate, bis die Biberacher Kripo erste Erkundigungen in Ehingen einholt und die Personalien der Betroffenen recherchiert<sup>43</sup>.

Weitere fünf Monate später ersucht die Stuttgarter Staatsanwaltschaft das französische Außenministerium um Zusendung der Prozessakten des französischen Militärtribunals, das 1946 die Fälle verhandelt und die Beteiligten verurteilt hat. Erst als sich das Auswärtige Amt in Bonn und die deutsche Botschaft in Paris einschalten, werden im März 1964 endlich Abschriften übersandt, allerdings nur von der Anklageschrift und dem Urteil. Die gesamten Akten seien so umfangreich, dass eine Zusendung nicht in Frage komme<sup>44</sup>.

Im Juni 1964, also zwei Jahre nach der Anzeige, reisen Stuttgarter LKA-Beamte nach Ehingen, um zu ermitteln. Der frühere NSDAP-Kreisgeschäftsführer Max Kienzle, der ehemalige Ortsgruppenleiter Anton Ott, der damalige Gendarmeriekommendant Bonaventura Leibinger sowie der erwähnte Hitlerjunge werden als Mitbeschuldigte vernommen, dazu noch weitere mögliche Zeugen. Ein Stuttgarter Kriminalobermeister nimmt die Aussagen zu Protokoll. Sie lauten alle ähnlich:

*Leibinger [...] will von dieser Exekution nur gesprächsweise Kenntnis erhalten haben. [...] Wer Sykutowski erhängte, wußte er nicht.*

*Ott will den Tatort weder vor, während noch nach der Exekution betreten haben.*

*Kienzle selbst will Sykutowski weder lebend noch tot jemals gesehen haben und will auch in der fraglichen Zeit nicht am Tatort gewesen sein. Wer an der Exekution beteiligt war, konnte Kienzle ebenfalls nicht angeben.*

*Wer an der Exekution dieses Polens beteiligt war, wollte Ott ebenso wie Leibinger nicht wissen.*

Und auch ein Nachbar, der in der Nähe des Tatorts wohnt, konnte keinerlei Angaben über den Hergang der Exekution machen, weil er nichts gesehen und gehört haben will<sup>45</sup>.

Anton Ott weist für die Tatnacht ein Alibi vor: Abends war ich noch im Gasthaus zum ‚Schwanen‘ und bin gegen 1.00 Uhr oder 2.00 Uhr nach Hause. Der Schwanenwirt könne dies bestätigen<sup>46</sup>. 1951 hatte er noch ein anderes Alibi. Damals schrieb sein Anwalt in einem Gnadengesuch, die Beschuldigungen, die der ehemalige Kreisleiter Hörmann aus Ehingen gegen unseren Klienten Ott

<sup>43</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Kriminalaußenstelle Biberach an das LKA Baden-Württemberg, 7. Feb. 1963.

<sup>44</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Paris an das Auswärtige Amt in Bonn, 19. März 1964

<sup>45</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Bericht des LKA an die Staatsanwaltschaft Stuttgart, 17. Juli 1964. Kienzle erwähnt bei seiner Vernehmung die zwei anderen Fälle, die sich 1942/43 in Granheim und bei Schmiechen oder Hütten zugetragen haben sollen. Auch hierbei soll sich ein Pole an einem Mädchen vergangen haben. Der Pole wurde darauf gehängt. Kienzle gibt an, dass seines Wissens der Ehinger Polizeichef Leibinger bei solchen Exekutionen immer dabei sein mußte. Kienzle gibt als einziger der Vernommenen eine Bewertung der Tat wieder, und zwar auch nach 20 Jahren aus der Täterperspektive: Dieses Geschehen [der Mord] wurde auf der Kreisleitung keinesfalls mit Bedauern zur Kenntnis genommen, denn die Polen, die hier in Ehingen waren, waren allgemein unbeliebt. Zur Erinnerung: Die Kreisleitung - das waren Kreisleiter Josef Hörmann und Max Kienzle selbst als NSDAP-Kreisgeschäftsführer.

<sup>46</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Vernehmungsniederschrift Anton Ott, 30. Juni 1964.

*in der Sache Sekutowksi erhoben hatte, fielen vollkommen in sich zusammen, nachdem der Beweis erbracht worden war, dass Ott sich am fraglichen Abend im Kino befunden hatte und nicht an der Hinrichtung des Sekutowksi teilgenommen haben konnte<sup>47</sup>. Der vernehmende Kriminalbeamte hakt nicht nach und konfrontiert den Beschuldigten auch nicht mit weiteren belastenden Einzelheiten aus den französischen Prozessunterlagen.*

Überhaupt scheinen die französischen Gerichtsakten, die mit erheblichem Aufwand über die Regierungen in Bonn und Paris beschafft wurden, bei den Vernehmungen gar nicht verwendet worden zu sein. In den Ermittlungsakten der Ludwigsburger Zentralstelle sind die französischen Schriebe im Original abgelegt, jedoch keine deutsche Übersetzung<sup>48</sup> (Abb. 13).

Es ist jedoch nicht so, dass die Vernommenen überhaupt keine Angaben zu den mutmaßlichen Tätern machen. Ott und Kienzle vermuten, dass für den Mord an dem jungen Polen wohl dieselbe französische Faschisten-Miliz verantwortlich sei, die auch die sieben KZ-Häftlinge in der Wolfsgurgel erschossen hat. Diese Franzosen sind bei Kriegsende aus Ehingen geflüchtet. In den früheren Akten aus der unmittelbaren Nachkriegszeit werden sie nirgendwo als Täter genannt<sup>49</sup>.

Der Verdacht gegen die französische Miliz gründet offenbar auf der Aussage des Sparkassendirektors Zeller, der 1964 ebenfalls vernommen wird. Er schildert die Beobachtungen, die er und der inzwischen verstorbene Landwirtschaftsrat Schaumlöffel damals als Volkssturmmänner nach ihrer nächtlichen Wache an der Straßenkreuzung Ulm-Blaubeuren gemacht haben. Dabei bleibt vieles vage. Er weiß von weiteren Zeugen, kann sich aber nicht an die Namen erinnern. Nur dass die Täter vermutlich Fremde waren, scheint ihm wahrscheinlich. Denn als er nach seinem Wachdienst im Josefinum vorbeikam, wo die französische Miliz untergebracht war, habe um 4 Uhr nachts noch Licht gebrannt und ein ziemlich bewegtes Leben geherrscht. Daraus konstruiert er seinen Verdacht<sup>50</sup>.

Das ist ein recht schwacher Beleg. Ott reichert Zellers Geschichte, die auf eher zufälligen Beobachtungen mehrere Stunden nach der Hinrichtung beruht, in seiner Version mit einer gezielten Verfolgung der Täter an und stellt da-

<sup>47</sup> StA Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 1170/146, Gnadengesuch RA Braig und Dopfer an den Hohen Kommissar, 28. Mai 1951.

<sup>48</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173.

<sup>49</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Bericht des LKA an die Staatsanwaltschaft Stuttgart, 17. Juli 1964. Auch andere Befragte aus Ehingen erzählen diese Version. Zwei Stuttgarter LKA-Beamten führen zusätzlich zu den Vernehmungen des Beschuldigten weitere Ermittlungen, wobei verschiedene Personen aus der Bevölkerung in geeigneter Weise angesprochen wurden. Dabei hörte man allgemein, daß Sykutowski von den Sicherheitsorganen des damals in Sigmaringen aufenthaltlichen franz. Staatschefs Petain erhängt worden sei.

<sup>50</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Bericht des LKA an die Staatsanwaltschaft Stuttgart, 17. Juli 1964: *Als die Genannten [Zeller und Schaumlöffel] gegen 02.00 Uhr an der besagten Stelle eine andere Wache ablösten, soll einer der Wachmänner gesagt haben: „Wenn Ihr nachher dort hinuntergeht, dann erschreckt nicht, dort haben sie einen Polen aufgehängt.“ Wer bei dieser Wachmannschaft dabei war, und wer von ihnen das gesagt hatte, war Herrn Zeller nicht mehr in Erinnerung. Als Zeller und Schaumlöffel gegen 04.00 Uhr ihren Posten verließen, ging Zeller am sogenannten Josefium (ein Heim) vorbei, in welchem die Sicherheitsorgane des Staatschefs Petain untergebracht waren. Herrn Zeller fiel dabei auf, daß um diese Zeit dort noch Licht brannte und ein ziemlich bewegtes Leben herrschte. Leute in Zivil gingen ein und aus, doch kannte Herr Zeller niemand von ihnen. Aus diesen Beobachtungen hatte Herr Zeller geschlossen, daß entweder diese dort untergebrachten französischen Sicherheitsorgane den Sykutowski in jener Nacht erhängt hatten oder aber sich um die fragliche Zeit im Josefium ein fremdes Sonderkommando aufhielt, welches diese Exekution vollzogen haben könnte. Weiteres konnte Herr Zeller nicht angeben.*



Abb. 13 - 1964 fertigt ein Stuttgarter Kripo-Beamter eine Skizze des Tatorts  
(StA Ludwigsburg EL 317 III Bü. 173).

mit zeitlich verdichtet eine direkte Verbindung zwischen dem Tatort und der Unterkunft der Franzosen her. Ott weiß nämlich, daß Zeller und Schaumlöffel auf dem Heimweg noch die Täter verfolgt haben. Dabei haben sie gesehen, daß sie in das Pensionat Josefinum hineingingen, so daß anzunehmen ist, daß die Täter abermals Torio-Franzosen waren<sup>51</sup>.

Einzig der frühere Hitlerjunge, der 1964 nicht mehr in Ehingen lebt und anderswo vernommen wird, gibt eine etwas andere Einschätzung als die übrigen Befragten ab: Es hieß natürlich in der Bevölkerung allgemein: „Das können doch nur die Nazi's gemacht haben“. Etwas anderes habe ich nicht zu hören bekommen<sup>52</sup>. Wer diese Nazi's gewesen sein könnten, weiß auch er, übrigens der Sohn eines Ehinger NSDAP-Funktionärs, nicht zu sagen.

Seine Verwendung des Begriffs „Nazis“ ist nicht untypisch. In Interviews mit Zeitzeugen und ihren Nachkommen über die NS-Zeit findet sich bis in unsere Gegenwart die *eigentlich längst abgelöst scheinende Alltagstheorie, dass „die Nazis“ und „die Deutschen“ zwei verschiedene Personengruppen gewesen seien, dass „die Deutschen“ als Verführte, Missbrauchte, ihrer Jugend beraubte Gruppe zu betrachten seien, die selbst Opfer des Nationalsozialismus war*. Kurz gesagt: *Die „Nazis“ sind die anderen*<sup>53</sup>. Das ist offenbar auch in Ehingen so.

Zum Schluss soll noch eine bislang unerwähnte Zeugin zu Wort kommen, die die Hinrichtung von Czeslaw Sykutowski wohl aus der Nähe miterlebt hat: die Munderkingerin Udalrique Locher. Im September 1946 wird die 72-jährige als Zeugin zum Prozess vor dem französischen Militärtribunal in Rastatt geladen. Doch sie will sich der Aufregung nicht aussetzen und lässt sich ein ärztliches Attest über Reiseunfähigkeit aus Altersgründen ausstellen. So fließen ihre Beobachtungen nicht in die Gerichtsverhandlung ein. Und als das LKA 1964 ermittelt, lebt sie nicht mehr.

Was beobachtet Udalrique Locher am Tatabend des 14. April 1945, als sie am Groggensee auf einer Bank sitzt und auf den verspäteten Zug nach Munderkingen wartet? Anfang der 50er Jahre vertraut sie ihrem damals 13jährigen Enkel an, was dieser zehn Jahre später – die Großmutter ist inzwischen gestorben – so niederschreibt: *Laute Stimmen und Geschrei hörte sie vom Groggensee her. Ein Mann wurde herbeigeschleppt, er wehrte sich und schrie, er wurde getreten und geohrfeigt – „Halts Maul“ hallte herüber. Ein Strick wurde über einen Baum geworfen und die Männer in Zivil und Naziuniformen machten kurzen Prozess und erhängten den Mann kurzerhand. Alles war still bis auf das Gemurmel der Henker, die herumstanden und rauchten und eine Flasche kreisen ließen.* Zwei vertraute Gesichter glaubt die Augenzeugin in der Meute erkannt zu haben: den Kreisleiter und den Ortsgruppenleiter<sup>54</sup>.

Das LKA weiß nichts von dieser auswärtigen Zeugin. Am 28. Juli 1964 stellt der Stuttgarter Staatsanwalt die Ermittlungen *mangels Beweises* ein<sup>55</sup>.

---

<sup>51</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Vernehmungsniederschrift Anton Ott vom 30. Juni 1950.

<sup>52</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Vernehmungsniederschrift des LKA, 1. Juli 1964.

<sup>53</sup> Harald Welzer/Sabine Möller/Karoline Tschuggnall: „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt a. M. 2002. S. 71 und S. 150.

<sup>54</sup> Erinnerungen von Udalrique Locher aus Munderkingen an das Kriegsende 1945, aufgezeichnet von ihrem Enkel Manfred Lorenz Locher handschriftlich ca. 1960 und abgetippt ca. 2005. Schreiben von Manfred Lorenz Locher an den Verfasser vom 2. Feb. 2021 und 19. März 2021.

<sup>55</sup> StA Ludwigsburg EL 317 I I I Bü. 173, Verfügung der Staatsanwaltschaft Stuttgart vom 28. Juli 1964.

## Fazit

Nach 12 Jahren nationalsozialistischer Herrschaft und sechs Jahren Krieg war die moralische Zerrüttung der deutschen Gesellschaft so weit fortgeschritten, dass sich auch gewöhnliche Bürger an brutalen Verbrechen beteiligten. Der NSDAP-Geschäftsführer hatte bis 1942 als Postinspektor gearbeitet. Der NSDAP-Kreisleiter war Schulrat gewesen und der NSDAP-Ortsgruppenleiter Malermeister; beide wurden erst im letzten Kriegsjahr in ihre Parteiämter eingesetzt.

Es gab zwar über Jahrzehnte hinweg immer wieder Bestrebungen von auswärtigen Instanzen, die Täter zu finden. Doch die Ermittlungen des französischen Militärtribunals in Rastatt, der Tübinger Entnazifizierungs-Spruchkammer und des Stuttgarter Landeskriminalamts scheiterten an den Erinnerungslücken oder der Aussageverweigerung von Beschuldigten und möglichen Zeugen. Positiv formuliert: Die Stadtgemeinschaft blieb gegen alle Bedrohungen durch Aufklärungsversuche intakt.

Von außen sah man vor allem die brutalen Gräueltaten und suchte die Täter, die dafür verantwortlich waren. Von innen schaute man zuerst auf die beteiligten Personen, die man kannte und mit denen man auch in Zukunft auskommen wollte. Das gelang umso besser, je mehr die Taten verdrängt oder Fremden zugewiesen wurden.

Diese Verdrängung der NS-Verbrechen fand statt, obwohl – oder gerade weil – nach der deutschen Kapitulation nicht mehr zu leugnen war, welche Grausamkeiten unter dem Banner des Nationalsozialismus begangen wurden. In Ehingen bedurfte es dazu keiner schockierenden Filmaufnahmen aus den befreiten Konzentrationslagern. Die Zeugnisse der Gewalttaten, die hier vor Ort geschehen waren, standen allen vor Augen: die Leiche des jungen Polen, die man einen Sonntag lang am Goggensee hängen ließ, ebenso wie die am Marktplatz ausgestellten Fotos der erschossenen KZ-Häftlinge.

In diesem Spannungsfeld zwischen Aufklärungsinteresse und Harmoniebewahrung hat sich auch die lokalhistorische Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus lange bewegt. Wie die NS-Diktatur funktionierte, wird allerdings nur verstehbar, wenn man auch die Geschehnisse vor Ort in den Blick nimmt. Aus diesem historischen Verständnis lassen sich möglicherweise Lehren für die Gegenwart ziehen – eine Gegenwart, in der das Verharmlosen und Leugnen der NS-Verbrechen wieder zunehmend salonfähig wird<sup>56</sup>.

---

<sup>56</sup> Weitere NS-Forschungen zu Ehingen in Christian Rak: Nationalsozialismus in Ehingen. Schlaglichter von der Gründung der NSDAP-Ortsgruppe bis zur Entnazifizierung. Hg. von der Museumsgesellschaft Ehingen. Ulm 2021.

# Das Jordanbad bei Biberach 1945-1951

## UNRRA-Lager, Kibbuz und Altersheim für Displaced Persons

---

*Reinhold Adler*

*Auto um Auto fuhr her, schwer bepackt mit Lebensmitteln und Gepäck aller Art, und auf diesem saßen jedesmal Kinder, junge und alte Leute, soviel immer Platz hatten. Es war wieder ein Durcheinander und Umtrieb wie seinerzeit bei Ankunft des General Kommandos]. Vor den Häusern saßen die Leute und warteten auf ihr Quartier; andere waren schon untergebracht und schimpften, weil ihnen das angewiesene Zimmer nicht zusagte u.s.w. Möbelstücke, gefüllte Strohsäcke, welche die Leute vom Lager mitbrachten, lagen auf dem Wege und so machte alles den unangenehmsten Eindruck<sup>1</sup>.*

Die am 28. Juli 1945 erfolgte Verlegung von rund 360 jüdischen Personen aus dem am 23. April von französischen Truppen befreiten Internierungslager Ilag VB Biberach in die von Franziskanerinnen des Klosters Reute bei Bad Waldsee geführte Kneipp-Kuranstalt Jordanbad bei Biberach<sup>2</sup> war einschneidend, wenn auch nicht unerwartet. Ein ähnliches Durcheinander hatten die Schwestern schon am 2. April jenes Jahres erlebt, als das General-Wehrkreiskommando V, mit etwa 500 Personen aus Stuttgart kommend, das von ihnen geführte Reserve-Lazarett von einem auf den anderen Tag verlegte, um sich unter dem Schutz des auf dem Dach der Anstalt aufgemalten Roten Kreuzes bis zum 20. April einzukwartieren (Abb. 1).

Schon am 26. Juli waren gegen 20 Uhr drei Militärfahrzeuge mit einer Abordnung der französischen Kommandantur Biberach, dem Landrat Fritz Erler und einigen Herren der Stadtverwaltung Biberach vorgefahren. Sämtliche Gebäude, welche von der Wehrmacht beschlagnahmt gewesen waren und nun als Ausweichkrankenhaus dienten, wurden besichtigt. Das Jordanbad wurde von der Besatzungsmacht beschlagnahmt.

---

<sup>1</sup> Archiv Kloster Reute, Chronik Jordanbad.

<sup>2</sup> Im seit 1298 bekannten, erstmals 1547 als Jordanbad bezeichneten, der Reichsstadt Biberach gehörigen Wasacher Hof, wurde schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts eine heilkräftige Quelle zum Baden genutzt. Nachdem die Stadt Biberach das Anwesen 1826 verkauft hatte, errichteten die Franziskanerinnen von Reute 1889 hier die erste Kneipp'sche Wasserheilanstalt Deutschlands.



Abb. 1 - Das Jordanbad bei Biberach im Frühsommer 1945 (Foto: Reinhold Adler).

Die neuen Gäste der Schwestern bildeten zwei Gruppen. Die eine Gruppe bestand aus jüdischen Familien, die sich in der NS-Zeit aus Deutschland oder Österreich in die Niederlande geflüchtet hatten. Sie waren über das KZ Westerbork und das „Aufenthaltslager“ des KZ Bergen-Belsen nach Biberach gekommen, weil sie im Besitz sogenannter *Promesas*, Rettungspässe südamerikanischer Staaten, waren. Zwar hätten sie noch im Januar 1945 an einem deutsch-amerikanischen Austausch teilnehmen sollen, waren aber von deutscher Seite zurückgehalten worden, weil die Austauschquoten nicht stimmten. Ihre deutsche bzw. österreichische Staatsangehörigkeit war ihnen aberkannt worden. Sie waren Staatenlose. Ein ähnliches Schicksal hatte auch die zweite Gruppe. Es waren Bengasis, Juden mit britischen Pässen aus Bengasi und Tripolis in Nordafrika, die über italienische Lager nach Biberach deportiert worden waren und nicht über England heimkehren sollten<sup>3</sup>.

So begann also die Geschichte des Jordanbads als Zwischenstation für jüdische Displaced Persons (DPs) in der Französischen Besatzungszone (FBZ). Es dürfte sich um die erste Station dieser Art in der FBZ gehandelt haben. Ihr folgten zwar andere und ähnliche Unterkünfte für kürzere oder längere Zeit, zum Beispiel in Konstanz, Konstanz-Egg, Gailingen, Saulgau, Ravensburg, Lindau oder Kißlegg. Das von katholischen Schwestern geführte Jordanbad war aber etwas Besonderes und unterschied sich in mancher Hinsicht von anderen Lagern für jüdische DPs in der FBZ.

<sup>3</sup> Zur Geschichte des Ilag VB vgl. Reinhold Adler: „Das war nicht nur Karneval im August“. Das Internierungslager Biberach an der Riß 1942-1945 (Biberacher Studien 6). Biberach 2002.

## Die Quellenlage

Was die Forschung zur Geschichte jüdischer DPs speziell in der FBZ bisher zu Tage brachte, ist marginal<sup>4</sup>. Der Fokus der bisherigen Forschung liegt vor allem auf dem Schicksal jüdischer DPs in der US-Zone, wo sich wesentlich mehr jüdische DPs aufhielten als in der FBZ. Um es vorweg zu sagen: Informationen über das Jordanbad aus französischen Archiven sind spärlich. Einige wenige Hinweise ließen sich aus den Akten des Klosterarchivs Reute gewinnen, die sich zu Beginn der Recherche teilweise noch im Jordanbad befanden.

Die französischen Streitkräfte waren weder in der Lage, sich aus eigenen Beständen zu versorgen, noch hatten sie die Absicht, die DPs selbst zu ernähren. Zur Bestürzung der Franziskanerinnen erhielt die Kuranstalt zunächst nicht einmal Beschlagnahme-Scheine, sogenannte *Bons de Réquisition*<sup>5</sup>. Das Personal des *Service Personnes Déplacées et Réfugiés* (PDR), das dem *Ministère des Prisonniers, Déportés et Rapatriés* (MPDR) und der französischen Militärverwaltung unterstand, kümmerte sich weder um deutsch sprechende Juden noch um jüdische Nordafrikaner mit britischen Pässen, sondern schuf im Kreisgebiet eine Reihe von nationalen Sammellagern für die über 2.500 DPs, die nach und nach repatriiert wurden.

Die meisten Informationen über das Jordanbad erhalten wir aus dem UN Archives and Records Management Center (UNARMC) in New York, wo die Akten des für Biberach zuständigen UNRRA-Teams 209 aufbewahrt werden. Die UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) war die Organisation der Vereinten Nationen, deren Aufgabe es war, sich bis Mitte 1947 um die Versorgung und schnelle Heimführung von Personen zu kümmern, die durch die Kriegsergebnisse als Verschleppte galten. Auch die UNRRA war weder auf die Betreuung deutsch-jüdischer NS-Opfer noch überhaupt auf eine separate Unterbringung jüdischer DPs eingestellt. Umso erstaunlicher ist es, dass es die lokale französische Militärverwaltung bereits im Juli 1945 zuließ, die befreiten jüdischen Insassen des ehemaligen Ilag VB in einer relativ abgelegenen Kuranstalt separat unterzubringen. Dafür mag es eine Reihe von Gründen geben.

<sup>4</sup> Hinweise auf jüdische DPs in der FBZ finden sich in: Wolfgang Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945-1951. Göttingen 1985.- Angelika Königseder/Juliane Wetzel: Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs (Displaced Persons) im Nachkriegsdeutschland. Frankfurt 2004.- Julia Maspero: La politique française à l'égard de l'émigration juive polonaise de l'immédiat après-guerre. Bulletin du Centre de recherche français à Jérusalem 22 (2011). <http://bcrf.revues.org/6513> (Zugriff: 06.12.2012).- Julia Maspero: French policy on postwar migration of Eastern European Jews through France and French occupation zones in Germany and Austria, in: To stay or go? Jews in Europe in the immediate aftermath of the holocaust. Publication of papers presented at an international conference held in Warsaw, 5.-7. December 2011, (Jewish History Quarterly 2 [246]), Warschau 2013.- Jim G. Tobias: Schwäbisches Sanatorium verwandelte sich in Kibbuz: Jüdische Kinder und Jugendliche im DP-Camp Jordanbad: <https://www.hagalil.com/2009/08/jordanbad> (Zugriff: 21.05.2020).- Peter Fassl/Markwart Herzog/Jim G. Tobias (Hg.): Nach der Shoa. Jüdische Displaced Persons in Bayerisch Schwaben 1945-1951. Konstanz 2012.- Reinhold Adler: Der schwierige Weg zur Normalität. Die UNRRA in Biberach und Umgebung 1945 bis 1947, in: BC-Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach 1 (2007) S. 36-57.- Ders.: Die UNRRA in Gailingen und ihre Lager für jüdische Displaced Persons in der Nachkriegszeit, in: Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee 75 (2018) S. 181-210.- Ders.: Konstanz am Bodensee. Ein Zentrum jüdischen Lebens in der Französischen Besatzungszone, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 137 (2019) S. 57-83.- Ders.: Die wollten alle weg. Jüdische DPs und Holocaust-Überlebende in der Französischen Besatzungszone, unveröffentlichtes Typoskript 2017.

<sup>5</sup> Archiv Jordanbad, Mitteilung der Kuranstalt an Landrat vom 27. Mai 1946.

Ausschlaggebend war wohl, dass das Ilag VB während des Krieges zur Aufnahme britischer Internierter von den Kanalinseln eingerichtet worden war und nach der Befreiung relativ schnell von britischen Offizieren betreut wurde. Ein weiterer Grund dürfte darin zu suchen sein, dass Denis Schütterle, der erste für Biberach zuständige UNRRA-Direktor des Teams 209, der bereits am 11. Juni 1945 seine Arbeit aufnahm, ein jüdischer Elsässer war, der sich um jüdische DPs besonders kümmerte. Er löste deshalb Unstimmigkeiten mit seinen UNRRA-Kollegen aus. Später setzte er sich als Leiter der jüdischen Lager in Gailingen am Hochrhein für die Belange jüdischer DPs ein<sup>6</sup>. Auch sein Stellvertreter und zeitweiliger Nachfolger B.J. Haydar, später Chef des Teams 585 Saulgau, nahm sich der Probleme der Juden im Jordanbad an<sup>7</sup>.

Ein dritter Grund dürfte darin zu suchen sein, dass internationale Hilfsorganisationen wie das Vereinigte Hilfswerk des Internationalen Roten Kreuzes (IRK) schon während des Krieges Versorgungslinien für das Ilag VB unterhalten hatten. So hatte beispielsweise das IRK im Februar 1945 das Internierungslager in Biberach mit Lebensmitteln im Wert von über 8.000 Schweizer Franken versorgt. Vermittelt wurde die Sendung durch den einstigen Präsidenten der Schweizerischen Jüdischen Gemeinden, Saly Mayer, der als Vertreter der jüdisch-amerikanischen Hilfsorganisation American Joint Distribution Committee (AJDC) später mit dem Jordanbad zu tun hatte<sup>8</sup>.

Dass sich in Biberach Juden aufhielten, war dem Jüdischen Weltkongress spätestens seit Januar 1945 bekannt<sup>9</sup>. Deshalb erfährt man über die Verhältnisse im Jordanbad am meisten aus den Akten jüdischer Hilfsorganisationen. Zu nennen ist hier besonders das AJDC, kurz „Joint“ genannt, das ein eigenes, auch digital zugängliches Archiv unterhält. Sein europäisches Hauptquartier befand sich in Paris. Seit März 1946 war der AJDC-Vertreter Lothar Ringer, ein etwa 30 Jahre alter naturalisierter Holländer, der bis 1933 in Berlin gewohnt hatte, beim UNRRA Team Biberach angesiedelt. *Für die Franzosen, so schrieb er in seinem Monatsbericht im Februar 1946, ist ein Jude kein Jude, sondern ein Pole oder ein Deutscher oder wie auch immer das Land, aus dem einer kommt, heißt*<sup>10</sup>. Sein Nachfolger wurde 1946 Henri Laufer aus Metz, Sohn polnischer Eltern und einstiger Mitarbeiter des MPDR, der sich aber in Konstanz und Nordrach im Schwarzwald niederließ.

Zu diesen Hilfsorganisationen zählt auch der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (S.I.G.) und seine Kommission „Hilfe und Aufbau“ (HuA), dessen Akten im Archiv für Zeitgeschichte (AFZ) der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich liegen. Vertreter der HuA war der langjährige Präsident

<sup>6</sup> Adler, Gailingen (wie Anm. 4) S. 193f.- Wiener Library 1407/9 Dixi Heim (3), JRU Biberach Report No. 1, June 10th, 1946.

<sup>7</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York PAG 4/3.0.11.1.3:57, UNRRA Team 209 Biberach Jordanbad, Bericht des UNRRA Teams 209 (Schütterle) vom 28. Aug. 1945 und vom 15. Sept. 1945. S-0418-0003-09, B.J. Haydar, Bilanz des Teams 585 vom April-November 1946 und sonstige Berichte.

<sup>8</sup> American Joint Distribution Committee Archive NY\_AR45-54\_00037\_00901.pdf, Commission Mixte de Secours de la Croix-Rouge Internationale Genf an Saly Mayer, Hotel Cornavin, Genf vom 20. Feb. 1945.

<sup>9</sup> American Joint Distribution Committee Archive NY\_AR45-54\_00032\_00545.pdf, undatierte Liste vom 9. April 1945. NY\_AR45-54\_00004\_00187.pdf, AJDC Paris (A.D. Greenleigh) an AJDC New York vom 6. März 1945.

<sup>10</sup> American Joint Distribution Committee Archive NY\_AR45-54\_00031\_00792.pdf, wortgleich mit USHMM-Geneva\_00032\_00285.pdf, L.A. Ringer, Monthly Report vom 25. Feb. bzw. 16. März 1946.

der Israelitischen Gemeinde Kreuzlingen, Robert Wieler (1912-2012), Sohn einer jüdischen Familie aus Konstanz, die 1923 nach Kreuzlingen umgezogen war. Seinen Berichten über seine Hilfsaktivität in der FBZ sind die tiefsten Einblicke in die Verhältnisse in den Lagern jüdischer DPs in der FBZ zu verdanken.

Da es sich beim Jordanbad zunächst um ein „britisches Repatriierungslager“ handelte, war ab Juli 1946 auch die britisch-jüdischen Organisation Jewish Relief Unit (JRU), deren Akten in der Wiener Library London vorhanden sind, im Jordanbad präsent. Ihr Vertreter dort war Dixie Heim, mit richtigem Namen Wolfgang Heim, ein 1920 in Leipzig geborener, lediger Jude mit polnischer Staatsangehörigkeit, der während des Krieges in England gelebt und dort für die britische Erziehungsbehörde gearbeitet hatte<sup>11</sup>.

### **Das britische Repatriierungslager im Jordanbad**

Warum die französische Besatzungsmacht gerade in der Kuranstalt Jordanbad eine Auffangstelle für jüdische DPs einrichtete, ist offenkundig. Die mehr als dürftige Unterbringung britischer Internierter von den Kanalinseln in den Baracken des ursprünglich als Garnison konzipierten Internierungslagers Biberach ging Anfang Juni 1945 zu Ende. Die Kanalinselbewohner wurden über den Flugplatz Mengen nach England ausgeflogen. Die Besatzungsmacht benötigte das ehemalige Internierungslager dringend für eigene Zwecke, teils zur Nutzung durch das französische Militär, teils zur Unterbringung von deutschen Kriegsgefangenen.

Die 142 deutsch-österreichischen Juden, darunter viele Kinder, wurden im Oberen Kurhaus und im sogenannten Gästehaus des Jordanbads untergebracht, das bald als *Amerikahaus* galt, denn die Leute hofften, in die USA emigrieren zu können. Im Lauf der nächsten Wochen stießen ehemalige Internierte aus den Internierungslagern Liebenau bei Tettnang und Wurzach zu dieser Gruppe. Auch britische und amerikanische Staatsbürger, die während des Krieges unter Polizeiaufsicht in Privatquartieren gelebt hatten und repatriert werden wollten, wurden im Jordanbad zusammengefasst<sup>12</sup>.

Beispiel dafür ist der in Irland geborene Edmund Stanton mit seiner achtköpfigen Familie, der einen britischen Pass besaß. Seine Frau war deutscher Herkunft. Er hatte in Deutschland einen Tabakgroß- und Einzelhandel betrieben, bis er 1933 in Zahlungsschwierigkeiten kam. Daraufhin war er mit seiner Familie nach London gezogen, von wo er 1938 zurückkehrte, um sein beschlagnahmtes Vermögen wiederzuerlangen. Bei Kriegsbeginn blieb er in Deutschland hängen und suchte den Lebensunterhalt seiner Familie durch Arbeit in einem Industriebetrieb in Dresden zu verdienen, wo er in einem Arbeitslager lebte. Nach dem Bombenangriff auf Dresden im Februar 1945 tauchte er unter und verschwand nach Österreich, wo er aufgegriffen und in ein Lager in Lauterach/Vorarlberg gesteckt wurde. Erst im August 1945 wurde die Familie im Jordanbad wieder vereint.

---

<sup>11</sup> Wiener Library HA5 4/5, C. J. Karckal, Deputy Director und G. E. Sebille, Assistant Director, Relief Services, UNRRA Direction General de la Zone Francaise vom 3. Juni 1946, betrifft Ordre d' affectation (Verwendungsbefehl) für Dixie Heim von 3. Juni 1946.

<sup>12</sup> Archiv Kloster Reute, Chronik Jordanbad.



Wie bereits im Ilag VB während des Krieges organisierten die neuen Bewohner des Jordanbads eine gewisse Selbstverwaltung. Als Lagerleiter bekannt sind u.a. David Sonnenberg, Felix Duschnitz<sup>13</sup> und vor allem Alfred Moser, der mit seiner Frau Anne als Sekretärin die Interessen der jüdischen Bewohner gegenüber der Besatzungsmacht vertrat (Abb. 2, Abb. 3).

Die 140 bengasischen Männer, Frauen und Kinder wurden von den Schwestern als Afrikaner bezeichnet. Sie wurden von den anderen jüdischen DPs getrennt im sogenannten Badhaus untergebracht, wo sie streng nach jüdischem Ritus lebten. Sie nahmen ihre Mahlzeiten auch getrennt ein, denn sie pflegten rituell zu schlachten und koscher zu essen. Entsprechend misstrauisch waren sie gegenüber den Gepflogenheiten der katholischen Schwestern. Die von ihnen selbst geschlachteten Kälber und Rinder wurden nicht für die Hauptmahlzeiten des Lagers verwendet. Die nordafrikanischen Juden wogen das Fleisch aus und verkauften es regulär wie in einem Metzgerladen an ihre Familien, die dann auf ihren Zimmern kochten. Das Haus *Afrika* oder auch *Tripolis*, wie das Badhaus genannt wurde, war im buchstäblichen *Sinne eine Sache* für sich. Diese Leute hatten Geflügel mitgebracht und so hörte man schon um Mitternacht vor der Sakristei einen Hahn krähen, dem ein anderer von einem Fenster des Badhauses antwortete. Die bengasischen Juden legten großen Wert auf Waschen und Baden. Jede Person erhielt einmal wöchentlich ein warmes Wannenbad. Das Wasser musste mit Buchenholz heiß gemacht werden, weil es keine Kohle gab. Die rund 100 Kinder, die nun eine ungewohnte Unruhe in das ehemalige Kurbad brachten, liebten es, in dem Bassin vor der Heizung zu schwimmen. Überall herrschte

<sup>13</sup> Vater von Marietta Moskin, der Autorin des Buches „Um ein Haar. Überleben im Dritten Reich“, cbt 30212.

Abb. 2 - UNRRA-Lager Jordanbad bei Biberach mit Lagerleiter Alfred Moser (Foto: Reinhold Adler).



Abb. 3 - Lagerleiter Moser mit Sekretärin im Büro des DP-Lagers Jordanbad (Foto: Reinhold Adler).

Umtrieb, den das alteingesessene Personal und die Schwestern des Jordanbades nicht gewohnt waren. Die Belastung der Schwestern in der Küche und in der Waschküche war enorm. Sie kamen kaum jemals vor 11 oder 12 Uhr nachts zur Ruhe<sup>14</sup> (Abb. 4).

### **Die anfängliche Finanzierung des Lagers**

Wie die französische Besatzungsmacht das Lager im Jordanbad anfänglich finanzierte, darüber geben einige Schreiben im Stadtarchiv Laupheim Auskunft. Die Militärregierung in Biberach wollte am 11. Februar 1947 von der Stadtverwaltung Laupheim rückwirkend wissen, auf wessen Anweisung die UNRRA Vorschüsse in Höhe von 30.000 und 50.000 Reichsmark erhalten und wer den Empfang dieser Beträge quittiert hatte. Sie legte dazu die Abschriften zweier vom stellvertretenden Laupheimer Bürgermeister Ulrich Steiner<sup>15</sup> unterzeichneten Quittungen vom 25. Juli bzw. 29. August 1945 über den Empfang der genannten Summen in bar bzw. als Scheck vor. Das Geld stammte von einem *Sonderkonto Bergungsgut* des Deutschen Reiches und somit aller Wahrscheinlichkeit nach aus Verkäufen des Besitzes der in den Osten deportierten Laupheimer Juden. Die Zahlungsanweisung an die UNRRA, damals noch unter der Leitung des

---

<sup>14</sup> Archiv des Klosters Reute, Chronik Jordanbad.

<sup>15</sup> Ulrich Steiner (1908-1961), Gutsbesitzer von Schloss Groß-Laupheim, war Mitglied des Stahlhelms und der NSDAP, aus der er als *Mischling 1. Grades* 1933 wieder ausgeschlossen wurde. Nach dem Attentat auf Hitler inhaftiert, wurde er im Juli 1945 kurzzeitig Bürgermeister von Laupheim und gehörte zu den Gründungsvätern der CDU in Württemberg-Hohenzollern. [https://de.wikipedia.org/wiki/Ulrich\\_Steiner](https://de.wikipedia.org/wiki/Ulrich_Steiner) (Zugriff: 20.05.2020).

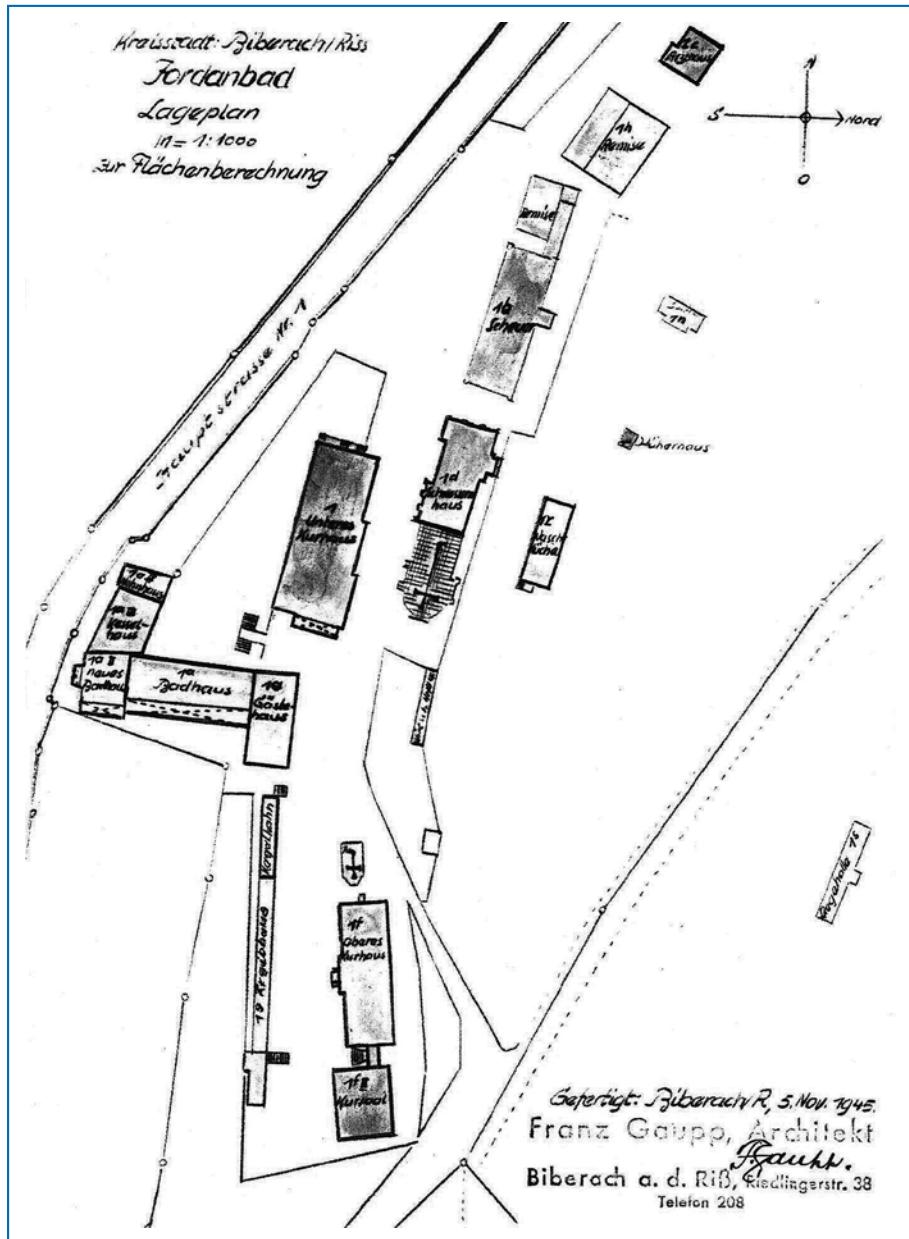


Abb. 4 - Plan des Jordanbads 1945 (Archives Nationales Paris).

UNRRA-Chefs Schütterle, erfolgte an die Stadtkasse Laupheim mit Zustimmung des Biberacher Landrats und der Militärregierung durch Erlass vom 20. Juli 1945. Die 30.000 Reichsmark vom Juli 1945 waren ausdrücklich zu *Gunsten des britischen Internierungslagers in Biberach* vorgesehen und die Zahlung erfolgte nur wenige Tage bevor die jüdischen Insassen dieses Lagers ins Jordanbad verlegt wurden.

Die Summe von 50.000 Reichsmark vom August 1945 wurde als *Spende der Stadt [...] zugunsten der deportierten Juden* ausgewiesen. Vermutlich hat also die Besatzungsmacht bzw. die UNRRA in der FBZ, die beide bekanntermaßen finanziell nicht besonders gut dastanden, darauf bestanden, das von der einstigen Judengemeinde Laupheim stammende Vermögen für den Unterhalt der jüdischen DPs im Jordanbad zu verwenden. Die Stadtverwaltung Laupheim wusste 1947 von diesen Vorgängen nichts mehr. Der damalige Bürgermeister wandte sich an den Schlossgutsbesitzer Ulrich Steiner um Auskunft und bat, falls noch vorhanden, um die Empfangsberechtigungen der UNRRA, da die *Akten des Bergungsamts Laupheim [...] seinerzeit an das Finanzamt Biberach abgegeben* [wurden]. Daraufhin ließ Ulrich Steiner über sein Sekretariat mitteilen, die Militärregierung habe sich bereits mit ihm in Verbindung gesetzt. Empfangsberechtigungen seien nicht gefunden worden. Die Angelegenheit habe sich inzwischen erledigt, da der Militärgouverneur Gilbert Weill sich dahin geäußert habe, die Angelegenheit sei in Ordnung<sup>16</sup>.

Zu den französischen Besatzungstruppen gehörten auch jüdische Militärrabbiner. Sie kümmerten sich außer um jüdische Soldaten in den französischen Einheiten auch um jüdische DPs. Der für den Bereich der südlichen FBZ zuständige Militärrabbiner war Capitaine Robert Monheit mit Dienstsitz in Straßburg<sup>17</sup>. Deshalb überrascht es nicht, dass im Stadtarchiv Laupheim ein Schreiben Monheits an den Laupheimer Bürgermeister vom 20. September 1945 vorliegt, in dem es heißt: *Ich will es nicht versäumen, Ihnen meinen Dank auszusprechen für die Gabe von RM 50 000.-, die Sie mir freundlicherweise zukommen liessen, zugunsten der deportierten Israeliten. In dem Sturm, in den wir hineingeraten sind, freut es mich, feststellen zu können, dass es Deutsche gibt – und ich hoffe, dass sie sehr zahlreich sind – die die Greuelarten verabscheuen, die die Nazis begangen haben und die versuchen, die Bedingungen der Überlebenden zu mildern*<sup>18</sup>.

### Leben im Lager und seine Probleme

Wie sehr sich das Leben der aus dem Ilag VB ins Jordanbad verlegten jüdischen Familien verbesserte, verdeutlicht Elisabeth Joshua-Eisenmann, die Bergen-Belsen erlebt hatte, in einem Brief an ihre Verwandten im Oktober 1945: *Wir – 300 Menschen – leben hier in einem Eldorado, aber verlangen alle sehr, raus zu kommen*<sup>19</sup> (Abb. 5).

Durch den fortwährenden Zuzug wurde die Lage im Jordanbad immer beeindruckender. Im November 1945 waren fast 80 Prozent der Fläche der Kuranstalt von der UNRRA benutzt, darunter vollständig: Kursaal, Gebäude 1, Unte-

---

<sup>16</sup> StadtA Laupheim Nr. 1360, 1895.

<sup>17</sup> Nach The Canadian Jewish Review, June 28, 1948, war Monheit während des Krieges jüdischer Geistlicher des Maquis, der französischen Untergrundbewegung, die tausende Juden vor den Nazis gerettet haben soll. Nach der Befreiung arbeitete er für das französische Ministerium für Gefangene, Deportierte und Flüchtlinge. Er war auch Präsident des Agudath Israel Youth Council in Frankreich, einer aschkenasischen orthodoxen jüdischen Partei, die sich für den Einfluss der Tora und der jüdischen Gesetzgebung (Halacha) in der jüdischen Gesellschaft einsetzt und den säkularen Zionismus ablehnt. [http://de.wikipedia.org/wiki/Agudat\\_Isra%C3%A9l](http://de.wikipedia.org/wiki/Agudat_Isra%C3%A9l) (Zugriff: 25.01.2013).

<sup>18</sup> StadtA Laupheim Nr. 1895.

<sup>19</sup> Dokumentensammlung Henri Joshua, New York, Schreiben vom 31. Okt. 1945.



Abb. 5 - Elisabeth Joshua-Eisenmann mit ihren Kindern 1945 vor dem Amerikahaus im Jordanbad  
(Foto: Reinhold Adler).

res und Oberes Kurhaus, Kegelbahn, Gästehaus, Badhaus, Neues Badhaus und Kesselhaus. Die Schwestern und das Personal kamen an ihre Grenze. Die Kuranstalt war mit etwa 450 Leuten belegt, darunter Kranke, Wöchnerinnen und 40 aus dem Kreiskrankenhaus Biberach verlegte Personen. Da diese ganz verschieden verpflegt werden mussten, waren die Küchen ungewöhnlich stark beansprucht. Das aus 80 Personen bestehende Personal war seit Monaten überlastet. Es wurde befürchtet, die Herde, Kessel und Maschinen würden diese überstarke Belastung nicht mehr lange aushalten können. Deshalb bat die Oberin, die Belegziffer auf keinen Fall zu vergrößern<sup>20</sup>. Als Robert Wieler am 10. Januar 1946 das Jordanbad besuchte, erfuhr er vom UNRRA-Vertreter Lothar Ringer, wie ideal in jeder Hinsicht die Lebensverhältnisse der DPs dort waren. Es handele sich um ein *Flüchtlingshotel mit allem Komfort, Bedienung inbegriffen*<sup>21</sup>.

Als Problem entpuppte sich die Versorgungslage. Frankreich, das unter dem Krieg erheblich gelitten hatte, war nicht in der Lage, die Versorgung für DPs auf dem anfänglichen Niveau fortzusetzen. Der erste UNRRA-Direktor des Teams 209 war im August 1945 noch davon ausgegangen, dass die DPs im Durchschnitt mit 2.600 und im September 1945 sogar mit 2.800 kcal pro Tag versorgt wurden, eine Versorgung, die jene der deutschen Bevölkerung damals weit übertraf.

Obwohl das Jordanbad *off limits*, also für die deutsche Bevölkerung nicht zugänglich, war, galt es bald als Brutstätte des Schwarzhandels. Dabei war der Tauschhandel mit Gütern, die nicht mit Rationierungskarten zu erhalten waren und aus den Verpflegungssätzen der UNRRA stammten, für die DPs unent-

<sup>20</sup> Archiv Jordanbad, Aufstellung der Flächen der Gebäude der Kneipp-Kuranstalt Jordanbad von Architekt Franz Gaupp vom 5. Nov. 1945, Kuranstalt Jordanbad, Schwester Oberin, an das Britische Lager vom 4. Jan. 1946.

<sup>21</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 120, Wieler an S. I.G vom 19. Jan. 1946.

behrlich. Als die UNRRA im Juli 1946 die Zuteilung von Zigaretten kürzen wollte, beklagten sich zwölf weibliche DPs im Lager Jordanbad heftig beim Team-Direktor de Marnhac mit folgenden Worten:

*Wir erlauben uns, ihre Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu lenken, dass wir uns in diesem Fall in einer sehr schwierigen Lage befinden werden. Abgesehen davon, dass viele Frauen rauchen, sind diese Zigaretten eine wertvolle Hilfe in vieler Hinsicht:*

1. *Wir haben keinen Faden für unsere kleinen Näharbeiten, keine Baumwolle, um unsere Unterwäsche oder Wäsche zu flicken. Es gibt deshalb keine andere Möglichkeit, als sich an deutsche Frauen zu wenden, die von Zeit zu Zeit Faden mit ihren Rationierungskarten erhalten. Für einige Meter Faden müssen wir ihnen mehrere Zigaretten geben.*
2. *Die Seife, die uns die UNRRA gibt, reicht gerade, um uns zu waschen und unsere Leibwäsche zu unterhalten. Betttücher, Handtücher, Kopfkissenbezüge etc. werden von deutschen Frauen gewaschen, die jeden Monat Seifenpulver erhalten. Auch hier müssen wir mit Zigaretten bezahlen.*
3. *Für Zigaretten erhalten wir Schuhcreme, Zahnpasta etc.*
4. *Der Schuhmacher ist bereit, kleinere Reparaturen an unserem Schuhwerk (Absätze etc.) auszuführen gegen einige Zigaretten.*
5. *Die Kleider, Röcke etc., die wir aus dem Magazin der UNRRA beziehen, müssen in den meisten Fällen umgearbeitet werden. Der Schneider führt diese Arbeiten mit seinem eigenen Faden durch unter der Bedingung, dass wir ihm einige Zigaretten geben.*
6. *Zigaretten sind die goldenen Schlüssel, mit dem wir uns die Türen öffnen, die für DPs im Allgemeinen verschlossen sind<sup>22</sup>.*

Die Folge war, dass es unter den Bewohnern des Jordanbads zu gegenseitigen Anfeindungen kam, deren Ursache eine gewisse Neiddebatte war. Am 1. August 1946 entwickelte sich in diesem Lager eine wortreiche Auseinandersetzung zwischen Edmund Stantons Ehefrau und Joshua Eibeschitz. Hintergrund war die Tatsache, dass die aus dem Internierungslager ins Jordanbad verlegten Juden noch aus der Kriegszeit über einen großen Bestand von Rot-Kreuz-Paketen mit Lebensmitteln zum eigenen Verbrauch verfügten, den sie den übrigen Lagerbewohnern im Jordanbad nicht zur Verfügung stellen wollten. Ohne zu ahnen, dass ihr Gegenüber Jude war, warf Frau Stanton den Juden im Jordanbad vor:

*Die Juden haben was sie wollen, Butter, Orangenmarmelade und Marmelade und was sie auch immer wollen, obwohl es ein britisches Lager ist, und die Juden haben Schlüssel vom Roten Kreuz und für alle Lagerräume. Die verdammten Juden haben alles und wir kriegen nichts. Meine Kinder müssen zwei Scheiben Brot und Rettich essen und die Juden haben alles [...] Stimmt das etwa nicht?*

---

<sup>22</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York PAG 4/3.0.11.1.2.2:4, Reports Welfare des Teams, Schreiben von 12 Frauen an de Marnhac, UNRRA Direktor Team 209 Biberach vom 27. Juli 1946.

Die Familie Stanton musste daraufhin das Jordanbad verlassen und wurde in einem anderen UNRRA-Lager im Stadtgebiet von Biberach untergebracht<sup>23</sup>.

Dass die Versorgung im Jordanbad im Vergleich zu jener der einheimischen Bevölkerung nicht schlecht war, beweist ein Eintrag im Tagebuch der Schwestern, wo man liest:

*Die Leute meinen es recht gut mit den Schwestern und wollen auch nicht, dass sie sich so anstrengen. Ein Herr sorgt immer für Arbeitskräfte zur Entlastung der Schwestern, damit diese sich mehr den Leuten widmen können, die so viel mitmachen mussten in den Konzentrationslagern. Auch mit den nötigen Lebensmitteln sollen die Schwestern bedacht werden; der Küchenchef sagte schon öfters: Alle Schwestern sollen sich reichlich satt essen, er werde schon sorgen, dass genügend Nahrungsmittel da sind<sup>24</sup>.*

Bis Jahresende 1945 waren alle Bengasis repatriiert worden. Im Oktober bat das Jüdische Komitee Amsterdam Robert Wieler von der Kommission „Hilfe und Aufbau“ um eine Liste jener Juden im Jordanbad, die nach Holland zurückkehren wollten. Robert Wieler, der als erster Vertreter schweizerischer Juden die jüdischen DP-Lager in der FBZ besuchte, übermittelte die Bitte ans Jordanbad<sup>25</sup>. Folglich kamen im Dezember 1945 und Januar 1946 Wagen des Roten Kreuzes und holten einen Teil jener Familien ab, die den Deutschen in den Niederlanden in die Hände gefallen waren. Sie wurden zur Regelung ihrer persönlichen Verhältnisse über ein Sammellager in Vorarlberg nach Frankreich und in die Niederlande gebracht, bevor sie oft erst 1948 die Chance zur Emigration in die USA erhielten<sup>26</sup>. Damit war die Anfangsphase des DP-Lagers im Jordanbad zwar zu einem gewissen Abschluss gekommen, aber nicht alle Bewohner des Jordanbads hatten das Glück, abreisen zu können.

Während zum Beispiel Alfred Thonet, ein Mitglied der berühmten Thonet-Familie aus Wien – jeder kennt die Thonet-Stühle aus gebogenem Holz – schon im August 1945 in die USA ausreisen konnte, hatte Schwierigkeiten, wer in Großbritannien, Australien oder gar Palästina Verwandte hatte und dorthin emigrieren wollte. Die meisten Staaten beschränkten die Einwanderquoten.

Das verdeutlicht das Schicksal des Masseurs und Fußpflegers Herbert Hermann, der 1906 in West Hackney bei London geboren worden war. Er war mit einer Deutschen verheiratet und wurde im „Dritten Reich“ als Jude eingestuft. Dank seines britischen Passes wurde er nicht in ein KZ deportiert. Er überlebte den Krieg in Berlin. Im November 1944 beantragte er bei der Abteilung Schutzmachtangelegenheiten der Schweizerischen Gesandtschaft in Berlin eine Verlängerung seines am 21. November 1938 ausgestellten Passes durch die britischen Behörden. Im August 1944 stand sein Name auf einer Liste der

<sup>23</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York, unsigniertes Verhörprotokoll mit den Aussagen von Mr. Eibeschitz und Mr. Stanton vom 6. Aug. 1946 mit handschriftlichem Lebenslauf von Edmund Stanton, Room 11 Kurhaus Jordanbad und Anweisung von Directeur de Marnhac an die Lagerleitung Jordanbad vom 7. Aug. 1946.

<sup>24</sup> Archiv Kloster Reute, Chronik Jordanbad.

<sup>25</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Kreuzlingen Nr. 149, Wieler an Comité Israélite, Konstanz vom 28. Nov. 1945.

<sup>26</sup> Mitteilung von Marietta Moskin vom 13. Aug. 2001.

heimkehrberechtigten britischen Staatsbürger in deutscher Hand, die in einem deutsch-britischen Zivilaustausch nach England zurückkehren konnten. Aus unbekannten Gründen nahm er an seinem solchen Austausch nicht teil. Vermutlich hätte er seine deutsche Frau nicht mitnehmen dürfen. Zusammen mit ihr wurde er am 1. Februar 1945 im Ilag VB in Biberach interniert und kam nach dessen Befreiung wie die anderen Juden dieses Lagers ins Jordanbad. Ein Visum zur Einreise in England, das ihm am 21. Oktober 1945 ausgestellt wurde und bis 5. Januar 1946 befristet war, scheint er nicht genutzt zu haben. Offensichtlich bemühte er sich Ende 1945 darum, sich in Dortmund eine neue berufliche Zukunft aufzubauen. Wenigstens hielt er sich dort auf, um die dortige Situation kennenzulernen. Angesichts der Bombenschäden im Ruhrgebiet teilte er dem damaligen Lagerleiter Duschnitz mit, er ziehe es vor, mit seiner Frau nach Kanada auszuwandern. Allerdings war sein Name auf der Liste der auswanderungswilligen Juden des britischen Konsulats in Straßburg bereits gestrichen bzw. mit dem Vermerk *Deutschland* versehen worden. Im Lager Jordanbad galt er deshalb als deutscher Jude. Als solcher bestand kein Anrecht auf Bezugsscheine, wie sie jüdischen DPs vom AJDC und der UNRRA zustanden. In den bisher eineinhalb Jahren seines Aufenthalts im Jordanbad wurden ihm beispielsweise nie Schuhe oder Kleidungsstücke zugeteilt. Erst ab 1. Januar 1948 behandelte das AJDC deutsche Juden wie DPs<sup>27</sup>. Über das weitere Schicksal von Herbert Hermann ist leider nichts bekannt.

### Ein jüdisches Jugendlager in Biberach

Die Ankunft der Familien aus dem ehemaligen Ilag VB war nur eine Maßnahme gewesen, die zur Entstehung eines jüdischen Lagers im Jordanbad führte. Eine andere war die Errichtung eines Lagers für jüdische Kinder und Jugendliche in Biberach schon im Spätsommer 1945. Dieses hatte seine eigene Vorgeschichte. Im Gegensatz zu den rund 220 Bewohnern des Jordanbads mit ihrer überwiegend westeuropäischen Bildung, die bestenfalls Bedarf an Lesestoff hatten, war das von den Franzosen eingerichtete Jugendlager von Anfang an ein Sorgenkind der schweizerischen Hilfsorganisationen.

Wann die 252 Personen im Alter zwischen 15 und 22 Jahren und die zehn Kinder zwischen acht und zehn Jahren in Biberach ankamen, ist nicht überliefert. Es handelte sich um eine musterhaft geführte *Hachschara*, das heißt eine landwirtschaftliche oder handwerkliche Ausbildungsstätte, die auf die Auswanderung nach Palästina vorbereiten sollte. Sie soll in einem ehemaligen HJ-Lager untergebracht worden sein, das einschließlich Sanitär- und Badebaracke aus neun Baracken bestand. Vermutlich war dieser Kibbuz identisch mit einer seit Juli 1945 bestehenden Colonie de vacances, einem französischen Kinderferienheim, das die Besatzungsmacht im einstigen RAD-Lager Gaisental installiert hatte<sup>28</sup>.

---

<sup>27</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York 3.0.11.1.3.57, Avisaux camp Jordanbad Team 209 Biberach.

<sup>28</sup> Stadtarchiv Biberach G 10 88, Aktennotiz gez. Wörner, Requirierungsamt, vom 29. Jan. 1946.- Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Kreuzlingen Nr. 119, Jüd. Flüchtlingshilfe St. Gallen an HuA vom 20. Nov. 1945.

Die Versorgung übernahm die UNRRA mit amerikanischen Lebensmittelrationen als Standard, was zum Beispiel bedeutete, dass pro Tag und Person 330 g Fleisch ausgegeben wurde. Die jungen Leute waren vor allem mit der Instandsetzung und Ausbesserung des Lagers beschäftigt. Es mangelte ihnen an Kleidung und Schuhwerk. Die Kibbuz-Mitglieder hatten ihre Jugend entweder in Konzentrationslagern oder versteckt im Untergrund verbracht. Sie waren geschlossen aus Polen über ein DP-Lager Landsberg in der US-Zone nach Biberach überführt worden. Somit handelte es sich eigentlich um jüdische Nachkriegsflüchtlinge aus Osteuropa, die sich auf den Weg nach Palästina machen wollten.

In den von den Sowjets besetzten Staaten Osteuropas, besonders in Polen und im Baltikum, lebten kurz nach Kriegsende meist jugendliche Juden, die im Untergrund überlebt hatten oder aus Russland, wohin sie sich vor den Deutschen geflüchtet hatten, zurückgekehrt waren. Wieder daheim fanden sie oft niemanden ihrer Verwandtschaft mehr vor und wenn sie ihre Wohnungen oder Häuser wieder in Besitz nehmen wollten, stellten sie fest, dass sie in andere Hände gelangt waren. Immer wieder kam es zu heftigen antisemitischen Ausschreitungen. Infolgedessen drängten Juden aus Polen, unterstützt durch die jüdische Fluchthilfeorganisation Brichah, als illegale Nachkriegsflüchtlinge ins „Land der Täter“. Mit Hilfe amerikanischer Militärs suchten sie in die Vier-Sektorenstadt Wien und von dort in die FBZ zu gelangen, um dann über die „Grüne Grenze“ Frankreich oder Italien zu erreichen. Dort organisierte die Fluchthilfe Schiffe zur Überfahrt nach Palästina, wo ein jüdischer Staat entstehen sollte. Allerdings war Palästina von den Briten gesperrt. Bis dahin blieb vielen Holocaust-Überlebenden oft nichts, als neuen „Lebensmut im Wartesaal“ – so der Titel eines Buches über jüdische DPs in der Nachkriegszeit<sup>29</sup> – in den Besatzungszonen der Westalliierten in Deutschland zu fassen. Auf diese Weise entstand auch in Biberach ein Zentrum für jüdische Kinder und Jugendliche, ein sogenannter Kibbuz. Die sozialistisch-zionistisch orientierte jüdische Jugendorganisation *Hashomer Hazair*<sup>30</sup> (Junger Wächter) bereitete dort junge Leute auf das Leben in Palästina vor, suchte sie mit sprachlichen und beruflichen Kenntnissen zu versehen und unterzog sie teilweise sogar einem militärischen Drill, bevor sie illegal weiter in Richtung Palästina geschleust wurden.

Aus diesem Grunde bestand ein großes Bedürfnis nach schulischen und beruflichen Ausbildungsmöglichkeiten, die in Biberach kaum befriedigt werden konnten, weil es an Lehrkräften und Lehrmaterialien fehlte<sup>31</sup>. Die Kommission „Hilfe und Aufbau“ bemühte sich noch vor Winterbeginn, diesen Kibbuz mit Schuhen, Skihosen, Strümpfen, Unterwäsche und Oberbekleidung mit einem Gesamtgewicht von über 1.000 kg im Wert von 8.000 Franken zu versorgen<sup>32</sup>.

<sup>29</sup> Königseder/Wetzel (wie Anm. 4).

<sup>30</sup> *Hashomer Hazair* (Junger Wächter) war eine im osteuropäischen Judentum schon 1914 entstandene linkssozialistische, pfadfinderähnliche Jugendorganisation, die sich die Alija, d. h. die Besiedlung Palästinas, zum Ziel setzte. Nach dem Krieg schlossen sich viele ihrer Kibbuz-Mitglieder der Haganah an, einer Untergrundorganisation der *Jewish Agency for Palestine*, die familiär ungebundene junge Leute nach Palästina bringen wollte. Nach der Gründung des Staates Israel 1948 wurde die Haganah zur offiziellen israelischen Armee. [http://de.wikipedia.org/wiki/Hashomer\\_Hazair](http://de.wikipedia.org/wiki/Hashomer_Hazair) (Zugriff: 20.12.2012).

<sup>31</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 119, Jüd. Flüchtlingshilfe St. Gallen an HuA Zürich vom 20. Nov. 1945. Nr. 118, HuA-Protokoll vom 25. Nov. 1945.

<sup>32</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 119, Liste mit Ausfuhrgütern für das Lager Biberach und Bitte um Ausfuhr genehmigung an die Commission Mixte de la C.I.C.R. Genf vom 26. Nov. 1945, Wieler an S.I.G. Zürich vom 26. Nov. 1945.

Ohne eine derartige Ausrüstung wäre eine heimliche Überquerung der Grenzen der FBZ, etwa über die Alpen, undenkbar gewesen.

### Der Kibbuz Hashomer Hazair im Jordanbad

Am 21. Dezember 1945 verbesserte sich wenigstens die Unterbringungssituation des „Jugendlagers Biberach“. Es wurde ins nahe Jordanbad verlegt. Das markierte den Beginn einer multifunktionalen Nutzung der dortigen Einrichtungen. Der damalige Chef des UNRRA-Teams 209, Haydar, hatte sich maßgeblich dafür eingesetzt. Die Jugendlichen wurden in einem der villenähnlichen Gebäude untergebracht. Tage später traf dann auch die erste Spendenlieferung aus der Schweiz ein.

Robert Wieler vom Komitee „Hilfe und Aufbau“ wurde für die Jugendlichen des Kibbuz zum Vermittler auch für politische Instruktion und Agitation. Mitglieder der Haganah in der Schweiz machten über ihn die Jugendlichen im Jordanbad auf ein Treffen in Paris aufmerksam. Vier Mitglieder des Kibbuz Biberach durften mit Passierschein der französischen Militärregierung in Baden-Baden über Gailingen-Diessenhofen nach Paris reisen<sup>33</sup>. Von dort brachten sie einen Vervielfältigungsapparat mit, mit dessen Hilfe Unterrichtsmaterialien hergestellt werden konnten. Die Erziehungsarbeit der etwa 20-jährigen Kibbuz-Leiter namens Michael, Elijah und Moniek orientierte sich an bündischen Idealen des *Hashomer Hazair*. Der Tagesablauf wurde dementsprechend von einem strikten Programm bestimmt: Tagwacht um 7 Uhr, eine Stunde Frühspor mit Ausmarsch und Singen zum Wecken der übrigen DPs im Jordanbad, Frühstück um 8 Uhr. Zum Kummer Robert Wielers von der Kommission „Hilfe und Aufbau“ gehörten zum Erziehungsprogramm auch Nachtalarme und nächtliche Pfadfinderspiele, *bei denen die dem Spiel zu Grunde liegenden Annahmen bei der furchterlichen Vergangenheit entnommen wurden*<sup>34</sup> (Abb. 6).

Fotos aus der Magnes Collection of Jewish Art and Life der University of California in Berkeley zeigen jüdische Jugendliche im Jordanbad mit Hakenkreuzflaggen bei unterrichtlichen Rollenspielen. Es war ein wichtiges Ziel des Unterrichts, den traumatisierten Jugendlichen die nötige innere Stärke und das Selbstbewusstsein zu vermitteln, um mit den vergangenen und zukünftigen Bedrohungen besser fertig werden zu können. Man feierte den Sieg über den Nationalsozialismus.

60 Prozent der jugendlichen Kibbuz-Mitglieder waren Mädchen zwischen 14 und 17 Jahren. Die Jugendlichen verrichteten die gesamte Hausarbeit. Etwa 40 Prozent von ihnen waren in der Küche damit beschäftigt, das Kochen zu erlernen. Im Jordanbad untergebracht waren sie zuerst in Doppelstockbetten in 2- bis 8-Bett-Zimmern. Durch die Repatriierung jüdischer DPs nach Holland verbesserte sich die Raumfrage (Abb. 7).

---

<sup>33</sup> <http://www.hagalil.com/archiv/2000/08/23/jordanbad> (Zugriff: 26.10.2012).- Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 119, Wieler an S.I.G. Zürich vom 17. Dez. und 25. Dez. 1945.

<sup>34</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 120, Wieler an S.I.G. Zürich, Bericht über Besuch in Biberach vom 19. Jan. 1946. IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 149, Wieler an Jüd. Komitee Konstanz vom 20. Dez. 1946.



Abb. 6 - Unterricht und Agitation im Kibbutz Jordanbad 1946  
(Magnes Collection of Jewish Art and Life, University of California).

Koppel Pinson (1904-1961), der im Auftrag des AJDC und der UNRRA verschiedene DP-Lager besuchte, berichtete über die Herausforderungen, die der Unterricht dieser jungen Leute stellte.

*Die Probleme, mit denen ein Lehrer in einer DP-Schule konfrontiert wird, können den erfahrensten Pädagogen verwirren. In einer Klasse kann man Kinder aus Ungarn haben, die kein Jiddisch sprechen; Kinder, die in Polen von nicht-jüdischen Familien gerettet wurden und die immer noch belehrt und überzeugt werden müssen, dass sie Juden sind; Kinder, die aus Samarkand oder Usbekistan oder sonst irgendwo aus der UdSSR kommen und nichts als Russisch sprechen –*



Abb. 7 - Jugendliche Mitglieder des Kibbutz Hashomer Hazair im DP-Lager Jordanbad im Frühjahr 1946 (Antiquariat Lux Judaica, Esch sur Alzette, Luxembourg).

*alle zusammen mit kleinen jüdischen Litauern oder Karpato-Russen, die herumrennen und sich fließend auf Jiddisch unterhalten<sup>35</sup>.*

Der gesundheitliche Zustand der Kinder und Jugendlichen galt als gut. Anfang 1946 gab es auch keine Bettläger mehr. Zwei UNRRA-Ärzte standen zu ihrer Verfügung. Doch immer noch fehlten bei vielen Kindern Schuhe, da die UNRRA diese nicht lieferte. Es fehlten zur Beschäftigung auch Bleistifte, Buntstifte und dergleichen. Im Februar 1946 kam es im Jordanbad jedoch zu Fällen von Scharlach-Erkrankungen, weshalb über den Kibbutz und das gesamte Jordanbad eine Quarantäne verhängt wurde<sup>36</sup>. Im Juni 1946 stellte sich außerdem heraus, dass vier Jugendliche an Tuberkulose litten. Drei von ihnen wurden im August zur Heilung in das Sanatorium Höhwald nach Davos eingewiesen<sup>37</sup>.

Das Verhältnis zwischen den Kibbutz-Kindern und den übrigen jüdischen DPs im Jordanbad war anfangs gespannt. Die Kinder hatten teilweise Fürchterliches durchgemacht und die meisten hatten keine Verwandten mehr. Das Desinteresse der übrigen DPs an ihrem Schicksal führte zu Verbitterung auf Seiten der Kibbutz-Mitglieder und den entsprechenden Reaktionen<sup>38</sup>.

<sup>35</sup> The Magnes Collection of Jewish Art and Life, UC Berkeley, <https://www.flickr.com/photos/magnes-museum/2930444006/in/photostream> (Zugriff: 16.06.2020), Übersetzung aus dem Englischen durch den Autor.

<sup>36</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 120, Wieler an S.I.G. Zürich vom 11. Feb. 1946.

<sup>37</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 149, undatierte Planungsliste Wieler Nr. 121, Wieler an S.I.G. vom 16. Aug. und 26. Aug. 1946.

<sup>38</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 120, Wieler an S.I.G. Zürich, Bericht über Besuch in Biberach vom 19. Jan. 1946.

Im September 1946 wurden in der FBZ noch weitere 2.000 jüdische Kinder erwartet, von denen 100 im Jordanbad aufgenommen werden sollten. Diese Kinder sollten aus der US-Zone in die FBZ verlegt werden, um sie vor den demoralisierenden Folgen des Lebens in den großen Lagern dort zu bewahren<sup>39</sup>. Allein für die Neuankömmlinge stellte die Kommission „Hilfe und Aufbau“ 1.000 RM zur Verfügung. Der Kibbuz erhielt 13.686 RM<sup>40</sup>.

Im Januar 1946 lebten im Jordanbad insgesamt 369 Juden und drei sogenannte Halbjuden. Mit 298 Personen stellten die Polen und Litauer im Lager die Mehrheit. Darunter waren rund 220 Jugendliche aus Osteuropa. Es folgten 46 DPs mit südamerikanischen Papieren, sieben Staatenlose, je vier Personen mit deutscher bzw. US-Staatsangehörigkeit, je drei Tschechen, Briten und Iraner sowie eine Ungarin<sup>41</sup>.

**Tabelle 1 - Belegung des Lagers Biberach-Jordanbad im Januar 1946<sup>42</sup>**

Ort	Nationalität	M	F	Ki unter 16	Gesamt	Half Jews	Gesamt
Biberach	Polen und Litauer	181	113	64	298		298
	Südamerikaner	18	22	6	46		46
	USA	4			4		4
	Briten		3		3	2	5
	Iraner		3		3		3
	Tschechoslowaken	2	1		3		3
	Ungarn		1		1		1
	Deutsche	2	2		4		4
	Staatenlose	4	3		7	1	8
<b>Gesamt</b>		<b>211</b>	<b>148</b>	<b>70</b>	<b>369</b>	<b>3</b>	<b>372</b>

### Das jüdische UNRRA-Lager 10

War bisher das Jordanbad durch die französischen Militärbehörden und das UNRRA Team 209 mit Sitz in Biberach mehr aus der Ferne verwaltet worden, so änderte sich dies ab dem 4. Juli 1946. Das UNRRA-Hauptquartier der FBZ in Haslach im Kinzigtal betraute die Amerikanerin Elsa Paredes-Delboy mit der Leitung des Lagers Jordanbad. Damit wurde es nun als offizielles UNRRA-Camp No.10 bezeichnet, worauf am Eingang ein eigens angebrachtes Schild hinwies. Gleichzeitig installierte die britische Hilfsorganisation Jewish Relief Unit (JRU) mit Sitz in London bzw. in Eilshausen bei Arolsen in der britischen Zone ihren Mitarbeiter Dixie Heim dort, um die jüdischen Jugendlichen zu betreuen. Dass sich ein Abgesandter einer britischen Organisation um die

<sup>39</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 118, Protokoll der Sitzung des Koordinationskomitees für das Grenzgebiet vom 4. Sept. 1946.

<sup>40</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 121, Wieler an S.I.G. Zürich vom 4. Okt. 1946.

<sup>41</sup> Archiv Kloster Reute, Kneippkuranstalt Jordanbad an Caritasverband der Diözese Rottenburg in Stuttgart vom 18. Jan. 1946.

<sup>42</sup> Zentrum für Antisemitismusforschung TU Berlin, Schwarz Papers 45/514, Statistik vom 22. Jan. 1946.

Freizeitaktivitäten junger Leute kümmern sollte, die als *Infiltrées* in die an sich hermetisch abgeschlossene FBZ gekommen waren und deren erklärtes Ziel es war, auf illegalen Wegen das von den Briten gesperrte Mandatsgebiet Palästina zu erreichen, ist bemerkenswert. Denn viele Angehörige der französischen Besatzungsmacht standen diesen Aktivitäten kritisch gegenüber.

Schon kurz nach Dixie Heims Ankunft im Jordanbad kam es zu einem spektakulären Vorfall, der von der kritischen Einstellung französischer Besatzungssoldaten zu dem, was im Jordanbad vor sich ging, zeugt. Dixie Heim hatte für die jüdischen Jugendlichen des Kibbuz *Hashomer Hazair* eine Freizeitbeschäftigung organisiert, die aber wegen eines Eingriffs französischer Soldaten jäh zu einem Ende kam. Der Vorfall, der eine umfangreiche Untersuchung auslöste, fand am 12. Juli 1946 im Jordanwald statt, wo die Jugendlichen wie Pfadfinder ein Zeltlager aufgebaut hatten. Zwei bewaffnete französische Soldaten auf einem Jagdausflug in Begleitung einer Frau näherten sich dem Lager. Sie vermuteten eine Veranstaltung deutscher Werwölfe. Eines der Mädchen, die 13jährige Miriam Gelbard, näherte sich ihnen und fragte sie, was sie wollten. Einer der Soldaten wandte sich in deutscher Sprache an das Kind, deutete auf das Lager und wollte wissen, was das sei. Das Mädchen antwortete: *Das ist ein Pfadfinderlager des Lagers Jordanbad. – Welcher Nationalität bist Du? – Ich bin Jüdin.* antwortete die Zeugin. – Deutsche? – Nein, ich bin polnische Jüdin. Daraufhin durchsuchten sie die Zelte und als eine weitere Gruppe jüdischer Kinder ins Lager zurückkehrte, kam es zu einem Handgemenge, in dessen Verlauf Schüsse fielen, die den 14jährigen Tuwia Wolfstal, der weglaufen wollte, schwer verwundeten. Die Soldaten gehörten der Einheit an, die als Besatzung im nahen Ummendorf lag. Der verletzte Junge kam ins Krankenhaus nach Biberach und wurde mit Penicillin behandelt, das die UNRRA vom Team 579 in Ravensburg erhielt. In ihrem Bericht an die vorgesetzte Dienststelle schrieb die Lagerleiterin Elsa Paredes-Delboy beschwichtigend: *Ich betone den großartigen Beitrag von Lieutenant Megel von der örtlichen Sûreté und des Wachhabenden Offiziers der französischen Gendarmerie Nationale, die für uns innerhalb von 24 Stunden nach dem Unfall die Schuldigen aufgedeckt haben. Wir weisen ebenfalls auf den guten Geist und die ausgezeichnete Disziplin hin, welche alle Mitglieder des Lagers Jordanbad erwiesen haben.* Und sie ergänzte, der Kommandant der Ummendorfer Einheit habe sich entschuldigt und sie gebeten, allen Mitgliedern des Lagers Jordanbad bekanntzumachen, dass es sich in keiner Weise um eine antijüdische Demonstration gehandelt habe<sup>43</sup>.

Im August 1946 kamen weitere 103 Kinder zwischen vier und 16 Jahren aus dem Durchgangslager Nr. 622 in Hof, wo sehr schlechte Zustände herrschten, ins Jordanbad. Auch trafen 86 meist alleinstehende Kinder ein, die eigens aus dem großen UNRRA-Lager in Bad Reichenhall geholt worden waren. Da die Kinder nur die Lumpen besaßen, die sie auf dem Leib trugen, wurden alle gebadet, desinfiziert und ärztlich untersucht bzw. geimpft. Sie alle waren Nachkriegsflüchtlinge aus Polen, die vor den dortigen Pogromen geflohen waren<sup>44</sup>. Im

---

<sup>43</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York 3.0.11.1.3./57 und /58, Deputy Direktor UNRRA Team Biberach, Bericht über die Ereignisse im Wald des Jordanbads am 12. Juli 1946 vom 18. Juli 1946. Übersetzung aus dem Französischen durch den Autor.

<sup>44</sup> Wiener Library 1407/9, JRU-Report Biberach No. 3 vom 30. Aug. 1946.

November 1946 wurden im Kibbuz 219 und im *Amerikahaus* 119 Personen gezählt<sup>45</sup>.

Erfolgreich organisierte Dixie Heim Volleyball- und Tischtennisturniere mit den UNRRA-Mitgliedern und führte regelmäßige Gymnastikstunden ein. Allerdings wurde die Zuteilung von Nahrungsmitteln im Lauf des Jahres 1946 wiederholt gekürzt. So bemängelte Dixi Heim, dass eine 18jährige Person mit 1.390 kcal pro Tag auskommen musste. Die Monatsration bestand aus 500 g Zucker, 600 g Fleisch, 540 g Fett und 12 kg Kartoffeln, dazu täglich 300 g Brot, aber keine Milch. Im Jordanbad verteilte das AJDC erstmals im Sommer 1946 Lebensmittel, so dass dort die Nahrungssituation nicht allzu schlecht war. Die UNRRA-Rationen ab 1. Oktober 1946 sahen für einen nicht beschäftigten Normalverbraucher ab 18 Jahren folgende Verpflegungssätze pro Tag vor:

Zucker	18 g
Brot	350 g
Kartoffeln	500 g
Fleisch	30 g
Fett	22 g
Käse	10 g
Wein	¼ l

Kinder bis zwölf Jahren erhielten täglich je nach Alter zwischen 1/8 und 3/4 Liter Milch, die auch Müttern und stillenden Frauen zustand. Schwerarbeiter wurden um einiges besser versorgt<sup>46</sup>. In der Beschaffung von Versorgungsgütern für das Lager Jordanbad zeichnete sich Dixi Heim besonders aus. Die UNRRA-Vertreterin, mit der er im Lager zusammenarbeitete, hielt ihn für den besten Versorgungsoffizier, der ihr jemals begegnet sei<sup>47</sup>.

Für etwa 25 bis 30 von den 400 im September 1946 im Lager Jordanbad lebenden Personen war es ein Problem, sich koscher zu ernähren. Sie gehörten der Agudath Israel an, einer weltweiten ultraorthodoxen jüdischen Organisation, die den Chassidismus wiederbeleben wollte<sup>48</sup>. Es gab in der gesamten südlichen FBZ keinen Schochet, der schächten konnte. Sie unterhielten eine eigene Küche, ernährten sich weitgehend von Milchprodukten, erhielten aber nicht genug pflanzliche Fette und Butter. Es mangelte ihnen auch an Gegenständen, die sie für ihren Ritus benötigten, z. B. *Machsorim und Sidurim* (Gebetbücher) und *Tefillin* (Gebetsriemen). Die Versorgung durch den „Joint“ erfolgte ausschließlich aus München in der US-Zone, wo man aber nicht immer auf Verständnis für die Bedürfnisse der Juden in der FBZ stieß<sup>49</sup>.

Im November 1946 kam es zu Kohleknappheit. Das Jordanbad hatte eine Zentralheizung, die aber nicht mit Holz zu betreiben war. Die Zimmer blieben kalt. Dixie Heim gelang es, zwei Räume, die mit Öfen ausgestattet waren,

<sup>45</sup> Königseder/Wetzel (wie Anm. 4) S. 267.- Zentrum für Antisemitismusforschung TU Berlin 45/514, H. Laufer, Bericht vom 19. Nov. 1946.

<sup>46</sup> Zentrum für Antisemitismusforschung TU Berlin, Schwarz Papers, Taux des Rations PDRA compter du 1er Octobre 1946.

<sup>47</sup> Wiener Library 52/14, Schreiben von Dixi Heim vom 29. Juli 1946.

<sup>48</sup> [http://de.wikipedia.org/wiki/Agudath\\_Israel\\_Weltorganisation](http://de.wikipedia.org/wiki/Agudath_Israel_Weltorganisation) (Zugriff 17.3.2015).

<sup>49</sup> American Joint Distribution Committee Archive NY\_AR45-54\_00136\_01029.pdf, J. Eibeschütz und E. Meyer-Roos von Agudath Israel, Biberach-Jordanbad, an Rabbi Jung vom 1. Sept. 1946.

als Club- und Aufenthaltsräume für die Bewohner einzurichten. Manche behelfen sich mit Kanonenöfen in ihren Zimmern und führten die Rauchabzüge durch die Fenster ins Freie. In den Wäldern wurde Holz gesucht, um die Küche betreiben zu können<sup>50</sup>. Diese Situation war umso schwieriger, weil im November 1946 aus Russland 15 weitere Familien mit 30 Kindern ins Jordanbad gekommen waren<sup>51</sup>.

Seit Anfang September 1946 gab es auf Anordnung des UNRRA-Hauptquartiers in Haslach ein 15 bis 20 Personen umfassendes Wohlfahrtskomitee bestehend aus den Vertretern der verschiedenen inzwischen im Jordanbad untergebrachten jüdischen Gruppen im Lager, das unter dem Vorsitz der Lagerleiterin einmal pro Woche tagte. Teilnehmer waren außer dem JRU-Vertreter, ein Vertreter der Religiösen, sowie Vertreter des Jüdischen Lagerkomitees, der verschiedenen Arbeitsgruppen und der Küche, der Lehrkräfte sowie der Lagerarzt, die Krankenschwester des Kibbuz und der Leiter der Jugendgruppe. Es ging darum, regelmäßig alle das Lager betreffenden sozialen Fragen zu besprechen, um das Interesse der Lagermitglieder daran zu vergrößern. Damit sollten die DPs nicht nur über alle aktuellen Probleme informiert werden, ihnen sollte auch größere Verantwortung übertragen werden<sup>52</sup>.

### Eine Transitstation auf dem Weg nach Palästina

Dass sich die Jugendlichen des Kibbuz auf Transitroute nach Palästina befanden, war relativ früh klar, auch wenn Dixie Heim von diesem Sachverhalt erst im August 1946 erfahren haben wollte. Im Februar 1946 berichtete Robert Wieler an den S.I.G., dass in der nächsten Zeit nur 30 Jugendliche für die *Aliyah*, die Heimkehr nach Palästina, vorgesehen waren<sup>53</sup>.

Mitte Februar notierte die Schwester Oberin in der Chronik des Jordanbads, dass sich ein *Missionär aus Palästina* einige Tage im Jordanbad aufgehalten habe, um die *Judenkinder* zu betreuen. Hier kann es sich nur um einen Emissär der Fluchthilfeorganisation *Brichah* oder der *Jewish Agency for Palestine* (JAFP) gehandelt haben, der die Mitglieder des Kibbuz über eine bevorstehende illegale Abreise in Richtung Palästina instruierte und politisch vorbereitete<sup>54</sup>. Die Lage in Palästina, wo die Briten für Juden eine Einwanderungssperre verhängt hatten, wurde im Lager Jordanbad aufmerksam verfolgt. Es gab im Jordanbad einen eintägigen Hungerstreik, bei dem die Beteiligten ihre Solidarität mit der *Yishuv*<sup>55</sup> bezeugten und auch eine Protestversammlung abhielten. *Offiziell nahm*

<sup>50</sup> Wiener Library HA6B-2/1, Report No. 4, Jewish Relief Unit Biberach, gez. Dixie Heim vom 30. Nov. 1946. 1407/9, Dixi Heim, J.R.U. Jordanbad Biberach, Report vom 14. Nov. 1946, Dixi Heim, Jordanbad, an Henry (Lunzer) vom 4. Nov. 1946.

<sup>51</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 118, Protokoll des Zentralkomitees der Juden in der FBZ, Konstanz, vom 28. Nov. 1946.

<sup>52</sup> Wiener Library HA 5 4/5, E. Paredes an D. Heim vom 7. Sept. 1946. HA6B 2/1, Anne Steyn, Interview mit D. Heim vom 7./8. Okt. 1946.

<sup>53</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 120, Wieler an S.I.G. vom 25. Feb. 1946.

<sup>54</sup> Archiv Kloster Reute, Chronik Jordanbad.

<sup>55</sup> Hebräisch: Bewohntes Land, Bezeichnung für Palästina vor der Staatsgründung Israels. <http://de.wikipedia.org/wiki/Jischuw> (Zugriff: 26.04.2013).

ich an keiner dieser anti-englischen Veranstaltungen teil, beruhigte Dixi Heim eine Bekannte im JRU-Hauptquartier<sup>56</sup>. Großen Aufruhr rief ein Jugendlicher aus dem Kibbuz hervor, als er am 7. Oktober, dem Feiertag des Weltproletariats, eine Rote Fahne hisste, die auf Anweisung der UNRRA sofort wieder entfernt werden musste<sup>57</sup>. Mit der politischen Agitation für einen jüdischen Staat in Palästina war das jüdische Lager Jordanbad zu einer der vielen Transitstationen in der deutschen und österreichischen FBZ zur Durchschleusung jüdischer Jugendlicher in Richtung Palästina geworden, wobei Besatzungsbehörden und UNRRA-Vertreter in der Regel offiziell nicht informiert wurden.

Die schweizerische Hilfsorganisation berücksichtigte bei ihren regelmäßigen Hilfslieferungen ans Jordanbad die besondere Situation der auf Transitroute befindlichen Jugendlichen. Da die Belegziffern in einem Kibbuz ständig wechselten, erhielt er stets 50 Prozent mehr Unterstützung als die sonstigen jüdischen DPs im Jordanbad. So wurde das in der gesamten FBZ gehalten, wo man im November 1946 statt von tatsächlich vorhandenen 917 von 1.060 zu versorgenden jüdischen DPs ausging. Ein Mitglied einer jüdischen Gemeinde erhielt umgerechnet monatlich 12 Reichsmark, ein Kibbuz-Mitglied aber 18 Reichsmark<sup>58</sup>.

Der Transit aus dem Jordanbad begann Anfang November 1946, als Robert Wieler von der schweizerischen Hilfsorganisation „Hilfe und Aufbau“ die vertrauliche Mitteilung erhielt, dass in den Kibbuzim der FBZ *Hochbetrieb in p[uncto]*. Aliah herrsche. Der Kibbuz Biberach war nach einem ersten Abreiseversuch allerdings wieder zurückgekehrt<sup>59</sup>. Am 24. November 1946 verließen dann 139 namentlich bekannte Jugendliche zusammen mit 13 Erwachsenen endgültig das Lager, um, wie es hieß, auf *illegal* Weise, also ohne Passierscheine, per Lastwagen in die US-Zone zu gelangen. Unter ihnen befand sich auch Tuwia Wolfstal, der im Juli durch den Schuss eines französischen Soldaten schwer verwundet worden war. Die UNRRA-Vertreterin war über die Abreise nicht informiert worden und zeigte sich entsprechend empört<sup>60</sup>.

Die nächste Welle illegaler Abreisen jüdischer DPs fand im Januar/Februar 1947 vor dem Hintergrund der im Februar 1947 erfolgten Rückgabe des Palästina-Mandats durch die Briten an die UNO statt. In den UNRRA-Akten des Teams 209 Biberach findet sich allerdings kein Hinweis mehr auf eine illegale Abreise jüdischer Jugendlicher aus dem Jordanbad. Die Schwestern des

---

<sup>56</sup> Wiener Library 52/14, Schreiben von Dixi Heim vom 29. Juli 1946. HA6 A-2.3, Kopie des Schreiben von Dixi Heim, UNRRA Team 209 Jordanbad möglicherweise an Miss Steyn vom 29. Juli 1946.

<sup>57</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York 3.011.1.3.:57, Jordanbad Team 209 Biberach, Josef Wermus, Leiter des Kibbuz im Camp 10 Jordanbad vom 7. Nov. 1946.

<sup>58</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 121, Wieler an S.I.G. vom 10. Dez. 1946. Nr. 118, Aktennotiz vom 27. Dez. 1946.

<sup>59</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York 3.011.1.3.:57, Jordanbad Team 209 Biberach, Liste der Kibbuz-Kinder, die das Lager Jordanbad ohne Passierschein und Erlaubnis der Behörde verlassen haben, vom 26. Nov. 1946.- Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 121, handschriftlicher Zettel von Wieler an Frl. Boritzer vom 4. Nov. 1946. Wieler an S.I.G. Zürich vom 13. Nov., 27. Nov. und 3. Dez. 1946.

<sup>60</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York 3.0.11.1.3.57, Jordanbad Team 209 Biberach. 4/3.0.11.1.3.57, UNRRA Team 209 Biberach Jordanbad, Liste vom 6. Dez. 1946.- *Königseder/Wetzel* (wie Anm. 4) S. 267.- Zentrum für Antisemitismusforschung TU Berlin 45/514, H. Laufer, Bericht vom 19. Nov. 1946.

Jordanbads notierten jedoch am 24. Januar 1947: *Judenkinder kamen weg*<sup>61</sup>. Robert Wieler konstatierte am 5. Februar 1947: *In Biberach besteht kein Kibbuz mehr*<sup>62</sup>.

Im Dezember 1946 lebten nur noch 130 jüdische Personen im Jordanbad, die aber größtenteils im März 1947 ebenfalls mit unbekanntem Ziel abreisten<sup>63</sup>. Im Jordanbad hielten sich im April nur noch sechs jüdische Kinder bzw. Jugendliche unter 18 Jahre auf<sup>64</sup>. Henri Laufer vom „Joint“ betonte in seinem Bericht vom 28. April 1947, wie die französischen Militärbehörden durch die Tatsache in Unruhe versetzt wurden, dass sich die Abreise der jüdischen Jugendlichen innerhalb von wenigen Stunden vollzogen hatte, was ohne Mithilfe von außen kaum möglich gewesen sein konnte. Laufer musste sich direkt an die Militärregierung in Baden-Baden wenden, um die örtlichen Behörden zu besänftigen.

### Im jüdischen und polnischen Lager Jordanbad

Im Dezember 1946 hatte das Jordanbad aufgehört, ein rein jüdisches Lager zu sein. Das inzwischen im RAD-Lager Gaisental von der UNRRA eingerichtete polnische Lager war ins Jordanbad verlegt worden. Das jüdische Lager Jordanbad oder *Alte Lager* nach wie vor unter der Leitung von Alfred Moser erhielt die Bezeichnung *UNRRA-Lager 10a*. Das neue polnische Lager fungierte als *Lager 10b*. Weitere 50 Polen kamen Anfang März 1947 ins Jordanbad. Jüdische Bewohner des Jordanbads empfanden das als Zumutung. Die Stimmung im Lager war gereizt<sup>65</sup>.

Die Lagerleiterin Elsa Paredes-Delboy musste sich kurz nach der Ankunft der Polen bei der Verteilung von Kleidung über das respektwidrige Verhalten einer Polin beklagen. Diese hatte sich beschwert, dass andere Leute Kleider erhielten, sie aber nicht. Da es sich entsprechend der Lagerregeln um eine Verteilung außerhalb der regulären Arbeitszeit handelte, wurde ihr höflich bedeutet, sie müsse sich vor der Zuteilung an das Büro wenden. Daraufhin bedrohte sie Elsa Paredes-Delboy vor allen Leuten und musste daran erinnert werden, dass sie vor einer amerikanischen Uniform erst Respekt erlernen sollte, wenn sie sich schon um die amerikanische Staatsbürgerschaft bewerbe. Ihr Mann bewahrte die Polin davor, tatsächlich zu werden. Elsa Paredes-Delboy bat darum, die gesamte Familie innerhalb von 24 Stunden in ein anderes Lager verlegen zu dürfen<sup>66</sup>.

Schon vor dem Ausscheiden der Lagerchefin Elsa Paredes-Delboy im Februar 1947 übernahm Fajwel Klajn, ein Agronom, der schon im September 1946 als Lehrer der jüdischen Jugendlichen aus München gekommen war, mit Jahres-

<sup>61</sup> Archiv Kloster Reute, Chronik Jordanbad.

<sup>62</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 122, Wieler an HuA Zürich vom 5. Jan. 1947.

<sup>63</sup> Wiener Library 1407/9, Dixi Heim an D. Osborne, JRU, Eilshausen, vom 15. Dez. 1946.- *Königsseder/Wetzel* (wie Anm. 4) S. 267.

<sup>64</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York 3.0.11.1.3.57, Team 209 Département de Jordanbad Biberach, Avis aux camps, Chef de Centre Jordanbad, gez. Klajn an Directeur UNRRA Team 209 Biberach vom 15. April 1947.

<sup>65</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 121, Wieler an S.I.G. vom 4. Dez. 1946.

<sup>66</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York 3.0.11.1.3.57, Team 209 Département de Jordanbad Biberach, Avis aux camps, E. Paredes Delboy, Chef de Centre Jordanbad (10) an Direktor de Marnhac vom 6. Nov. 1946.

beginn 1947 die Gesamtleitung. Ende Mai 1947, nach dem das Jordanbad endgültig als Transitstation zu bestehen aufgehört hatte, gab er dieses Amt wieder auf. Nun wurde das Lager wieder durch die UNRRA-Verwaltung in Biberach betreut<sup>67</sup>. Die UNRRA zog sich aber Ende Juni 1947 aus Deutschland zurück und übergab die Aufsicht über die bestehenden DP-Lager in der FBZ dem Service PDR und der neugeschaffenen International Refugee Organisation (IRO), deren Aufgabe nun die Ansiedlung bzw. Emigration von DPs war.

Im März 1947 notierte eine Schwester in der Chronik des Klosters: *Obwohl die Polen auch stehlen und Unordnung schaffen, sind sie doch in religiöser Hinsicht besser als die Juden*<sup>68</sup>.

Tabelle 2 - Die Belegung des Jordanbads (Anfang 1948)

Nationalität	Lager 10a (Juden)				Lager 10b (Polen)			
	Ges.	Männer	Frauen	Kinder	Ges.	Männer	Frauen	Kinder
Amerikaner	10	1	3	6				
Ungarn	5	3	1	1				
Iraner	3		3					
Paraguayer	4	2	2					
Polen	34	12	11	11	144	36	47	61
Engländer	4		3	1				
Esten	4	1	2	1				
Letten	6	3	2	1				
Litauer	5	3	1	1	1	1		
Argentinier	3	1	2					
Brasilianer	2	1	1					
Deutsche	4	1	2	1				
Ecuadorianer	1		1					
Jugoslawen					5	1	2	2
Ukrainer					6		3	3
Staatenlose					1			1
<b>Gesamt</b>	<b>85</b>	<b>28</b>	<b>34</b>	<b>23</b>	<b>157</b>	<b>38</b>	<b>52</b>	<b>67</b>

Dennoch herrschte im Jordanbad auch weiterhin ein dauerndes Kommen und Gehen. Im jüdischen Teil des Lagers verblieben gerade einmal sechs Kinder bzw. Jugendliche. In der Folgezeit wuchs das polnische Lager auf 157 Personen, während das jüdische Lager auf 85 bis 90 Personen schrumpfte. Nachdem der Kibbuz das Jordanbad verlassen und die UNRRA ihre Zuständigkeit an die IRO übergeben hatte, plante die französische Besatzungsmacht das Lager Jordanbad als Altenheim für DPs zu nutzen<sup>69</sup>. Im April 1948 wurden 50 Personen,

<sup>67</sup> United Nations Archive and Records Management Center New York 3.0.11.1.3.57, Team 209 Detalement de Jordanbad Biberach, Avis aux camps, E. Paredes, Chef de Centre Jordanbad, an K. Angély, Administrative Officer UNRRA Team 209 vom 22. Sept. 1946. E. Paredes Delboy, gez. Klajn, Jordanbad, an Direktor UNRRA-Team 209, Biberach vom 2. Jan. 1947.

<sup>68</sup> Archiv Kloster Reute, Chronik Jordanbad.

<sup>69</sup> Archives Nationales Paris 43 AJ 796, A. Poignant, Directeur de la C.P.O.I.R., Zone française d'occupation, an Chef du Service de Bade, Haslach, vom 5. Mai 1948.

meist ältere Leute, aus einem Lager in Ebingen ins Jordanbad verlegt<sup>70</sup>. Anfang 1948 war die Altersverteilung im jüdischen Lager Jordanbad folgendermaßen<sup>71</sup> (Tabelle 2).

### Jüdische Evakuierte aus Berlin im Jordanbad

Ab 24. Juni 1948 blockierten die Sowjets Berlin, weshalb die Westalliierten planten, jüdische DPs aus Berlin zu evakuieren. Im Gegensatz zu den Amerikanern verweigerten die Franzosen auch jenen DPs den Aufenthalt in ihrem Sektor, die sich nicht evakuieren lassen wollten.

Im August 1948 wurden im Jordanbad aus Berlin 150 Juden erwartet, von denen es hieß, sie würden nach der Gründung des Staates Israel wegen ihrer Emigration nach Palästina bzw. Amerika nicht lange bleiben. Damals weilten im Jordanbad noch ältere Leute, überwiegend Letten und Litauer christlicher Konfession.

Die jüdischen DPs waren im französischen Sektor Berlins im August 1948 registriert worden. Am 12. September wurden 180 jüdische Bewohner des Lagers Wittenau sowie 40 in Privatquartieren untergebrachte DPs aus Berlin mit US-Flugzeugen nach Frankfurt ausgeflogen. Nach anderen Quellen handelte es sich um 230 Personen, überwiegend jüdische Nachkriegsflüchtlinge aus Polen unter ihrem Leiter Berner<sup>72</sup>. Von Frankfurt ging es mit dem Zug in die FBZ weiter. Das Begleitpersonal stellte die französische Besatzungsmacht. Ab Kornwestheim war der Joint-Vertreter Maxwell Kaufman für den Transport verantwortlich<sup>73</sup>. Im Zug gab es weder Wasser noch sonstige Verpflegung. Erst in Ulm reichten AJDC und IRO warme Mahlzeiten. Ihnen, so meinten die DPs, sei versprochen worden, sie würden entweder direkt in die US-Zone oder aber in ein jüdisches Lager bei Baden-Baden gebracht werden. Doch der Zug traf mit Verspätung in Kiflegg im Allgäu ein. Das dortige Barackenlager war vom Service PDR schon auf den 1. November erneut beschlagahmt und dem Lagerleiter die Wohnung gekündigt worden<sup>74</sup>. Der zuständige französische Offizier hatte 96 Personen erwartet, aber angekommen waren 215. Der Bahnhofsvorsteher soll den Ankommenden zu verstehen gegeben haben, er sei im Voraus bereits instruiert worden, es käme ein *Zug mit Deportierten zur Zwangsarbeit*. Das Lager, in das sie eingewiesen werden sollten, war in einem heruntergekommenen Zustand. Es

<sup>70</sup> Archiv Kloster Reute, Chronik Jordanbad.- Archives Nationales Paris 43 AJ 796, A. Poignant, Directeur de la C.P.O.I.R., Zone française d'occupation, an Chef du Service de Bade, Haslach, vom 5. Mai 1948, Annexe 1 und 2 mit Lageplan des Katasteramtes Biberach vom 25. Juli 1947.- Zentrum für Antisemitismusforschung TU Berlin, Schwarz Papers 45/514, Statistik vom 1. April 1947.- Königsdörfer/Wetzel (wie Anm. 4) S. 267.- American Joint Distribution Committee Archive G45-54\_GR\_022\_0642.pdf, Jewish population in the US Zone of Germany as of July 31,1947, AJDC US Zone HQ Statistics Office Munich.

<sup>71</sup> American Joint Distribution Committee Archive NY\_AR45-54\_00038\_0736.pdf, Jewish population by age and sex vom 1. Jan. 1948.- Archives Nationales Paris 43 AJ 796 Annexe 1, Historique du camp Jordanbad, ohne Datum.

<sup>72</sup> Möglicherweise befanden sich unter ihnen auch 69 jüdische Internierte, die im Januar 1947 aus dem Internierungslager Karaganda in der UdSSR über Wien ins Lager Berlin-Wittenau gekommen waren. Vgl. Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, Heidelberg 1/22 Nr. 195, Mitteilung des World Jewish Congress vom 21. März 1947.

<sup>73</sup> American Joint Distribution Committee Archive NY\_AR45-54\_00039\_00531.pdf, Maxwell Kaufman, AJDC Senior Area Representative, Report on transport of Berlin Jews vom 12. Sept. 1948.

<sup>74</sup> Mitteilung Thomas Wieland, Gemeindearchiv Kiflegg vom 18. April 2013.

handelte sich um ein ehemaliges Lager für deutsche Kriegsgefangene, das gerade renoviert wurde. Es gab keine Öfen in den Baracken, keine Matratzen in den Betten und kein elektrisches Licht. Der einzige Wasserhahn war mehrere hundert Meter von den Baracken entfernt und die Toiletten befanden sich am Ende des Lagers. Als Alternative bot sich nur ein 25 Kilometer entferntes Ukrainer-Lager an.

Berners Verhandlungen mit den lokalen Behörden um eine menschenwürdigere Unterkunft führten zu keinem Ergebnis. Die DPs verlangten, die US-Behörden zu informieren, um in die US-Zone weiterreisen zu dürfen. Die Juden traten in den Streik und weigerten sich, die Eisenbahnwaggons zu verlassen. Die Franzosen besorgten schließlich Milch für die Kinder sowie Essen und Decken. Am nächsten Tag drohten die Juden sogar mit Hungerstreik. Ganze drei Tage verließen sie den Zug nicht. Erst nachdem die örtlichen Stellen der IRO und des „Joint“ in München, Paris und Genf eingeschaltet worden waren, wurde die Gruppe aufgeteilt. Die Verstimmung zwischen diesen Organisationen wegen der mangelhaften Vorbereitung und Durchführung dieses Transports war schwerwiegend. Am vierten Tag nach ihrer Abreise aus Berlin wurde eine Gruppe von etwa 80 Personen ins Jordanbad gebracht, wo sie zunächst zu ihrer Zufriedenheit aufgenommen wurde. Eine weitere Gruppe von 30 Personen kam am 2. November 1948 nach Lindau ins ehemalige RAD-Lager im Stadtteil Zech. Dem AJDC-Vertreter Laufer gelang es schließlich durchzusetzen, dass die Betroffenen sich an jedem Ort in der FBZ niederlassen durften, in dem sie eine Wohnung fanden<sup>75</sup>.

Ein halbes Jahr später warteten die DPs immer noch auf die Erlaubnis zur Emigration, und zwar nach Südamerika. Inzwischen war diese Gruppe auf 40 Personen angewachsen, von denen neun ins neu gegründete Israel wollten<sup>76</sup>. Nur 17 der aus Berlin gekommenen jüdischen DPs verblieben in Kißlegg. Die übrigen hatten sich auf eigene Faust in Richtung US-Zone davongemacht<sup>77</sup>.

Bald wurden die jüdischen DPs im Jordanbad gewahr, dass sie nicht die einzigen Lagerinsassen waren. Dort lebten außerdem mehrere hundert nicht-jüdische DPs aus dem Baltikum und Polen, die gegenüber den Neuankömmlingen eine ablehnende Haltung an den Tag legten. Das jüdische Lager-Komitee schrieb in seinem Bericht: *Ein paar Tage nach unserer Ankunft gab es antisemitische Störungen, die gegen unsere Gruppe gerichtet waren, an denen auch einige Lagerfunktionäre, die ebenfalls DPs unterschiedlicher Nationalität waren, teilnahmen.*

Die polnischen Juden waren absolut unzufrieden mit ihrer Lebenssituation in der FBZ, vermissten gewisse Annehmlichkeiten, die ihnen die Großstadt Berlin geboten hatte. Vor allem sahen sie weniger Chancen, ihre Emigrationspläne vom Jordanbad aus zu verfolgen, da sie von jeglicher Hilfe durch jüdische Organisationen abgeschnitten waren. Außerdem gab es in der FBZ nach wie vor kein

<sup>75</sup> Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich, IB Jüd. Gem. Kreuzlingen Nr. 124, Wieler an HuA vom 17./20./28. Sept. 1948.

<sup>76</sup> Karl Schweizer: Jüdische Displaced Persons nach dem Holocaust in Lindau, edition inseltor lindau, Digitales Lindauer Geschichtsbuch.- Königseder/Wetzel (wie Anm. 4) S. 267.

<sup>77</sup> American Joint Distribution Committee Archive NY\_AR45-54\_00039\_00530.pdf, Rosalie Westreich, Executive Assistant, AJDC München, an AJDC New York vom 27. Sept. 1948. G45-54\_GR\_022\_0824.pdf, Rosalie Westreich an AJDC Paris vom 27. Sept. 1948. G45-54\_005\_0008.pdf, AJDC München, Report on activities in the US-Zone of Germany during the month of September 1948, S. 3.

amerikanisches oder britisch-palästinensisches Konsulat. Sie reklamierten vor allem eine jüdische Schule für ihre 39 Kinder. Aber eine solche gab es damals in der FBZ nirgendwo mehr. Die Gruppe wurde bald in ein Lager mit Betonbaracken nach Laupheim verlegt<sup>78</sup>. Am 2. Dezember 1948 reisten 32 Juden, d.h. etwa ein Viertel aller Juden in Biberach, in Richtung Israel ab. Das AJDC hatte ihnen dazu die Papiere beschafft und sie für die Reise versorgt<sup>79</sup>.

### Hard-Core-Fälle und die Auflösung des Lagers

Aufgrund der Nähe zur schweizerischen Grenze hatte Württemberg-Hohenzollern im Vergleich zu Südbaden und Rheinland-Pfalz immer mehr DPs gehabt, die dem Land Kosten verursachten. Die IRO wurde zum 1. Juli 1950 aufgelöst. Die Besatzungsmacht rechnete damit, dass bis zu diesem Zeitpunkt in der FBZ immer noch etwa 4.000 DPs verschiedener Nationalitäten nicht emigriert seien. Mit diesen müsse man einfach leben. Geplant war im Januar 1950, alle übriggebliebene DPs in einem einzigen Lager zusammenzufassen, und zwar wahrscheinlich in Biberach. Man hielt das für eine wesentliche Erleichterung für das Land<sup>80</sup>. Vermutlich war damals an das Biberacher Lager Lindele gedacht worden. So kam es aber dann nicht. Die DPs blieben im Jordanbad (Abb. 8).

Offiziell wurde das Lager Jordanbad erst am 1. Juli 1950 aufgelöst<sup>81</sup>. Am 11. Juli 1950 übernahm die deutsche Verwaltung die 249 verbliebenen DPs. Das Kreissozialamt zahlte hinfert den Verpflegungssatz. Eine Liste vom 1. Juli 1950 nennt für Biberach noch 118 Personen, unter ihnen nur noch sieben Juden und 33 sogenannte *Hard-Core-Fälle*. Darunter verstand man Personen, die aus Alters- oder Gesundheitsgründen nicht für eine Emigration in Frage kamen<sup>82</sup>. Obwohl im September 1950 noch weitere 50 bis 60 Personen das Jordanbad verließen, lebten am Jahresende dort immer noch 169 Personen, die zehn verschiedenen Nationen angehörten. Zwischen September 1945 und dem 1. Juli 1950 war den Schwestern im Jordanbad ein Schaden von insgesamt 50.745,70 DM entstanden. Stühle und Hocker waren von den DPs als Unterlage für elektrische Kocher missbraucht worden. Wandbretter hatten als Wasch- und Bügelbretter gedient. Schränke und Kästen hatte man für die Lebensmittelaufbewahrung zweckentfremdet<sup>83</sup>. Die Schwestern des Klosters Reute konnten erst ab dem 1. Mai 1951 den traditionellen Kurbetrieb wieder aufnehmen, wesentlich später als die Kneipp-Kuranstalt Bad Wörishofen in der US-Zone.

<sup>78</sup> Archives Nationales Paris 43 AJ 796, Jewish Camp Committee, Report of Berlin-Wittenau, Jewish Transit Camp Jordanbad vom 29. Okt. 1948. Schreiben A. Poignant, Chief of Mission, an Mrs. M.D. Lane, Welfare Division, I.R.O. Geneva vom 5. Jan. 1949.- American Joint Distribution Committee Archive G45-54\_021\_0764.pdf, H. Laufer, AJDC Konstanz, an Rosalie Westreich, AJDC München, vom 2. Nov. 1948.

<sup>79</sup> American Joint Distribution Committee Archive USHMM-Geneva\_00009\_00092.pdf, H. Laufer an S. Haber, AJDC München, vom 7. Dez. 1948.

<sup>80</sup> Edwin Ernst Weber (Hg.): Gouverneursbesprechungen. Die deutschen Protokolle der Besprechungen zwischen Vertretern der Regierungen von Württemberg-Hohenzollern und der französischen Militärregierung in Tübingen 1945-1952. Konstanz-Egglingen 2007. S. 317-318 und S. 330.

<sup>81</sup> KreisA Biberach 14 1629, Übergabeprotokoll des Staatskommissars für Umsiedlung Dr. Schäfer vom 5. Juli 1950.

<sup>82</sup> International Tracing Service Bad Arolsen Doc. No. 81970656#1 (3.1.1.2/0001-0200/0059/0197).

<sup>83</sup> Archiv Jordanbad, Bericht des Landratsamtes Biberach, Requisitionsabteilung, vom 5. Aug. 1950.



Abb. 8 - Das Jordanbad vor dem Umbau in den 1970er Jahren (Foto: Reinhold Adler).

Das Altersheim für heimatlose Ausländer, das noch 130 Personen beherbergte, wurde aber weitergeführt, ärztlich betreut von Kurarzt Dr. A. Knapp, nachdem die bis dahin zuständigen Ärzte des Heimkehrer-Krankenhauses im ehemaligen Lager Lindele entlassen worden waren<sup>84</sup>. Ältere Ausländer verlegte man im Oktober 1951 ins Altenheim Dettingen/Erms. Bis Jahresende 1951 sank die Anzahl einstiger DPs im Jordanbad auf 44<sup>85</sup>.

### Resümee

Im Rückblick unterscheidet sich das UNRRA-Lager in vielerlei Hinsicht von sonstigen Lagern für jüdische DPs in der FBZ. Während sich in Saulgau, Konstanz und Gailingen in den ersten Wochen nach Kriegsende unter lockerer Aufsicht des Service PDR Juden in Privatquartieren und kaum kontrollierten Hotels oder Heimen zusammenfanden, wurden im Jordanbad unter Kontrolle des in Biberach residierenden UNRRA-Teams 209 schon Ende Juli 1945 Juden untergebracht. Das geschah damals übrigens ohne jegliche feierliche Einweihung, wie sie im November 1945 bei der offiziellen Eröffnung der *Hachschara* im Friedrichsheim Gailingen üblich war. Dies zeigt nicht nur, dass die Franzosen

<sup>84</sup> KreisA Biberach 14 1579.

<sup>85</sup> Archiv Kloster Reute, Chronik Jordanbad.

wesentlich früher als die Amerikaner jüdische DPs unabhängig von Herkunft und Nationalität als eigene Gruppe behandelten<sup>86</sup>. Es umgibt das Jordanbad auch mit einer Aura des Geheimnisvollen. Ohne Einfluss jüdischer Führungskräfte der örtlichen UNRRA-Vertretung und der lokalen Militärregierung wäre das nicht möglich gewesen. Dass jüdische DPs von katholischen Schwestern betreut wurden, gab es in der FBZ sonst nirgendwo.

Als Lager für befreite jüdische Familien und Holocaust-Überlebende aus Deutschland und Österreich und als Kibbuz für jugendliche jüdische Nachkriegsflüchtlinge aus Osteuropa hatte das Jordanbad eine multifunktionale Aufgabe, die einzigartig war. Das Jordanbad war einerseits „Wartesaal“ für auswanderungswillige Juden und gleichzeitig unter den Augen der französischen Besatzungsmacht Transitstation für Juden, die illegal in Palästina einreisen wollten. Seine verhältnismäßig isolierte Lage prädestinierte es geradezu dafür. Damit lebten westeuropäisch gebildete, liberale Juden, eine kleine Gruppe orthodoxer Juden und linkssozialistisch-zionistisch orientierte Holocaust-Überlebende räumlich eng zusammen. Dass eine solche Konstruktion nicht ganz spannungs-frei funktionieren konnte, war zu erwarten. Dennoch hat es geklappt.

Erstaunlich ist auch, wie gut nach anfänglichen Schwierigkeiten die Versorgung der DPs durch die UNRRA, durch das AJDC aus München in der US-Zone, durch die Jewish Relief Unit aus der britischen Zone und durch schweizerische Hilfsorganisationen funktionierte. Ab Mitte 1947 konnte sich die Kommission „Hilfe und Aufbau“ bereits darauf beschränken, jüdischen DPs mit Kleinkindern und wirklich hilfsbedürftige, meist alte und kranke DPs Unterstützung zukommen zu lassen (Abb. 9).

Unter dem Deckmantel der UNRRA setzten sich im Jordanbad sowohl britische und amerikanische als auch französische Staatsangehörige für die Belange jüdischer Nachkriegsflüchtlinge ein, die halb Europa mehr oder weniger illegal durchquert hatten und sich einer jüdischen Fluchthilfeorganisation anvertrauten, die am Rande der Legalität agierte und gegen strikte Regelungen der Besatzungsmacht verstieß. Die französische Besatzungspolitik betrieb offiziell eine hermetische Abgrenzung der FBZ. Jüdische Flüchtlinge waren als Immigranten in Frankreich nicht erwünscht, ihre Berufsbilder entsprachen nicht den gesuchten Kriterien. So gesehen verdeutlicht das Jordanbad die schwierige Situation, in der die französische Politik in den ersten Nachkriegsjahren steckte. Denn in der Balance zwischen den Palästina-Interessen ihres britischen Alliierten und dem Wunsch von Polen und Sowjets, Juden nicht daran zu hindern, in Richtung Westen zu verschwinden, entwickelte sich das Modell Jordanbad, das darin bestand, in der FBZ unter dem Schleier offizieller Organisationen eine der wichtigen Transitstationen für jüdische Nachkriegsflüchtlinge zu unterhalten.

Mit der Aufnahme polnischer DPs katholischer oder orthodoxer Konfession, die sich aufgrund der politischen Entwicklung im Kalten Krieg weigerten, sich in ihre von der Roten Armee besetzte Heimat repatriieren zu lassen, wurde das Jordanbad vollends zu einem multikonfessionellen Lager. Antisemitische Vorfälle kumulierten, als eine Gruppe jüdischer DPs, 1948 im Zusammenhang mit der sowjetischen Blockade aus Berlin evakuiert, im Jordanbad mit DPs aus

---

<sup>86</sup> Maspero (wie Anm. 4).



Abb. 9 - Frauen im UNRRA-Lager 10 Jordanbad mit ihren Kindern (Foto: Reinhold Adler).

dem Baltikum zusammentrafen, die sich vor den Sowjets in den Westen gerettet hatten. Mit dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus war der Antisemitismus nicht verschwunden.

Insgesamt bleiben die Jahre zwischen 1945 und 1951 nur eine Episode in der Geschichte der Kuranstalt Jordanbad. Was damals geschah, ist jedoch Teil der Nachkriegsgeschichte Oberschwabens. Bis heute fehlen weitgehend die Stimmen der Menschen, die diese Jahre im Jordanbad verbrachten. Zeugnisse des Erinnerns gibt es in englischer Sprache nur von ehemaligen jüdischen Internierten, die ins Jordanbad verlegt wurden. Wer sich auf Transit dort aufhielt, war durch traumatische Erfahrungen während des Krieges geprägt und durch die Hoffnung auf ein neues Leben in *Eretz Israel* bestimmt. Dem gegenüber blieben Erinnerungen an ihre Aufenthaltsorte unbedeutend<sup>87</sup>. Nicht alle jüdischen DPs überlebten ihre Zeit im Jordanbad. Auf dem Jüdischen Friedhof in Laupheim finden sich die Gräber von Malka Liebermann-Stryzower (1887-1946) und von Leopold Caspary (1884-1947), die beide im Jordanbad verstarben<sup>88</sup>.

<sup>87</sup> Maria Ecker: Zwi Katz und Peter Linhuber: Interview mit Zwi Katz. In: Sabine Aschauer-Smolik/Mario Steidl (Hg.): *Tamid Kadima – Immer vorwärts. Der jüdische Exodus aus Europa 1945-1948*. Innsbruck-Wien-Bozen 2010. S. 339-353.

<sup>88</sup> Reinhold Adler: Biberach und Laupheim. Das Lager Lindele und der Jüdische Friedhof im Zweiten Weltkrieg und in der unmittelbaren Nachkriegszeit. 2013, <http://www.gglauheim.de/Berichte%20von%20Mitgl/Reinhold%20Adler%20Lager%20Lindele/Das%20Lager%20Lindele.htm> (Zugriff: 18.06.2020).

# Historisches Erinnern in Straßennamen und Jubiläen

## Ein Erfahrungsbericht aus 30 Jahren lokaler Geschichtsvermittlung

---

*Edwin Ernst Weber*

Das Gedächtnis ist ein Grundpfeiler menschlichen Daseins. Es konstruiert die Biografie, formt die Persönlichkeit und stabilisiert die Identität des Menschen. Dabei ist das Gedächtnis kein penibel speicherndes Archiv, vielmehr selektiert und filtert es Ereignisse und Erfahrungen und neigt dabei auch zum Verzerren und Beschönigen, ja zum Ausblenden und Vergessen<sup>1</sup>. Ohne Gedächtnis gibt es keine menschliche Identität – dies gilt für Individuen ebenso wie für Gruppen und Gesellschaften, die durch gemeinsame Erinnerungen sowie die gemeinsame Deutung vergangener Ereignisse und Erfahrungen miteinander verbunden sind. Manche Ereignisse wie Kriege, Revolutionen, Gewalt und Unrecht, Seuchen, Not und Verfolgung betreffen größere Gruppen und ganze Gesellschaften derart existenziell, dass sie kollektiv und dauerhaft von einem ganzen Volk erinnert werden und über eine Erinnerungskultur in Gestalt von Denkmälern, Fest- und Gedenktagen sowie Riten immer wieder vergegenwärtigt werden<sup>2</sup>.

Individuelle wie kollektive Erinnerung ist dabei nichts Statisches und Unveränderliches, sondern befindet sich in stetigem Wandel. Auf kollektiver Ebene wird die gemeinsame Erinnerung laufend fort- und umgeschrieben und führt der gesellschaftliche Wertewandel ununterbrochen zur Neubewertung vergangener Ereignisse, zur Neu- oder Wiederentdeckung oder auch zum Vergessen geschichtlicher Vorgänge und ihrer Protagonisten. Die Forschung spricht davon, dass Erinnerung immer wieder neu verhandelt wird und ihren Niederschlag in einer sich wandelnden Erinnerungskultur mit der Ehrung bzw. Entehrung von Personen sowie in der Ausweisung oder auch der Beseitigung von Denkmälern findet<sup>3</sup>.

---

<sup>1</sup> Volker Eklkofer: Erkenntnisse der Gedächtnisforschung, in der Reihe: Wenn das Kollektiv sich erinnert, Bayerischer Rundfunk 2, radioWissen vom 9.2.2017, <https://www.br.de/radio/bayern2/sendungen/radiowissen/soziale-politischebildung/gedaechtnisforschung-kollektiv-100.html> (Zugriff: 06.01.2021).- Paul Münch: Jubiläumskultur? Vom Nutzen und Nachteil konfessioneller Gedenktage. In: Jürgen Kampmann u. a. (Hg.): Evangelisches Leben in Hohenzollern und im benachbarten Württemberg. Balingen 2020. S. 217-239. Hier: S. 217.- Johannes Fried: Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik. München 2004.

<sup>2</sup> Eklkofer (wie Anm. 1).

<sup>3</sup> Matthias Frese/Marcus Weidner (Hg.): Verhandelte Erinnerungen. Der Umgang mit Ehrungen, Denkmälern und Gedenkorten nach 1945. Paderborn 2018. S. 7-17.

Einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden ist das auf den französischen Philosophen und Soziologen Maurice Halbwachs zurückgehende Konzept des „kollektiven Gedächtnisses“. Halbwachs betonte in seinen Schriften aus der Zwischenkriegszeit die soziale Dimension des Erinnerns und versuchte nachzuweisen, dass jegliche individuelle Erinnerung sich erst durch Kommunikation und Interaktion mit anderen Menschen herausbildet und damit immer sozial bedingt ist<sup>4</sup>. Dabei ist das „kollektive Gedächtnis“ einer Gruppe immer an die individuellen Gedächtnisse ihrer Mitglieder gebunden, die auch unterschiedlichen Gruppen angehören können und für deren Erinnerungsbildung und Identität die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe auch keineswegs ausschließlich ist<sup>5</sup>.

Der Ägyptologe Jan Assmann und die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann entwickelten seit den 1980er Jahren Halbwachs‘ gruppenbezogenes Gedächtniskonzept zu einer Kulturtheorie weiter mit der „kollektiven Identität“ und dem „kulturellen Gedächtnis“ von Gesellschaften und Nationen als zentralen Kategorien<sup>6</sup>. Im Unterschied zu England, Frankreich oder den USA mit ihren ungeachtet mancher Erschütterungen fortbestehenden „patriotischen Traditionen“ sieht Aleida Assmann in Deutschland als Folge des Nationalsozialismus ein gebrochenes Verhältnis zwischen Nation und Geschichte<sup>7</sup>. Das deutsche Modell des Erinnerns besteht vor diesem Hintergrund darin, die gängige selbsterhöhende Logik des Erinnerns auf den Kopf zu stellen und die eigene Schuld – am Zivilisationsbruch des Nationalsozialismus – in das Zentrum des nationalen Gedächtnisses zu rücken. Dieses Bekenntnis zu nationaler Schuld schaffe wiederum die Möglichkeit einer Identitätswende, indem sich eine Nation ausdrücklich von den Verbrechen der eigenen Geschichte distanziere und sich dezidiert zu zivilgesellschaftlichen Werten bekenne<sup>8</sup>.

## Kämpfe um die Deutung von Geschichte

Kritiker dieser Theorie „eines quasi anthropologischen Nexus zwischen erinnerter Vergangenheit und kollektiver Identität“ von zu homogenen Gemeinschaften stilisierten sozialen Gruppen wenden dagegen ein, dass die Pluralität, Vielschichtigkeit und Konflikthaftigkeit sich wandelnder historischer Deutungen und Sinnbildungsprozesse immer bestehen bleibe und sich nicht in Kollektivzusammenhängen auflöse<sup>9</sup>. „Alle Geschichte ist eine Geschichte von Kämpfen

---

<sup>4</sup> Maurice Halbwachs: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt a. M. 1991.- Ders.: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Berlin/Neuwied 1966 (franz. Original 1925).

<sup>5</sup> Halbwachs (wie Anm. 4) S. 31.- Marco Brenneisen: Schlussstriche und lokale Erinnerungskulturen. Die „zweite Geschichte“ der südwestdeutschen Außenlager des KZ Natzweiler seit 1945. Stuttgart 2020. S. 38.

<sup>6</sup> Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 42009.- Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 2005.

<sup>7</sup> Aleida Assmann: Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung. München 2007. S. 181-182.

<sup>8</sup> Erinnern in Deutschland – Was bedeutet eigentlich Erinnerung? Aleida Assmann im Gespräch. Goethe-Institut e.V., Online-Redaktion vom Jan. 2011, <https://www.goethe.de/ins/br/de/kul/fok/cul/20809570.html> (Zugriff: 20.12.2020).- Ausführlich dazu Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München 2006.

<sup>9</sup> Brenneisen (wie Anm. 5) S. 35-36 und S. 41.

um die Deutung von Geschichte“ formuliert der renommierte Historiker Heinrich August Winkler in ebenso freier wie origineller Abwandlung der bekannten These von Marx und Engels von den Klassenkämpfen als dem Grundmuster der Geschichte<sup>10</sup>. Insbesondere die „zweite Geschichte“ der nationalsozialistischen Gewalt- und Unrechtsherrschaft nach 1945<sup>11</sup> in Gestalt des Umgangs der deutschen Nachkriegsgesellschaft mit den unerhörten Verbrechen und Abgründen des sogenannten „Dritten Reiches“ ist geprägt von Deutungskämpfen bzw. geschichts- und erinnerungspolitischen Auseinandersetzungen. Gerade diese Konflikte und Kontroversen von den Nachkriegsjahrzehnten bis zur Gegenwart tragen wiederum auf nationaler wie lokaler Ebene „in erheblichem Maße dazu bei, ein öffentliches Meinungsklima sowie die Wahrnehmung historischer Ereignisse zu beeinflussen bzw. zu verändern“<sup>12</sup>.

Tatsächlich war die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit vor Ort bis in die 1980/90er Jahre nahezu durchgehend ein Projekt von Einzelpersonen und Minderheiten – zumeist gegen die Ablehnung großer Teile der Bevölkerung und gerade auch der politisch Verantwortlichen. Erst in den zurückliegenden drei Jahrzehnten erfolgte – mit dem Generationenwechsel und dem Abtreten der Kriegsgeneration – ein „Paradigmenwechsel im bundesrepublikanischen Erinnerungs- und Identitätsdiskurs“ mit der kategorischen Abgrenzung zum NS-Staat im Verbund mit der Betonung der deutschen Verantwortung auf nationaler Ebene und der Unterstützung der Erforschung der örtlichen Vorgänge und der Einrichtung und Unterhaltung von Gedenkstätten auf lokaler und kommunaler Ebene<sup>13</sup>.

Die Erinnerungskultur einer Gesellschaft umfasst „alle denkbaren Formen der bewussten Erinnerung an historische Ereignisse, Persönlichkeiten und Prozesse“. Als Träger dieser Kultur treten Individuen, soziale Gruppen oder auch Nationen auf, „teilweise in Übereinstimmung miteinander, teilweise aber auch in einem konfliktreichen Gegeneinander“<sup>14</sup>. Dem Politikwissenschaftler Claus Leggewie zufolge gibt es keine „gültige Form des Erinnerns“, vielmehr wird Erinnerung „nach den Erfordernissen der (jeweiligen) Gegenwart umgeschrieben, und das Gedenken folgt diesen Umschriften in einem gemessenen Abstand“<sup>15</sup>.

### Geschichtsdeutung nach den Interessen der Gegenwart

„Denkmale sagen wenig über die Vergangenheit aus, umso mehr über die Zeit, in der sie gesetzt wurden und über diejenigen, die sie schufen“<sup>16</sup>. Dieser Befund von 1985 zu „Steinen des Anstoßes“ im Zusammenhang mit dem Nationalsozialis-

---

<sup>10</sup> Heinrich August Winkler: Einleitung. In: *Ders.* (Hg.): Griff nach der Deutungsmacht. Zur Geschichte der Geschichtspolitik in Deutschland. Göttingen 2004. S. 7-13.

<sup>11</sup> Der Begriff geht zurück auf Peter Reichel/Harald Schmid/Peter Steinbach: Der Nationalsozialismus - Die zweite Geschichte. Überwindung - Deutung - Erinnerung. Bonn 2009. S. 8.

<sup>12</sup> Brenneisen (wie Anm. 5) S. 35.

<sup>13</sup> Ebda., S. 20-22 und S. 634-637.

<sup>14</sup> Christoph Cornelissen: Erinnerungskulturen, Version: 2,0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 22.10.2012, zitiert nach Brenneisen (wie Anm. 5) S. 26.

<sup>15</sup> Claus Leggewie: Der Kampf um die europäische Erinnerung. Bonn 2011. S. 187.

<sup>16</sup> Harold Marcuse/Frank Schimmler/Jochen Spielmann: Steine des Anstoßes. Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg in Denkmälern 1945-1985. Hamburg 1985. S. 1 und S. 4.

mus und dem Zweiten Weltkrieg lässt sich auf das kollektive historische Erinnern insgesamt übertragen. So ist gerade auch die öffentliche Würdigung von Personen der Geschichte zumeist vorrangig von den Fragen und Bedürfnissen der in die Vergangenheit blickenden Gegenwart bzw. der das Gedenken betreibenden Akteure und Protagonisten bestimmt. Abhängig von deren Präferenzen und Wertehaltungen können historische Persönlichkeiten als positiv und vorbildlich oder aber als belastet und moralisch kontaminiert bewertet werden.

Drei Beispiele aus dem Strahlenkreis des Meßkircher „Geniewinkels“: So wird der wortgewaltige barocke Volksprediger und für die Sprachentwicklung im katholischen Oberdeutschland einflussreiche geistliche Erfolgsschriftsteller Abraham a Sancta Clara (1644-1709) neuerdings als fanatischer Juden- und Türkenhasser identifiziert, und der Verfasser der Zimmerischen Chronik und Bauherr des Meßkircher Renaissanceschlosses Graf Froben Christoph von Zimmern (1519-1566) offenbart sich in seinem „Weltbuch“ unübersehbar als Vertreter eines dezidierten adeligen Standesdünkels, der für das Freiheitsstreben und die evangelische Bewegung seiner dörflichen und städtischen Untertanen im Bauernkrieg von 1525 nur Spott und Verachtung übrig hat. Dass der Blick auf historische Figuren von zeitbedingten Konjunkturen und Auswahlkriterien der jeweiligen Gegenwart bestimmt wird, lässt sich am Beispiel von Johann Baptist Roder (1814-1890) beobachten: Der „Adler“-Wirt, Viehzucht-Pionier, 48er-Demokrat, Landtags- und Reichstagsabgeordnete galt dem liberalen Meßkircher Bürgertum bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als feste Größe im örtlichen Kreis bedeutender Persönlichkeiten. Unter gewandelten politischen Mehrheitsverhältnissen wurde der militante Altkatholik und Zentrumshasser in der Folge indessen aus dem örtlichen Genie-Pantheon verbannt und fand sich im Meßkircher Gemeinderat lange keine Mehrheit für die Benennung wenigstens einer Straße nach Roder<sup>17</sup> (Abb. 1).

Alle Menschen und gerade auch „große“ Männer und Frauen sind Kinder ihrer Zeit mit ihren jeweiligen Begrenzungen, Ambivalenzen und Pathologien<sup>18</sup>. Dies zu erkennen und Persönlichkeiten der Vergangenheit nach den Wertmaßstäben der urteilenden Gegenwart zu idealisieren oder zu dämonisieren, ist ein unhistorischer Interpretationsansatz und bedeutet letzten Endes eine Instrumentalisierung der Geschichte nach den Interessen des jeweiligen heute und seiner zeitgeistigen Geschichtsbilder. Gleichwohl ist es das Recht und auch die Pflicht der Gegenwart, die Vergangenheit immer wieder neu zu befragen und ihre Deutungen der Geschichte und der darin Handelnden fortzuschreiben und auch zu verändern. Dass die laufende Neuverhandlung und Neubewertung der Vergangenheit und ihrer prägenden Akteure mit öffentlichen Konflikten und Streit um die Erinnerung in der Gesellschaft einhergehen kann, zeigt sich nicht nur im langen und schmerhaften Ringen in Deutschland um den angemessenen Umgang mit der Hypothek des Nationalsozialismus, sondern zuletzt auch in den

<sup>17</sup> Edwin Ernst Weber: Herrschaftssitz, liberale Hochburg, Geniewinkel. Historische Aggregatzustände der Stadt Meßkirch. Dankadresse. In: Michael C. Maurer/Ulrich Kees (Hg.): Friedrich Schiedel Wissenschaftspris zur Geschichte Oberschwabens. Reden zur zehnten Preisverleihung an Dr. Edwin Ernst Weber am 12. Oktober 2017 im Renaissance-Festsaal von Schloss Meßkirch. Ravensburg 2019. S. 36-59. Hier: S. 54-56.

<sup>18</sup> Ebda., S. 56.



Abb. 1 – Johann Baptist Roder,  
Fotografie um 1860  
(StadtA Pforzheim).

Denkmals- und Straßenbenennungskämpfen in Europa und den USA im Zusammenhang mit dem blutigen Erbe des Kolonialismus und der Sklaverei. Problematisch wird die Be- und Verurteilung von Persönlichkeiten der Geschichte, wenn deren in der jeweiligen Zeit weithin akzeptierten und „normalen“ Äußerungen oder Verhaltensweisen – etwa dezidiert rassistische Aussagen von Winston Churchill<sup>19</sup> oder die Haltung von Sklaven durch George Washington oder Thomas Jefferson<sup>20</sup> – in der Gegenwart nicht nur kritisch bewertet, sondern im Sinne einer „Cancel Culture“ das Gesamtbild der jeweiligen Person nachhaltig beflecken oder gar zu einer „damnatio memoriae“ führen.

### Straßennamen als Spiegel der Erinnerungskultur einer Kommune

Das Geschichtsbewusstsein und damit die öffentliche Erinnerungskultur einer Kommune spiegeln sich neben Denkmalen und Ehrenbürgerwürden vor allem

<sup>19</sup> Niklaus Nuspliger: Die Schattenseiten des Winston Churchill. In: NZZ vom 18. Juni 2020, <https://www.nzz.ch/international/winston-churchill-rassismus-die-schattenseite-deskriegshelden-ld.1561528> (Zugriff: 28.12.2020).

<sup>20</sup> Eva-Maria Götz: US-Präsidenten und Rassismus: Die dunkle Seite der amerikanischen Geschichte. In: Deutschlandfunk vom 29. Okt. 2020, [https://www.deutschlandfunk.de/us-präsidenten-undrassismus-die-dunkle-seite-der.1148.de.html?dram:article\\_id=486601](https://www.deutschlandfunk.de/us-präsidenten-undrassismus-die-dunkle-seite-der.1148.de.html?dram:article_id=486601) (Zugriff: 28.12.2020).

in den Straßennamen<sup>21</sup>, wobei Namensgeschichte Karl Schlögel zufolge „immer auch Herrschaftsgeschichte“ ist<sup>22</sup>. So ist es alles andere als ein Zufall, dass in der einstigen hohenzollerischen Residenz- und Landeshauptstadt Sigmaringen das bescheidene Bürgerstädtchen nicht nur von einer imposanten Schlossanlage überragt und beherrscht wird, sondern auch die kommunale Denkmallandschaft von Fürstenmonumenten dominiert wird und die wichtigen Magistralen und Hauptachsen der Siedlung nach mehr als einem halben Dutzend hohenzollerischer Fürsten und sogar einer Fürstin benannt sind, während für den wohl bedeutendsten örtlichen Repräsentanten der bürgerlichen Emanzipations- und Freiheitsbewegung im 19. Jahrhundert, den liberalen Landtags-Wortführer, 48er-Demokraten und Paulskirchen-Abgeordneten Carl Otto Würth (1803-1884), gerade einmal eine Sackgasse in einem Neubaugebiet verblieben ist<sup>23</sup> (Abb. 2, Abb. 3).

Dass sich in Straßenbenennungen in besonderer Weise der Zeitgeist und herrschende Werte- und politische Haltungen niederschlagen, offenbart sich markant in der Zeit des Nationalsozialismus. Nazi-Größen gelangen in zahlreichen Orten nicht nur zu Ehrenbürgerwürden, sondern sind vielfach auch Namenspaten für Straßenbenennungen. Besonders weit treibt es hier das in den ersten Jahren des sogenannten „Dritten Reiches“ von dem rabiaten Nazi-Bürgermeister und Kreisleiter Josef Weißhaupt beherrschte und drangsaliente badische Landstädtchen Pfullendorf, wo vier der wichtigsten Straßen nach Adolf Hitler, dem – überdies zum Ehrenbürger ernannten – badischen Gauleiter Robert Wagner sowie den beiden NS-„Märtyrern“ Horst Wessel und Albert Leo Schlageter umbenannt werden<sup>24</sup>.

Debatten und Kontroversen um Straßennamen haben in der Gegenwart in Deutschland Konjunktur. Während sie von den politisch Verantwortlichen und nicht selten auch von den Straßen-Anrainern vielfach als ärgerlich und unnötig abgelehnt werden, sieht die moderne Demokratie-Forschung in den häufig basisdemokratisch angestoßenen Debatten wichtige „Foren lokaler Identitätsdiskurse“ und ein „lebendiges Feld der public history“ in einer demokratischen Gesellschaft<sup>25</sup>. Nach Auffassung von Saskia Handro sind Straßennamendebatten für eine demokratische Geschichtskultur unabdingbare Erinnerungskonflikte, die den Widerstreit und Wandel historischer Erinnerungsbedürfnisse ermöglichen und repräsentieren. Die seit den 1990er Jahren geführten öffentlichen Auseinandersetzungen um die Um- oder Neubenennung von Straßen stünden dabei in besonderer Weise für den gesellschaftlichen Transformationsprozess im Umgang mit diktatorischer und kolonialer Vergangenheit<sup>26</sup>.

<sup>21</sup> Saskia Handro: Historische Orientierung gesucht! Straßennamendebatten als Forschungsgegenstand und geschichtskulturelle Praxis. In: Frese/Weidner (wie Anm. 3) S. 253-278. Hier: S. 277.

<sup>22</sup> Karl Schlögel: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Wien 2003. S. 277.

<sup>23</sup> Virtuelle Stadtführung „Viele Fürsten und wenig Demokraten. Denkmale, Straßennamen und Ehrenbürger. An wen erinnert die Stadt Sigmaringen?“ mit Birgit Meyenberg und Edwin Ernst Weber am 19. Mai 2021, <https://youtu.be/NkUn4usio9s> (Zugriff: 24.07.2021).

<sup>24</sup> Edwin Ernst Weber: Das Kriegsende 1945 in der Stadt Pfullendorf und Umgebung. In: Ders. (Red.): Von der Diktatur zur Besatzung. Das Kriegsende 1945 im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen. Sigmaringen 1995. S. 77-112. Hier: S. 77 und S. 79.

<sup>25</sup> Handro (wie Anm. 21) S. 271 und S. 278.

<sup>26</sup> Ebda., S. 271.



Abb. 2 - Fürst Karl Anton-Denkmal zwischen Marktplatz und Schloss Sigmaringen (KreisA Sigmaringen).

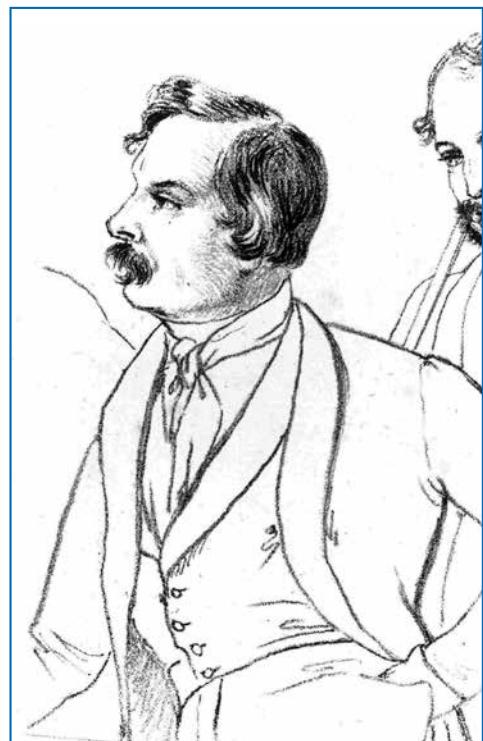


Abb. 3 - Carl Otto Würth (KreisA Sigmaringen I N6/47).

## Erinnern in Pro und Contra: Geschichte im Urteil der Nachwelt

Exemplarisch sei auf den sich wandelnden Umgang der Städte Meßkirch, Konstanz und Freiburg i. Br. mit der öffentlichen Erinnerung an den früheren Freiburger Erzbischof Conrad Gröber (1872-1948) hingewiesen. Alle drei Städte, mit denen Gröber als Herkunftsstadt, langjähriger priesterlicher Wirkungsstätte bzw. Bischofssitz biografisch eng verbunden war, hatten den Erzbischof noch zu Lebzeiten oder kurz nach seinem Tod 1948 mit der Ehrenbürgerschaft sowie Straßenbenennungen geehrt. Die wellenartig seit den ausgehenden 1960er Jahren kontrovers geführte wissenschaftliche wie öffentliche Diskussion um die Bewertung Gröbers als Befürworter und Wegbereiter des Nationalsozialismus oder aber als mutiger Kämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche gegen die gewalttätigen Eingriffe des NS-Regimes hatten auch in den drei Städten Widerhall gefunden und sich in Zeitungsartikeln und Leserbriefen in der lokalen Presse niedergeschlagen<sup>27</sup>. Teilweise angefacht von der Brandmarkung Gröbers als des „vielleicht wichtigsten Förderer(s) des Nationalsozialismus in Baden Anfang und Mitte der dreißiger Jahre“ durch den Sozialwissenschaftler Wolfgang Proske<sup>28</sup> 2017 kam es zuletzt in allen drei Städten zu einer kontroversen öffentlichen Debatte um das Verhältnis Gröbers zum Nationalsozialismus und die erinnernde Würdigung des Erzbischofs durch Ehrenbürgerwürden und Straßennamen (Abb. 4).

In Freiburg sprach sich bereits 2016 eine Expertenkommission, die im Auftrag der Stadt sämtliche Straßennamen einer kritischen Überprüfung unterzogen hatte, im Fall von Gröber für die ergänzende Kommentierung der Straßenbenennung mit einem Hinweis auf die anfängliche Unterstützung des Nationalsozialismus durch den Erzbischof aus<sup>29</sup>. In Konstanz wurde dem Erzbischof ob seiner angeblichen positiven Einstellung zum NS-Regime 1933/34, seiner Födermitgliedschaft in der SS sowie „sein(em) vielfach belegte(n) Antijudaismus“ vom Gemeinderat im September 2019 in einem symbolischen Akt die Ehrenbürgerwürde aberkannt und eine Straßenumbenennung vorbereitet<sup>30</sup>. In Meßkirch schließlich entschied sich nach kontroverser Debatte in der Lokalpresse

---

<sup>27</sup> Einen Überblick über die Phasen der wissenschaftlichen wie öffentlichen Auseinandersetzung um Gröber und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus von den Nachkriegsjahren bis zur Gegenwart gibt Christoph Schmider: *(Kein) Ende der Debatte? Erzbischof Conrad Gröber und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus*. In: FDA 136 (2016). S. 249-273.- *Ders.*: Verehrt oder verdammt und noch immer umstritten: Kein Ende der Diskussionen um Erzbischof Conrad Gröber und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus. In: Dietmar Schiersner/Christoph Schmider/Edwin Ernst Weber (Hg.): *Die Bischöfe Conrad Gröber und Joannes Baptista Spröll und der Nationalsozialismus. Historischer Kontext und historisches Erinnern*. Ostfildern 2021 (im Druck).

<sup>28</sup> Wolfgang Proske: Dr. Conrad Gröber: „Deutschehrlich“ und „überreiche Register im Orgelwerk seiner Seele“. In: *Ders. (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer*. Bd. 6: NS-Belastete aus Südbaden. Gerstetten 2017. S. 104-136.- *Ders. (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer*. Bd. 9: NS-Belastete aus dem Süden des heutigen Baden-Württemberg. Gerstetten 2018. S. 425-426.

<sup>29</sup> Abschlussbericht der Kommission zur Überprüfung der Freiburger Straßennamen vom 18. März 2016, S. 52-55, [https://www.freiburg.de/pb/site/Freiburg/get/params\\_E-1906631749/1028363/Strassennamen\\_Abschlussbericht.pdf](https://www.freiburg.de/pb/site/Freiburg/get/params_E-1906631749/1028363/Strassennamen_Abschlussbericht.pdf), (Zugriff: 28.12.2020). Der Freiburger Gemeinderat folgte am 25. Juli 2017 der Kommissionsempfehlung bzgl. eines Ergänzungsschildes zum Straßennamen (Erläuterungsschild beschlossen: Conrad-Gröber-Straße, Gemeinderatsbeschluss vom 25. Juli 2017, [https://www.freiburg.de/pb/site/Freiburg/node/1309907/zmdetail\\_14791851/index.html?nodeID=14791851](https://www.freiburg.de/pb/site/Freiburg/node/1309907/zmdetail_14791851/index.html?nodeID=14791851), (Zugriff: 28.12.2020).

<sup>30</sup> Pressemitteilung der Stadt Konstanz vom 1. Okt. 2019: „Gemeinderat erkennt Ehrenbürger-Titel ab“, <https://www.konstanz.de/service/pressereferat/pressemittelungen/gemeinderat+erkennt+ehrenbuerger-titel+ab>, (Zugriff: 06.01.2021).



Abb. 4 - Erzbischof Conrad Gröber – der braune Conrad. Bildpostkarte mit handschriftlichem Vermerk (KreisA Sigmaringen VI/2 Nr. Groe1).

der Gemeinderat für die Unterstützung einer wissenschaftlichen Tagung zu Gröber und dessen Verhältnis zum Nationalsozialismus sowie für eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Ehrenbürger und Straßenpatron anstelle einer vorschnellen Tilgung der Erinnerung<sup>31</sup>.

Auf der Grundlage der seit den Studien Bruno Schwalbachs von 1986 und 1994 im Wesentlichen bekannten Fakten<sup>32</sup> offenbart sich in den öffentlichen Debatten eine unterschiedliche Bewertung und Gewichtung des Pro und Contra im Verhalten des Erzbischofs zum Nationalsozialismus. Die belastenden Faktoren sind dabei seine anfängliche begeisterte Zustimmung zur Machtübernahme durch Hitler und die Nationalsozialisten, seine Mitgliedschaft im Förderverein der SS, seine teilweise wüst antijüdischen Aussagen in Predigten und Reden und sein angeblich unzureichender Einsatz als Bischof für verfolgte Diözesanpriester und hier insbesondere für Max Josef Metzger. Als entlastend werden demgegenüber sein vergleichsweise frühes Eintreten gegen die „Euthanasie“-Morde an geistig Behinderten und psychisch Kranken, seine ideelle und finanzielle Unterstützung für Gertrud Luckner bei der Rettung von Juden sowie seine mutige öffentliche Verteidigung der christlichen Lehre gegen die NS-Ideologie gewertet<sup>33</sup>. Während die Freiburger Straßennamen-Kommission 2016 einstimmig entschied, „dass die Widerständigkeit des Erzbischofs gegen den Nationalsozialismus, deutlich in der Rettungsaktion Gertrud Luckners, höher zu bewerten ist als seine anfängliche Unterstützung des Regimes und sein kirchlich verwurzelter Antisemitismus“<sup>34</sup>,

<sup>31</sup> Landratsamt Sigmaringen, Kultur & Archiv, Dienstregister Az. 361 Persönlichkeiten – Conrad Gröber; „Gemeinderat beschließt Gröber-Tagung“ (Südkurier Pfullendorf-Meßkirch vom 3. Mai 2017).

<sup>32</sup> Bruno Schwalbach: Erzbischof Conrad Gröber und die nationalsozialistische Diktatur. Karlsruhe 1986. Ders.: Erzbischof Conrad Gröber und die deutsche Katastrophe. Karlsruhe 1994.

<sup>33</sup> Schmid: Verehrt oder verdammt (wie Anm. 27). - Ders.: (Kein) Ende der Debatte? (wie Anm. 27).

<sup>34</sup> Abschlussbericht der Kommission zur Überprüfung der Freiburger Straßennamen vom 18. März 2016 (wie Anm. 29) S. 54-55. Das letztlich vom Gemeinderat beschlossene Erläuterungsschild trägt folgenden Inhalt: „Die Straßenbenennung erfolgte 1954 aufgrund Gröbers seelsorgerischer Verdienste. Er prangerte während des Nationalsozialismus mehrfach öffentlich die NS-Politik an. Zuvor war er jedoch Unterstützer des NS-Regimes und förderndes Mitglied der SS.“

sind in Konstanz 2019 die belastenden Faktoren ausschlaggebend für die Aberkennung der Ehrenbürgerwürde<sup>35</sup>. Nach Auffassung von Tobias Engelsing, des Leiters der städtischen Museen in Konstanz und historischer Experte in den kommunalpolitischen Diskussion in der Bodenseestadt, „überschattete(n)“ Gröbers Opportunismus gegenüber Hitler und sein Antisemitismus „seine vor handenen Verdienste schon erheblich“<sup>36</sup>.

In der wissenschaftlichen Diskussion kommt die urteilende Abwägung des Pro und Contra im öffentlichen Agieren Gröbers zu ähnlich divergierenden Befunden: So erscheint etwa dem Sozialwissenschaftler Wolfgang Proske Gröber „als eindeutiger Helfer des Nationalsozialismus und als NS-Belasteter“<sup>37</sup>, dessen Huldigung und Bekenntnis zu Hitler und dem NS-Regime seine halbherzigen kritischen Äußerungen wie auch seine begrenzte Unterstützung der Judenrettung Luckners weit überwiegen. Dagegen sieht der Politikwissenschaftler Hans-Otto Mühleisen Gröbers „Gratwanderung des Kompromisses“ gegenüber dem Nationalsozialismus als „weitgehend mißlungen“, während seine Verfolgung einer klaren Linie namentlich in seinen Predigten quer durch das Bistum mit der offenen Benennung der Verbrechen der Nazis für die Ausbildung des „Nimbus“ gesorgt habe, „der ihn vor allem während der Kriegsjahre für viele Menschen in Baden zu einer glaubwürdigen Institution des Widerstands werden ließ“<sup>38</sup>. Erinnern hat mithin stets auch mit der – nicht selten strittigen – Bewertung von geschichtlichen Ereignissen und historischen Persönlichkeiten zu tun. Die Gegenwart und konkret die rückblickenden Betrachter von heute sitzen über die Vergangenheit und deren Protagonisten zu Gericht. Das „Urteil“ hängt wesentlich von den Fragestellungen, dem Blickwinkel, den Wertvorstellungen, nicht selten auch der Voreingenommenheit des oder der in die Vergangenheit Blickenden ab.

## Jubiläen: Risiken und Chancen einer populären Erinnerungsform

Eine besondere Form des historischen Erinnerns sind Jubiläen. Im persönlichen und familiären Bereich erfüllen Jubiläen in Gestalt vor allem von runden Geburtstagen und Ehejubiläen neben der Begegnung und Geselligkeit auch die Funktion der Lebensbilanz und der gemeinsamen Rückschau. Ausgehend vom durch Papst Bonifaz VIII. 1300 eingeführten kirchlichen „Jubeljahr“ (*jubilum*) weitete sich die Bezeichnung Jubiläum immer mehr auf andere Gedenktage und zunehmend auch auf außerkirchliche Lebensbereiche aus<sup>39</sup>. Heute ist die

---

<sup>35</sup> Pressemitteilung der Stadt Konstanz vom 1. Okt. 2019 (wie Anm. 30).

<sup>36</sup> „Kann Gröber Ehrenbürger in Konstanz bleiben?“ Interview mit Tobias Engelsing, „seemoz“ vom 17. Mai 2017.

<sup>37</sup> Proske (wie Anm. 28) S. 136.

<sup>38</sup> Hans-Otto Mühleisen: Conrad Gröber – Nationalsozialist oder Gegner von Partei und NS-Staat? Die schwierige Kunst des Differenzierens. In: Hans-Otto Mühleisen/Dominik Burkard: Erzbischof Conrad Gröber: reloaded. Warum es sich lohnt, genauer hinzuschauen. Lindenberg im Allgäu 2020. S. 7-96. Hier S. 91.

<sup>39</sup> Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Neu bearb. von Richard Beitr. Stuttgart 1974. S. 417: „Jubiläum“. - Winfried Müller: Vom „papistischen Jubeljahr“ zum historischen Jubiläum. In: Paul Münch (Hg.): Jubiläum, Jubiläum ... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung. Essen 2005. S. 29-44. - Winfried Müller: Das historische Jubiläum. Von der Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion. In: Ders. u. a. (Hg.):

Bandbreite der Jubiläen und Gedenktage schier unübersehbar und reicht vom Vereinswesen und dem Sport über die Wirtschaft bis in den öffentlichen Bereich der Kommunen und Staaten. An die Stelle der „vaterländischen“ Gedenktage wie den Völkerschlacht-Jubiläen oder dem alljährlichen „Sedanstag“ im wilhelminischen Kaiserreich<sup>40</sup> und den patriotisch überhöhten Gedenkfeiern zu „runden“ Geburts- oder Sterbetagen von Dichtern, Musikern, Malern oder Gelehrten<sup>41</sup> sind auf öffentlicher Ebene der kulturellen Vermittlung wie der ökonomischen Vermarktung zugleich dienende Gedenkjahre zu bedeutenden Persönlichkeiten sowie Jubiläen und Gedenktage zu Zäsuren und Wendepunkten vor allem der nationalen Geschichte getreten.

Neben jährlich wiederkehrenden Gedenkanlässen vor allem im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Gewalt- und Unrechtsherrschaft und ihren Verbrechen wie dem Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar oder der Gedenktage an das Kriegsende 1945 und die Befreiung von der NS-Diktatur am 8. Mai<sup>42</sup> und des Novemberpogroms von 1938 am 9. November<sup>43</sup> begegnen in nahezu jährlicher Abfolge Jubiläen zu politisch propagierten und publizistisch vermarkteteten Erinnerungsanlässen der nationalen, der regionalen oder mitunter auch der globalen Geschichte. Der Verfasser dieses Beitrags hat in seiner mittlerweile 30-jährigen Laufbahn als Kreisarchivar und Kulturreferent des Landkreises Sigmaringen Gedenkjahre zu 50, 60 und 75 Jahren Kriegsende 1945 1995, 2005 und 2020, zu 150 Jahren Revolution 1848/49 1998, zu 475 Jahren Bauernkrieg von 1525 2000, zu 50 Jahren Südweststaat 2002, zu 200 Jahren Säkularisation 2003, zu 200 Jahren Mediatisierung 2006, zu 100 Jahren Ausbruch des Ersten Weltkriegs 2014, zu 100 Jahren Novemberrevolution und erste deutsche Republik und Demokratie 2018, zu 50 Jahren demokratischer Neubeginn in den Landkreisen 1996 und nicht zuletzt auch drei Landkreis-Jubiläen 1993, 1998 und 2003 mit Vorträgen, Publikationen und weiteren öffentlichen Vermittlungsangeboten gestalten dürfen. Mit dem 50jährigen Bestehen des „Dreiländerkreises“ Sigmaringen 2023 sowie der Vorbereitung des Gedenkjahres 2025 zu 500 Jahren Freiheitsbewegung von 1525 werden weitere wichtige Jubiläen in den verbleibenden Dienstjahren noch für hinlängliche Beschäftigung sorgen.

Wenn man noch die Ortsjubiläen und weiteren lokalen Gedenkjahre hinzurechnet, ergibt sich ein geradezu atemloser Jubiläumstakt. Kein Jahr ohne Jubiläum, historisches Erinnern in einer Endlosschleife? Kritische Stimmen fragen mit Recht nach dem „Erkenntniswert des Jubiläumszugriffs“ und pro-

---

Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus. Münster 2004. S. 1-76.- *Münch* (wie Anm. 1) S. 218f.

<sup>40</sup> Hannes Stekl: Öffentliche Gedenktage und Jubiläen in Zentraleuropa im 19. und 20. Jahrhundert. In: Müller: Das historische Jubiläum (wie Anm. 39) S. 177-194.- Simone Dannenfeld: Die Institutionalisierung des Sedantags. Symbolisierung eines auf Dauer gestellten Differenzbewusstseins. In: Müller: Das historische Jubiläum (wie Anm. 39) S. 269-290.

<sup>41</sup> Rüdiger vom Bruch: Jubilare und Jubiläen in Kunst und Wissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. In: *Münch*: Jubiläum (wie Anm. 39) S. 171-208.

<sup>42</sup> Martin Sabrow: Der 8. Mai - ein deutscher Feiertag. In: Deutschland Archiv vom 23. April 2020, <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/308182/der-8-mai-ein-deutscherfeiertag> (Zugriff: 31.12.2020).

<sup>43</sup> Der 9. November in der deutschen Geschichte. In: Politik – Hintergrund aktuell vom November 2017, <https://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/172172/der-9-november> (Zugriff: 31.12.2020).

blematisieren eine „politische Instrumentalisierung des Gedenkens“<sup>44</sup>. Paul Münch sieht gar wissenschaftliche Geschichtsschreibung und populäre Erinnerungskultur nirgends weiter auseinander klaffen als bei Jubiläen<sup>45</sup>. Von Seiten der öffentlichen Auftraggeber und Träger von Jubiläen und zumal ihrer politischen Repräsentanten besteht in der Tat häufig die Erwartung, dass der Blick in die Vergangenheit der Legitimierung des Gemeinwesens dient, eine „Erfolgsgeschichte“ hin zu den aktuellen politischen Verhältnissen und Strukturen schreibt oder einfach auch nur den Gemeinsinn stärkt. Nach der Erfahrung des Autors dieses Beitrags hängt der über solch vordergründige politische Erwartungen hinausreichende Ertrag eines Jubiläums entscheidend davon ab, ob der Blick in die Geschichte bloßer und unverbindlicher Festanlass bleibt oder aber zum Ausgangspunkt für eine ernsthafte und differenzierte Beschäftigung mit der Vergangenheit auf der Grundlage von Quellenstudien und unter Einbeziehung von Literatur und Forschungsstand wird.

Dazu einige Beispiele aus der Erfahrung des Autors: Das 20jährige Landkreis-Jubiläum war 1993 Anstoß für eine grundlegende Aufarbeitung der Hausgeschichte der 1982 größtenteils von der Kreisverwaltung übernommenen Gebäude des ehemaligen Fürst-Carl-Landeskrankenhauses Sigmaringen unter Einbeziehung auch der Zwangssterilisierungen an angeblich „Erbkranken“ in den 1930er Jahren sowie der „Euthanasie“-Morde an 90 Psychiatriepatienten unter der Herrschaft des Nationalsozialismus 1940 und 1941 in einer Ausstellung, einem Vortrag und einer Publikation<sup>46</sup>. Die solchermaßen geleisteten und veröffentlichten Forschungen bildeten wiederum die Grundlage für die Errichtung eines künstlerisch gestalteten Gedenksteins für die als „lebensunwert“ ermordeten Patienten in einer gemeinsamen Initiative von Landkreis, Stadt und Kreiskrankenhaus Sigmaringen 2005 sowie für die seit 2010 von der Klinikseelsorge und der Psychiatrischen Klinik des Kreiskrankenhauses jährlich am Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar veranstaltete öffentliche Gedenkfeier in der Krankenhauskapelle und am Gedenkstein<sup>47</sup> (Abb. 5).

Das Gedenkjahr „50 Jahre Kriegsende 1945“ brachte 1995 die erstmalige Erforschung der Zeit des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkriegs und der französischen Besatzung in Fallstudien zu insgesamt zehn Städten und Dörfern des Kreisgebietes mit einer Vortragsreihe und dem in drei Auflagen publizierten Sammelband „Von der Diktatur zur Besatzung“<sup>48</sup>. Durch die Vorträge und die Veröffentlichung von 1995 wurden erstmals auch die furchtbaren Verbrechen an ausländischen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen und deutschen Frauen

<sup>44</sup> Adelheid von Saldern: Rezension von Münch, Jubiläum (wie Anm. 39). In: HSozKult vom 20. Sept. 2005, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-5693>, (Zugriff: 01.01.2021).

<sup>45</sup> Münch (wie Anm. 1) S. 217.

<sup>46</sup> Edwin Ernst Weber: Vom Landesspital zum Landratsamt. Zur Geschichte des Sigmaringer Fürst-Carl-Landeskrankenhauses 1847-1979/1993. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 30/31 (1994/95) S. 211-239.- Gabriel Richter: Die psychiatrische Abteilung des Fürst-Carl-Landeskrankenhauses in Sigmaringen im „Dritten Reich“. Leiden, Stigmatisierung, Sterilisation und Tötung angeblich unheilbar Kranker am Beispiel der Hohenzollerischen Lande. In: Ebda., S. 241-282.

<sup>47</sup> Edwin Ernst Weber: Von den Schwierigkeiten des Erinnerns. Zum Umgang mit NS-Unrecht im regionalen und lokalen Umfeld. In: UO 61 (2019) S. 391-409. Hier S. 401f.

<sup>48</sup> Edwin Ernst Weber (Red.): Von der Diktatur zur Besatzung. Das Kriegsende 1945 im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen. Sigmaringen 1995.- Weber (wie Anm. 47) S. 393.



Abb. 5 - Von Christoph Carl Stauß gestalteter Gedenkstein für die „Euthanasie“-Mordopfer aus dem Fürst-Carl-Landeskrankenhaus Sigmaringen (KreisA Sigmaringen).

für ihre als „Rassenschande“ kriminalisierten Liebesbeziehungen in einer ganzen Reihe von Ortschaften des Kreisgebietes öffentlich gemacht, was in der Folge wiederum zur Erforschung weiterer „Fälle“ und zur Begründung einer Erinnerungskultur mit Gedenk- und „Stolpersteinen“ sowie Gedenkveranstaltungen führte<sup>49</sup> (Abb. 6).

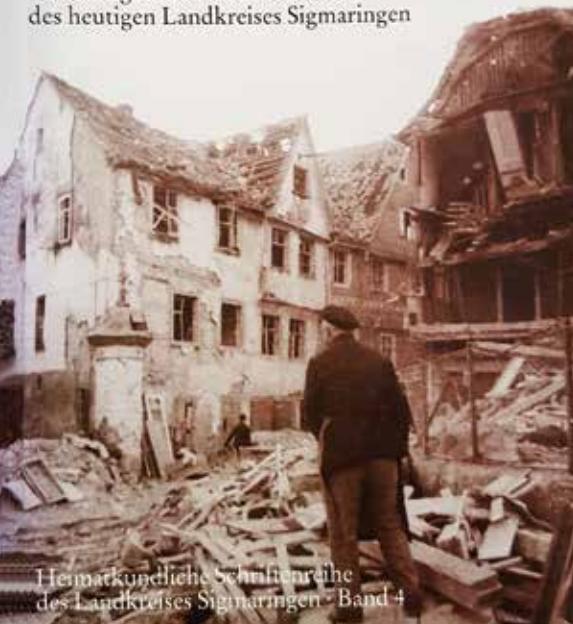
Das Ortsjubiläum von Sigmaringendorf 1999 war der Ausgangspunkt für die quellengestützte Erarbeitung einer umfangreichen Ortsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart durch ein Team von externen Historikern und ortskundigen Heimatforschern<sup>50</sup>. Darin enthalten war ein vom Autor dieses Beitrags verfasstes Kapitel zur Geschichte des Industrieortes in der Zeit des Nationalsozialismus mit der namentlichen Erwähnung von Wortführern und Tätern der braunen Bewegung in der Ortschaft sowie der erstmaligen und einige Jahre darauf in einem Tagungsbeitrag fortgeföhrten Aufarbeitung des „Ausländereinsatzes“ von rund 1.700 Zwangsarbeitern aus 16 Nationalitäten im Hüttenwerk Laucher-

<sup>49</sup> Weber (wie Anm. 47) S. 393-394 und S. 400-401.

<sup>50</sup> Edwin Ernst Weber (Hg.): Sigmaringendorf. Beiträge zur Geschichte eines hohenzollerischen Bauern- und Industrieortes. Sigmaringendorf 2002.

# Von der Diktatur zur Besatzung

Das Kriegsende 1945 im Gebiet  
des heutigen Landkreises Sigmaringen



Heimatkundliche Schriftenreihe  
des Landkreises Sigmaringen · Band 4

# Sigmaringendorf



*Beiträge zur Geschichte eines  
hohenzollerischen  
Bauern- und Industrieortes*

thal mit rassistisch motivierten Diskriminierungen und Verbrechen vor allem an polnischen und sowjetischen Männern und Frauen<sup>51</sup> (Abb. 7).

Das Gedenkjahr „150 Jahre Revolution 1848/49“ bot 1998 die Chance, die außerhalb der hohenzollerischen Fürstentümer noch wenig erforschte Demokratiebewegung von 1848/49 und ihre Wortführer und Gegner in den wichtigsten Städten und Dörfern des Kreisgebiets quellengestützt zu erkunden und die freiheitlichen Traditionen der regionalen und lokalen Geschichte stärker ins öffentliche Bewusstsein zu rufen. Mit einer sechsteiligen Vortragsreihe, der Herausgabe eines Sammelbandes, einer Tagung, einer Exkursion, einem musikalisch-historischen „Kulturabend“, einer Lehrerfortbildung und weiteren Beiträgen erprobte das Kultur- und Archivamt des Landkreises erstmals eine vielschichtige Vermittlung von historischem Wissen unter Einbeziehung auch von unterhaltsamen und sinnlichen Formaten und Angeboten<sup>52</sup>. Das damit erstmals auf den Weg gebrachte Erfolgsrezept der historischen Bildungs- und Erinnerungsarbeit

<sup>51</sup> Edwin Ernst Weber: Sigmaringendorf im Nationalsozialismus. In: *Ders.* (wie Anm. 50) S. 163-240.-  
Edwin Ernst Weber: Der „Ausländerreinsatz“ am Fallbeispiel des Hüttenwerks Laucherthal 1940-1945. In: *Ders.* (Hg.): Opfer des Unrechts. Stigmatisierung, Verfolgung und Vernichtung von Gegnern durch die NS-Gewaltherrschaft an Fallbeispielen aus Oberschwaben. Stuttgart 2009. S. 159-192.

<sup>52</sup> Landratsamt Sigmaringen, Stabsbereich Kultur und Archiv, Dienstregister Az. 361: 150 Jahre Revolution 1848/49.- Edwin Ernst Weber: „Für die Sache der Freiheit, des Volkes und der Republik“. Die Revolution 1848/49 im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen. Sigmaringen 1998.

Abb. 6 - Sammelband ‚Von der Diktatur zur Besetzung: Das Kriegsende 1945 im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen‘ von 1995.

Abb. 7 - Das Heimatbuch ‚Sigmaringendorf. Beiträge zur Geschichte eines hohenzollerischen Bauern- und Industrieortes‘ von 2002.

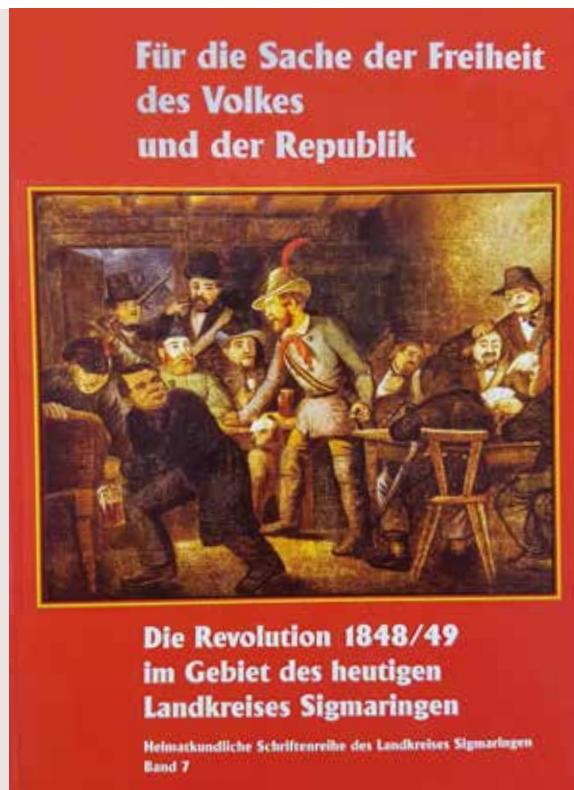


Abb. 8 - Sammelband ‚Für die Sache der Freiheit, des Volkes und der Republik. Die Revolution 1848/49 im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen‘ von 1998.

führte bis 2003 zum Modell jährlicher Kulturschwerpunkte im Landkreis Sigmaringen, die unter Mitwirkung zahlreicher Partner und Veranstaltungsorte aus dem gesamten Kreisgebiet jeweils ein historisches oder kulturelles Thema in den Mittelpunkt eines umfangreiches Jahresprogramms stellen (Abb. 8).

Wenn der jetzige Leiter der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora Jens-Christian Wagner beim öffentlichen Umgang mit der NS-Vergangenheit Erkenntnis statt Bekenntnis und Reflexion statt Affirmation und Appellation fordert<sup>53</sup>, so gilt diese Prämisse insgesamt für das historische Erinnern und die Auseinandersetzung mit der Geschichte gerade auch im Zusammenhang mit der Begehung von Jubiläen und Gedenktagen. Wagner tut sich grundsätzlich schwer mit dem Begriff des „Erinnerns“, der der Komplexität und Vielschichtigkeit von Geschichte nicht gerecht werde und den problematischen Anspruch erhebe, dass es nur eine Deutung und Interpretation der Vergangenheit gebe. Wer dieser Komplexität gerecht werden wolle und wissenschaftlich differenziert auf die Geschichte blicke, erinnere indessen nicht, sondern setze sich kritisch und nach allen Regeln der Quellenkritik mit der Geschichte auseinander. Jubiläen und Gedenktage können vor diesem Hintergrund eine Einladung und eine Chance sein für eine kritische und differenzierte Auseinandersetzung

<sup>53</sup> Jens-Christian Wagner: Erkenntnis statt Erinnerung. Plädoyer für eine zukunftsfähige gesellschaftliche Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen. In: Schiersner/Schmider/Weber (wie Anm. 27).

mit Ereignissen, Strukturen und Akteuren der Vergangenheit – unter tunlichster Vermeidung von Engführungen und Instrumentalisierungen für gegenwärtige Zwecke und Anliegen.

## Ortsjubiläen und Heimatbücher

Die vermutlich populärste Form des kollektiven Erinnerns ist das Ortsjubiläum<sup>54</sup>. Bei 130 Altgemeinden mit vielerorts weiteren Teilstädten und Weilern begreifen allein im Landkreis Sigmaringen alljährlich zumeist mehrere Ortschaften, die unter Berufung auf eine tatsächliche oder vermeintliche schriftliche Erstnennung das Jubiläum der jeweiligen Siedlung feiern wollen. Ihren Niederschlag findet die mit den Ortsjubiläen zumeist einhergehende Erkundung der Geschichte der jeweiligen Ortschaft in Publikationen von höchst unterschiedlicher Qualität und Wertigkeit: Die Bandbreite reicht von schlanken Festschriften und Broschüren über Bildbände bis zu mitunter höchst umfangreichen Heimatbüchern, Ortsgeschichten und Ortschroniken als multiperspektivischen Kaleidoskopen der lokalen Vergangenheit und Gegenwart<sup>55</sup>. Neben dem mit dem Jubelort zumeist persönlich verbundenen Heimatforscher als Alleinverfasser quer durch alle Epochen<sup>56</sup> findet sich die Auftragsvergabe an externe Historiker<sup>57</sup> sowie neuerdings auch das Autorenteam, das sich nach Qualifikation und Interessen die Themen und Kapitel des Buches aufteilt. Das Kreisarchiv Sigmaringen setzt bei den ihm übertragenen Ortsgeschichten auf das Zusammenwirken von externen Historikern und ortskundigen Einheimischen, wobei erstere in der Regel die ältere Ortsgeschichte vor 1850 sowie die Zeit des Nationalsozialismus übernehmen und letztere die Vielfalt des örtlichen Lebens in den letzten 150 Jahren<sup>58</sup>.

---

<sup>54</sup> Vgl. Winfried Schich: Ersterwähnungen und Ortsjubiläen. Betrachtungen zur brandenburgischen Siedlungsgeschichte. Vortrag auf dem „Tag der brandenburgischen Orts- und Landesgeschichte“ am 6. Nov. 2005 in Potsdam, <https://blha.brandenburg.de/wpcontent/uploads/2017/07/RefSchichErsterwaehng.pdf> (Zugriff: 02.01.2021).

<sup>55</sup> Eine Erkundung von Geschichte, Erscheinungsformen und gesellschaftlichem Einfluss des ortsgeschichtlichen Publikationsgenres als vielfach „unterschätzter Institution deutscher Geschichtsbildproduktion und historischer Wissensvermittlung“ unternimmt der Tagungsband von Mathias Beer (Hg.): Das Heimatbuch. Geschichte, Methodik, Wirkung. Göttingen 2010.- Rezension von Willi Oberkrome. In: HSozKult vom 22. Dez. 2010, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-14974> (Zugriff: 02.01.2021).

<sup>56</sup> Als Beispiele aus dem Landkreis Sigmaringen Gustav Kempf: Das Gögginger Dorfbuch. Radolfzell 1969.- Johannes Maier/Siegfried Kredorn: Die Geschichte des Ortes Inneringen. Inneringen 1966.- Josef Mühlbach: Hausen am Andelsbach. Aus der Geschichte des Dorfes. Hausen am Andelsbach 1970.- Walter Bleicher: Hundersingen an der Donau. Ortschronik und Heimatbuch. Jubiläumsschrift zur 900-Jahrfeier des einstigen Klosterdorfes 1070-1970. Herbertingen 1990.- Walter Bleicher: Chronik der Gemeinde Heudorf Ostrach 1994.- Josef Kugler: Ortschronik Rosna. 800 Jahre Dorfgeschichte. Meßkirch 2009.- Josef Kugler u.a.: Chronik von Einhart. Dorfgeschichte von 1220-2020. Meßkirch 2020.- Hermann Brendle: Hohentengen – die Göge. Ein Geschichts- und Heimatbuch. 3 Bände. Hohentengen 2014/15.- Josef Keller u.a.: Braunenweiler: von Menschen, Bauwerken und Geschehnissen in sieben Jahrhunderten. Eine Dorfchronik. Meßkirch 2015.

<sup>57</sup> Als allerdings nur begrenzt überzeugendes Beispiel Rupert Kubon: Schwenningen auf dem Heuberg: eine Chronik. Schwenningen 1991.

<sup>58</sup> Als Beispiele die vom Kreisarchiv konzipierten und mitverfassten Heimatbücher: Sigmaringendorf (wie Anm. 50).- Johann Wiedergrün (Red.): Heimatbuch Herbertingen. Geschichte einer oberschwäbischen Gemeinde. Herbertingen 2004.- Edwin Ernst Weber (Red.): Dorfleben hinter Stadtmauern. 600 Jahre Stadt Hettingen 1407-2007. Meßkirch 2007.- Heinz Berger/ Werner Kirschbaum (Hg.): Heimatbuch Laiz 1231-2010. Von Laizen bis Laiz. Laiz 2010.

Als Qualitätsausweis für eine inhaltlich überzeugende Ortsgeschichte erscheinen zum einen die kompetente Darstellung der älteren Geschichte vor 1850 mit ihren komplexen hoheitlichen wie feudalen Herrschaftsverhältnissen sowie den genossenschaftlichen und sozioökonomischen Binnenverhältnissen und zum anderen eine ehrliche und differenzierte Aufarbeitung der Zeit des Nationalsozialismus gerade auch mit ihren Abgründen und Verbrechen vor Ort sowie der Namensnennung der lokalen Wortführer wie auch der Täter des NS-Regimes. Wenn immer möglich sollte der letztgenannte Beitrag einem externen Historiker übertragen werden, der die örtlichen Vorgänge in den landesgeschichtlichen Forschungskontext einzubetten vermag und vor allem nicht durch persönliche oder verwandtschaftliche Rücksichten an einer nur den Quellen und der historischen Wahrheit verpflichteten Darstellung gehindert wird.

### Schriftliche Ersterwähnungen und ihre Tücken

Als historische Grundlage für ein Ortsjubiläum kommen die erste schriftliche Erwähnung des Ortsnamens in einer Urkunde, einer Chronik oder einem anderen Quellendokument in Frage oder bei Städten auch die Verleihung des Stadtrechts bzw., falls der Akt der Verleihung nicht bekannt ist, auch der erste Nachweis der Qualität eines Ortes als Stadt<sup>59</sup>. Für weite Teile Südwestdeutschlands und zumal auch Oberschwabens bilden die Urkunden des Klosters St. Gallen die nahezu einzigen schriftlichen Geschichtsquellen zu den herrschaftlichen, kirchlichen und auch agrarisch-bäuerlichen Verhältnissen in der Merowinger- und Karolingerzeit. Auch zahlreiche Orte im heutigen Landkreis Sigmaringen verdanken ihre schriftliche Ersterwähnung dem 719 gegründeten Kloster St. Gallen und seinem Urkundenschatz. Etwa seit der Mitte des 8. Jahrhunderts erhielt St. Gallen in zunehmendem Maße Schenkungen von Gütern und Rechten nördlich des Bodensees, an der oberen Donau, am oberen Neckar und auf der Schwäbischen Alb. Zur Zeit von Karl dem Großen erreichten die Schenkungen einen Höhepunkt, um dann nach der Mitte des 9. Jahrhunderts allmählich zu versiegen. Als Schenker treten zumeist kleinere Freie auf, von denen wir nicht viel mehr wissen als die Vornamen, aber auch große Herren, darunter Grafen, und sogar der König selbst. Inhaltlich reichen die Schenkungen von einem oder wenigen benachbarten Orten bis zu weiten Gebieten mit zahlreichen Orten und unterschiedlichen Rechten. Was im Einzelnen geschenkt wurde, ist häufig nicht erkennbar, da summarisch Äcker, Wiesen, Wälder, Weiden, Gewässer und Häuser aufgeführt werden und zudem auch Leibeigene sowie ganze Kirchen oder Anteile daran<sup>60</sup>.

Die Lokalisierung der in den St. Galler Schenkungsurkunden genannten Ortschaften ist mitunter schwierig und zweifelhaft. So übergibt beispielsweise 768 ein Amalpert dem Kloster seinen gesamten Besitz und konkret sein Haus in *Dichineshain*, verschiedene namentlich genannte Hörige nebst Frau und Kindern

---

<sup>59</sup> *Schich* (wie Anm. 54).

<sup>60</sup> Hans-Peter Müller: Hohunsteti anno 793. In: Walter Knittel (Red.): Im Schatten eines Denkmals. Geschichte und Geschichten des Geburtsortes von Abraham a Sancta Clara. Kreenheinstetten 793-1993. Leibertingen 1993. S. 10-16. Hier: S. 10.

sowie ihren Huben und weiterhin auch seine Rechte in *Hathaim und Althaim*<sup>61</sup>. Während sich die Forschung bei der Zuordnung von Digosheim und Hartheim, zwei heute zur Stadt Meßstetten im Zollernalbkreis gehörenden Dörfern, einig ist, ist die Lokalisierung von Altheim durchaus unsicher. Am wahrscheinlichsten ist eine später in der Stadt Schömberg aufgegangene Siedlung dieses Namens oder aber ein abgegangenes Altheim in der Nähe der beiden anderen Güterorte oder beim nahe gelegenen Nusplingen. Eher zweifelhaft erscheint eine Zuordnung nach Altheim bei Frickingen im Bodenseekreis, Altheim bei Riedlingen im Kreis Biberach oder auch Altheim bei Leibertingen im Kreis Sigmaringen, das sich indessen 2018 ungeachtet dieser Unsicherheit für eine 1250-Jahr-Feier unter Berufung auf die St. Galler Urkunde von 768 entschlossen hat<sup>62</sup>.

Gleichfalls Unsicherheiten birgt die Lokalisierung von *Hohunsteti* in einer Urkunde von 793, mit der Bischof Agino von Konstanz und Abt Werdo für das Kloster St. Gallen Graf Berthold Besitzungen in insgesamt 24 namentlich genannten Ortschaften vom südlichen Heuberg bei Sigmaringen bis zum Kleinen Heuberg bei Rottweil, die dieser zuvor der Abtei als Schenkung überlassen hatte, gegen einen jährlichen Zins auf Lebenszeit und mit dem Recht des Rückkaufs zurück verleihen<sup>63</sup>. Die Nennung von *Hohunsteti* in der Urkunde findet sich zwischen den Orten Keltesuui und *Filisninga*, die in der Forschung Engelwies und Vilsingen zugeschrieben werden, sowie *Ebinga* und *alia Filisninga*, die in Ebingen und neuerdings Winterlingen lokalisiert werden. Je nachdem, ob *Hohunsteti* zusammen mit Engelwies und Vilsingen den Schenkungsgütern südlich der Donau oder zusammen mit Ebingen, Winterlingen und neun weiteren Orten nördlich der Donau bis in den Balinger Raum zugeordnet wird, dürfte es sich um Kreenheinstetten im Landkreis Sigmaringen oder aber um Heinstetten im Zollernalbkreis handeln<sup>64</sup>. Im Unterschied zu Engelwies und Vilsingen finden sich weder für Kreenheinstetten noch Heinstetten weitere Quellen aus späterer Zeit zu St. Galler Besitz in diesen Ortschaften. Die beiden Orte gingen mit der zweifelhaften Zuordnung der Nennung in der Urkunde von 793 salomonisch um, indem sie bei den Jubiläumsfeiern 1993 und in den dazu erscheinenden Ortsgeschichten offen auf die Unsicherheit hinwiesen und denselben Artikel des Historikers Hans-Peter Müller zur Urkundenfrage veröffentlichten<sup>65</sup>.

Die Lokalisierung der in den St. Galler Urkunden genannten Ortschaften wird auch dadurch erschwert, dass in nicht wenigen Fällen Orte mit dem Wechsel des „Grundherrn“ auch den Ortsnamen verändern. So überträgt am 26. Oktober 854 Waldram an das Kloster St. Gallen Besitz in *Waldrammeswilare*, das früher *Uodalprechteswilare* geheißen habe<sup>66</sup>. Der Besitz liegt der Urkunde zufolge an

<sup>61</sup> Urkunde von 768: Württembergisches Urkundenbuch. Hg. vom Königlichen Haus- und Staatsarchiv. Bd. IV. ND Aalen 1974. Nr. N2. S. 317f., [www.wubonline.de](http://www.wubonline.de) (Zugriff: 03.01.2021).

<sup>62</sup> Armin Heim (Red.): Dorfchronik Altheim 2018. Meßkirch 2018.

<sup>63</sup> Urkunde vom 27. März 793: Württembergisches Urkundenbuch (wie Anm. 61) Bd. I. Neudruck Aalen 1971. Nr. 42. S. 44f., [www.wubonline.de](http://www.wubonline.de) (Zugriff: 03.01.2021).

<sup>64</sup> Müller (wie Anm. 60) S. 11-15.

<sup>65</sup> Knittel (wie Anm. 60).- Heinstetten in der ehemaligen Herrschaft Werenwag. 1200 Jahre Heinstetten 793-1993. Meßstetten 1993.

<sup>66</sup> Hermann Wartmann (Bearb.): Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen. Bd. 2: 840-920. Zürich 1866. Nr. 438.

einem Berg namens Waldrammesperc und ist an Waldram, seinen Vater und seinen Großvater namens Adalprett gelangt. Ob der Name des Großvaters Adalprett im Bestimmungswort von *Uodalprechteswilare* enthalten ist oder ob ein anderer Vorfahre namens Uodalprett für den früheren Ortsnamen namengebend war, lässt sich nicht eindeutig entscheiden. Sprachgeschichtlich führt aber kein Weg von *Uodalprechteswilare* zu *Waldrammeswilare* und dem heutigen Ortsnamen Walbertsweiler, nunmehr Teilort von Wald im Landkreis Sigmaringen<sup>67</sup>. Eindeutig in das Reich der Spekulation verweist der Mediävist Dieter Geuenich dagegen die in der namens- und siedlungsgeschichtlichen Forschung weit verbreitete und auch in vielen Heimatbüchern zu findende Annahme, dass in den Bestimmungsworten von Ortsnamen insbesondere mit der Endung -ingen, wie sie in den St. Galler Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts begegnen, die Namen der Siedlungsgründer und „Sippenhäupter“ aus der alemannischen „Landnahmezeit“ oder „Wanderzeit“ des 4. und 5. Jahrhunderts enthalten seien<sup>68</sup>. Geuenich kann belegen, dass zum einen viele Ortsnamen auf -ingen erst nach 800 entstanden sind, zum zweiten die aus den Ortsnamen rekonstruierten Kurznamen wie Filisin (*Filisninga* 793), Heribreht (*Herprehttinga* 854) oder Sigimar (*Sigemarlingen* 1077) im frühmittelalterlichen Personennamensbestand äußerst selten oder gar nicht bezeugt sind und zum dritten und vor allem keine Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten zwischen den aus den Ortsnamen des 8. und 9. Jahrhunderts abgeleiteten „Ortsgründern“ mit den Namen der aus den schriftlichen Quellen bekannten alemannischen Anführer bestehen<sup>69</sup>.

### Viele Ersterwähnungen betreffen den Ortsadel

Viele Ersterwähnungen erfolgen sodann nicht durch eine unmittelbare Nennung der Siedlung, sondern beziehen sich auf Angehörige des gleichnamigen Ortsadels. So etwa auch bei dem heute zur Stadt Mengen gehörenden Rosna, das seine Erstnennung den im sogenannten „Pfullendorfer Zettel“ aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts erwähnten *fratres de Rosinowe* verdankt. Das undatierte Dokument enthält eine – möglicherweise von Konrad von Winterstetten und Truchsess Eberhard von Waldburg als schwäbischen Statthaltern für König Friedrich II. verfasste – Zusammenstellung staufischer Besitzungen und Einkünfte im Umkreis von Pfullendorf, die unter den Königen Philipp von Schwaben, Otto IV. und Friedrich II. an verschiedene Hochadels- und Ministerialengeschlechter, darunter die Herren von Ramsberg, die Herren von Fronhofen, die Grafen von Heiligenberg und eben die Herren von Rosna, veräußert worden sind. Durch die Veräußerungen namentlich auch an staufische Ministerialen gingen dem auf die Grafen von Pfullendorf zurückgehenden staufischen Hausgut im Amt Pfullendorf jährliche Einkünfte von 190 Pfund verloren und ist ein Jahreshertrag

---

<sup>67</sup> Dieter Geuenich: Zum Zeugniswert der Ortsnamen für die Erforschung der Siedlungsgeschichte des nördlichen Bodenseeraums. In: Edwin Ernst Weber/Thomas Zotz: Herrschaft, Kirche und Bauern im nördlichen Bodenseeraum in karolingischer Zeit. Stuttgart 2020 (Oberschwaben - Forschungen zu Landschaft, Geschichte und Kultur Bd. 5). S. 93-110. Hier: S. 107.

<sup>68</sup> Ebda., S. 93f. und S. 97f.

<sup>69</sup> Ebda., S. 98-100 und S. 104.

von gerade noch 2 Malter Roggen und 1 Malter Hafer erhalten geblieben<sup>70</sup>. Ausgehend von dem als verstorben vermeldeten König Philipp von Schwaben (*beate memorie*) und dem ohne diesen Zusatz aufgeführten König Otto wurde das Dokument lange Zeit um 1209, d.h. das Jahr nach der Ermordung König Philipps, datiert. Die Veräußerung der allermeisten Güter durch den in der Zusammenstellung direkt – vos – angesprochenen König Friedrich II. spricht für eine Datierung nach dessen Ankunft in Deutschland 1212 und die zweimalige Erwähnung von Pfullendorf als *civitas*, d.h. als bürgerliche Stadt, für eine Anlegung des Dokuments im Umfeld von deren Stadterhebung durch Friedrich II. 1220<sup>71</sup>.

Doch zurück zu Rosna und den Herren von *Rosinowe*: Dem „Pfullendorfer Zettel“ zufolge konnten sie vom staufischen Hausgut im Pfullendorfer Umkreis die Dörfer Stadelhofen und Sahlenbach sowie zwei Wälder nahe der Stadt Pfullendorf mit einem jährlichen Ertrag von zusammen 20 Pfund erwerben. Die Herren von Rosna sind im 13. und 14. Jahrhundert noch mehrfach urkundlich bezeugt, 1373 wird ihr Herrschaftssitz auf der Höhe über dem Dorf Rosna indessen bereits als „Burgstall“, d.h. als ruinös bezeichnet. Im selben Jahr beginnt nach der älteren, vom Ortsadel bestimmten Periode mit dem Übergang des Dorfes unter die Ortsherrschaft des aufstrebenden Dominikanerinnenklosters Habsthäl der klösterliche Abschnitt der Ortsgeschichte. Rosna ist fortan bis zur Säkularisation des Klosters 1806 nahezu ein halbes Jahrtausend lang ein Untertanendorf von Habsthäl<sup>72</sup>.

Gleichfalls dem Ortsadel haben ihre schriftlichen Ersterwähnungen – als Beispiele unter vielen – auch Bittelschieß und Pfullendorf zu verdanken. Die Herren von Bittelschieß treten im ausgehenden 11. Jahrhundert und erstmals 1083 im Umfeld von Hezelo, des Stifters des Benediktinerklosters St. Georgen im Schwarzwald, als Zeugen in Erscheinung und fördern die monastische Neugründung auch selbst mit Vergabungen. Der Bezug zu diesem älteren Ortsadel, dessen Sitz wohl eine 1245 erwähnte Burg auf dem Bergvorsprung oberhalb der Bittelschießer Mühle gewesen ist, dokumentiert sich bis heute in der vom Adelswappen abgeleiteten roten Bütte im Bittelschießer Ortswappen. Zusammen mit der Burg wird 1245 in einer Urkunde des Bischofs von Konstanz dann auch das Dorf Bittelschieß erstmals schriftlich genannt – rund eineinhalb Jahrhunderte nach dem urkundlichen Auftreten der Herren von Bittelschieß<sup>73</sup>.

Der Name Pfullendorf taucht zum ersten Mal in der um 1098 verfassten Klosterchronik von St. Blasien und in der um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstandenen Petershauser Chronik auf. Dort ist von einem *Gero comes de Pfullendorf* die Rede, der nach dieser Chronik frühestens 1086 und spätestens 1116 gestorben ist. 1086 ist damit das frühestmögliche Datum der über einen Angehörigen des bedeutenden Linzgauer Grafengeschlechts vermittelten Nennung Pfullendorfs.

<sup>70</sup> HStA Stuttgart B 523 U 7, undatierte Urkunde Anfang 13. Jh. („Pfullendorfer Zettel“).- Württembergisches Urkundenbuch (wie Anm. 61). Bd. III. ND Aalen 1974. Nr. N 24. S. 483f., [www.wubonline.de](http://www.wubonline.de) (Zugriff: 04.01.2021).

<sup>71</sup> Zur Diskussion der Interpretation und Datierung des „Pfullendorfer Zetells“ vgl. Edwin Ernst Weber: Die erste urkundliche Nennung von Rosna. In: *Kugler: Rosna* (wie Anm. 56) S. 11-14.

<sup>72</sup> Edwin Ernst Weber: 800 Jahre Rosna 1209-2009. In: Hohenzollerische Heimat 61 (2011) S. 88-95. Hier: S. 88f.

<sup>73</sup> Edwin Ernst Weber: Vom bäuerlichen Ritterdorf zur bürgerlichen Wohnsiedlung. 925 Jahre urkundliche Ersterwähnung von Bittelschieß. In: Hohenzollerische Heimat 59 (2009) S. 26-30. Hier: S. 26.

Die Dorfsiedlung Pfullendorf, die südwestlich der späteren Grafenburg und nachfolgend der Stadt gelegen ist und in der Folge zur Vorstadt außerhalb der befestigten Reichsstadt wird, wird – zeitgleich mit der civitas – als *villa pfullendorf* im bereits erwähnten „Pfullendorfer Zettel“ um 1220 genannt<sup>74</sup>.

### **Erstnennung sagt wenig über tatsächliches Alter einer Ortschaft aus**

Eine schriftliche Erstnennung sagt über das wirkliche Alter einer Ortschaft wenig bis gar nichts aus – und ein Ortsjubiläum muss sich „von der Vorstellung lösen, das tatsächliche Alter des Ortes zu feiern“<sup>75</sup>. Es hängt ein Stück weit vom geschichtlichen Zufall ab, ob sich zu einem Ort eine ältere Erwähnung erhalten hat oder ob man sich mit einem jüngeren Dokument bescheiden muss. Ein schlagendes Beispiel ist der Altsiedelort Sigmaringendorf, die ursprüngliche dörfliche Siedlung Sigmaringen, deren namentlich unbekannter Ortsadel, dem Trend der Zeit zu adligen Höhensitzen außerhalb der Dörfer folgend, auf dem fortifikatorisch günstigen Donaufelsen wenige Kilometer Donau-aufwärts wohl in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts eine befestigte Burg errichtete. Dieser „Ableger“ des Dorfes Sigmaringen, aus dem in der Folge die Burgsiedlung und sodann die Stadt Sigmaringen hervorgehen, tritt im Investiturstreit 1077 durch eine erfolglose Belagerung durch den Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden in das Licht der geschriebenen Geschichte, wobei Sigmaringen als Namen der Burg allerdings erst ein gutes Jahrhundert später in den Klosterchroniken von Petershausen und St. Gallen ausdrücklich erwähnt wird<sup>76</sup> (Abb. 9).

Weitere Nennungen der Herren und Grafen von Sigmaringen folgen in den sich anschließenden eineinhalb Jahrhunderten, ehe 1249 das sehr viel ältere Sigmaringendorf in einer Papsturkunde für das Vorarlberger Kloster Mehrerau erstmals eine schriftliche Erwähnung erfährt. Mit der am 17. September 1249 in Lyon ausgefertigten Urkunde stellt Papst Innozenz IV. das im Vorjahr von Anhängern des Stauferkönigs Konrad IV. überfallene, geplünderte und verbrannte Benediktinerkloster Mehrerau unter seinen besonderen Schutz und bestätigt dessen umfangreichen Besitz an Gütern und Herrschaftsrechten in mehr als 60 Orten von Vorarlberg, Liechtenstein und der Schweiz über das Allgäu und Oberschwaben bis an die Obere Donau, wo Sigmaringendorf mit Anteilen an der Grundherrschaft sowie der Zehnt- und Patronatsherrschaft einen bis zur Säkularisation von 1803 gehaltenen Außenposten der Bodensee-Abtei bildet. Allerdings ist in der Papsturkunde lediglich von *Sigemaeringen* die Rede, was sich in Verbindung mit der Patronatsherrschaft, den Zehnten und sonstigen Einkünften aus der Kirche aber nur auf den Pfarrort Sigmaringendorf und nicht auf die nach Laiz eingepfarrte Burgsiedlung Sigmaringen beziehen kann<sup>77</sup>.

Zumal für das Hoch- und Spätmittelalter kommt es ungeachtet aller Urkundeneditionen immer wieder vor, dass bisher noch unbekannte Diplome aufgefunden werden oder durch eine Neuinterpretation neue Ortsnennungen

<sup>74</sup> Peter Schramm: Kleine Geschichte der Reichsstadt Pfullendorf. Pfullendorf 2013. S. 27f.

<sup>75</sup> Schich (wie Anm. 54).

<sup>76</sup> Jürgen Treffeisen: Sigmaringendorf im Mittelalter. In: Weber, Sigmaringendorf (wie Anm. 50) S. 21-40. Hier: S. 21.

<sup>77</sup> Ebda., S. 21f.



Abb. 9 - Schloss und Stadt Sigmaringen von Norden, Kopie von Gustav Bregenzer einer historischen Ansicht aus dem 18. Jahrhundert (Kunstsammlung Landkreis Sigmaringen Inv.-Nr. 303).

aufzutreten. So hatte etwa Inzigkofen, das 2006 auf der Grundlage einer Erstnennung als *Untzikoven* in einem um 1306 datierten Teil des Habsburger Urbars sein 700jähriges Jubiläum gefeiert hatte<sup>78</sup>, das unverhoffte Glück, durch eine Neuinterpretation einer Urkunde des Klosters Wald von 1263 plötzlich mehr als 40 Jahre älter zu sein. Einer im Staatsarchiv Sigmaringen verwahrten lateinischen Urkunde vom 17. Juni 1263 zufolge hatte Berthold Truchsess von Waldburg genannt von Rohrdorf den Walder Zisterzienserinnen seine Güter in Nuttenhoven und Uzenhoven übertragen, was bei einer Neusichtung des Diploms als Nickhof und Inzigkofen identifiziert worden ist<sup>79</sup>.

### Einbettung der Erstnennung in die Gesamtgeschichte des Ortes

Wichtig ist es, eine Quelle mit einer vermeintlichen Erstnennung eines Ortes nicht isoliert zu betrachten und eine Lokalisierung nicht allein aufgrund textlicher oder klanglicher Ähnlichkeiten vorzunehmen. Vielmehr empfiehlt es sich, die in der Urkunde oder der Chronik genannten Bezüge zu einem Adelsgeschlecht oder Kloster wie auch topographische oder infrastrukturelle Beschreibungen

<sup>78</sup> Edwin Ernst Weber (Red.): 650 Jahre Kloster – 700 Jahre Inzigkofen. 1306 - 1356 - 2006. Jubiläumsschrift der Gemeinde Inzigkofen. Inzigkofen 2006.

<sup>79</sup> StA Sigmaringen FAS, DS 39 T 1 U 46.- Volker Trugenberger: Frühe schriftliche Nennung von Inzigkofen. In: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 49/50 (2013/14) S. 1-20.

anhand zeitlich anschließender Erwähnungen des Ortes zu überprüfen und in die Gesamtgeschichte der Siedlung einzuordnen sowie in den Zusammenhang der Siedlungsgeschichte der Region einzubetten<sup>80</sup>. Wenn ein in der vermeintlichen Erstnennung auftauchendes Adelsgeschlecht oder Kloster in der weiteren Überlieferung des betreffenden Ortes nie wieder als Orts-, Grund- oder Patronats-herrschaft in Erscheinung tritt, ist der Verdacht einer falschen Interpretation der Quelle groß.

So hatte Großschönach 1978 unter Berufung auf ein in einem Schutzbefehl von Papst Alexander III. für das Kloster St. Blasien von 1179 genanntes *Sconowa* ein Ortsjubiläum gefeiert. Gemeint ist damit indessen mit größter Wahrscheinlichkeit nicht Groß- oder Kleinschönach bei Pfullendorf, das ansonsten keinerlei Beziehungen zum Schwarzwaldkloster St. Blasien besitzt, sondern vielmehr das zu diesem benachbarte und über Jahrhunderte in enger Verbindung stehende Schönau im Schwarzwald<sup>81</sup>. Eher zweifelhaft erscheint auch der Ortsbezug zu dem in einer Urkunde des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen von 1092 als Zeuge genannten *Heriman de Soneicha*, auf den sich die Großschönacher bei einer 925-Jahr-Feier 2017 beriefen<sup>82</sup>. Ein Ortsadliger aus Groß- oder Kleinschönach wäre im Kontext der übrigen Zeugen in der Urkunde ein ziemlicher „Ausreißer“, vor allem aber taucht in der Überlieferung zu Groß- und Kleinschönach kein nach den Ortschaften benannter Ortsadel auf. Eindeutig ist demgegenüber die Nennung der *villa Shonach* nebst einer Mühle außerhalb des Dorfes im erwähnten „Pfullendorfer Zettel“ um 1220 mit der Veräußerung aus staufischem Besitz an die Herren von Ramsberg<sup>83</sup>. Großschönach ist in der Folge ein Untertanenort der Herrschaft Ramsberg und gelangt mit dieser 1409 und 1423 in zwei Teilen an das Spital der Reichsstadt Überlingen<sup>84</sup>.

Der Verfasser dieses Beitrags wurde 1993 als noch junger Sigmaringer Kreisarchivar mit dem Ansinnen der Ortschaften Herdwangen und Kettenacker konfrontiert, im Folgejahr unter Berufung auf ein und dieselbe Urkunde von 1194 ihr 800jähriges Jubiläum zu feiern. Mit einer Urkunde vom 6. November 1194 hatte Papst Coelestin III. das Kloster Salem mit einzeln aufgeföhrten Besitzungen, darunter auch einer Kirche nebst Zehnten in *K/Hetenach*, unter seinen Schutz genommen<sup>85</sup>. Während man in Kettenacker, dem Württembergischen Urkundenbuch folgend, den Ortsnamen als *Ketenach[er]* las, hielt man sich in Herdwangen an das Salemer Urkundenbuch und die dortige Lesung

<sup>80</sup> Schich (wie Anm. 54).

<sup>81</sup> Das Jubiläum nahm Bezug auf eine vermeintliche Urkunde Papst Alexanders III. vom 6. März 1178, die tatsächlich vom 6. März 1179 datiert: Württembergisches Urkundenbuch (wie Anm. 61) Bd. II. ND Aalen 1972. Nr. 415. S. 194-197, [www.wubonline.de](http://www.wubonline.de) (Zugriff: 08.01.2021). Mit dieser Urkunde nimmt der Papst das Kloster St. Blasien mit einzeln genannten Besitzungen und Rechten, darunter auch *Sconouua*, unter Bestätigung oder Erweiterung der demselben schon früher bewilligten Rechte und Begünstigungen in seinen Schutz.

<sup>82</sup> Urkunde vom 26. Feb. 1092: Die ältesten Urkunden von Allerheiligen in Schaffhausen, hg. von F. L. Baumann u. a. Basel 1883. S. 18. Quellen zur Schweizerischen Geschichte III.

<sup>83</sup> „Pfullendorfer Zettel“ um 1220 (wie Anm. 70).

<sup>84</sup> Edwin Ernst Weber: Von komplizierten Gemeindeverhältnissen, schimpfenden Pfarrern und rebellischen Bauern. Blicke in die Geschichte Großschönachs. In: 925 Jahre Großschönach. 1.-2. Juli 2017. Festschrift. Hg. von 925 Jahre Großschönach GbR. Herdwangen-Schönach 2017. S. 62-85. Hier: S. 64.

<sup>85</sup> Württembergisches Urkundenbuch (wie Anm. 61) Bd. II. ND Aalen 1972. Nr. 491. S. 406-410. Friedrich von Weech (Hg.): Codex Diplomaticus Salemitanus - Urkundenbuch der Cisterzienserabtei Salem Bd. 1. Karlsruhe 1881. S. 81-86.

*Hetenach*, aus der man wiederum allzu gerne Herdwangen ableitete. Abgesehen von dieser Urkunde ist Salem weder in Kettenacker noch in Herdwangen als Inhaber von Herrschafts- und Besitzrechten von Bedeutung. Kettenacker ist seit dem Hochmittelalter Untertanenort der Herrschaft Gammertingen, der Kirchensatz der bis zur Reformation bestehenden Pfarrei gelangt über den Johanniterorden 1300 an Württemberg<sup>86</sup>. Und in Herdwangen ist das Kloster Petershausen bei Konstanz spätestens seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die bestimmende Orts- und Grundherrschaft und hat offenbar auch früh den Kirchensatz inne<sup>87</sup>. Es sind die Namensvarianten in weiteren Quellen, die für eine Lokalisierung der Nennung von 1194 in Kettenacker und gegen Herdwangen sprechen: Kettenacker tritt in weiteren Dokumenten des Hoch- und Spätmittelalters als *Kettenakker* (1275), *Kettenacher* (1300) und *Kettinachir* in Erscheinung<sup>88</sup>, während die zu Herdwangen begegnenden Schreibungen *Hewang* (1126), *Hedewanc* (1233, 1249) und *Hediwanch* (1243) und damit markant verschieden zur Nennung von 1194 lauten<sup>89</sup>. Herdwangen konnte die „Aberkennung“ der Urkunde von 1194 im Vorfeld seines Ortsjubiläums von 1994 verschmerzen, hatte sich im Zuge der Recherchen für ein Heimatbuch doch eine ältere Nennung in der Chronik des Klosters Petershausen gefunden, deren für Herdwangen relevanter Teil um 1156 verfasst wurde und die Schenkung eines Gutes in *Hedewanc* durch Graf Eberhard von Bodmann an Petershausen erwähnt. Einer Darstellung aus dem 16. Jahrhundert zufolge gehörte Herdwangen sogar bereits zur Gründungsausstattung von Petershausen 983, indem Bischof Gebhard II. von Konstanz und Gründer des Klosters Herdwangen aus seinem väterlichen Besitz eingebracht habe<sup>90</sup> (Abb. 10).

Dass eine quellenkritische Prüfung und Hinterfragung lokaler Geschichts- und Jubiläumstraditionen unabdingbar und Pflicht des Historikers ist<sup>91</sup>, zeigte sich zuletzt bei den Jubiläumsplanungen von Hausen am Andelsbach. Bei der näheren Sichtung der Nennung von *Husin* im „Pfullendorfer Zettel“ um 1220, das in der bisherigen ortsgeschichtlichen Forschung fraglos in Hausen am Andelsbach lokalisiert worden war<sup>92</sup>, stellte sich die Frage der Interpretation des darin erwähnten *castrum*, der *villa sub castro* und schließlich der Herren von Ramsberg als den Käufern dieses Teils des ehemaligen staufischen Hausgutes im Umkreis von Pfullendorf<sup>93</sup>. Für Hausen am Andelsbach finden sich keine überzeugenden archäologischen oder urkundlichen Belege für eine oberhalb des Dorfes gelegene Burg und auch nicht für einen ortsherrschaftlichen Bezug zu den Herren von Ramsberg. Diese Bezüge sind eindeutig beim nahe gelegenen Hausen

<sup>86</sup> Herbert Burkhardt: 800 Jahre Kettenacker. Zur Geschichte einer Albgemeinde. Gammertingen 1994. S. 8.

<sup>87</sup> Helga Schnabel-Schüle: Herdwangen-Schönach von den Anfängen bis zur Gegenwart. In: Dies./Edwin Ernst Weber (Red.): Herdwangen-Schönach. Heimatbuch zur Geschichte der Gemeinde und des nördlichen Linzgaus. Herdwangen-Schönach 1994. S. 15-24. Hier: S. 15 und S. 17.

<sup>88</sup> Burkhardt (wie Anm. 86) S. 5.- Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Bd. VII. Stuttgart 1978. S. 799.

<sup>89</sup> Schnabel-Schüle (wie Anm. 87) S. 17.

<sup>90</sup> Ebda., S. 15.

<sup>91</sup> So auch die Forderung von Schich (wie Anm. 54).

<sup>92</sup> Mühlbach (wie Anm. 56) S. 22. Der Hinweis auf die Verbindung zu Pfullendorf und der „wahrscheinlich“ von den Grafen von Pfullendorf hier besessenen Burg wird auch in: Das Land Baden-Württemberg Bd. VII (wie Anm. 88) S. 877, übernommen.

<sup>93</sup> „Pfullendorfer Zettel“ um 1220 (wie Anm. 70).

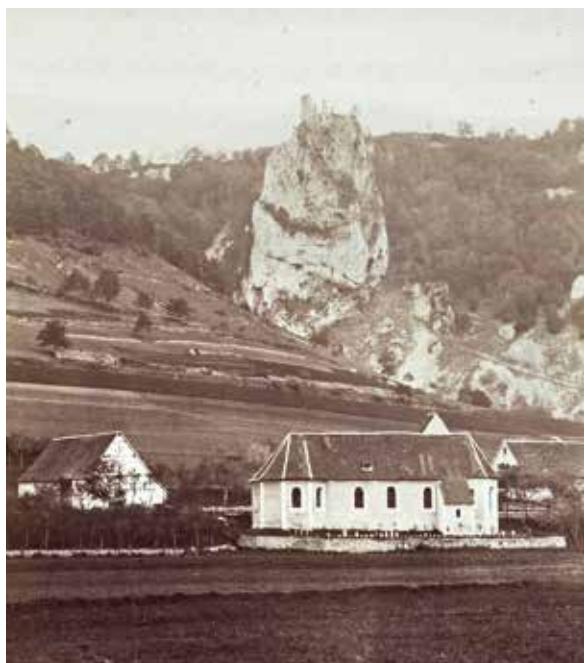


Abb. 10 - Kirche und Burgruine von Hausen im Tal,  
Fotografie von Edwin Bilharz, 1867  
(KreisA Sigmaringen  
VII/3 Nr. 107.10).

im Tal mit der bis heute auf einem Donaufelsen über dem Dorf thronenden Burgruine sowie bei der Jahrhunderte währenden Verbindung zu den Herren von Ramsberg, deren „redendes“ Geschlechtswappen mit dem Widder sogar in das Ortswappen übernommen wurde<sup>94</sup>. Der in Hausen im Tal bzw. der dortigen Burg ansässige Zweig der Herren von Ramsberg nennt sich in der Folge *von Hausen* und kann seine Geschichte als Inhaber der Ritterherrschaft Stetten-Hausen und Mitglied der Schwäbischen Reichsritterschaft bis zum genealogischen und wirtschaftlichen Untergang 1648 fortschreiben<sup>95</sup>. Dass quellenkritisches Hinterfragen festgeschriebener Geschichtstraditionen unversehens zum Politikum werden kann, erfuhr der Verfasser dieses Beitrags, als er nach Vorstellung seiner neuen Deutung der vermeintlichen Erstnennung von Ortschaftsrat und Festausschuss kurzerhand als Festredner ausgeladen wurde, da man sich das Ortjubiläum und die bereits fortgeschrittenen Festvorbereitungen nicht beeinträchtigen lassen wollte. Stattdessen fand sich ein Heimatforscher bereit, die tradierte Interpretation der *Husin*-Lokalisierung aus dem „Pfullendorfer Zettel“ ein weiteres Mal zu wiederholen.

<sup>94</sup> Günter Schmitt: Burgenführer Schwäbische Alb. Band 3 Donautal. Wandern und entdecken zwischen Sigmaringen und Tuttlingen. Biberach 1990. S. 154.- Zum Widderwappen der Herren von Ramsberg und dessen Fortleben in verschiedenen Ortswappen vgl. Frieder Kammerer: Der Ramsberg und die Ramsberger - Name, Genese und Identität. In: Jakobus Kaffanke/Ders./Friedy Meyer (Hg.): Alte Burg und Ort der Stille. 1000 Jahre Ramsberg. Meßkirch 2012. S. 125-150. Hier: S. 136-139.

<sup>95</sup> Schmitt (wie Anm. 94) S. 154f.- Wolfgang Urban: Geschichte von Stetten a. k. M. und seinen Ortsteilen von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. In: Erika Jeuck u. a. (Hg.): 1200 Jahre Stetten am kalten Markt 799-1999. Geschichte der Gemeinde und ihrer Ortsteile Frohnstetten, Glashütte, Nusplingen und Storzingen. Ulm 1999. S. 13-132. Hier: S. 53-97.

## Gratwanderung zwischen stetiger Befragung und Instrumentalisierung der Geschichte

Historisches Erinnern von Gruppen und Gesellschaften ist ein vielschichtiger Prozess mit im Gefolge der kollektiven Wertehaltungen und Fragestellungen sich stetig wandelnden Perspektiven und Fokussierungen. Die damit zumal in offenen und demokratischen Gesellschaften einhergehenden Kontroversen und Auseinandersetzungen über die Bewertung der Vergangenheit und historischer Akteure führen zu einem fortwährenden „Neuverhandeln“ und Umschreiben der kollektiven Erinnerung. Jede Generation befragt die Geschichte neu aus den Interessen und Präferenzen ihrer Zeit heraus, so dass sich Geschichtsbilder fortwährend wandeln und historische Persönlichkeiten neben öffentlicher Anerkennung und Wertschätzung auch Kritik und „Entehrung“ erfahren können.

Wichtige Kristallisierungspunkte des historischen Erinnerns auf lokaler und kommunaler Ebene sind neben Denkmälern und Ehrenbürgerwürden Straßenbenennungen und Ortsjubiläen. In den mit Straßenbe- und vor allem Umbenennungen wie auch der kritischen und differenzierten Erforschung und Vermittlung der Ortsgeschichte namentlich auch zur NS-Zeit nicht selten verbundenen öffentlichen Kontroversen obliegt den Historikern und letztlich allen ernsthaft an der Geschichte Interessierten, auf dem „Vetorecht der Quellen“<sup>96</sup> zu bestehen und sich gegen eine voreingenommene und parteiliche Interpretation der Vergangenheit im Widerspruch zu den Quellen, gar eine Instrumentalisierung der Geschichte durch tagesaktuelle Interessen und zeitgeistige Anliegen zur Wehr zu setzen. Dass es eine mitunter schwierige Gratwanderung ist, zwischen dem Recht von Gruppen und Gesellschaften zur immer wieder neuen Befragung und Interpretation von Geschichte einerseits und deren Instrumentalisierung und Missbrauch für gegenwärtige Interessen andererseits zu unterscheiden, sei dabei nicht verkannt.

---

<sup>96</sup> Stefan Jordan: *Vetorecht der Quellen*, [https://docupedia.de/zg/Vetorecht\\_der\\_Quellen](https://docupedia.de/zg/Vetorecht_der_Quellen) (Zugriff: 06.01.2021). Der Begriff wurde vermutlich vom Bielefelder Historiker Reinhart Koselleck 1977 geprägt.

# Ein Nachruf auf Landrat i. R. Dr. Guntram Blaser

„Ich bin Oberschwabe mit Leib und Seele“.



Ein Großer, ein Letzter ist nach langer Krankheit gestorben: Landrat i. R. Dr. Guntram Blaser. Geborener Oberschwabe kam er 1934 in Schussenried zur Welt. Das Geschäft der Verwaltung wurde ihm frühe Erfahrung, denn sein Vater war zunächst Gemeindepfleger, dann Bürgermeister von Bodnegg. Nach dem Gymnasium studierte er 1954-58 in Tübingen und München die Juristerei und schloss sich einer farbentragenden katholischen Studentenverbindung an. 1962 promovierte er zum Dr. jur. Nach dem Referendariat trat er 1964 in die baden-württembergische Innenverwaltung ein und amtierte zuletzt als Ministerialrat im Innenministerium. Schließlich „schüttelte er den Ministeriumsstaub von den Sohlen“ (Jörg Leist) und nach vier Jahren als erster Landesbeamter beim Landratsamt Esslingen wurde er 1978 zum Landrat des Landkreises Ravensburg gewählt. Es sei „ein dramatisches Stück für mehrere Personen gewesen, begleitet von Theaterdonner und einer emsigen Tätigkeit hinter den Kulissen“. Mit der Arbeit des Landrats muss der Kreistag zufrieden gewesen sein, sonst hätte er ihn nicht zwei Mal wiedergewählt. Bei der zweiten Wiederwahl 1994 konnte er schon darauf vertrauen, dass ihm die Kreisräte als „einem inzwischen älter und grauer gewordenen, aber dafür sehr erfahrenen und ernsthaften Wachhund nochmals für einige Jahre das stattlichste, größte und schönste Gehöft in Oberschwaben, den Landkreis Ravensburg, anvertrauen würden.“

Bei seinem Amtsantritt hatte sich der neu gewählte Landrat drei Schwerpunkte gesetzt: „Natur, Kultur, Krankenhäuser“. Er hat manches durchgesetzt, wovor Kollegen zurückgescheut hätten, es auch nur anzugehen. Er war vielleicht nicht der „Demosthenes von Oberschwaben“, denn er liebte die leiseren, moderateren Töne, er war nicht wortgewaltig, aber des Wortes mächtig. In seiner „knitzen“ Art wusste er das Gegenüber oft, „zu führen, wohin sie (vielleicht) nicht wollten.“ Fremdbilder sind oft unwillkürliche Selbstbilder. Die Worte, mit denen er seinen Allgäuer Amtsvorgänger Walter Münch würdigte, können auch als Selbstbild gelesen werden: „ein Schalk von tiefgründiger Ernsthaftigkeit, geistvoll und druckreif in seinen Formulierungen, mit persönlichem Charme wider den tierischen Ernst in der Politik zu Felde ziehend, furchtloser Streiter für die Landschaft, der kunstsinnige Freund der schönen Künste, ein Hauch der weiten Welt, unbelastet von provinzieller Enge“.

Was er zu sagen hatte und wie er es sagen konnte, davon kann eine Lektüre des Bandes „Meister des geschliffenen Wortes“ zeugen, das „Reden und Textbeiträge 1978-2017“ versammelt. Viele Texte sind den Amtspflichten des Landrats und seiner Nebenämter geschuldet. Über Schulen, Krankenhäuser, Sparkassen, Stromversorgung, zu Vereinsjubiläen und Verabschiedungen reden auch andere Landräte. Aber wohl wenige sprachen so oft und gern, kompetent und engagiert über Natur und Kultur. Nicht umsonst ist Guntram Blaser als „grüner“ und „Kultur-Landrat“

tituliert worden. Es blieb nicht bei Reden, die „Taten“ in seinem Kreis seien kurz benannt. Als „Sternstunden“ der Kreispolitik bezeichnete Landrat Blaser die Rettung des Wurzacher Rieds und den Kauf von Schloss Achberg. Kaum glaublich, wie es gelang, einen Kreistag zum Kauf und zur Restaurierung des abgelegenen Schlosses Achberg, zu „einem millionenschweren Traumprojekt“, zu bewegen. Keines geringeren Einsatzes bedurfte es, das Land Baden-Württemberg zu bewegen, das Schloss Aulendorf zu sanieren.

„Einem Land, dem die Natur nichts wert ist, fehlt die Grundlage jeder Kultur.“ Aber er dachte weiter: „Der Naturschutz muss weg vom alleinigen (repressiven) Schutz kleiner Reservate und muss sich weiterentwickeln hin zu einem Entwicklungskonzept für eine lebenswerte und ökologisch einigermaßen intakte Natur und Umwelt.“

Wie es Guntram Blaser in der Natur nicht nur um das einzelne Naturschutzgebiet ging, so ging es ihm auch nicht nur um das einzelne Bau- und Kunstdenkmal. Was er noch in drastischen Worten schilderte, ist heute selbstverständliches Ziel staatlicher und kommunaler Baupolitik: „Wo früher Dörfer durch Jahrhunderte gewachsen waren, in dem sicheren Gefühl für Proportion, für Material und dem Wissen der Verhältnismäßigkeit der Mittel erstellt wurden, da stehen heute die bundesdeutschen Einheitsbungalows, trübe Verpackungen im DIN-Format, hochstaplerische Komfortburgen, zu hoch, zu kurz, zu laut, zu unruhig, zu kleinkariert und aufgedonnert mit Plastik, Glasbaustein und Aluminium. Noch nie ist so viel Schlechtes an Architektur entstanden wie in den vergangenen 35 Jahren.“ Später wandte er sich gegen die „Verspargelung“ unserer Landschaft. Damit macht man sich nicht zu jedermanns Liebling, aber auch nicht zu „jedermanns Dackel“.

Der „Oberschwabe mit Leib und Seele“, dem Oberschwaben „nicht nur eine geographische Steigerungsform“ war, sich hier „dem Himmel näher“ wusste, dachte über seinen Landkreis hinaus: „Das Ganze ist mehr als die Summe der Teile. Das Ganze ist nun einmal Oberschwaben.“ Schon bei seiner ersten Bewerbungsrede als Landrat kündigte Guntram Blaser an, er werde „in Sachen Oberschwaben zu einer echten Nervensäge werden“. In seiner letzten Bewerbung betonte er sein „Selbstverständnis als Oberschwabe, der seine Heimat bewahren will“. Heute warnen Kommunalpolitiker eher vor der ‚Käseglocke‘. In einer „Liebeserklärung an Oberschwaben“ konnte er einen launigen, kenntnisfundierten Überblick über die Geschichte dieser Landschaft geben, beginnend mit der natürlichen Ausstattung, den ersten politischen Konturen als Verwaltungsbezirk des Reichs im Mittelalter, dem „Fleckerlteppich“ der Frühen Neuzeit mit seiner kulturellen Blüte, der Kolonialisierung durch Württemberg mit seiner Abwertung zum „schwarzen Erdteil“ und schließlich der „oberschwäbischen Krankheit“ der Uneinigkeit in der Gegenwart als Folge der „drei oberschwäbischen Teilungen“: der Auflösung des Herzogtums Schwaben, der Säkularisation und der Aufteilung in zwei Regionalverbände. Welcher Politiker würde heute noch eine „Liebeserklärung an Oberschwaben“ als nicht nur „geistige Lebensform“ vortragen und sie auch kenntnisreich begründen können?

Aber die Heimat Oberschwaben war für den Landrat „nicht nur ein Gefühl, sondern eine Aufgabe“. Die OEW war lange Jahre einzige Institution oberschwäbischer Kulturförderung mit ihren Kunstkäufen, Ausstellungen und Vergabe von Kunstreisen. Als Vorsitzender der OEW sorgte Guntram Blaser für ein klares, sachlich begründetes Sammlungsprofil mit kundiger Beratung. Nicht mehr

die Vorlieben und Beziehungen einzelner Landräte sollten über die Ankäufe der OEW entscheiden. Die Ankäufe wurden ausgeweitet auch auf ältere Kunst, als ein Schwerpunkt wurde eine Sammlung gotischer Skulpturen aufgebaut.

Breiter angelegt waren die Initiativen des Ravensburger Landrats mit oberschwäbischen Horizont in den 1990er Jahren. Ihm war es zu verdanken, dass es mit der Gründung der „Gesellschaft Oberschwaben“ zu einer „Renaissance von Oberschwaben“ kam. Guntram Blaser führte die beiden Initiativen des Berner Professors Dr. Peter Blickle und oberschwäbischer Kulturamtsleiter zusammen und sorgte vor allem für eine Anschubfinanzierung, ohne die es nie zur Gründung der Gesellschaft Oberschwaben gekommen wäre. Im Sinne des von Peter Blickle beschworenen „contrat culturel“ schmiedeten Blaser, der seinerzeitige Biberacher Landrat Peter Schneider und der Unternehmer und Mäzen Siegfried Weishaupt ein Bündnis von Politik, Wirtschaft und Wissenschaft, das die Gesellschaft tragen sollte. „Im Nachhinein war es ein hartes Stück Arbeit.“ Als „Schutzheilige“ sollten sich die oberschwäbischen Landräte der Neugründung annehmen. Die lange solide Finanzierung ermöglichte weithin strahlende „Leuchtturmprojekte“: die Ausstellungen zur Revolution von 1848/49, „Alte Klöster – Neue Herren“, „Adel im Wandel“, die „Kultur des schwäbischen Adels“ und zuletzt „Kunst Oberschwaben 20. Jahrhundert“. Leere Regale füllten sich mit Büchern zu oberschwäbischen Themen.

Aus Mitgliedsbeiträgen und „Zehnten“ der Landkreise hätten sich diese z. T. Millionenprojekte nicht finanziieren lassen. Das Fundament für die „Leuchttürme“ sicherte Landrat Blaser, unterstützt durch die erwähnten Partner, mit der „Stiftung Oberschwaben“ und ihrem Kapital von 7 Millionen DM, davon allein 5 Millionen aus Mitteln der OEW. Weiteres Stützwerk wurde die „Stiftung Friedrich Schiedel Wissenschaftspris zur Geschichte Oberschwabens“, zu der er „mit unermüdlicher Geduld“ den Stifter überzeugen konnte.

Ganz im Sinne Blasers wollte die neue Gesellschaft kein üblicher Geschichtsverein sein, die Stärkung des Regionalbewusstseins sollte das Hauptziel sein. Alle kulturellen Aktivitäten sollten auf dieses Ziel ausgerichtet sein. Viele haben mitgewirkt, dass die Gesellschaft Oberschwaben lange Zeit ein Erfolgsmodell war. Aber ohne die institutionellen Voraussetzungen, die Guntram Blaser und seine Mitstreiter geschaffen haben, wäre das alles nicht möglich gewesen. Die organisatorische Basis sollten die Kulturämter der oberschwäbischen Landkreise bilden, um die Einzelaktivitäten zu realisieren.

Das Ziel der Stärkung oberschwäbischer Identität ist mittlerweile bei den „Schutzheiligen“ der politischen Ebene ebenso verblasst wie bei den Kulturämtern mit ihrem wechselnden Personal. Das Bündnis der oberschwäbischen Kreise ist brüchig geworden. Die rotweiße Fahne Oberschwabens ist an oberschwäbischen Straßen nicht zu sehen. Die Motivation Guntram Blasers: „Ich sehe es als meine Pflicht und Schuldigkeit an, [dafür zu sorgen,] dass man Oberschwaben auch in Zukunft noch als unsere Heimat wiedererkennt“, ist heute von keinem Verantwortlichen mehr zu hören. Blaser hat oft und gerne zitiert: „Schwabe zu sein ist ein Verdienst, Oberschwabe zu sein, eine Gnade“. Er wusste, Gnade kann ohne die Mühen des Verdienstes rasch verspielt werden.

Guntram Blaser war für Oberschwaben ein Glück. Ein Großer, ein Letzter ist gestorben.

*Elmar L. Kuhn*

# Rezensionen

*Eva-Maria Seng/Helmut Schlichtherle/Claus Wolf (Hg.): Prähistorische Pfahlbauten im Alpenraum. Erschließung und Vermittlung eines Welterbes.* Berlin: De Gruyter 2019; 225 S., 70 Abb, 69,95 EUR

Der opulent ausgestattete Sammelband geht zurück auf die wissenschaftliche Tagung „Erschließung und Vermittlung des Welterbes ‚Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen‘“, die im Jahr 2014 vom Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und dem Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe der Universität Paderborn in den Räumen der Universität Konstanz abgehalten wurde. Der Band ist im De Gruyter-Verlag Berlin erschienen und wurde mit Unterstützung des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg gedruckt. Er wendet sich an ein spezialisiertes Fachpublikum. Private Leser schreckt womöglich der Preis. Gleichwohl enthält er eine prägnante Zusammenfassung zur Forschungsgeschichte der Pfahlbauten von 1853/54 bis heute aus der Feder von Helmut Schlichtherle, dem Doyen der Feuchtbodenarchäologie in Baden-Württemberg und ehemaligen Leiter der nämlichen Forschungsstelle in Hemmenhofen am Bodensee. So umfassend erhält man nirgendwo sonst einen Einblick in den aktuellen Forschungsstand. Kaum minder instruktiv ist der Beitrag vom Konstanzer Museumsleiter Tobias Engelsing zur Geschichte der Pfahlbausammlung und des einmaligen Ludwig-Leiner-Saales im Rosgartenmuseum Konstanz.

Sonst jedoch ist der Band durchaus hartes Brot. Er kreist um die schier unmöglich zu beantwortende Frage, wie ein serielles, also an vielen Orten befindliches UNESCO-Welterbe, das noch dazu nahezu unsichtbar ist (weil es unter Wasser oder im feuchten Moorböden verborgen liegt), zu erschließen und zu vermitteln ist – wissenschaftlich, museumspädagogisch, touristisch und medial. Kein Wunder, dass sich die Verantwortlichen in den betroffenen Landesämtern für Denkmalpflege in Baden-Württemberg und Bayern in einer Tagung von versierten Fachleuten und UNESCO-Vertretern beraten ließen. Eben deshalb wurde Prof. Dr. Eva-Maria Seng vom Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe an der Universität Paderborn für diese Tagung gewonnen, die auch als Mitherausgeberin des Sammelbandes fungiert und diesen in die wissenschaftliche Publikationsreihe ‚Reflexe der immateriellen und materiellen Kultur‘ der Universität Paderborn aufgenommen hat.

Zum Ausgangspunkt: Im Jahr 2004 ist anlässlich des 150jährigen Jubiläums der Entdeckung der Pfahlbauten (1853/54 im Zürichsee) von der Schweiz, Deutschland, Italien, Österreich, Frankreich und Slowenien ein Antrag an die UNESCO für 111 prähistorische Stätten zur Aufnahme in die Welterbeliste gerichtet worden, der 2011 mit Erfolg beschieden war. Schon der Titel dieses Welterbes ‚Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen‘ ist sperrig. Erst recht steht die verstreute Lage der 111 Fundstellen in sechs Staaten einer effektiven Vermittlungsarbeit im Wege. Doch wirklich problematisch ist die Unsichtbarkeit dieses seriellen Welterbes, dass allenfalls bei Niedrigwasser in den Flachwasserzonen von Seen rund um die Alpen in Form aufragender Pfahlgründungen ehemaliger jungsteinzeitlicher oder bronzezeitlicher Siedlungen zu Tage tritt. Trotzdem war die Anerkennung dieser 111 archäologischen Fundstellen durch die UNESCO und deren Eintragung in die Welterbeliste mehr als gerechtfertigt, sind doch die Erhaltungsbedingungen für organische Materialien ebenso einzigartig wie spektakulär.

In den Feuchtböden der Pfahlbauten werden unter Luftabschluss in ständig nassem Milieu nicht nur die üblichen keramischen, steinernen und metallischen Funde geborgen, sondern auch eine Unmenge an Hölzern (die namengebenden Pfahlgründen), aber auch ganze Fußböden und Wandelemente von Häusern, die detaillierte Einblicke in die Bauweise jungsteinzeitlicher und bronzezeitlicher Siedlungen gestatten, dazu Nahrungsreste und Vorräte, Kleidungsstücke, Alltagsgegenstände, z. B. hölzerne Räder, die zu den ältesten der Menschheit gehören, und sogar rituelle Objekte wie die Wandmalereien von Ludwigshafen, die einen matrilinearen Ahnenkult nahelegen, Urmütter oder eine Muttergottheit. Dabei sind die Pfahlbauten überall gefährdet, durch die Trockenlegung von Moorböden oder die allzu intensive Nutzung von Seeufern, touristisch oder gewerblich. Ihre Unterschutzstellung und Erforschung ist dringlich und ebenso aufwendig wie kostenintensiv, weshalb der Erschließung und Vermittlung dieses Welterbes in der Bevölkerung zentrale Bedeutung zukommt, um ein Verständnis für Einschränkungen von Tourismus oder Gewerbe in sensiblen Gebieten zu erzielen.

Im Mittelpunkt des Sammelbandes steht der Vergleich der Pfahlbauten mit anderen seriellen und transnationalen Welterbestätten wie dem Limes, dem Wattenmeer, dem Loire-Tal und den dort gemachten Erfahrungen mit dem Kulturtourismus und den unterschiedlichen Formen der Wissensvermittlung in Museen, in der experimentellen Archäologie, in Filmen und öffentlichen Medien.

Daniel Gutscher, Kantonsarchäologe in Bern, entwickelt in seinem Beitrag aus dem UNESCO-Gründungsdokument von 1945 wie auch aus der UNESCO-Konvention von 1972 einen Bildungsauftrag für Welterbestätten und benennt für die Pfahlbaustätten konkrete Instrumente eines solchen Bildungsauftrages, vor allem die Experimentalarchäologie als niederschwellige Zugang für Kinder und Jugendliche, z.B. mit Archäologiekoffern, die originale Anschauungsobjekte enthalten, mit Grabungsbesuchen oder mit praktischen Aktionen wie dem experimentellen Bauen mittels Repliken prähistorischen Werkzeugs.

Eva-Maria Seng, Professorin am Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe der Universität Paderborn, schildert die Wandlung der Welterbeliste seit den ersten Eintragungen von 1978, die anfänglich den Fokus auf Monumentalität und Ästhetik gelegt haben, hin zu einer heute „ausbalancierten, repräsentativen und glaubwürdigen Welterbeliste“, die auch die Aufnahme von Industrielandschaften und prima facie unscheinbaren Naturräumen und Kulturstätten erlaubt. Seither sind auch serielle und transnationale Welterbestätten möglich, die Chancen für Kulturtransfers und Kulturaustausch und sogar für die Überwindung heutiger Staatsgrenzen eröffnen. Großes Potenzial ergäbe sich für die zirkumalpinen Pfahlbauten in der ökologischen Zusammenschau von Natur und Kultur, wobei die Verbindung von naturwissenschaftlichen Technologien mit archäologischen, geologischen, geografischen und historischen Methoden zu umwelt- und klimgeschichtlichen Erkenntnissen führe, die es zu vermitteln gelte.

Helmut Schlichtherle, der ehemalige Leiter des Referates der Unterwasser- und Feuchtbodenarchäologie im Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, bietet in seinem schon erwähnten Beitrag nicht nur ein spannendes Stück Forschungsgeschichte, sondern zeigt auch die Möglichkeiten dieser interdisziplinären Forschungsmethoden auf. Botanische und textilkundliche Untersuchungen klären über Ernährung, Krankheiten und Bekleidung der Pfahlbauern auf, während die Dendrochronologie die jahrgenaue Datierung der Pfahlbausiedlungen erlaubt und damit unübersichtliche Pfahlbaufelder entschlüsseln hilft. Daraus erwächst die überraschende Einsicht in die vergleichsweise schnelle damalige Siedlungsverlagerung und -dynamik. Hier wird eine Crux der Pfahlbauforschung deutlich: Mit jeder beantworteten Frage folgen viele weitere. Noch immer ist ungeklärt, wie das zirkumalpine Pfahlbauphenomen als Ganzes zu interpretieren ist. Sehen wir infolge der reichhaltigen Feucht-

bodenerhaltung nur eine Teilmenge dieses Phänomens? Gab es auf korrespondierenden Flächen weitere menschliche Tätigkeit, deren Spuren in den trockenen Mineralböden nicht erhalten blieben? Wo befinden sich zugehörige Ackerflächen, Friedhöfe und Hauptsiedlungen? Waren die Pfahlbauten lediglich Satellitensiedlungen zur Gewinnung von Seeressourcen und zur Sicherung von Verkehrswegen? Oder müssen wir die Pfahlbauten als abgedrängte Siedlungsform in abgelegenen Feuchtgebieten verstehen? Das Ausmaß unseres Nichtwissens bleibt enorm.

Auch das gehört zum Faszinosum Archäologie und könnte für ein Alleinstellungsmerkmal der Gesamtregion dienlich sein. Insofern betont Klaus-Dieter Schnell, Geschäftsführer der Internationalen Bodenseekonferenz, dass der Welterbestatus der Pfahlbauten den grenzüberschreitenden Austausch der Anrainerstaaten intensiviert und zu einer gemeinsamen Vermittlungsstrategie geführt hat, mit Informationszentren, Schwerpunktstümern und dem Zukunftsprojekt eines Science Centers. Demgegenüber kommt Anna Michels, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe der Universität Paderborn, zu dem ernüchternden Resultat einer mangelnden grenzüberschreitenden Abstimmung mit oft gegenläufigen Ansichten und Interessenkonflikten bei wichtigen Akteuren, die strategische Überlegungen konterkarieren. So sehen auch die Verantwortlichen für den Obergermanisch-Raetischen Limes die Ansprüche der Touristiker und ihren Ruf nach Neubauten von Türmen, Mauern und Aussichtsplattformen eher problematisch, weil damit die Aufmerksamkeit der Besucher vom Bodendenkmal abgelenkt werde und sich auf punktuelle Einzelelemente reduziere. Während in Frankreich in der Welterbe-Nominierung des Loire-Tales ein positiver Einfluss auf die Bewahrung der Kulturlandschaft unter Einbeziehung der Bevölkerung gesehen wird.

Michael Herdick, Abteilungsleiter am Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz, kommt auf die Gefahren und Chancen der experimentellen Archäologie und die zum Teil ahistorischen Nachbauten im Pfahlbaumuseum Unteruhldingen zurück. Es ist eine kaum lösbare Zwickmühle: Die Menschen fragen Visualisierungen nach, deren Trifigkeit mit dem wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt schwindet. Ähnlich geht es auch Filmemachern, die oft nicht umhinkönnen, wissenschaftliche Inhalte personalisiert zu erzählen und Archäologen zu Helden zu stilisieren und ihre Grabungen zu Kriminalstorys. Folgerichtig identifiziert Kurt Luger, Professor für Transkulturelle Kommunikation an der Universität Salzburg, einen Zielkonflikt zwischen kulturellem Erbe und touristischer Vermarktung, der nur mit einem qualitätsorientierten und nachhaltigen Kulturtourismus aufgelöst werden kann. Davon jedoch ist z.B. am Bodensee aktuell (auch unter Corona-Bedingungen) nicht viel zu sehen.

Frank Brunecker

*Herbert Leube:* Familie Leube aus Altenburg und Gera (Deutsches Familienarchiv 162). Insingen: Verlag Degener & Co. 2020; 328 S., zahlreiche Abb., geb., 37,00 EUR

Die hier bearbeitete Familie stammt aus Altenburg (Thüringen). Dargestellt wird jedoch nur die Linie, aus der die behandelte Familie hervorging, nicht die anderen alten Leube in Altenburg (zu diesen vgl. auch Alfred *Maschke*: Die Einwohnerzählung im Amt Altenburg im Jahre 1580. Marburg/Lahn 2007).

Als Möglichkeiten für die Entstehung des Namens werden slawische Worte für Landschaftsformen angegeben (lipa = Linde, loiba = Laub, Wald, lubén = Mulde, Rinne, Trog). Denkbar wäre auch eine Herleitung aus Leib oder einem mit Leib- beginnenden Personennamen, z.B. Luibhart, Liebold (zahlreiche Nachweise bei Rudolf *Zoder*: Familiennamen in

Ostfalen. Bd. 2. Hildesheim 1968. S. 34 und S. 47, wo auch – wie im Rezensat – auf eine mögliche Verwandtschaft mit den verschiedenen Ortsnamen Leuba hingewiesen wird).

Die eigentliche Stammfolge beginnt mit einem 1512 erstmals genannten Veit Leypan (Lieppin, Liepin) in Altenburg, dessen Enkel Christoph sich 1592 in Gera niederließ. Wiederum dessen Enkel Johannes (1655–1738) wurde Pfarrer in Franken, und dessen Enkel Johann Christian (1732–1809, zuletzt Pfarrer in Maienfels) und Gotthilf Philipp Friedrich (1744–1812, Pfarrer in Münster und zuletzt auch in Gaildorf) begründeten die sogenannte Ulmer Linie und die sogenannte Sontheimer Linie. Letztere heißt nur deswegen so, weil ihr Begründer Friedrich Gottfried Wilhelm Leube (1775–1845) einige Jahre Pfarrer in (Heroldstadt-)Sontheim war, die Nachkommen hingegen leb(t)en als Pfarrer oder, allgemeiner gesagt, Akademiker an zahlreichen Orten.

Auch die Nachkommen des sogenannten Ulmer Stammes – begründet durch den Konditor Wilhelm Ernst Leube (1767–1849) – gehörten dem Bildungsbürgertum an, blieben jedoch weitgehend in Ulm und der näheren Umgebung. Zu diesem Stamm gehört auch der zumeist nur als Erfinder des Zements bekannte Apotheker Gustav Ernst Leube (1808–1881).

Das Rezensat bringt zu den meisten Namensträgern ausführliche Biographien. Viele Leube-Töchter erscheinen mit ihren Ehemännern in eigenen Kapiteln, was für eine Stammliste ungewöhnlich ist. Bei vielen Abschnitten wird auf weiterführende Literatur verwiesen. Die Nachkommenlisten sind zumeist bis in die Gegenwart fortgeführt. Zahlreiche Abbildungen geben einen Einblick in die Personen und ihr Umfeld.

Das Geschlecht Leube hat nun, nach vielen Vorarbeiten, eine umfassende Darstellung gefunden. Wer sich wundert, warum es im katholischen Bad Schussenried eine Pfarrer-Leube-Straße gibt, findet auf S. 250 die Antwort: Karl Johannes Leube war dort von 1916 bis 1949 evangelischer Pfarrer und gleichzeitig Seelsorger für die Nervenheilanstalt. Der Band ist durch verschiedene Register gut erschlossen.

Ärgerlich sind nur die mitunter fehlenden oder ungenauen Quellenangaben, z.B. S. 158, wo lediglich auf ein Hauptstaatsarchiv Ludwigsburg verwiesen wird, das es aber nicht gibt. Gemeint ist vermutlich folgende Akte: Staatsarchiv Ludwigsburg B 113 I Bü 923 (Streitsache der Johanna Sibilla, geb. Ritter, Frau des Diakons Johann Georg Leube, ab 1743 Pfarrer zu Mittelfischach, zu Obersontheim, gegen die Amtsmännin Ritterschen Erbinteressenten in Erbschaftssachen, 1741–1742). Bei der Zitierung von ungedruckten Manuskripten (Familie Schefold S. 228, Familie Ritter S. 159) sollte stets der Aufbewahrungsort angegeben werden. Quellen in Privatbesitz sind grundsätzlich zitierfähig, können allerdings nur als Quellen gelten, wenn eine Einsicht für jedermann möglich ist.

Friedrich R. Wollmershäuser

*Bernhard Kreutz* (Bearb.): Reutlinger Urkundenbuch. Teil 1: Die Urkunden bis 1399. Hg. vom Stadtarchiv Reutlingen. Reutlingen 2019; XLII + 630 S., geb., 60,00 EUR

Da darf man sich ruhig die Augen reiben: ein klassisches Urkundenbuch mit dem Veröffentlichungsjahr 2019? Angesichts fortschreitender Digitalisierung und der (zum Rezensionszeitpunkt) anhaltenden Einschränkungen im öffentlichen Leben, die für Forschende, Studierende sowie Interessierte den Zugang zu Büchern erschweren, darf ruhig die Frage gestellt werden, wie zeitgemäß ein solches Vorgehen ist.

Der mächtige erste Band des Reutlinger Urkundenbuchs behandelt die Zeit von 1241 bis 1399 und schließt ein Desiderat, da im Gegensatz zu zahlreichen anderen schwäbischen

Reichsstädten bisher kein Urkundenbuch für die Stadt an der Echaz vorlag. Der Ansatz des Projektes kann durchaus als „klassisch“ bezeichnet werden, unterscheidet sich der generelle Aufbau des Werkes nur in Details von seinen älteren Vorbildern des 19. und 20. Jahrhunderts. Nach dem Vorwort des Reutlinger Oberbürgermeisters Thomas Keck, in dem das bereits attestierte Desiderat eines fehlenden Urkundenbuchs angesprochen wird, leiten der Stadtarchivar Roland Deigendesch und der Bandbearbeiter Bernhard Kreutz in den Band ein (S. IX-XXI). Es folgt ein Abkürzungsverzeichnis (S. XXIII) sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis (S. XXV-XL) und eine Übersicht der verwendeten Archivalien (S. XLI-XLII). Daran schließt der Hauptteil mit 967 verzeichneten Urkunden an, wovon der Großteil – wie etwa beim Ulmer Urkundenbuch (Friedrich Pressel: Ulmisches Urkundenbuch. Bd. 1. Stuttgart 1873; Gustav Vessenmeyer/Hugo Bazing: Ulmisches Urkundenbuch. Bd. 2/1 und 2/2. Ulm 1898/1900) – als Regesten wiedergegeben wird. Aufgrund des ohnehin mächtigen Umfangs des Werkes (967 Einträge auf 4 2+ 630 Seiten) und des beschränkten Aussagewertes etwa von Grundstücksgeschäften, die zu großen Teilen aus Formalia bestehen (S. XVIII), eine sicherlich kluge Entscheidung. Wenn weitergehende Informationen, die die Regesten und die teils weiterführenden Texttranskriptionen nicht enthalten, benötigt werden, bleibt der für zahlreiche Fragestellungen ohnehin notwendige Gang ins Archiv, sodass dieses Vorgehen dem Urkundenbuch keinen Abbruch tut. Der Band schließt mit einem umfangreichen Orts- und Personenregister, das aus nachvollziehbaren Gründen leider nicht um ein Sachregister erweitert werden konnte. Ein solches hätte für gezielte wissenschaftliche Fragestellungen durchaus einen Mehrwert bedeutet. Abhilfe wird an dieser Stelle die bereits im Band angekündigte Online-Version des Urkundenbuchs (S. XVIII) schaffen, sofern eine Volltextsuche möglich sein wird. Dort sollen dann auch die Urkunden und Briefe, die in der Buchform aufgrund ihres formalisierten Charakters „lediglich“ als Regesten wiedergegeben werden, als Volltexte erscheinen. In der Einleitung wird neben verschiedenen anderen Aspekten insbesondere die Geschichte des Reutlinger Stadtarchivs, aber insbesondere auch die Quellenauswahl und der Aufbau der einzelnen Einträge erläutert. Das Ziel bestand demnach darin, „eine Rekonstruktion des ursprünglichen Archivfonds der Reichsstadt“ (S. XVI) zu erarbeiten, wobei neben den Urkunden mit Reutlinger Bezug „vereinzelt auch briefliche Korrespondenz zwischen Reutlingen und anderen Städten aufgenommen“ (S. XVI) wurde. Die Urkundenauswahl wurde bis 1300 etwas weiter gefasst, „[u]m die Entwicklung der Reutlinger Gemeinde bis“ (S. XVII) zu diesem Zeitpunkt besser nachvollziehen zu können. Für die spätere Zeit reicht die bloße Nennung beispielsweise eines einzelnen Stadtbürgers nicht mehr aus, um in die Edition aufgenommen zu werden, wenn nicht sogleich ein weiterer Bezug zur Stadt (etwa ein Grundstücksverkauf o. ä.) vorliegt. Während der wissenschaftliche Apparat insbesondere aus „arbeitsökonomischen Gründen“ auf das Wesentliche reduziert wurde (S. XX), enthält er doch die notwendigsten Informationen wie Actum; Datum, Archivort/Signatur, Beschreibstoff, Erhaltungszustand etc. beziehungsweise Verweise auf weiterführende Editionen und Literatur. Die chronologisch geordnete Edition folgt bei den Richtlinien insgesamt dem *Ad fontes-Projekt* der ETCH Zürich (S. XIX; vgl. <https://www.adfontes.uzh.ch/>).

Für den ersten Band des Reutlinger Urkundenbuchs ist für die Ulmer Geschichte kein Mehrwert zu erwarten, deckt sich der Zeitraum doch großteils mit den drei Bänden des Ulmer Urkundenbuchs (bis 1378). Für den zweiten Band hingegen, der für die Zeit bis 1500 geplant ist, dürfte wohl mit der einen oder anderen bisher unbekannten Nennung von Ulmern und Oberschwaben oder auch ein paar Überraschungen zur Geschichte Ulms und Oberschwabens zu rechnen sein.

Doch zurück zur einführenden Frage: Wie zeitgemäß ist ein solches Unterfangen im 21. Jahrhundert? Zweifelslos bietet die digitale Aufbereitung von Urkundenbüchern einige –

pandemieunabhängige – Vorteile: weitere Recherchemöglichkeiten, einen weltweiten Zugriff und Ergänzungs- sowie Korrekturmöglichkeiten. Trotzdem ist die Druckfassung die richtige und somit auch eine zeitgemäße Entscheidung gewesen: So lässt sich ein bedeutendes Stück der Reutlinger Geschichte mit nach Hause nehmen, in Buchform lässt sich nach wie vor besser lesen und die dauerhafte Datenverwahrung, die sich im Digitalen noch beweisen muss, ist somit zweifelsfrei gesichert. Verbunden werden also (künftig) die Vorteile der Online-Aufbereitung mit denen des gedruckten Buches. Daher Glückwunsch an die Stadt Reutlingen zur Entscheidung und Bereitschaft, auch im 21. Jahrhundert so wichtige Grundlagenarbeit zu unterstützen. Das Gesamtvorhaben stellt zweifelsfrei einen Mehrwehr für Interessierte, den schulischen und universitären Unterricht sowie die Forschung dar. Man darf auf den zweiten Band gespannt sein.

Tjark Wegner

*Martin Zwirrello:* Die sozialen, wirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen zwischen den oberschwäbischen Reichsstädten Ulm, Biberach und Ravensburg und ihren geistlichen Institutionen im Spätmittelalter. Konstanz: UVK 2018; XXXIV + 280 S., 59,00 EUR

Diese von Immo Eberl betreute Tübinger Doktorarbeit hätte so nie gedruckt werden dürfen. Der Reihe nach werden die geistlichen Institutionen (Klöster, Pfleghöfe, Pfarrkirche, Kapellen und Spitäler) der drei Reichsstädte Ulm, Biberach und Ravensburg abgehandelt und zwar nach dem folgenden Muster: 1. Geschichte des Klosters, 2. Beziehungen des Klosters zur Reichsstadt.

Schon der Titel ist sprachlich missglückt. Die Arbeit geht nirgends in die Tiefe und ist weit davon entfernt, die maßgebliche Literatur auch nur ansatzweise zu überblicken. Wie kann man über Prozessionen schreiben, ohne die Arbeit von Andrea Löther 1999 zu kennen? Wie kann man den Ravensburger Karmelitenkonvent behandeln, ohne das Monasticon Carmelitanum und die Quellensammlung von Adalbert Decker (Die oberdeutsche Provinz der Karmeliten, 1961) und zum Vergleich die Studie von Iris Holzwart-Schäfer über die Esslinger Ordensniederlassung heranzuziehen? Die Existenz der neuen Ausgabe des ‚Tractatus‘ des Felix Fabri durch Folker Reichert (2012) ist Zwirrello ebenso entgangen wie die Existenz einer zweiten Bearbeitung der Oberamtsbeschreibung Ulm. Einmal zitiert der Autor Fabri sogar nach der Internetseite der Südwestpresse (S. 119 Anm. 1264), wie er auch sonst gern aus zweiter oder dritter Hand zitiert. Immer wieder führt er Details, die er unschwer aus den Quellen belegen könnte, aus belangloser Sekundärliteratur an. Es gibt viel zu lange Quellenzitate (zu Biberach aus Joachim von Pflummern) und Einiges, was für das Thema der Arbeit überflüssig ist. Das Literaturverzeichnis ist zu schlampig gearbeitet, die Liste der Internetquellen unprofessionell.

Exemplarisch möchte ich die Fehler Zwirrellos am Abschnitt über die Ulmer Nikolauskapelle am Grünen Hof demonstrieren (S. 120f.). Der grundlegende Sammelband von 1981 wird zwar genannt, aber die bibliographischen Angaben folgen den Fehlern der Wikipedia (Scholkmann statt richtig Scholckmann, Forschung statt Forschungen, Verwechslung von Reihe und Sammelband). „1222 erwarb das Kloster Salem vom kaiserlichen Notar Marquard diese Kapelle“, heißt es. Korrekt wäre: Marquard schenkte sie Salem, und belegt hätte man das richtigerweise nicht mit einer Arbeit von Sabine Pressuhn, sondern mit dem Ulmischen Urkundenbuch, dessen Nummer man in dem in der Wikipedia sogar als PDF verlinkten grundlegenden Aufsatz von Franz Quarthal in dem genannten Sammelband findet. Für den Verkauf von 1446 wird Tüchle als Referenz angegeben anstelle der von diesem benutzten Primärquelle,

den Regesten von Bazing-Veesenmeyer. Bei dem gleichen Verkauf beruft sich der Autor S. 124 (Spital) auf Greiner und S. 95f. (Pfarrkirche) auf andere Quellen. Für weitere Details zur Nikolauskapelle ist der Wikipedia-Artikel die Quelle. Anders als viele Hochschuldozenten finde ich, dass es durchaus sinnvoll und manchmal auch geboten sein kann, die Wikipedia zu zitieren. Aber bezüglich des Ochsenhauser Besitzes wäre auf Quarthal S. 368 zu verweisen gewesen, dessen Angabe (aus Fabri) „um 1480“ von der Wikipedia übernommen und von Zwirello in „1480 kaufte anscheinend das Kloster Ochsenhausen“ verschlimmbessert wird.

Zwirello hat auch Archivalien herangezogen, aber wenn man S. 26 Anm. 254 als Namen zweier Ulmer Franziskaner „Gunder Johanns Eckhart (Guardian) und Jorig Falharet“ liest, stellt sich doch der Verdacht ein, dass auch die nötigen paläografischen Voraussetzungen fehlten. Nach anderen Quellen (z. B. Stadtarchiv Ulm A [8985]\_59) hieß der Guardian Erhardt.

Die Angabe der Sekundärliteratur wirkt häufig beliebig. Daten zu anderen Klöstern/Städten werden eher assoziativ eingestreut. Weiterführende Ergebnisse, etwa zum städtischen Kirchenregiment im Kontext der Ausbildung des Obrigkeitsgedankens, lassen sich mit einem so oberflächlichen Vorgehen nicht erzielen. Die Dissertation bleibt im schlechten Sinne deskriptiv.

Sapienti sat. Die Anfängerarbeit, stellenweise ein gutes Beispiel für schlechte Wissenschaft, stiftet vielleicht als Materialsteinbruch – leider ohne Register – doch einen gewissen Nutzen. Einen merklichen Erkenntnisfortschritt vermag ich jedoch nicht zu erkennen.

*Klaus Graf*

*Anne-Christine Brehm: Netzwerk Gotik. Das Ulmer Münster im Zentrum von Architektur- und Bautechniktransfer (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 36); Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 2020; 608 S., 230 Abb., 21 Tabellen, geb., 59,00 EUR*

Es begab sich aber gerade zu der Zeit, als das Erbe der Bauhütten in die Liste des immateriellen Kulturerbes der UNESCO aufgenommen wurde, dass dieses große Werk erschien zum Netzwerk der gotischen Bauhütten am Beispiel Ulm. Dort ist die Autorin dieser Habilitationsschrift von 2018 als Architekturhistorikerin am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) längst bekannt, da sie bereits an den Großprojekten ihres Mentors Prof. Dr. Johann Josef Böker maßgeblich beteiligt war: ab 2008 „Gotische Baurisse“ und 2011 „Architektur der Gotik: Ulm und der Donauraum“. Dazu erschien 2015 ihre Monographie zu den Werksteinen des Ulmer Münsters für eben den Zeitraum, 1417-1512, der auch die Zeit ihres Forschungsprojekts zum „Netzwerk Gotik“ umfasst. Man könnte also inzwischen von ihr sagen, was von einem alten Münsterbaumeister behauptet wurde, er – und nun: sie – kenne am Münster jeden Stein mit Vornamen!

Die Quellengrundlage für diese reichhaltigen Studien scheint unspektakulär, sind es doch die ältesten für Ulm erhaltenen Rechnungsbücher. Aber man muss kein Schwabe sein, um zu erkennen, dass in Rechnungen mehr enthalten ist als bloßes Zahlenmaterial. 383 Steinmetze werden so in diesem Zeitraum in Ulm verifiziert, ihre Aufenthaltsdauern, Arbeitsfelder und Herkünfte deutlich und somit auch ihre Wanderungsbewegungen. Sage und schreibe 5.498 Quellenseiten hat Brehm dazu transkribiert und ausgewertet, wozu ihr eine selbst entwickelte Datenbank half, deren Inhalte sich in zahl- und hilfreichen Grafiken im Buch spiegeln.

Es geht um die Wanderungsbewegungen der Handwerker durch ganz Europa und den damit im wahrsten Wortsinn einhergehenden Wissenstransfer in Bautechnik und Architektur. Dazu beeinflusste die in der Mitte des 15. Jahrhunderts und damit mitten im Untersuchungszeitraum stattgehabte Revolution der Nachrichtenübermittlung durch Papier und Druck diese

Vernetzung und beschleunigte diese. Dass das Papier zugleich die Verwaltungsvorgänge vergrößerte, ist dabei eine durchaus zeitlose Erkenntnis!

Brehm legt nach ihrer Einführung in die Thematik gründlich Rechenschaft über ihre Methodik ab und klärt dabei die Quellenlage und die verwirrenden verschiedenen Begrifflichkeiten. Ihre Erkenntnisse gewinnt sie durch detaillierte Vergleiche der Ulmer Situation im Netzwerk der Bauhütten von Straßburg, Basel, Wien und Bayreuth, darüber hinaus aus einer Vielzahl von Einzelvergleichen, die das Lesen oft unübersichtlich, die Entdeckungen aber reichhaltig machen. Deshalb helfen vor allem eine klare Gliederung samt Zusammenfassungen, dazu auch sprechende Abbildungen und Graphiken, wie auch ein großer Anhang mit einer alphabethischen Liste der Steinmetze, Werkverträgen, Quellen und erschließenden Personen- und Ortsregistern.

Die rasante Bauförderung durch kirchliche und zunehmend städtische Träger und die wachsende Reisetätigkeit der Handwerker beförderte in der Gotik einen regen Austausch und eine damit einhergehende Professionalisierung der Bautechnik und des Architektenwesens. Dabei teilte sich die Arbeiterschaft an den Hütten in die Stammmannschaft, die oft nur einige wenige bis ein Dutzend Steinmetze zählte, und in die Wandergesellen, die einen garantierten Mindestverbleib von einer Woche hatten und oft nur Wochen an einem Ort arbeiteten. Diese Fluktuation mit den unterschiedlichen Aufgaben zu koordinieren, verlangte eine immer professionellere Baustellenorganisation von Baupfleger, Werkmeister und Parlier. Dabei erarbeiteten die Stammhandwerker meist die kunstvollen Bauteile, die Wandergesellen dagegen bereiteten die Werkstücke vor. Zudem spielten externe Vergaben von einzelnen Werkstücken eine immer wichtigere Rolle. Letzteres zeigt Brehm etwa an den 20 Fenstern des Ulmer Hauptschiffs, die 16 verschiedene Maßwerke aufweisen, beeinflusst unter anderen von Straßburg, Prag, Wien, Freiburg oder Heidelberg. Gründe für die ständigen Wanderungen von Baustelle zu Baustelle waren die unterschiedliche Bezahlung, der ganz verschiedene Arbeitsanfall, der Ruf des jeweiligen Werkmeisters und seines Werkes und die damit einhergehende Sammlung von renommierten Erfahrungen. In Grafiken veranschaulicht die Autorin die Verweildauern, so etwa in Ulm 10 Prozent der Steinmetze für ein Jahr, 30 Prozent dagegen zwischen einer und drei Wochen, 20 Prozent zwischen vier und acht Wochen! (S. 230f.) Dagegen war in der Ulmer Stammmannschaft etwa ein Konrad Groß von Schelklingen 28 Jahre lang tätig, der auch Ulmer Bürger wurde, oder acht Jahre lang ein Claus von Thann, der zuvor am dortigen Theobaldsmünster arbeitete (S. 238f.). Den Werkmeistern, die sich in diesem Zeitraum vom örtlichen Bauleiter hin zum Architekten wandelten, der von einem Ort aus gleichzeitig mehrere Bauprojekte leitete oder begutachtete, wurde immer mehr logistisches Geschick abverlangt. Als Dank dafür gab es Extraleistungen, etwa einen Besuch des Calwer Bades! (S. 231)

Für Ulm, das inmitten der bestimmenden Hütten in Straßburg und Wien lag, zeigt Brehm diese Entwicklung an den Zeiten zweier Werkmeister auf: ab 1417 Hans Kun und nach 1446 Matthäus Ensinger, deren Vorgänger und Nachfolger meist Verwandte waren. (So war Hans Kuhn der Schwiegersohn von Ulrich von Ensingen, dem Entwerfer des Ulmer Hauptturms.) Zwischen diesen beiden im Wortsinn maßgeblichen Werkmeistern liegt das für Ulm entscheidende Datum der Ablösung der Pfarrrechte vom Kloster Reichenau 1446 für die stolze Summe von 25.000 Gulden. Ab da war nicht nur der Bau, sondern auch der Kirchenbetrieb fest in städtischer Hand. Kurz zuvor gab es um 1435 eine Baukrise wegen klimatischer Kälte und damit einhergehender Hungersnot. Solche externen Faktoren, wie Kriege oder Krisen, liest Brehm aus ihren Quellen allerdings nur selten ab. Eine größere Kontextualisierung wäre sicher erkenntnisreich, aber auch eine Überforderung gewesen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gab es unter Werkmeister Hans Kun in Ulm große Baufortschritte: Das Hauptschiff wurde gedeckt und damit benutzbar, der Westturm bis zum Martinsfenster ausgeführt. Dies setzte Matthäus

Ensinger in der zweiten Jahrhunderthälfte fort mit der Einwölbung von Chor und Schiff und der Beseitigung schwerer Unwetterschäden. Beide berieten daneben weitere Bauprojekte, wie in Nördlingen oder Geislingen. In der Mitte des 15. Jahrhunderts versuchte eine Zusammenkunft verschiedener Steinmetze, Parliere und Werkmeister in Regensburg 1459 gewisse Vereinheitlichungen in der Ausbildung und im Wissenstransfer. Neben den bestimmenden Hütten wurde die Entwicklung stark von Prag dominiert. Daneben spielte der Einfluss Flanderns und des Rheingebiets eine immer größere Rolle. (Ob deshalb gleich Ulm „unweit des Rheins“ (S. 13) liegt, kann man verschieden sehen, wobei es die Festungsbaumeister des 19. Jahrhunderts auch so sahen!) Schließlich wurden unter diesen Einflüssen Bauhütten immer mehr zu Bauunternehmen und Werkmeister zu Architekten. In einem Ausblick zeigt Brehm dies an Burkhard Engelberg, zu dessen Rettungsaktion für das Ulmer Münster schließlich über 100 Steinmetze tätig waren. In Zusammenkünften und Gutachten bildeten die Werkmeister sich selbst weiter und zusammen ein Formen und Techniken optimierendes Netzwerk. Dies war nicht nur harmonisch, sondern bildete auch durch die konkurrierenden Interessen der Bauträger heftige Konkurrenzen aus. Eine Vereinheitlichung und Überprüfbarkeit der Ausbildung der Handwerker, eine Normierung vieler Bauformen, eine starke Ökonomisierung der Planungen und eine Verwissenschaftlichung des Architektenwesens führte die Gotik in die Renaissance, das Spätmittelalter in die Reformzeit des konfessionellen Zeitalters. Diesen komplexen Prozess hat Brehm umfassend erforscht, ihre Erkenntnisse durch eine erschöpfende Vielzahl von Quellen und Einzelvergleichen belegt und die Forschung damit für lange Zeit befruchtet und befördert mit eigenem Wissenstransfer. Und: 2021 wurde die Verfasserin zur Münsterbaumeisterin von Freiburg im Breisgau ernannt, womit sie sich nun selbst wieder auf die Wanderschaft begibt samt einem damit einhergehenden Wissenstransfer zwischen Karlsruhe, Ulm und Freiburg, von der Theorie in die Praxis, von der Geschichte in die Gegenwart.

Wolfgang Schöllkopf

*Berndt Hamm: Spielräume eines Pfarrers vor der Reformation. Ulrich Krafft in Ulm (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Ulm 27). Ulm 2020; XX + 451 S., 36 farbige Abb., geb., 39,80 EUR*

Mit ‚Spielräume eines Pfarrers vor der Reformation. Ulrich Krafft in Ulm‘ hat der emeritierte Erlanger Kirchenhistoriker und Ulmer Bürger Berndt Hamm ein Werk geschaffen, dessen Lektüre sowohl interessierten Ulmerinnen und Ulmern als auch akademischen Fachleuten spannenden Lesegenuss bietet. Dr. Ulrich Krafft (um 1455-1516), Jurist aus einer der führenden Ulmer Patrizierfamilien, bekleidete das Amt des Münsterpfarrers von 1501 bis zu seinem Tod. Ausgehend von Kraffts beiden Hinterlassenschaften, seiner Bibliotheksstiftung und zwei Predigtzyklen, entfaltet Hamm das Bild eines Gelehrten, der als „religiöser Dirigent“ am Vorabend der Reformation nicht nur die Frömmigkeit der einzelnen Ulmerinnen und Ulmer, sondern auch die Politik des Rates prägte.

Wie Kraffts umfangreiche Bibliothek als Wissensreservoir für seine Predigten diente, so schöpft das vorliegende Werk aus den Hauptströmen der jahrzehntelangen Forschungstätigkeit des Verfassers: zur „Frömmigkeitstheologie“ des 14. bis 16. Jahrhunderts, über die Reformation im städtischen Kontext und über die Frage des Epochenumgangs zur Reformation, für den Hamm den Begriff der „Emergenz“ eingeführt hat. Den Anstoß für Hamms Beschäftigung mit Krafft gab 2016 das 500-jährige Jubiläum der Ulmer Stadtbibliothek, die sich auf die Stiftung des Münsterpfarrers zurückführt. Hamm hielt den Festvortrag – und begeisterte sich

für Krafft: „Seine Person, sein Wirken als Ulmer Pfarrer und seine Predigten haben mich so in ihren Bann gezogen, dass aus dem Vortrag nach weiteren jahrelangen Studien das jetzige Buch erwachsen ist“ (S. XIII).

Das Buch lässt seine Leserschaft am zugrundeliegenden Arbeitsprozess teilhaben. So stehen die Bibliotheksstiftung und daran anschließende Themen am Anfang (1-4). Der deutlich längere zweite Teil widmet sich dann den Predigtzyklen (5-8). Im unterschiedlichen Umfang der beiden – als solche zu erschließenden – Hauptteile reflektiert sich die Arbeitsweise des Autors, der sowohl stark quellenexegetisch als auch in einem weiten Horizont vergleichend vorgeht. Letzteres macht eine differenzierte Verfolgung der Frage möglich, wo Krafft als typisch und wo als ungewöhnlich in seiner Zeit zu sehen ist. Die Antworten können hier für heutige Leserinnen und Leser durchaus überraschend sein; so war Krafft als Jurist ein recht typischer Inhaber des Pfarramtes einer Reichsstadt, dass er aber als Pfarrer selbst die Kanzel betrat, eher ungewöhnlich. Wie sich Kraffts Wirken – gerade auch als stark biblisch argumentierender Prediger – zu den Anfängen der Ulmer Reformation verhält, ist eine Frage, die sich schon seit den 1520er Jahren als Tenor durch die Darstellungen des Münsterpfarrers ziehen; auch Hamms Werk wird von dieser Frage begleitet. Zusammenfassende Antworten auf die Hauptfragestellungen finden sich im letzten Kapitel (9).

Eine Sonderstellung nimmt Krafft bereits mit seiner Bibliotheksstiftung ein: Während es zeitgenössisch durchaus ähnliche Bibliotheken entweder als Kleriker- oder als kommunale Bibliotheken gab, so ist die Form einer in der Verwaltung ganz der städtischen Obrigkeit anvertrauten, im Gebrauch aber ausschließlich Klerikern vorbehaltenen Bibliothek, wie Krafft sie in seinem Testament vorsah, nach heutigem Kenntnisstand ein Unikum (1). Der zu rekonstruierende Bücherbestand seiner Bibliothek (2), die in ihr vertretenen Wissensgebiete (4) und Kraffts Universitätslaufbahn (3) zeigen den Münsterpfarrer als einen typischen Vertreter des „akademischen Innovations- und Reformmilieu[s] der deutsch-schweizerischen Südwestregion des Reichs“ (S. 42).

Zwei Predigtzyklen Kraffts liegen im Druck vor: Der ‚geistliche Streit‘, mit dem der Prediger recht zu Beginn seines Pfarramtes (1503) die Grundlinien seines theologischen Denkens darlegt, und die ‚Arche Noah‘, in der Krafft nach über einem Jahrzehnt seines Ulmer Wirkens (1514) vornehmlich die Laster der Stadtbevölkerung attackiert. Auch hier erscheint der Ulmer Münsterpfarrer als einzigartig: Von keinem anderen spätmittelalterlichen Pfarrer sind bisher im Druck veröffentlichte Predigten bekannt (5). Hamm stellt zunächst die Bildkonzeption der beiden Predigtzyklen vor (6), wobei der ‚Arche Noah‘ aufgrund ihres Allegorienreichs- tums der weitaus größere Raum zukommt. In einem weiteren Schritt nimmt er eine theologische Zusammenschau beider Zyklen vor; hier hat der ‚geistliche Streit‘ mehr beizutragen (8). Gerade die Zusammenschau lässt die „Zweiseitigkeitsstruktur“ (S. 393) von Kraffts Theologie erkennen: Dem – in der ‚Arche Noah‘ fast ausschließlich bestimmenden – Fokus auf den aktiven Part des Einzelnen im Heilsprozess auf der einen steht auf der anderen Seite eine eindrückliche „Hochschätzung der immensen göttlichen Güte“ (ebd.) gegenüber. Eine solche Zweiseitigkeitsstruktur an sich ist bezeichnend für die Frömmigkeitstheologie des ausgehenden Mittelalters, in deren Kontext der Autor Krafft virtuos einzuordnen weiß. Zugleich lässt jedoch Kraffts Zuspitzung beider Seiten seine Predigten aus der theologischen Landschaft des Spätmittelalters herausragen. Entsprechendes gilt für den Leitbegriff der christlich zu belehrenden oder belehrten Vernunft, der in Kraffts Ausführungen eine außergewöhnlich große Rolle spielt.

Der theologischen Zusammenschau vorgeschalet ist ein Kapitel, das die Position Kraffts im Stadtgefüge in den Blick nimmt, wobei es der Leserschaft interessante Einblicke in das städtische Leben der Zeit eröffnet (7). In der Mitte des Kapitals steht das sozialethische Engagement des Münsterpfarrers aus dem Ulmer Patriziat, der nicht nur in seinen Predigten im Namen von

Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gegen frühkapitalistische Wirtschaftspraktiken und für die Armen eintrat, sondern dem es auch gelang, seine Positionen in die Gesetzgebung der Stadt einzubringen (7.5).

Am Ende steht das Bild Kraffts als eines oberdeutschen reichsstädtischen Pfarrers, der an nicht wenigen Stellen die üblichen Spielräume des Pfarramtes und der Theologie außergewöhnlich weitete. Zugleich, so kann Hamm aus seinen vielfältigen Vergleichen schließen, ist in Krafft gerade darin der typische Vertreter einer Zeit zu sehen, die Raum bot für „begabte Geister [...] die Grenzen des Denk- und Realisierbaren über den Bereich des Gewohnten hinauszuschieben“ (S. 408).

Im Anschluss an das zusammenfassende Schlusskapitel (9) lässt sich hinsichtlich des Verhältnisses Kraffts zur Ulmer Reformation die zweiseitige Frage stellen: Sind einerseits die Charakteristika des sozialetischen Fokus und der Verinnerlichung, die die Ulmer Reformation prägen, auch als Weiterführung – ggf. zugespitzt – zeittypischer Grundzüge des Krafft'schen Wirkens zu verstehen? Und ist andererseits die Zuspitzung, die die Ulmer reformatorische Bewegung in der Umsetzung des Allgemeinen Priestertums vornimmt, auch als radikale Gegenreaktion gegen Kraffts besonderes Beharren auf der Unterscheidung von Kleriker- und Laienstand zu begreifen, das nicht zuletzt in seiner Bibliotheksstiftung zum Ausdruck kommt?

Berndt Hamms kongeniale Studie über Ulrich Krafft liegt in hochwertiger Aufmachung vor. Ihr für wissenschaftliche Monographien eher ungewöhnliches A4-Format ist in übersichtlichem Layout gestaltet. Über 30 Abbildungen illustrieren die Ausführungen. Register zu Bibelstellen, Personen und Orten erschließen den Text.

Susanne Schenk

*Maria Würfel:* Starke Frauen. Oberschwäbische Äbtissinnen zwischen Reformation und Säkularisation (Oberschwaben – Ansichten und Aussichten 13). Stuttgart: Verlag Regionalkultur 2020; 160 S., 67 farbige Abb., 20,00 EUR

Ja, sie waren schon starke Frauen im konventionalen, gesellschaftlichen und politischen Leben ihrer Zeit, die Äbtissinnen aus Stift und Kloster in Oberschwaben und der oberschwäbischen Nachbarschaft. Mit dem Buch ‚Starke Frauen. Oberschwäbische Äbtissinnen zwischen Reformation und Säkularisation‘ legt Maria Würfel eine sehr informative und anschauliche Aufarbeitung eines bisher in dieser Tiefe nicht erschlossenen Themenbereichs im Kontext der Geschichts- und Genderforschung vor. Die Veröffentlichung besticht durch ein abwechslungsreiches Layout mit Text- und Bildbestandteilen, die auch die Schwerpunkte vom Leben und Wirken der vorgestellten Äbtissinnen in Text und Bild wie in einer Retrospektive visuell lebendig werden lassen. Quellengestützt und aktuelle Forschungen einbeziehend, gelingt es Maria Würfel – und im Layout dem Verlagsteam – mit gut verständlicher Sprache und gezielter Bildauswahl hier sowohl die Fachwelt als auch das geschichtsinteressierte Publikum anzusprechen. Wer das Buch erst einmal zufällig zur Hand nimmt, wird spätestens bei den oft besonderen Blickwinkeln der Bildersprache neugierig werden und sicher weiterlesen. Ein umfangreiches Glossar ergänzt den zentralen Text. Hilfreich für die Hand der Leserinnen und Leser bietet das Glossar eine schnelle und unkomplizierte Recherche zu Inhaltsaspekten sowie sachliche Vernetzung und Wissensergänzung.

Die fachliche Reise in die Zeit der Frauenstifte und Frauenklöster (zwischen Reformation und Säkularisation im Schwerpunkt Oberschwaben) beginnt Maria Würfel mit einer Einordnung in die Alltagswelt. Was unterscheidet ein Stift von einem Kloster, wie sahen die lokalen

und architektonischen Gegebenheiten, wie die Räumlichkeiten für Chorgebet und Alltagsleben generell aus? Fragen, die am einleitenden Beispiel des freiheitlichen hochadeligen Damenstift Buchau am Federsee und dem Kloster Heiligkreuztal bei Riedlingen in Text und Bilddocumentation beantwortet werden. Im umfangreichen zweiten Kapitel stellt die Autorin die von ihr fokussierten Persönlichkeiten der Äbtissin in deren Wirken als Vorsteherinnen des Stiftes bzw. Klosters und auch als federführende Bauherrinnen mit Daten und Fakten vor. Besonders hilfreich ist dabei die personenbezogene prägnante Zusammenstellung eines systematischen Lebenslaufs und weiterer biografischer Notizen zur Genealogie. Vom Layout ansprechend gestaltet, unterstützt diese gesonderte Auflistung die Einordnung der zeitlichen und regionalen Verortungen im Vergleich zu den einzelnen beschriebenen Personen und Konventen. Die Autorin fokussiert in der Reihenfolge: Äbtissin Veronika von Rietheim (1472-1551), Kloster Heiligkreuztal (Riedlingen); Äbtissin Maria Caroline von Königsegg-Rothenfels (1707-1774), Stift Buchau (Federsee); Äbtissin Maria Katharina von Spaur, Pflumb und Valor (1580-1650), Stift Buchau; Äbtissin Maria Anna von Hornstein-Göppingen (1723-1809), Stift Säckingen; Äbtissin Katharina von Zimmern (1478-1547), Stift Frauenmünster Zürich. Auswahlkriterium der Personen ist deren Wirken und/oder ihre familiäre Verortung in Oberschwaben, weshalb auch regionalübergreifende Stifte bzw. Klöster einbezogen sind. Zeitgenössische Quellen, die Auskunft über Leistung, Charakter und Wirken geben, werden erschlossen. Liegenschaften, die von den Äbtissinnen als Bauherrinnen geprägt bzw. initiiert wurden, werden in Wort, Skizze und Abbildung vorgestellt. Die Physiognomie und das monastische bzw. stiftische, ja sogar hochmodische Erscheinungsbild dieser Frauen dokumentieren Porträtabbildungen von Gemälde oder Epitaph. Die Akteurinnen und ihre Welt werden so im mehrfachen Sinne des Wortes sichtbar. Gemein ist den vorgestellten Äbtissinnen, dass sie in schwierigen politischen und theologischen Zeiten das Amt innehatten und je nach persönlicher Prägung und Fähigkeit das Kloster bzw. Stift durch das gesellschaftliche Zeitfenster ihrer Amtszeit, mit Blick auf das Wohl der Gemeinschaft, führten. In dem Zusammenhang beschreibt Maria Würfel auch die Schwierigkeiten und das Schicksal der Konvente. Dazu gehört das Ringen um die nicht gelingende Rettung des Buchauer Stiftes durch die Äbtissin Maria Katharina oder den gelingenden Kampf mit dem Habsburger Joseph II. zur Rettung des Stiftes Säckingen durch die Äbtissin Maria Anna. Anders ist da sicher das Leben und Wirken der letzten Äbtissin im Zürcher Damenstift, Katharina von Zimmern. In ihrer achtundzwanzigjährigen Amtszeit wurde das Stift trotz stabiler wirtschaftlicher Lage unter den reformatorischen Einflüssen Zwinglis aufgelöst. Die Äbtissin selber legte infolgedessen ihr Amt nieder und verheiratete sich im Nachgang – eine schwache Äbtissin für das Stift, aber eine starke Persönlichkeit als Privatperson, als Frau?

Wenn Sie mehr wissen wollen, dann sei dieses Buch empfohlen. Zum Abschluss sollte nicht unerwähnt bleiben, dass auch solche wissenschaftlichen Veröffentlichungen dank der Förderung durch die Stiftung Oberschwaben, der Sparkasse und der Landesbank Baden-Württemberg als Druckwerk ermöglicht werden, und wir alle davon erkenntnisreich profitieren können. Das vorgelegte Werk ist kurzweilig und aufschlussreich, es macht neugierig, die Wirkungsorte kennenzulernen. Die vorgestellten Frauen sind keinesfalls so kopflos, wie der Bucheinband im Bild festhält. Als Beitrag zur Genderforschung sind diese Frauen in ihrem gesellschaftlichen und politischen Ringen und mit ihrer Handlungsstärke zugleich Pionierinnen und Vorbilder. Ihr sachbezogenes und in Teilen diplomatisches Geschick, der eiserne Durchsetzungswillen und auch Kampfgeist sind Richtungsweisung für den Mut, die eigenen Rechte für sich und die Solidargemeinschaft einzufordern und durchzusetzen. In diesem Sinne empfehle ich sowohl die Lektüre als auch eine Reise zu den Kleinodien vor unserer Haustür.

*Marieluise Kliegel*

*Anton Aubele: Kloster Elchingen. Die Benediktinerrechtsabtei Elchingen vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Säkularisation 1648-1802/03.* Weißenhorn: Anton H. Konrad Verlag 2020; 462 S., 105 farbige Abb. und einer Klapptafel, zahlreiche Schaubilder, 49,80 EUR

Im Gegensatz zu vielen (ober-)schwäbischen Reichsabteien, deren Gebäudekomplexe heute noch renoviert und prachtvoll die Landschaft schmücken, sind von der Benediktinerabtei Elchingen nur noch Fragmente erhalten: die klassizistische Kirche, das Bräuhaus mit Gaststätte und einige kleinere Baulichkeiten wie das Torhaus, die Umfassungsmauern des einstigen Klosterbezirks und eine Reihe von Häusern entlang der Klostersteige.

Infolgedessen ist auch die Aufarbeitung der Klostergeschichte unzureichend; die „erste und bisher einzige Gesamtdarstellung der Elchinger Klostergeschichte“ (S. 108) durch Johann Nepomuk von Raiser erschien 1817! Angesichts dieser Situation ist es ein unglaublicher Glücksfall, dass der pensionierte Gymnasiallehrer Anton Aubele nun geradezu eine, wenn man so will, Elchinger Enzyklopädie vorlegt, die alle Aspekte der einstigen Reichsabtei und alle Wechselfälle ihres Schicksals zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und der durch die Säkularisation herbeigeführten Auflösung des Klosters umfassend und kenntnisreich darstellt.

Der voluminöse Band ist nicht zuletzt der Ertrag einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit der geistlichen und weltlichen Geschichte dieses Benediktinerklosters über der Donau. Die Sorgfalt, mit der diese umfassende Darstellung sowohl textlich wie im vorzüglichen Bildteil erarbeitet wurde, ist heute keineswegs selbstverständlich. Beginnen wir mit den reichhaltigen Illustrationen: sie umfassen nicht nur Fotos des heutigen Zustands, sondern auch zahlreiche Bilder aus den Publikationen der Elchinger Patres (Himmelsatlanten, Beispiele der Feldmesskunst wie auch historische Karten der zum Kloster gehörenden Dörfer usw.).

Aubele beginnt unter dem Stichwort „Spiritualien“ mit einer Übersicht zu den Äbten in dem von ihm untersuchten Zeitraum, der die „Temporalien“ folgen, bevor „die Säkularisation und ihre Folgen“ den Band abschließt; daran schließen sich allerdings noch eine „Zusammenfassung“ und ein umfangreicher „Anhang“ mit Konventslisten und weiteren Tabellen. Die Äbte, insgesamt neun Reichsprälaten, seien „zumeist [...] starke Persönlichkeiten“ gewesen, die einzeln vorgestellt werden. Zu unterscheiden sind hier zwei Gruppen: fünf Äbte kommen aus Städten und der gehobenen bürgerlichen Schicht (S. 20), während vier ländliche Wurzeln haben. Sie stammen allerdings nicht von Bauern, sondern von Handwerkern ab. Ähnlich fächert Anton Aubele differenziert in eindrucksvolle Weise die geographische und soziale Herkunft der Konventualen auf.

Die Schattenseiten der klösterlichen Existenz werden nicht verschwiegen, der anstößige Lebenswandel des mit einer Frau liierten Abts Johannes Treu, der dann auf sein Amt verzichtet, ebenso wenig wie die „spiel und trincker compagnie“ die sich 1760 im Kloster gebildet hat oder die teilweise dramatischen Schicksale der „Apostaten, Rückkehrer Hitzköpfe“ (S. 62). Daneben erfährt das geistliche Leben eine ausführliche Würdigung, sowohl im Umkreis der Abtei selbst wie auch in den Kontakten zu benachbarten Klöstern (z. B. durch „Gebetsverbrüderungen“, S. 66-71), aber auch durch andere intensive Kontakte. Besonders zum Tragen kommen diese Beziehungen nach dem durch einen Blitzschlag ausgelösten Großbrand von 1773; zu den dadurch nötigen Baumaßnahmen tragen befundete Abteien 4.200 Gulden bei.

Die Baugeschichte Elchingens wird ausführlich geschildert, wobei es bis zur Aufhebung 1802 aus finanziellen Gründen zu keinem Neubau der Klostergebäude kam; die Kirche konnte schon 1786 mit einem feierlichen Hochamt geweiht werden (S. 80).

„Bildung und Wissenschaft“ bezeichnen einen weiteren Schwerpunkt des Bands, der die Ausbildung im Kloster, die Musikpflege und das Schultheater (von dem leider nur wenige Zeugnisse erhalten sind) detailliert beschreiben. Eingehend werden, soweit erhalten, die „Finaldisputationen“ abgehandelt, bei denen die große Zahl an mathematisch-naturwissenschaftlichen

Thesen überrascht: 1770 etwa stehen 42 philosophischen Thesen S. 92 naturwissenschaftliche gegenüber (S. 94). Im Anschluss daran zeigt sich in einer erfreulich differenzierten Abhandlung die Position Elchingens, das bisher meist als aufklärungsfeindlich galt, zwischen positiv rezipierter katholischer Frühaufklärung und Ablehnung der kirchenfeindlichen Spätaufklärung. So enthielt die Bibliothek „20 Quartbände“ mit Werken des italienischen Aufklärers Lodovico Antonio Muratori und 13 Werke des norddeutschen Aufklärers Christian Wolff, dazu 23 Werke des Pollinger Aufklärers Eusebius Amort und 13 Werke des Abts Anselm Desing.

Die Patres, die an der Benediktineruniversität in Salzburg oder am Lyzeum in Freising lehrten, trugen den Ruf des Klosters nach Altbayern und Österreich. Der Gegenaufklärer P. Meinrad Widmann wird mit seinen erfolgreichen Publikationen (S. 163ff.) ausführlich vorgestellt, inklusive seiner „Mitstreiter“ zur Erhaltung des Zölibats. Dem steht allerdings eine gediegene technische Tätigkeit der Elchinger Konventualen gegenüber, deren bedeutendstes Gebiet die von Abt Meinrad Himmel entwickelte „Feldmesskunst“ ist, die von Columban Luz weiterentwickelt wurde. Eine ganze Reihe von Farbtafeln demonstriert die Ergebnisse, bevor die Darstellung zu den „Temporalien“ übergeht.

Hier geht es um das „Verhältnis zu Kaiser und Reich“ ebenso wie um den „Schwäbischen Reichskreis und das Reichsprälatenkollegium“; das „Elchinger Militärkontingent“ erfährt eine detaillierte Würdigung und ein nicht geringes Kapitel der Elchinger Geschichte bilden die „Kriege und Kriegserfahrungen“ vom Spanischen Erbfolgekrieg Anfang des 18. Jahrhunderts bis zu den Koalitionskriegen an dessen Ende.

Anschließend wendet sich die Darstellung dem Elchinger Territorium zu, der Bevölkerungsentwicklung und der Verwaltung wie der Gerichtsbarkeit und den wirtschaftlichen Verhältnissen. Die klösterliche „Fürsorge für die Untertanen“ zeigte sich an den verschiedensten Einrichtungen und Bestimmungen, von der „Armenfürsorge, Bettelordnung und Armenkasse“ bis zur Brandversicherung und dem Schulwesen. Berühmt war das Elchinger „Hexenstüble“, dessen Heil(ungs)versprechen auch Protestanten aus dem Ulmer Gebiet in nicht geringer Zahl anlockte und das eine eingehende und anschauliche Schilderung erlebt.

„Die Säkularisation und ihre Folgen“ schließen den geschichtlichen Teil ab, bevor die „Zusammenfassung“ (S. 357-339) und der „Anhang“ die Schlusspunkte setzen. Erschütternd die Demontage des Klosters, die Verwüstung der Gebäude und der Mobilien, zu denen nicht zuletzt die napoleonischen Truppen ihren Teil beitragen.

Hilfreich für alle Nutzer sind die Listen der Konventualen, der Klosterbeamten und der Finaldisputationen; abgeschlossen wird der umfassende und schier unerschöpfliche Band, wie üblich, durch ein Personenregister. Hier erlebt die alte Reichsabtei in einem umfangreichen und gehaltvollen Prachtband ihre Auferstehung; er wird noch Generationen von Forschern höchst nützliche Dienste leisten.

*Ulrich Scheinhammer-Schmid*

*Hans-Joachim Winckelmann/Gudrun Litz/Kay Peter Jankrift/Heiner Fangerau (Hg.): Die Ephemeris des Ulmer Arztes Johann Franc (1649-1725). Reichsstädtisch-territoriale Netzwerke in der frühneuzeitlichen Arztpraxis (Kulturanamnesen. Schriften zur Geschichte und Philosophie der Medizin und der Naturwissenschaften 12). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2021; 202 S., 46 Abb., geb., 42,00 EUR*

Zwei Bände, 136 Kapitel, 1.464 Seiten, dazu zahlreiche und kunstvoll gestaltete Abbildungen – das Werk des Ulmer Mediziners Johann Franc ist ein veritable Schatz, der, lange Jahre im Ulmer Stadtarchiv verwahrt, seit 2007 auf der Basis einiger Dissertationsschriften und eines

von der DFG geförderten Projekts zu den reichsstädtisch-territorialen Netzwerken gehoben wird. Zehn Dissertationen haben seither in diesem Rahmen vielfältige Aspekte der Franc'schen „Ephemeris“ beleuchtet, zwei weitere folgen demnächst. Bei dem Manuskript – der Begriff „Ephemeris“ lässt sich mit Tagebuch, Almanach, Notizbuch oder Journal übersetzen – handelt es sich nicht um klassische Patientenakten, die, chronologisch aneinandergereiht, Krankengeschichten dokumentieren. Vielmehr stellen die beiden Bände eine Kompilation zu verschiedenen Krankheitsbildern dar – hier Hämorrhoiden und Syphilis, dort Arthritis, Impotenz, Leistenbruch, Magenleiden und vieles mehr. Alles freilich mit dem Ziel, „Beobachtungen zu Lehrzwecken für Zeitgenossen und die Nachwelt systematisch festzuhalten“, wie die Herausgeber Hans-Joachim Winckelmann, Gudrun Litz, Kay Peter Jankrift und Heiner Fangerau schreiben.

Dieses Quartett hat jetzt die Ergebnisse der Forschungsarbeiten in dem Buch „Die Ephemeris des Ulmer Arztes Johann Franc“ zusammengefasst und ermöglicht damit einen äußerst interessanten Einblick in die medizinische Praxis des ausgehenden 17. Jahrhunderts, genauer: in das medizinische Wissen und Handeln im Allgemeinen und in Krankheiten, Diagnosen, Behandlungsmethoden und Rezepturen im Besonderen. Gleichermaßen geben Francs Aufzeichnungen Auskunft über seinen Patientenkreis, seinen Erfahrungsaustausch mit anderen Medizinern und Heilkundigen sowie seine Kontakte zu gelehrten Zeitgenossen. Darüber hinaus lassen die vier Herausgeber einen Arzt lebendig werden, der von sich und seiner Heilkunst überzeugt war – so sehr überzeugt war, dass er häufig gegenüber seinen Standeskollegen vom Leder zog und sie als Quacksalber oder gar als Mörder verspottete.

Wer war dieser Johann Franc? An mangelndem Selbstbewusstsein litt er, der 1649 als Sohn des Maurers Bartholomäus Franc geboren wurde, offensichtlich nicht. Nach dem Besuch des Gymnasiums studierte Franc ab 1670 Medizin in Tübingen und in Jena. Ob er sich auch in Leipzig immatrikuliert hat, ist unklar. Belegt werden kann dagegen, dass Franc, der auf Bitten seines Vaters eine finanzielle Unterstützung vom Ulmer Rat erhielt, im Herbst 1677 an der Universität Tübingen promoviert wurde. Sein Thema: „Über die Unfruchtbarkeit der Frau“. Ins Collegium Medicum wurde Franc laut Litz und Winckelmann nicht aufgenommen: Sein erster Anlauf scheiterte – und ein zweiter ist nicht bekannt. Wohl auch, weil der Emporkömmling mit dem „Kollegen“ Eberhard Gockel, dessen Vater der Ulmer Standesvertretung vorstand, völlig über Kreuz lag und sich einen zweiten Korb ersparen wollte.

Ungeachtet dessen – vielleicht auch genau deshalb – war Franc mit seinen Behandlungsmethoden bei einer Klientel äußerst beliebt: den Menschen, die wie er aus einfachen Verhältnissen stammten, also Sattler-, Färber-, Gerber- und Weberfamilien sowie Schneider-, Metzger-, Bäcker-, Schuster- oder auch Maurerfamilien. Handwerker stellten annähernd 50 Prozent der Patienten, dazu kamen Soldaten und deren Angehörige (12,3 Prozent) sowie Knechte und Mägde (15,5 Prozent). Mitglieder der Oberschicht finden sich in den Anfangsjahren selten unter Francs Patienten, später zählten dann auch angesehene Ulmer Familien zu seiner Klientel. Oder auch ein Augsburger Patrizier mit der Diagnose Darmverschluss. Trotz erfolgreicher Therapie vermerkt Franc leidlich enttäuscht, dass der reiche Kaufmann ihm nur einen kärglichen Lohn von einem halben Gulden habe zukommen lassen.

Wie aus der „Ephemeris“ aber auch hervorgeht, drückte der Mediziner dagegen bei der Begehung der Arztkosten ein Auge, manchmal sogar beide Augen zu, ließ sich in Naturalien zahlen oder gab den Patienten sogar noch selber Geld, damit sich die Frau „einen besseren Wein“ leisten könne, wie Jankrift und Fangerau aufzeigen. Dennoch prosperierte die Praxis dergestalt, dass Franc zu Lebzeiten ein Haus kaufen konnte und nach seinem Tod im Jahr 1725 der Stadtbibliothek Ulm nicht nur 300 Gulden, sondern auch seine umfangreiche Bibliothek vermachte. Vier Fünftel der Bücher – laut dem Chronisten Albrecht Weyermann sollen es 2.000 Bände aus Medizin, Naturwissenschaft und Botanik sowie aus Theologie, Geschichte

und Literatur gewesen sein – fielen allerdings dem Brand des Schwörhauses anno 1785 zum Opfer, so Marie-Kristin Hauke und Marie-Isabelle Schwarburger.

Frances Aufzeichnungen listen insgesamt 2.645 Fallbeispiele auf, mehrheitlich aus dem Zeitraum zwischen 1677 und 1696, wobei Litz und Winckelmann davon ausgehen, dass das gesamte Werk retrospektiv verfasst wurde, „als Zusammenfassung seines medizinischen Wirkens von mehr als 40 Jahren“. Für diese Annahme sprechen zum einen Leerseiten zwischen einzelnen Kapiteln, um „Platz für Nachträge“ zu lassen, zum anderen auch der vorwiegend in Latein geschriebene Text, der so gut wie keine Streichungen enthält. Was angesichts der langen Passagen, in die mitunter griechische Begriffe eingestreut sind, durchaus ungewöhnlich ist. Jankrift sieht die Vermutung von der späteren Abfassung der ‚Ephemeris‘ auch aus einem anderen Grund bestätigt: Um seine Theorien zu bekräftigen, bezog sich Franc auf Bücher aus seiner gutbestückten Bibliothek – allerdings besaß er die Werke nicht aus der Erstauflage, sondern aus späteren Auflagen, die 1705 und 1715 auf den Markt gekommen waren. Wie damals üblich, verschweigt Franc meist die Quellen, aus denen er ganze Absätze übernimmt.

Elisabeth Maria Balint widmet sich Schrift und Sprache des Manuskripts, das Franc in der Tat eigenhändig verfasst hat, wie ein Vergleich der Handschrift mit mehreren Büchern aus seinem Nachlass ergab. Was die ungewöhnliche, mit Tieren, Pflanzen und geometrischen Formen versehene Bebilderung angeht, deutet einiges darauf hin, dass Franc die Kapitel selber illustriert hat. Balint verweist in diesem Zusammenhang auf das von ihm geschriebene Leich- und Abschiedslied: [...] *Schreib- und Mahler-Feder hat, jetzt ein End, und ich bin satt.* Auch Jankrift erwähnt diese Textzeile; eine Systematik hinter den Abbildungen, also ein Bildprogramm, kann er allerdings nicht entdecken. Die meisten Illustrationen – manche haben biblische Bezüge, eine Miniatur ist sogar, wie eine Untersuchung ergab, aus einer mittelalterlichen Handschrift ausgeschnitten und in die ‚Ephemeris‘ eingeklebt – stehen laut Jankrift in keiner direkten Verbindung zum Text.

Jankrift und Fangerau beleuchten das Verhältnis von Patienten (1298 = 56,2 Prozent) zu Patientinnen (997 = 43,2 Prozent), deren Alter und Herkunft. Letzteres ist insofern von Interesse, weil dabei die Rolle Ulm als Oberzentrum deutlich wird. Rund 65 Prozent der Patienten stammt aus dem Umland, nur 25 Prozent aus Ulm selbst – was damit zusammenhängen könnte, dass Franc nicht der Ulmer Standesvertretung angehörte. „Möglicherweise konnte er deshalb in Ulm keine ausreichend große Patientenschaft rekrutieren“, vermuten die Autoren. Die Folge: Franc musste bisweilen Tagesreisen auf sich nehmen, um seine Patienten zu besuchen – oder diese ließen Urinproben mit der Bitte um Ferndiagnose und Therapie zu ihm bringen. So im Fall einer Baroness, die unter Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, starkem Durst und Herzbeschwerden litt. Basierend auf den Prinzipien der Humoralpathologie, also der richtigen Mischung und Zusammensetzung der Körpersäfte – die Harnschau gehörte zur wichtigsten diagnostischen Methode –, verschrieb Franc wie bei den meisten Krankheiten zunächst ein Purgiermittel, dann eine stärkende Mixtur. Häufig setzte er pflanzliche und auch tierische Präparate ein (gegen Inkontinenz beispielsweise ein Säckchen mit einer getrockneten Kröte auf der Brust), aber auch auf mineralische und chemische Mittel griff Franc zurück, den Winckelmann als „Wanderer zwischen den medizinischen Konzepten seiner Zeit“ beschreibt. Der Ulmer Arzt, der auch magischen Praktiken zugetan war – unter anderem setzte er einen Eisenring gegen Krämpfe ein –, könne keiner bestimmten Schule zugeordnet werden, weder der Lehrmeinung der Iatrochemiker noch der der Galenisten.

Den Abschluss des Buches bilden die Auseinandersetzungen mit Standeskollegen, die sich laut Winckelmann und Jankrift wie ein roter Faden durch die gesamte ‚Ephemeris‘ ziehen, sprich: das Wirken von Franc begleitet haben. Franc prangerte nicht nur wortreich und abfällig Therapiefehler seines Erzfeindes Eberhard Gockel an, sondern warf ihm auch einen

Verstoß gegen die ethischen Verpflichtungen der Ärzte vor, weil Gockel einen Patienten im Stich gelassen habe, um einen Vortrag zu halten. Der schwerste Konflikt hatte sich allerdings an einem Artikel entzündet, in dem Franc 1686 einen Kollegen wegen eines Behandlungsfehlers mit Todesfolge attackiert. Dass es sich bei dem Kollegen um Johann Caspar Beutel handelt, ist der ‚Ephemeris‘ zu entnehmen, wie Flora Metzner ausführt. Daraufhin wurde Franc ein Jahr später in einem anonym verfassten 26-seitigen Schmähhandschrift als „Beserwisser und Egomane“, „unfähiger Tölpel“ sowie „Lügner und Betrüger“ und geldgieriger Arzt diffamiert. Damit nicht genug: Der anonyme Schreiber beschuldigte Franc der Kunstfehler in acht Fällen. Was wiederum dieser nicht auf sich sitzen lassen wollte und sich 1688 auf 62 Seiten zu den erhobenen Vorwürfen erklärte. Wer letztlich der Autor dieser Schmähhandschrift war, lässt sich im Rückblick nicht definitiv klären. Metzners Recherchen deuten vor allem auf einen Kollegen hin, dem Franc in herzlicher Abneigung verbunden war: Eberhard Gockel.

Die Autoren haben mit der Veröffentlichung der einzigartigen Franc'schen Fallsammlung einen wichtigen Beitrag zur Medizingeschichte Ulms und weit über die Grenzen der Reichsstadt hinaus geleistet. Auf anschauliche Weise bringen sie der Leserschaft den medizinischen Kenntnisstand und den Praxisalltag im letzten Drittels des 17. Jahrhunderts näher, zeigen Ausschnitte der Illustrationen und werfen Schlaglichter auf die Patienten und damit auch auf die Gesellschaft dieser Zeit. Exkurse zum Medizinalwesen an der Wende zum 18. Jahrhundert und zur Franc'schen Bibliothek sowie umfangreiche Anhänge zu den Werken Francs und eine Kapitelangabe zu der ‚Ephemeris‘ runden die Neuerscheinung ab.

Eine persönliche Anmerkung zum Schluss: Der Rezensent ist einigermaßen darüber erleichtert, im Hier und Heute zu leben. Bei einem Augenleiden zwei Mal täglich Tropfen einer Mischung aus Kellerasseln, gebranntem Alaun und Eiweiß verabreicht zu bekommen, bekäme er zusätzlich noch permanenten Brechreiz.

Rudi Kübler

*Johannes Moosdiele-Hitzler:* Konfessionskultur – Pietismus – Erweckungsbewegung. Die Ritterschaft Bächingen zwischen „lutherischem Spanien“ und „schwäbischem Rom“ (Arbeiten zur Kirchengeschichte Bayerns 99). Nürnberg 2019; 786 S., 24 teils farbige Abb., 3 Karten, geb., 76,00 EUR

Würde Uderzos‘ Asterix und Obelix nicht nur zur Allgemeinbildung, sondern auch zur wissenschaftlichen Literatur gehören, dann wäre ein Vergleich der ritterschaftlichen Herrschaft Bächingen mit Kleinbonum angebracht, das sich tapfer und prägend gegen seine mächtigen Nachbarn profilierte. Und, wenn wir schon in diesem sprechenden Bild sind, dann hätte einer der beiden Hauptakteure große Ähnlichkeit mit der starken und gewichtigen Dissertation über seine Heimatstadt, die der noch junge bayerische Archivar hier vorgelegt hat.

Der kleine, aber feine Ort Bächingen an der Brenz, mit rund 400 Einwohnern im Untersuchungszeitraum und heute etwas über eintausend, ist für eine Studie nach der Methodik der Mikrohistorie, die die großen historischen Entwicklungen im Kleinen aufspürt wie eine „Wünschelrute“ (S. 30) ganz besonders geeignet. Denn der reichsritterschaftliche und damit eigenständige Besitz bildet zum einen in seiner mehrfachen Grenzlage die großen und kleinen Machtverhältnisse der Zeit ab, politisch wie konfessionell. Zwischen – ein Hauptwort dieser Untersuchung! – dem evangelischen Württemberg und dem wieder katholischen Pfalz-Neuburg gelegen, mit Nachbarschaft zur evangelischen Reichsstadt Ulm und zur katholischen Hochburg

Dillingen, dazu in Sichtweite des Dominikanerklosters Obermedlingen, zeigen sich gleich mehrere dominante und spannende „Bruchkanten“ (S. 21), zumal sich diese, den Kontinentalplatten gleich, auch bewegten und aneinanderstießen. Schließlich wurde der reichsritterschaftliche Ort 1791 zum Privatbesitz der aus exiliertem Ritteradel stammenden württembergischen Herzogin Franziska von Hohenheim, die ihn zu einer Pflanzstätte des Pietismus machte. Dabei plädiert der Verfasser einleuchtenderweise dafür, den Pietismus-Begriff nicht mehr als Epoche, sondern, nach Thomas Kaufmann, als Konfessionskultur zu verstehen. Noch einleuchtender wäre der Begriff der Frömmigkeitsbewegung. Und nach der napoleonischen Flurbereinigung wurde Bächingen, was ihm gerade noch gefehlt hatte: bayerisch, was es bis heute ist, politisch und kirchlich, jedoch kaum mental oder emotional. Die sich in diesem vielfältigen Kräftespiel ausbildende Konfessionskultur und ihre sozialen Folgen sind das Hauptthema dieser Untersuchung. Dafür eignet sich die Bächinger Ortsgeschichte auch deshalb besonders, da die unterschiedlichen Verwaltungseinrichtungen zahlreiche Akten hinterlassen und damit viele Archive gespeist haben, die der Autor mit großem Fleiß und Akribie zusammengetragen hat. Das reicht von Stuttgart bis Halle, von Augsburg bis Herrnhut, von Bächingen bis Berlin, von Bern bis Oldenburg. Und natürlich führt die mehrfache Grenzlage auch in eine Vielzahl territorialhistorischer Untersuchungen, von dem Gefüge der Reichsritterschaften, über die Herrnhuter Siedlungspolitik und Theologiegeschichte der pietistischen Strömungen, bis zur Ausbildung der lutherischen Landeskirche in Bayern, die Johannes Moosdiele-Hitzler auf 497 Textseiten in 2.119 Anmerkungen verarbeitet. Dazu werden die Hauptquellen der Untersuchung im zweiten Teil (S. 497–651) ediert und das Ganze durch umfangreiche Verzeichnisse (Quellen, Hilfsmittel, Literatur) und Register (Orte, Personen, Sachen, Bibelstellen) erschlossen. Eine schöne Zugabe in diesem prächtigen Band sind schließlich die Abbildungen und Karten, die Lage und Hauptakteure vorstellen. Und dabei erschlägt diese materielle Fülle nicht, da der Autor in stringenter Gliederung und durch Zwischensummen jeweils seine Thesen und Ergebnisse festhält, nachdem er zu Beginn seine Absicht und Methodik einleuchtend darstellt und das Ganze, am Ziel angekommen, konzentriert auswertet. Dazu schreibt er durch das Dickicht aller Details eine flüssige Feder und kann spannend erzählen. Und als eingeborener Bächinger, dessen Heimatort inzwischen seinen Charme gekonnt verbirgt, schafft er sogar den professionellen Umgang mit Nähe und Distanz.

Schon mit Einführung der Reformation profilierte sich das kleine Bächingen gegenüber seinen Nachbarn. Dabei zeichnete sich die Reichsritterschaft durch die Nähe zur ortsansässigen Obrigkeit aus, aus der auch eine religiöse und moralische Vorbildfunktion entstehen konnte. (Ob deshalb aber das Amt des Direktors des reichsritterschaftlichen Kantons Kocher eine „besondere persönliche Frömmigkeit voraussetzte“ [S. 155] bleibt eine fragwürdige These des Autors.) Orientierungspunkte für die Reformation waren das nahe Lauingen, wo einst Jakob Andreeae Pfarrer war, und damit das „lutherische Spanien“ (S. 24, Anm. 27), wobei der akribische Forscher auch nur einen Nachweis dieses Titels für die konfessionelle Rolle des Herzogtums Württemberg von 1842 präsentieren kann, der aber doch wohl aus der Zeit der Orthodoxie stammt. Noch wichtiger war die Reichsstadt Ulm, deren Kirchenorganisation man in Bächingen übernahm, samt Bibel- und Gesangbuchausgaben, und das künftig als eine Art „oberste Lehrinstanz“ galt. (S. 183) Ritterschaften und ihre Gebiete zeigten oft, wie Bächingen, eine Nähe zu Auswanderern aus Glaubensgründen, innerlichen und äußerlichen, und tolerierten damit verbundenes deviatorisches Verhalten. Der Pietismus schwäbischer Prägung, bestimmt von Bibelfrömmigkeit, apokalyptischen Bildern und sozialer Kontrolle, zog mit der frommen Besitzerin Herzogin Franziska ab 1791 im Flecken Bächingen ein. Der Erwerb war eine fromme Tarnung für die Gebietsgelüste und Entmachtung der Ritterschaften durch ihren Ehemann, Herzog Carl Eugen, zumal im Grenzgebiet des Herzogtums Württem-

berg. Dabei ist das Herrschaftsmodell Bächingen als „Erinnerungsort“ (S. 266) auch geeignet, die als Gegenbild zur Grävenitz entstandenen Klischees zu Franziska zu korrigieren und ergänzen, versuchte sie doch ihren Besitz zu einer pietistischen und moralischen Mustersiedlung zu machen, die auch oder gerade dadurch wirtschaftlichen Profit abgab. Dafür betrieb das Herzogspaar die Ansiedlung der mit dem Landespietismus eng verknüpften Herrnhuter, die unter ihrem Oberkämmerer Abraham Dürninger auch ein weltweit agierender erfolgreicher Wirtschaftskonzern wurden, vom Blaudruck über den Möbelbau bis zum Tabakhandel. Schon mehrfach wurde eine solche Ansiedlung versucht; Johannes Moosdiele-Hitzler listet verdienstvoll die 38 Orte auf, unter denen sich typischerweise viele ritterschaftliche Gebiete befanden. In Bächingen gelang diese nicht, weil das herrnhutische Los (S. 297) und auch das Rechtsgutachten des Reichsrats von Moser sich dagegen aussprachen. Der Autor wertet für diese spannende Geschichte erstmals das Brüderunitäts-Archiv in Herrnhut aus. Als oberste Kirchenleiterin ihres Besitzes – *summa episcopa!* – setzte Franziska mit Johann Andreas Schmidt nicht nur den Schwiegersohn Flattichs und den Schwager ihres Lieblingspfarrers Philipp Matthäus Hahn zum Pfarrer ein, sondern auch einen von der Radikalisierung der Bengelschen Endzeitberechnung geprägten Theologen, der ganz Bächingen in Aufruhr versetzte und nicht nur, aber an erster Stelle den örtlichen Amtmann gegen sich hatte, der seiner Meinung nach den Himmel „verschwätz“! (S. 361). Dabei hätte sich Bengels Eschatologie mit noch einleuchtender Literatur belegen lassen als mit dem Werk von Hasselhorn (S. 358, Anm. 1509). Schmidt sammelte ein Konventikel um sich, dessen elitäre und separatistische Einstellung die Dorfhierarchie der Sippen und Ämter durcheinanderbrachte. In aufgeheizter apokalyptischer Stimmung ergab sich nach dem Tod Pfarrer Schmidts 1796, dessen Witwe am Ort seinem Nachfolger noch das Leben schwer machte, und dem Tod Franziskas 1811 aus der Krise des Umbruchs eine Auswanderungswelle, bei der 10 Prozent der Bächingen in die russische Kolonie Sarata nach Bessarabien auswanderten. Treibende Kraft war der ursprünglich katholische Priester aus dem Nachbarort Gundremmingen Ignaz Lindl, der durch den Einfluss der Erweckungsbewegung, speziell Jung-Stillings, 1819 amtsentheben, schließlich evangelischer Geistlicher in Russland wurde. Die Tatsache, dass er fast zum Pfarrer der pietistischen Siedlung Korntal gewählt wurde, zeigt, dass konfessionelle Schranken im Pietismus keine Rolle mehr spielten. Lindls Einfluss reicht nicht nur bis Bächingen, sondern bis Barmen zum jungen Friedrich Engels mit der Utopie eines urchristlichen Kommunismus! Die Zurückgebliebenen hatten sich danach wieder einzuordnen, wodurch sich der Übergang zur Erweckungsbewegung in Bächingen fließend gestaltete, in der die Pietisten in ihrer Frömmigkeit individualisierter, in ihrem Verhalten unauffälliger, in ihrer Politik konservativer wurden. So prägte diese Frömmigkeit die Dorfkultur, obwohl längst nicht alle sich zu den Stundenleuten zählten. Ob deshalb der „populare“ Pietismus, wie der Autor ihn immer nennt, dort früher im Volk verankert war, als im pietistischen Kernland Württemberg – er nennt den Anfang des 18. Jahrhunderts! (S. 461) – oder ob Franziskas Frömmigkeitsmodell noch etwas mit Spener aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts zu tun hat, das sei dahingestellt. Schließlich zieht Johannes Moosdiele-Hitzler die Linien der Prägungen vor Ort gar noch aus bis zu den 91,2 % Zustimmung zur NSDAP 1933 oder zu den Republikanern, ohne allerdings auf allzu monokausale Erklärungen zu verfallen. Allein, dass er zum Schluss den Vergleich noch anstellt zu einem für ihn ähnlichen und doch ganz anders geprägten frommen Biotop, dem altwürttembergischen Ermstal zwischen Dettingen und Hülben und dabei gar mit den Brüdern vom gemeinsamen Leben aus dem Spätmittelalter beginnt und in ihnen gar schon die Stundenbrüder angelegt sieht, scheint gewagt.

Der Autor hat eingelöst, was er angekündigt hat: Ein Ort und seine reichhaltige Überlieferung wird zum Modell der Entwicklungen und Umbrüche vom 18. ins 19. Jahrhundert, in politischer, sozialer, rechtlicher und vor allem frömmigkeitsgeschichtlicher Hinsicht.

Sprachlich verwendete er dabei gerne alte Begriffe der Rechtsgeschichte, wie „revindizieren“ (S. 184) für das Geltendmachen eines Herausgabebeanspruchs oder „vergantnen“ (S. 232) für den Weg in den Konkurs. Ein moderner Lieblingsbegriff ist für ihn dagegen die „Top Down – Bottom up – Perspektive“ (S. 16, 33, 36, 39, 463, 477). Gerne nimmt er auch das populär gewordene „nichts desto trotz“ (S. 43, 48, 201, 247, 256, 282). Dies jedoch bleibt nichts desto weniger und trotzdem ein Kunstbegriff, den man der Umgangssprache überlassen sollte. Bei so einem Riesenwerk bleiben Druckfehler nicht aus (etwa bei „Vorwurf“ [S. 255], „bestanden“ [S. 265, Anm. 1049], „Reichsritterschaft“ [S. 286], „Agrarkonjunktur“ [S. 476] und: nicht „Aland“, sondern Mälzer ist der Herausgeber der Bibliographie ‚Die Werke der württembergischen Pietisten‘ [S. 307, Anm. 1263; richtig dagegen im Verzeichnis der Hilfsmittel S. 668]).

Dies alles aber soll nicht beckmessen, sondern nur zeigen, wie gründlich, weil begeistert, der Rezensent gelesen hat! Eine Arbeit, die schon ausgezeichnet wurde, weil sie ausgezeichnet ist und ein herausragendes Beispiel der mikrohistorischen Methodik und ihrer Erträge bietet, die nun ihrerseits viele Anknüpfungen für weitere Forschungen in den verschiedenen Grenzbereichen ermöglicht. Deshalb, mit dem Helm des Obelix oder dem Pietistenkäpplein: Chapeau!

Wolfgang Schöllkopf

*Hans-Martin Maurer:* Frühe Geschichtsvereine in Baden-Württemberg (Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung 4). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2019; 283 S., 29, teils farbige Abb., geb., 19,00 EUR

Mit diesem Band knüpft Hans-Martin Maurer, langjähriger Direktor des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und Vorsitzender des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins, an seine früheren Forschungen an: Meisterhaft stellt er die Anfänge von sieben historischen Gesellschaften in Württemberg und Baden vor, die zu den frühesten deutschen Geschichtsvereinen gehören. Die Darstellungen der einzelnen Gesellschaften sind gegliedert nach Gündungsgeschichte, organisatorischer Ausgestaltung, Forschungsthemen und Leistungen, am Ende folgt eine würdigende Zusammenfassung und – sofern vorhanden – folgen in den Anhängen Satzungen bzw. Statuten und Mitgliederverzeichnisse.

Dem Geist der Aufklärung entsprungen, war der 1822 gegründete ‚Württembergische Verein für Vaterlandskunde‘ (S. 11-90) eng mit dem Statistisch-topgraphischen Bureau verknüpft. Mit der Erforschung des eigenen ‚Vaterlandes‘, seiner Geschichte, Geographie, Bevölkerung, Wirtschaft, seiner staatlichen und kirchlichen Verhältnisse, sollte er die ‚Vaterlandsliebe für das württembergische Staatsvolk im neuen Königreich‘ (S. 12) fördern, doch fehlte das Personal. Daher schlug das Mitglied des Bureaus Johann Daniel Georg Memminger vor, einen ‚Verein für vaterländische Geschichte, Statistik und Topographie‘ ins Leben zu rufen. Mit seiner Aufgabe, dem Bureau zuzuarbeiten, unterschied sich dieser staatlich gegründete Gelehrtenverein prinzipiell von den im Sinne der romantischen Rückbesinnung entstandenen Altertumsvereinen. Zu den positiven Leistungen des Vereins zählen seine Beiträge für die Oberamtsbeschreibungen und die ‚Württembergischen Jahrbücher‘ sowie der Einsatz für die – im Besitz des Staates befindlichen – Denkmale (S. 40-42 und S. 46-71). 1856 wurde er im Zuge einer Verwaltungsreform in das Statistisch-topgraphische Bureau eingegliedert.

Drei Gesellschaften konzentrierten sich auf die Archäologie: der bereits im Mai 1819 gegründete ‚Verein für Altertumskunde in Ellwangen‘ (S. 91-95), der ‚Sinsheimer Verein zur

Erforschung der Alterthümer 1828-1830‘ (S. 143-179) und der 1831 gegründete Rottweiler ‚Verein zur Aufsuchung von Alterthümern‘ (seit 1834 Archäologischer Verein zu Rottweil; S. 181-214). Einziges Ziel der Ellwanger war, die Ausgrabungen des bis dahin noch unbekannten Limes (sog. Teufelsmauer) zu unterstützen. Doch nach dem plötzlichen Tod des Mitbegründers Johann Georg Freudenreich 1822 ging es mit der ältesten geschichtlichen Vereinigung auf heutigem baden-württembergischen Gebiet bald zu Ende. Ihr bleibendes Verdienst ist die Beschreibung des Limes zwischen Weiltingen und Welzheim auf fast 70 km Länge. Das Verdienst des Sinsheimer Vereins war es, „dass er in seiner Zeit, als man Grabfunde noch ganz überwiegend für römisch oder keltisch hielt, sich entschieden für die germanische Herkunft der Gräber eingesetzt und aufgedeckte Reihengräber Alemannen oder Franken zugewiesen hat“ (S. 159). Doch scheiterte er an seiner zu wissenschaftlichen Ausrichtung und dem Anspruch, ganz Nordbaden zu vertreten. In Rottweil ging es darum, die Reste der Römerstadt Arae Flaviae aufzuspüren. Von 1869 an trat die Rottweiler Stadtgeschichte vorübergehend in den Vordergrund, bis 1884 wieder an die ursprünglichen Zielsetzung der archäologischen Ausgrabungstätigkeit angeknüpft wurde.

Aus dem universitären Kontext stammend und stärker der Aufklärung, dem Frühliberalismus und dem Gedanken nationaler Gemeinsamkeit verpflichtet war die 1826 gegründete ‚Gesellschaft zur Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau‘ (S. 97-142). Viele Mitglieder waren Worführer der liberalen Bewegung, allen voran Karl von Rotteck, der „Erzvater des badischen Liberalismus“, und Karl Theodor Welcker. Doch bereits nach dem Hambacher Fest wurden Rotteck und Welcker vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Die Aktivitäten erlahmten, erst als die exklusive Gelehrtengesellschaft 1865/1866 zum regionalen Geschichtsverein mutierte, konnte dieser mit dem neuen Namen ‚Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften‘ weiterexistieren.

Ein Sonderfall ist der 1839 gegründete ‚Lit(t)erarische Verein in Stuttgart‘ (S. 215-231), der sich ausschließlich der Herausgabe von Quellenwerken widmete. Bis zu seiner Auflösung 1920 entstanden 266 wichtige Editionen und Werkausgaben, erwähnt seien hier nur Konrad Dietrich Haßlers Bände zum ‚Evagatorium in Terrae Sanctae, Arabiae et Egypti peregrinationem‘ des Ulmer Dominikaners Felix Fabri oder die bibliophile Ausgabe der ‚Weingartner Liederhandschrift‘.

Der Zeichenlehrer Eduard Mauch, der Finanzbeamte Friedrich Eser sowie der Verlagsbuchhändler und Kommunalpolitiker Dr. Philipp Ludwig Adam riefen 1841 den ‚Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben‘ (S. 233-262) ins Leben. Er entwickelte rasch ein äußerst lebhaftes Vereinsleben mit monatlichen Sitzungen, rekrutierte viele wissenschaftlich Interessierte für das kulturelle Erbe der Reichsstadt und der Umgebung, regte eine von Fachleuten organisierte und finanziell abgesicherte Restaurierung des „verwahrlosten“ gotischen Ulmer Münsters an, dessen Ausbau der Verein bis zur Münsterturm vollendung 1890 unterstützend begleitete, und er setzte sich unermüdlich für das Sammeln, Beschreiben und den Erhalt der Werke ulmischer und schwäbischer Künstler des Spätmittelalters und der Frühneuzeit ein, die bis heute im Museum Ulm zu betrachten sind. Einige Mitglieder beteiligten sich an archäologischen Grabungen. Großen Bekanntheitsgrad erreichten die Beiträge, allen voran die des 1850 zum Vorsitzenden gewählten Konrad Dietrich Haßler, in den ‚Verhandlungen‘, der Vereinszeitschrift, die bis heute als ‚Ulm und Oberschwaben‘ fortgeführt wird. Laut Maurer war der Ulmer Verein zu jener Zeit „etwas Besonderes und [seine Leistungen] können als Anfang regionalgeschichtlicher Forschung gelten“.

Gudrun Litz

*Nicole Bickhoff/Wolfgang Mährle (Hg.): Romantik in Württemberg. Tagung des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine am 14. Juni 2018 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Festakt zum 175-jährigen Bestehen des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins am 13. Juni 2018 (Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung 6). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2020, 234 S., 36, teils farbige Abb., geb., 28,00 EUR*

Die Rezeption der „Romantik“ in ihren unterschiedlichen Manifestationsformen in Württemberg bildet den Gegenstand des vorliegenden Bandes. Seine Beiträge sind die Druckfassungen der Vorträge einer Tagung im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und des Festakts zum 175-jährigen Bestehen des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins. Dabei ist die Wahl des Themas naheliegend, waren doch die Gründung des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins und seine Zielsetzungen zu Beginn seines Bestehens wie bei anderen Geschichtsvereinen jener Zeit vom romantischen Zeitgeist beeinflusst. Darüber hinaus gab es, wie die Herausgebenden zeigen, durchaus vielfältige Bezüge zwischen der Romantik und Württemberg, auch wenn hier „auf den ersten Blick [...] keine besonders enge Verbindung zu bestehen“ scheint (S. 7). Insbesondere der Gründungsvorsitzende des Vereins, Graf Wilhelm von Württemberg, seit 1867 Herzog von Urach, wurde zu Recht als Romantiker charakterisiert. Allerdings fehlte in Württemberg die Förderung durch den regierenden König Wilhelm I., der „den romantischen Kunstdileanen nicht besonders nahe“ stand (S. 9).

Insgesamt elf Beiträge nähern sich dem Thema in interdisziplinärer Weise aus architektur-, literatur-, kunst-, musik- und landeshistorischer Sicht, wobei unterschiedliche Vorstellungen davon, was als „romantisch“ zu verstehen ist, deutlich werden. Am Anfang steht der Beitrag über ‚Architektur der Romantik‘ von Klaus Jan Philipp, der vor allem auf den Burgen- und Schlossbau eingeht. Der Kunsthistoriker Wolf Eiermann verweist unter dem Titel ‚Treue Weiber, schaurige Ruinen – Die Bildende Kunst der Romantik in Württemberg und ihre Definitionsproblematik‘ auf die Schwierigkeit der Charakterisierung als „romantisch“ sowie darüber hinaus auf die Problematik von Stil- und Epochengriffen. Eine romantische Malerschule konnte sich in Württemberg nicht etablieren, denn der „Klassizismus blieb der eigentliche württembergische Nationalstil“ (S. 43). Es schließen sich Beiträge zur württembergischen Musikgeschichte an: Unter dem Titel ‚Romantisch ja, Romantik nein‘ befasst sich Reiner Nägele mit „Tradition und Moderne der württembergischen Hofmusik im 19. Jahrhundert“, wobei er besonders auf Peter Joseph von Lindpaintner eingeht, der für die Musik am württembergischen Hof lange Zeit bestimmend war. Friedrich Silchers Volkslieder bilden den Gegenstand des Beitrags ‚Silberklaren Bächen gleich fliessen die Melodien‘ von Friedhelm Brusniak, der dabei kritisch auf deren Rezeptionsgeschichte eingeht. Roland Eberlein behandelt in seinem Beitrag ‚Schwäbische Orgelromantik‘ den international berühmten, in Cannstatt geborenen Orgelbauer Eberhard Friedrich Walcker, der mit seinen innovativen Erfindungen die Grundlagen für den romantischen Orgelstil schuf.

Danach befassen sich mehrere Beiträge mit im weitesten Sinne literaturgeschichtlichen Themen, beginnend mit ‚Verwandlung, Transformation und Revolution in Wilhelm Hauffs Märchenalmanachen‘ von Barbara Potthast, die sich hier mit einem der bekanntesten literarischen Repräsentanten der schwäbischen Romantik beschäftigt. ‚Executio in effigie‘ von Gunnar Och untersucht die Auseinandersetzungen zwischen der schwäbischen Dichterschule und Heinrich Heine, die vordergründig wegen eines Streits um die Abbildung Heines auf dem Titel des „Deutschen Musenalmanachs“ entstanden, aber, wie Och zeigt, tieferliegende Ursachen hatten. Danach behandelt der Beitrag ‚Das Cotta’sche ‚Morgenblatt‘, die Romantik und die Schwaben‘ von Helmuth Mojem die Konflikte um die schwäbische literarische

Romantik und ihre Publikationsmedien. Und schließlich ist die ‚Schwäbische philologische Romantik‘ Thema eines Beitrags von Stefan Knödler, der Ludwig Uhland als Philologen und seine Nachfolger in Tübingen untersucht. Eigentlich waren Adelbert Keller und Hermann Fischer keine Romantiker im literarischen Sinne, doch mit ihrem wissenschaftlichen Werk, vor allem mit dem ‚Schwäbischen Wörterbuch‘, haben sie noch heute Gültiges geschaffen. ‚Hinter der blauen Mauer: Die Schwäbische Alb in der Romantik aus landeskundlicher Sicht‘ von Roland Deigendesch belegt, wie die Erschließung der Schwäbischen Alb durch den Straßenbau „Voraussetzung für Landschaftserfahrung“ (S. 181) und damit auch für ihre Entdeckung als romantische Landschaft war. Den Abschluss der Beiträge der Tagung bildet eine biografische Studie von Wolfgang Märkle unter dem Titel ‚Württembergs letzter Ritter. Wilhelm Herzog von Urach Graf von Württemberg und die Romantik‘. Den Lebenswelten Graf Wilhelms, der „ritterliche“ Lebensformen wiederzubeleben suchte, wurde 2018 auch eine Ausstellung gewidmet (Rezension des Begleitbuchs zur Ausstellung in UO 61 [2019] S. 446f.).

Am Schluss des Bandes ist nach den Grußworten zum Festakt von der Vorsitzenden des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins, Nicole Bickhoff, der Präsidentin des Landtags von Baden-Württemberg, Mutherem Aras, und dem Vorsitzenden des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Manfred Treml, auch der Festvortrag von Rüdiger Safranski unter dem Titel ‚Romantik als Epoche und als Haltung‘ wiedergegeben, der die Romantik und das „Romantische als Geisteshaltung“ im europäischen Kontext einordnet und in seinen deutschen Erscheinungsformen vorstellt. Ein geografischer Index und ein Personenindex beschließen das Buch. Der gelungene Band vermittelt zahlreiche Aspekte des Romantischen und der Romantik in Württemberg und setzt diese in einen größeren Kontext. Für eine vertiefte Beschäftigung mit der Vielschichtigkeit der Romantik, beispielsweise auch ihren politischen Implikationen, bietet er daher eine ausgezeichnete Grundlage.

*Michael Wetten*gel

*Senta Herkle/Sabine Holtz/Gert Kollmer-von-Oheimb-Loup (Hg.): 1816 – Das Jahr ohne Sommer. Krisenwahrnehmung und Krisenbewältigung im deutschen Südwesten. (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 223). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2019; 260 S., geb., 8 Farb-, 28 s/w-Abb. 28,00 EUR*

Der Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora im Jahr 1815 löste eine Naturkatastrophe aus, deren Folgen weltweit zu spüren waren. Durch die gewaltigen Asche- und Gaswolken in der Atmosphäre wurde die Sonneneinstrahlung so reduziert, dass in Teilen Nordamerikas und Europas im folgenden Jahr ein winterliches Klima herrschte. Kälte, Dauerregen und Gewitter führten zu Missernten, Versorgungsgängen und gravierenden Teuerungen. Das Jahr 1816 ging in Süddeutschland und in der Schweiz als „Jahr ohne Sommer“ oder auch „achtzehnhundertunderfroren“ ins kollektive Gedächtnis ein. 200 Jahre später widmete sich eine interdisziplinäre Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Hohenheim mit den klimatischen, politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Folgen der Katastrophe. Der nun vorliegende Tagungsband richtet den Fokus auf die zeitgenössische Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung dieser Krise. Der geographische Schwerpunkt liegt dabei auf dem deutschen Südwesten, der von den Auswirkungen besonders betroffen war. Vergleichende Studien zu anderen Regionen Europas und insbesondere China weiten jedoch den Blick über die landesgeschichtliche Perspektive hinaus.

Nach einer Einleitung der Herausgeber spannt Wolfgang Behringer mit seinem ersten Beitrag zum ‚Einfluss der Geologie auf die (menschliche) Geschichte‘ einen globalgeschichtlichen Bogen. Als Folgen des Tamboraausbruchs beschreibt er u. a. eine Pauperisierung der Gesellschaft, die schon vor der Industrialisierung einsetzte. Zur Bewältigung der Krise wurden zahlreiche Gegenmaßnahmen ergriffen – von Infrastrukturprojekten zum Abbau der Arbeitslosigkeit und technischen Neuerungen (Dampfschiffe, Draisine) bis zur Gründung von Handels- und Zollvereinen oder der Etablierung der ersten Sparkassen. Zu den unmittelbaren Folgewirkungen rechnet Behringer auch die Verstärkung von Migrationsbewegungen, politische Unruhen in Europa oder die Hexenverfolgungen in Südafrika. Als langfristige Folgen beschreibt er u. a. die „Wiederkehr des Staates“ in Europa nach den napoleonischen Kriegen, den Niedergang des chinesischen Kaiserreichs oder Indiens Verlust der Selbständigkeit.

Die nächsten drei Beiträge beschäftigten sich detaillierter mit den wirtschaftlichen und politischen Folgen der Tamborakrise. Gert Kollmer-von Oheimb-Loup schreibt der Naturkatastrophe eine „katalytische Funktion“ zu, die die nötigen Wirtschaftsreformen im vorindustriellen, agrargeprägten, bevölkerungsreichen und hoch verschuldeten Württemberg beschleunigte. Durch kurz- und langfristige Maßnahmen zur Förderung von Industrie und Gewerbe gelang es König Wilhelm I. die volkswirtschaftlichen Strukturen nachhaltig zu verändern. Unterstützt wurde dieser Umbau durch propagandistische Maßnahmen, die Gründung von Handels- und Gewerbevereinen und eine aktive Zollpolitik. Thorsten Proettel beschreibt in seiner Studie die Entstehung der württembergischen Sparkasse in Zusammenhang mit den Ereignissen des Jahrs ohne Sommer. 1818 auf Initiative von Königin Katharina zum Kampf gegen die Armut gegründet, sollte sie der Bevölkerung die Möglichkeit zu eigenständiger finanzieller Vorsorge für den Fall neuer Teuerungskrisen geben. Wie bei den württembergischen Wirtschaftsreformen trug auch hier die Krise zu einer Beschleunigung der allgemeinen Entwicklung bei. Martin Uebele beschäftigt sich anschließend mit den Auswirkungen der Tamborakrise auf die Getreidepreise in Europa, den USA und China: Während in Europa und Teilen Nordamerikas die Getreidepreise nach dem Vulkanausbruch drastisch steigen, um ab 1818 wieder zu fallen, ist in China eine fast konträre Preisentwicklung festzustellen, deren Ursachen jedoch noch weiterer Forschungen bedürfen.

Der zweite thematische Schwerpunkt des Bandes liegt auf der zeitgenössischen Wahrnehmung und Deutung der Krise. Clemens Zimmermann beschäftigt sich mit dem Krisenmanagement der badischen Regierung in den Jahren 1816 bis 1818. Diese reagierte zunächst nur zögerlich, lag ihr Augenmerk doch weniger auf der Ernährungslage der Bevölkerung als auf dem Staatshaushalt. Die Teuerung führten die Beamten auf die schleppende Agrarmodernisierung, Gerüchte, kollektive Emotionen und Zukunftserwartungen zurück. Ihr Vorgehen war daher eher symbolischer Natur und auf die Vermeidung von Aufständen und dem Auffangen emotionaler Stimmungen ausgerichtet. Erst die intensive Presseberichterstattung und der dadurch entstehende Druck der öffentlichen Meinung bewegte die Regierung zu flexiblerem Handeln. Senta Herkle nimmt mit ihrer Auswertung von Zeitungen, Zeitschriften und Intelligenzblättern aus dem deutschen Südwesten, Österreich, Frankreich und England die gesamteuropäische Dimension der Krise und ihre zeitgenössische Interpretation in den Blick. Da die Menschen noch nicht in der Lage waren, eine wissenschaftliche Verbindung zwischen der Meldung eines Vulkanausbruchs in Indonesien mit den klimatischen Ereignissen vor Ort herzustellen, versuchten sie sich an der Herleitung anderer Kausalketten. Dabei setzten sie die vorangegangenen napoleonischen Kriege mit den mageren Ernten der Jahre 1812-1814 in einen gemeinsamen Kontext. Darüber hinaus zeigt die Auswertung der Pressezeugnisse deutlich, wie die Berichterstattung in den verschiedenen Medien von den Interessensgebieten der je-

weiligen Rezipienten geprägt war. Herkle weist dabei auf die Bedeutung der lokalen Amts- und Intelligenzblätter für die weitere Forschung zur Auswirkung der Krise hin.

Andreas Link und Sabine Holtz widmen sich im dritten Teil den religiösen Bewältigungsstrategien. Link zeigt dies für Bayrisch-Schwaben neben einem Blick auf die praktische Nothilfe der Kirche, Bußpredigten und Kirchenlieder u. a. am Beispiel des Dorfpfarrers Ignaz Lindl (1774-1845), einem wichtigen Protagonisten der chiliastischen Allgäuer Erweckungsbewegung, der mit einer Gruppe von Anhängern nach Russland auswanderte. Holtz beleuchtet den Umgang mit der Krise durch die evangelische und katholische Kirche im Südwesten und arbeitet dabei anhand gedruckter Predigten das Spannungsverhältnis zwischen der rational-pragmatischen Amtskirche und den traditionsverhafteten religiösen Erwartungen der Gläubigen heraus.

Eine numismatische und eine musikwissenschaftliche Untersuchung eröffnen am Ende noch einmal neue Perspektiven auf das Thema: Die Erinnerungskultur an die Hungersnot von 1816 und die reiche Ernte von 1817 untersucht Matthias Ohm anhand von fünf ausgewählten württembergischen Erinnerungsmedaillen. Die aus unvergänglichem Edelmetall gefertigten Medaillen zeigen Hungersnot und Ernteglück und verweisen auf Gottes Gnade in der Not. Sie wurden um den Hals oder als Uhrenkette getragen oder konnten an die Wand gehängt werden. Sie dienten dabei gleichermaßen der zeitgenössischen Generation wie auch den Nachkommen als Gedächtnismedium. Der abschließende Beitrag von Joachim Kremer widmet sich aus musikwissenschaftlicher Perspektive der Tamborakrise und ihrem Einfluss auf Libretti und Komposition der „Vampyr“-Opern von Heinrich Marschner und Peter von Lindpaintner, die beide im Jahr 1828 uraufgeführt wurden. Beide Opern nehmen Bezug auf John Polidoris Erzählung ‚The Vampyre‘, die im Schatten der Naturereignisse 1816 am Genfer See entstand.

Der Sammelband beschäftigt sich anschaulich und detailliert mit den Ereignissen, Wahrnehmungen und Folgen des Jahrs ohne Sommer im deutschen Südwesten, ohne die internationale Perspektive aus dem Blick zu lassen. Vor allem der interdisziplinäre Ansatz und die Auswertung unterschiedlichster Quellen zur zeitgenössischen Wahrnehmung der Ereignisse bieten neue Einblicke und Forschungsansätze, die in Zukunft hoffentlich noch durch weitere Untersuchungen ausgebaut und ergänzt werden. Die Beiträge belegen eindrücklich den Wert fundierter Quellenrecherchen und -neuerschließungen für die Geschichtswissenschaft. Dem Buch ist daher eine breite Rezeption zu wünschen.

Marie-Kristin Hauke

*Fred Ludwig Sepaintner (Hg.): Baden-Württembergische Biographien Band VII. Hg. im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2019; XXXII, 671 S., 135 s/w-Abb., geb., 27,00 EUR*

Der neuste Band der ‚Baden-Württembergischen Biographien‘ enthält in alphabetischer Ordnung insgesamt 148 Biographien von Persönlichkeiten, die im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg geboren wurden, hier einen wichtigen Abschnitt ihres Lebens oder „einen aktiven Lebensabend“ verbrachten (S. VI). Auch solche Personen, die eine besondere Verbundenheit mit dem Land erkennen ließen, wurden berücksichtigt. Die zeitliche Spannbreite erstreckt sich dabei vom frühen 19. bis zur Wende zum 21. Jahrhundert, wobei der Schwerpunkt der Biografien auf dem 20. Jahrhundert liegt. Erstmals sind somit auch Persönlichkeiten erfasst, die vor der Gründung des Bundeslandes verstorben sind. Für den vorliegenden Band, dessen thematischer Schwerpunkt vor allem Künstlerinnen und Künstlern

sowie Kunstförderern und Mäzeninnen gilt, haben 67 Verfasserinnen und Verfasser Beiträge geliefert. Die Beiträge verzichten auf Fußnoten, enthalten aber jeweils am Ende Hinweise auf die Quellen, die Literatur und gegebenenfalls Werke der dargestellten Personen.

Nachfolgend sollen nur jene Persönlichkeiten des Bandes kurz alphabetisch vorgestellt werden, die einen engen Bezug zum regionalen Profil von „Ulm und Oberschwaben“ besitzen: Als erster ist der Kunsthistoriker Julius Baum (1882-1959) zu nennen, der bis 1923 im Landesamt für Denkmalpflege arbeitete und seit 1919 Kunstgeschichte an der TH Stuttgart lehrte. 1924 übernahm er die Leitung des Städtischen Museums in Ulm, das er konsequent als Museum für moderne Kunst etablierte, bis er 1933 aus antisemitischen Gründen durch die Nationalsozialisten sein Amt verlor. Nach einer KZ-Haft gelang es ihm 1939, in das Exil nach Bern zu fliehen. Auf Einladung von Theodor Heuss kehrte er 1946 nach Stuttgart zurück und war seit 1947 bis zur Pensionierung Direktor der Landeskunstsammlungen. Auch die in Laupheim gebürtige Sportlerin Margarethe (Gretel) Bergmann (1914-2017) war ein Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung. Der herausragenden Hochspringerin wurde die Teilnahme an der Berliner Olympiade 1936 bewusst verwehrt, obgleich ihr ein Medaillenplatz sicher gewesen wäre. 1937 gelang ihr die Emigration in die Vereinigten Staaten. Zu denjenigen, die unter dem Nationalsozialismus verfolgt wurden, zählte auch der katholische Priester Alois Dangelmaier (1889-1968), der nach dem Vikariat in Ulm Stadtpfarrer in Metzingen wurde und durch seinen öffentlichen Protest gegen die NS-Schulpolitik ins Visier der Machthaber geriet. 1934 wurde er in das KZ Oberer Kuhberg in Ulm verschleppt und misshandelt. Auch an seiner neuen Pfarrstelle in Oeffingen setzte Dangelmaier seinen Widerstand fort und wurde wiederholt von der Gestapo verhört. Sein Lebensende verbrachte er in Ravensburg. Ein gebürtiger Ulmer war der Physiker Ulrich Dehlinger (1901-1981), der seit seiner Promotion dauerhaft in Stuttgart arbeitete und Inhaber des ersten deutschen Lehrstuhls für Festkörperphysik an der TH Stuttgart wurde. Eigentlich Zahnarzt von Beruf war der Biberacher Heinrich Forschner (1880-1959), der als ehrenamtlicher Archäologe und Denkmalpfleger vor allem in Oberschwaben zahlreiche Funde geborgen und gesichert hat. Heinz Gasparitsch (1918-2002) schloss sich früh dem kommunistischen Jugendwiderstand gegen die Nationalsozialisten an, geriet aber in die Fänge der Gestapo und wurde zu Einzelhaft im Landesgefängnis Ulm verurteilt. Danach begann ein langer Leidensweg durch die Konzentrationslager. Er war später einer der Gründer der KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg in Ulm und langjähriger Vorsitzender, danach Ehrenvorsitzender des Vereins Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm e.V. Es folgt die Biographie des in Aulendorf gebürtigen Erwin Glonnegger (1925- 2016), Verlagsdirektor des Ravensburger Spieleverlages, Spieleerfinder und Autor. Der Verleger und SPD-Landtagsabgeordnete Herbert Holtzhauer (1906-1987) wirkte vor allem in Villingen-Schwenningen, erwarb sich aber durch seinen Einsatz für die Heimvolkshochschule Inzigkofen auch im Landkreis Sigmaringen bleibende Verdienste. Aus Saulgau stammte der Prälat und Domkapitular Alfons Hufnagel (1899-1976), der sich nicht zuletzt für Flüchtlinge und Vertriebene engagierte. Die bekannte Schauspielerin, Chansonsängerin und Autorin Hildegard Knef (1925-2002) galt als typische Berlinerin, wurde aber in Ulm geboren und sogar im Münster getauft. Der in Tiefenbach im Landkreis Biberach gebürtige Paul Kopf (1930-2007) war katholischer Geistlicher und zeitlebens für die Erforschung der Rottenburger Diözesangeschichte tätig. Als das „Auge Oberschwabens“ galt der in Bad Waldsee gebürtige Rupert Leser (1933-2017), der wie kein anderer Fotograf seine Heimat im Bild und auch in kritischen Fotoreportagen dokumentierte. Eine schwäbische Erfolgsgeschichte bildete der Lebensweg des innovativen Erfinders und Unternehmers Hans Liebherr (1915-1993) aus Kirchdorf an der Iller, der einen internationalen Konzern mit mehr als 100 Gesellschaften begründete. Karl Maybach (1879-1960) setzte das Werk seines Vaters als Ingenieur und Unternehmer fort und wurde 1909 in Friedrichshafen

Technischer Geschäftsführer und Gesellschafter der „Luftfahrzeug-Motorenbau GmbH“, 1918 in „Maybach Motorenbau GmbH“ umbenannt. Aus Biberach stammte der Volkswirtschaftler Otto Schlecht (1925- 2003), der als leitender Beamter und schließlich als Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium die Wirtschaftspolitik der Bundesrepublik Deutschland maßgeblich mitgestaltete. Bemerkenswert ist der Lebensweg von Eugen Steimle (1909-1987), der als SS-Standartenführer und Leiter mehrerer Sonderkommandos zahlreiche Menschen ermordet hatte und dafür in Nürnberg 1948 zum Tode verurteilt worden war, nach seiner Begnadigung und einer kurzen Haftzeit aber schließlich als Lehrer an einem evangelischen Gymnasium in Wilhelmsdorf im Landkreis Ravensburg tätig werden durfte. Ein herausragender Mäzen und der wohl einflussreichste württembergische Bankier seiner Zeit war der aus Laupheim stammende Kilian von Steiner (1833-1903), Gründer der Württembergischen Vereinsbank, Aufsichtsratsmitglied der BASF und der Deutschen Bank. Er war maßgeblicher Förderer des Schwäbischen Schillervereins und regte an, Schillers Geburtshaus in Marbach in ein „literarisches Archiv und Museum für die Dichter und Schriftsteller Schwabens“ (S. 529) zu verwandeln. Franz Weiß (1892-1985) zählte als katholischer Pfarrer in Ulm-Söflingen zu den katholischen Geistlichen, die gegen den Nationalsozialismus Stellung bezogen haben und Widerstand leisteten, wobei ihn auch der fehlende Rückhalt beim Ordinariat und die Inhaftierung durch die Gestapo nicht zum Aufgeben veranlassen konnten. Der Ulmer Gymnasiallehrer Hermann Wild (1884-1962) war eine der bedeutendsten liberalen Persönlichkeiten der Stadt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er mit dem Wiederaufbau des Schulwesens im Stadt- und Landkreis Ulm betraut, gehörte dem Ulmer Gemeinderat, der Verfassunggebenden Versammlung und später auch dem Landtag Württemberg-Badens an. Seine Schülerin und Parteifreundin war Herta Wittmann (1913-1960), die Wild für die Politik gewinnen konnte. Nach dem Tod ihres Mannes im Krieg sorgte sie alleine für sich und ihre vier Kinder und wurde 1947 als erste Frau in den Ulmer Gemeinderat der Nachkriegszeit gewählt, wo sie sich auch für Frauenrechte einsetzte.

Der umfangreiche und eindrucksvolle Band mit seinen zahlreichen Porträts aus vielen Bereichen der Wirtschaft, Technik, Kirche, Wissenschaft, Politik, Sport, Kunst und Kultur bietet eine Fundgrube von Informationen und Anregungen. Den Abschluss dieses für die Landesgeschichte unverzichtbaren Werkes bildet ein Gesamtverzeichnis aller Personen, die in den Badischen Biographien NF Bd. I-VI (I-VI), den Württembergischen Biographien Bd. I-III (WB I-II) und den Baden-Württembergischen Biographien Bd. I-VII (BWB I-VI) erfasst sind.

*Michael Wettenge*

*Sabine Holtz/Gerald Maier (Hg.): Von der Monarchie zur Republik: Beiträge zur Demokratiegeschichte des deutschen Südwestens 1918-1923 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 224). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2019; XII + 198 S., 27 farbige Abb., 24,00 EUR*

Nach der Novemberrevolution 1918 verschwanden auch im deutschen Südwesten die Monarchien, obgleich sich die gekrönten Häupter hier durchaus großer Sympathien erfreuten. Auch für Württemberg dürfte entsprechend gelten, was eine badische Zeitung im November 1918 schrieb, der Großherzog falle nicht, „weil er, weil seine Person es besonders verdient, weil er sich unmöglich gemacht hätte; er fällt, weil der monarchische Gedanke als solcher unmöglich geworden ist, weil das System der Throne und der erblichen Kronen gefallen ist“ (S. 61). Vergleichsweise unspektakulär und unblutig vollzog sich der tiefgreifende Umbruch in den

südwestdeutschen Staaten, und es erhoben sich hier keine politischen oder militärischen Kräfte, die an der Monarchie als Staatsform hätten festhalten wollen. Im Gegensatz zu den Ereignissen auf der Ebene der Reichspolitik ist die Umbruchzeit nach 1918 in Baden, Hohenzollern und Württemberg aber bislang weniger gut erforscht. Die Beleuchtung der Transformationsperiode von der Monarchie zur Republik aus regionalgeschichtlicher Perspektive bildete daher den Gegenstand eines umfangreichen Forschungs- und Digitalisierungsprojekts der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Instituts der Universität Stuttgart und des Landesarchivs Baden-Württemberg, das 2014 begonnen wurde und mit einer gemeinsam mit der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg veranstalteten wissenschaftlichen Tagung 2017 seinen Abschluss fand.

Der erste Beitrag des vorliegenden Tagungsbands von Andreas Neuburger, Simone Ruffer und Christina Wolf widmet sich diesem Forschungs- und Digitalisierungsprojekt zur Demokratiegeschichte im deutschen Südwesten, dessen Ziel es war, der Forschung noch vor dem Gedenkjahr 2018 „ein möglichst umfangreiches Onlineangebot an digitalisierten Quellen zur Verfügung zu stellen“ (S. 3). Unterlagen aus unterschiedlichsten Beständen und verschiedenen thematischen Bereichen (Politisches Leben; Wirtschaft und Soziales; Gesellschaft, Bildung und Kultur) wurden ausgewählt und insgesamt 900.000 Digitalisate zu fast 6.000 Erschließungsdatensätzen erstellt. Zusammen mit einer wissenschaftlichen Einführung zur Anfangsphase der Weimarer Republik in Baden, Hohenzollern und Württemberg wurden sie als neuer ThemenSchwerpunkt in das landeskundliche Informationssystem LEO-BW und im Online-Findmittelsystem des Landesarchivs eingestellt. Neben den Funktionalitäten und der inhaltlichen Präsentation des Themenmoduls werden auch dessen Perspektiven für Wissenschaft und Forschung erläutert. In den folgenden Beiträgen geht es dann um konkrete regionalhistorische Forschungen zur frühen Weimarer Republik. Dabei zeigt zunächst Amelie Bieg die Rolle der Beamten im sogenannten „Sigmaringer Titelstreit“ auf, bei dem es zum Konflikt zwischen dem Sigmaringer Regierungspräsidenten als Repräsentanten der Republik und dem Hohenzollernschen Fürstenhaus gekommen war, gefolgt von dem Beitrag von Theresa Reich, die sich mit den Abdankungen König Wilhelms II. von Württemberg und Großherzog Friedrichs II. von Baden im Spiegel der südwestdeutschen Presse befasst. Diese Abdankungen sind auch Gegenstand des Beitrags von Ursula Rombeck-Jaschinski mit dem Titel ‚Überlebte Tradition? Das Ende der Monarchien in Südwestdeutschland‘, der zum Fazit gelangt, dass das „geräuschlose Implodieren“ belegt, „dass die Monarchie in ihrer damaligen antiquierten Form eine überlebte Tradition war“ (S. 62).

Angela Borgstedt beleuchtet in ihrer Studie die Integration jener Vertriebenen, die aus dem französisch gewordenen Elsass und Lothringen ab 1918 bis mindestens 1922 ausgewiesen wurden und in großer Zahl nach Baden kamen. Die Eingliederung von etwa 24.000 Personen, die dauerhaft in Baden blieben, stellte angesichts der schwierigen Notzeiten eine gewaltige Aufgabe dar. Einen Vergleich aus westfälischer Perspektive bietet Wilfried Reininghaus, der die stabilisierende Rolle vor allem der Arbeiter- und Soldatenräte in der Anfangszeit der Republik in Westfalen betont. Sie seien „Stimulatoren eines Aufbruchs zur Demokratie“ (S. 84) gewesen, was für die Bauern- und Bürgerräte allerdings nicht gelte. Unter dem Titel ‚Demokratischer Urknall? Überlegungen zur Geburt der deutschen Demokratie aus dem Geist der Novemberrevolution‘ befasst sich Wolfram Pyta mit „Formveränderungen und Gestaltwandel des Politischen in einem besonders dynamischen Zeitraum“ (S. 85). Er bilanziert, dass die Räterbewegung „einen wichtigen qualitativen Beitrag zur demokratischen Sprecherziehung“ (S. 106) geleistet habe. Auch im Bürgertum seien partizipatorische Energien freigesetzt worden, doch habe die sozialistische Arbeiterbewegung auch in Württemberg Probleme damit gehabt, das demokratische Bürgertum als gleichberechtigten Partner anzuerkennen.

Unter dem Abschnitt „Gesellschaft im Wandel“ stellt zunächst Sylvia Schraut unter dem Titel ‚Schwieriger Übergang oder Bruchlandung? Die bürgerliche Frauenbewegung des Kaiserreichs in der ersten deutschen Demokratie‘ eine Marginalisierung der bürgerlichen Frauenbewegung fest, die in den 1920er Jahren den Anschluss an die junge Frauengeneration verlor. Der folgende Beitrag von Laura Moser beruht auf der Analyse von Einbürgerungsanträgen von Frauen in der Republik Baden, die zeigen, dass Wertvorstellungen und politische Debatten die Entscheidungen der Beamten über die Einbürgerungen beeinflussten. Marco Birn untersucht unter dem Titel ‚Studieren in Zeiten des Umbruchs‘ die Situation Studierender an den Universitäten Heidelberg, Tübingen und Freiburg zu Beginn der Weimarer Republik. Mit der Rückkehr der zum Militärdienst einberufenen Studenten an die Universitäten verringerte sich der Anteil von Studentinnen rasch, wozu insbesondere eine diskriminierende Hochschulpolitik beitrug, die im Gegensatz zum Gleichberechtigungsgrundsatz der Weimarer Reichsverfassung stand.

Im folgenden Abschnitt „Archivalische Quellen im Einsatz“ stellen zunächst Cord Arendes und Nils Steffen das an der Universität Heidelberg durchgeführte Praxisprojekt ‚Geflüchtet, unerwünscht, abgeschoben – „lästige Ausländer“ in der Weimarer Republik‘ vor, das durch die Einbeziehung von Studierenden und eine Orientierung an einem breiten Publikum einen Beitrag zur Demokratiegeschichte der frühen Weimarer Republik leistete. Den Abschluss bildet der Beitrag von Peter Exner, der die Ausstellung des Landesarchivs unter dem Titel ‚Demokratie wagen? Baden 1818–1919‘ vorstellt. Beginnend mit der badischen Verfassung von 1818 zeigte diese den Einsatz für Bürgerrechte und demokratische Teilhabe in Baden bis zur Verfassung von 1919. Abbildungen der Ausstellungsgestaltung und von ausgewählten Exponaten sowie ein Glossar sowie ein Orts- und Personenregister beschließen den Band, der Einblicke in aktuelle Forschungsthemen eröffnet und zahlreiche Anregungen für eine intensivere Erforschung der Geschichte des demokratischen Aufbruchs im deutschen Südwesten vermittelt. Auf überzeugende Weise wird demonstriert, wie die Auswertung regionalgeschichtlicher Quellen ein differenzierteres und vertieftes Verständnis der frühen Weimarer Republik ermöglicht. Besonders hervorzuheben ist die Vielzahl an digitalisierten Quellen, die als reicher Fundus der Forschung nun online zur Verfügung stehen und eine vorbildliche Form der Forschungsförderung darstellen. Wünschenswert wäre es, wenn in gleichem Maße bei künftigen Projekten auch Quellen aus Kommunalarchiven einbezogen werden könnten. Es bleibt zu hoffen, dass durch die Bereitstellung der Quellen im Internet vermehrt regionalhistorische Untersuchungen zu den Anfängen der Demokratie nach 1918 im Südwesten entstehen.

*Michael Wetten*

*Magdalena Guttenberger/Manuel Werner:* „Die Kinder von Auschwitz singen so laut!“ Das erschütterte Leben der Sintiza Martha Guttenberger aus Ummenwinkel. Norderstedt 2020; 412 S., 161 Abb., geb., 48,00 EUR, Broschur 28,00 EUR, E-Book ([www.bod.de](http://www.bod.de)) 9,99 EUR

„Man verlangt von uns Taten, Beweise, Werke, und alles, was wir vorweisen können, ist verwandeltes Weinen“ (Emil Cioran). Die ungewöhnliche Biografie der Sintiza Martha Guttenberger (1921–2009) ist weit mehr als eine solche nur, schon der Verflechtung fremdverfügter Familienschicksale wegen, die sich selbst zu Herrenmenschen Erklärende zu verantworten haben. Hier kommen die Ravensburger Sinti aus dem Ummenwinkel selbst zu Wort, doch werden ihre Erinnerungen stets anhand mündlicher wie schriftlicher Quellen sorgsam geprüft und in den sozialen, historischen, politischen und familiären Zusammenhang ein-

geordnet. Der Ummenwinkel, in dem 1937 das kommunale „Zwangslager für Zigeuner“ der Stadt Ravensburg in primitivster Barackenbauweise errichtet wurde, wird dabei in seiner Entwicklung bis heute genauestens in den Blick genommen. Auch die Kontinuitäten rassistischen Denkens werden aufgezeigt: Mentalitäten sind „Gefängnisse von langer Dauer“, deren Mauern aufzubrechen nicht geringen Mut erfordert. Schuldige werden auf allen Ebenen benannt, wobei überzeugend dargetan wird, wie die Sinti (und Roma) im „Dritten Reich“ unter dem Druck von unten durch „Bürgerinitiativen“ und Forderungen der Stadtbevölkerung wie dem Druck von oben durch die Regelungen und Richtungsvorgaben der Machthaber wie zwischen Mahlsteinen zerrieben wurden. Die guten Gegenkräfte werden gebührend gewürdigt, Umbrüche auch und Aufbrüche in eine, so will es scheinen, bessere Zeit, auch mit dem Abbruch des alten Lagers 1984.

Entstanden ist eine lesenswerte, nicht gerade leicht zu lesende Montage aus den Erzählungen Martha Guttenbergers, geb. Reinhardt, die ihre Schwiegertochter Magdalena auf Deutsch (das für sie zunächst fremd war) niedergeschrieben hat und sie, wie der Mann ihres Lebens, Marthas Sohn Julius d. J., mit eigenen Erinnerungen anreichert, aus Zeitzeugenberichten und Dokumenten, aus in hervorragender Kenntnis genutzter Literatur, aus erläuternden Textpassagen, gestützt auf einen skrupulös geführten Anmerkungsapparat. In seiner Mischung aus Oral History und schriftlichem Quellenmaterial unter dem Mikro- wie dem Makroskop geschaute Zeitgeschichte ist dies eine Montage, die mehr für sich in Anspruch nehmen kann, als ein „populärwissenschaftliches Buch“ zu sein, zu dem es die Verfasser in Selbstbescheidung erklären.

Beiden Autoren auf Augenhöhe ist ein beispielhaftes Werk partizipativer Geschichtsschreibung gelungen. Magdalena Guttenberger, eine aus dem slowakischen Košice (Kaschau) stammende Romni, hat über Jahrzehnte Gespräche mit ihrer durch den Nationalsozialismus an Leib und Seele geschädigten Schwiegermutter auf Zetteln aufgezeichnet und sich dadurch in eine Welt versetzt, „die wir nicht kennen“, die Welt der Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, Ravensbrück, Schlieben und Altenburg. Diese Welt der Konzentrationslager hatte Martha unverheilte Wunden geschlagen, schwarend, schmerzend, lebenslang, vor allem, wenn sie die Kinder, die sie im Auschwitzer Waisenblock zu betreuen hatte, wieder vor Augen sah, wie sie ermordet wurden durch Gewalt, unmenschliche Lebensbedingungen, Hunger und Krankheit oder gar medizinische Versuche. Sie blieb für immer im traumatisch Erlebten gefangen, wenn sie die Kinder hörte, die in Alpträumen wiederkehrten, sie nie mehr verließen, des Nachts an ihrem Bett saßen, unter dem Tisch vermeintlich: „Die Kinder von Auschwitz singen so laut!“

So erst, von Martha gemahnt, wurde Magdalena Guttenberger auf die Spur der Verfolgungsgeschichte der eigenen Familie in ihrer multiethnischen und plurikulturellen Heimatstadt gebracht, die über Jahrhunderte und noch einmal von 1938 bis 1945 als Kassa zu Ungarn gehörte. So erst vermochte sie sich auch die Selbsttötung ihres überlebenden, doch innerlich zerstörten Onkels Jozef in Stuttgart endlich zu erklären, dessen Beerdigung sie nach Deutschland brachte, in das er ausgewandert war.

All dies hat sie zu einer engagierten Bürgerrechtlerin gemacht, die in und um Ravensburg, ja weit über Ravensburg hinaus Akzente setzt – auch mit der vorliegenden Veröffentlichung, die mit einer überzeugenden Bildauswahl, aber auch der Kürzung/Anonymisierung von Namen und mit weitestgehender Vermeidung des Romanes oder Sintitikes zum Schutz der Betroffenen einen Wunsch ihrer Schwiegermutter für die Zeit nach ihrem Ableben erfüllt, und zwar in der Hoffnung, dass aus Geschichte sich doch lernen lässt.

Diese Hoffnung hegt auch der gebürtige Hechinger Manuel Werner, der in einer Familie aufwuchs, die ihn von Kindesbeinen an lehrte, dass sich der moralische Wert einer Gesellschaft

am Umgang mit ihren Minderheiten bemisst; der sich folgerichtig seit vier Jahrzehnten durch geschichtliche Arbeiten auszeichnet, wobei er Empathie als Grundauforderung an den Historiker hinreichend beweist; der dabei aber nicht stehengebliebt, sondern bis heute theoretischem Wissen praktische Konsequenzen folgen lässt, für die an den Rand Gedrängten unserer Tage sich unermüdlich und ehrenamtlich einsetzend: eine zur Überraschung nicht weniger lebendige Antwort auf die Max Scheler zugeschriebene Frage: „Haben Sie schon einmal einen Wegweiser gesehen, der den Weg auch geht, den er weist?“ - „Ja!“

Weit spannt sich der Bogen des Buches über mehr als ein Jahrhundert deutscher Geschichte und die mit der bestimmenden Mehrheitsgesellschaft gemachten Erfahrungen der Sinti und Roma: im Kaiserreich, das sie verfassungswidrig unter Sonderrecht stellte; in der Weimarer Republik, als Baden und Württemberg bereits 1922 mustergültige Wege in ihrer Sondererfassung gingen, indem sie Personalblatt und -karte mit Fingerabdruck und Lichtbild für alle Zigeuner über 14 Jahren einführten, deren Kennzeichnung mit einem „Z“ erfolgte – was bekanntlich Schule machen sollte (!); im „Dritten Reich“ der Deutschen, das sich nach der „rassischen Erfassung“ der Betroffenen mit dem industriell betriebenen Völkermord auf der technischen Höhe der Zeit unauslöschlich ins große Buch der Weltgeschichte eintrug; und in der (sich mählich mehrfach wandelnden) Bundesrepublik mit ihrer (spät entwickelten) Gedenkkultur, in der Hoffnung neu sich regt. Über ein Jahrhundert ausgezogen sind die Lebenslinien der Familie des Geigenbauers, Musikers und Händlers Karl Reinhardt und seiner Frau Maria Martha mit ihren zahlreichen Kindern, Martha darunter; „immer auf der Reis“ mit Pferd und Wagen im süddeutschen Raum (oft in der Nähe zur Schweiz und zu Vorarlberg, das nach dem Anschluss Österreichs 1938 keinen Schutz mehr bieten konnte), das Wandergewerbe zu üben, das freilich unter zunehmenden Schikanen zu leiden hatte; mit Anbruch der „schlechten Zeit“ seit Machtabtretung der bürgerlichen Eliten an die NSDAP 1933 oft auch für längere Zeit an einem Ort, wo Martha in Stellung war oder in der Fabrik Arbeit fand; in Dallau von 1939 bis 1943 „festgesetzt“, redlich sich nährend, so gut es ging, von den Einheimischen mit Argwohn betrachtet – bis zur Verschleppung nach Auschwitz-Birkenau und der Ermordung der Eltern, vieler Geschwister, auch der Militärdienst leistenden Brüder, des eigenen dreijährigen Sohnes, den Martha ihr „Josefle“ nannte, zum Einsatz in weiteren Lagern, zum Todesmarsch. Ein unerträgliches Leiden, geschildert bis zur Befreiung, bei der sie ratlos und allein zwei Ravensburger Sintizi auf der Suche nach ihren Verwandten begegnete, welche die Hölle auf Erden gleichfalls überstanden hatten: Zu Fuß brachen Amalie und Maria Guttenberger mit Martha auf in den Ummenwinkel. Dass drei Brüder und eine Schwester gleichfalls überlebt hatten, erfuhr sie erst Jahre später.

Im Ummenwinkel lernte sie Julius Guttenberger d. Ä. kennen und lieben, den Bruder ihrer Schicksalsgenossinnen, der Auschwitz gleichfalls überlebt hatte. Sie schloss mit ihm den Bund fürs Leben, und ihnen wurden der Sohn Julius d. J., Magdalenas späterer Ehemann, und die Tochter Veronika geschenkt. Beider Leben war vom Erlittenen zutiefst erschüttert, von der Verfolgungsgeschichte der Familie ihres Schwiegervaters Franz Guttenberger auch, die ins Ravensburger Zigeunerlager zwangsweise eingewiesen worden war, deren Söhne und Töchter unter ständiger Bedrohung als Arbeitssklaven ausgenutzt oder gar „in Konzentrationslagern ihrer Verwertung zugeführt“ worden waren, wie Landräte als Verbrecher qua Amt formulierten, ermordet samt Kindern aus Gründen der Rasse allein. Manches scheint dem Leser da schon vertraut, doch kann sich die pädagogische Verstärkung durch Wiederholung seine Eindrücke noch vertiefen. Wie aber wachsen Kinder und Kindeskinder der so Gezeichneten jemals völlig unbelastet auf? Wäre es der Überlegung wert, ob nicht den unter transgenerationalen Traumatisierungen leidenden Opfern Hilfe zuteil werden müsste, ja bei nachweisbaren Folgeschäden des Völkermordes in der zweiten und dritten Generation Entschädigungszahlungen angebracht

wären? Ein solches Verfahren liefe freilich der Praxis der sogenannten „Wiedergutmachung“ zuwider, die „wider die Gutmachung“ nach 1945 oft zu einer zweiten Verfolgung ausartete, nicht anders, als die angestrebte Entnazifizierung nicht nur des Beamtenapparates zur Renaufzifizierung geriet, was die beiden Autoren nicht ohne Bitternis für die Kontinuitäten in Personal und Gesinnung auch auf kommunaler Ebene feststellen. Glänzend funktionierte erneut das Zusammenspiel von zentraler Direktive und lokaler Dynamik, taten vor Ort Verantwortliche freudig überzeugt, was zu tun vorgegeben war: die Entschädigung von Sinti und Roma als Opfer des Nationalsozialismus bestmöglich zu be-, wenn nicht zu verhindern. Ihre Ansprüche mussten sie (mit meist geringem Erfolg) vor Gericht einklagen, war doch der „Vertreter des Landesinteresses“ in Württemberg-Hohenzollern, der die Verfolgung aus Gründen der Rasse bestritt, ihnen lange alles andere als wohlgesonnen. Der kritische Historiker aber bemerkte, wie unangemessen der Begriff „asozial“ für in Armut Gedrängte war und ist, die ihre eigenen Überlebensstrategien entwickeln müssen, – und ob das Alpha privativum nicht ganz andere schamlos sich Bereichernde als a-soziale Räuber an der Gesellschaft ausweise.

So gehört zu den Stärken des Buches, neben den ipsissima verba der Ravensburger Sinti (und Roma), ihren Anschauungen, ihrem Denken, Fühlen und Handeln, ihrem Erleben, ihrem Fragen nach Gott in der Katastrophe, neben der bewegenden Zeichnung des Persönlichkeitsbildes Martha Guttenbergers (und anderer Protagonisten) auch, dass es Opfer, Täter, Profiteure und Zuschauer klar benennt; dass es individuelle Schuld feststellt; dass es die Bandbreite an Handlungsmöglichkeiten für die Beteiligten aufzeigt – aber womöglich auch, was die schonende Anonymisierung des Folgenden verrät, ihre Grenzen, wenn die ihre Zuträger und „Greifer“ suchenden und findenden Nazis einen Konrad Reinhardt, genannt Massengero (Metzger), zum „Zigeunerhäuptling“ ernannten, der um des zugesicherten Überlebens und wohl auch um der aus dieser Stellung zu ziehenden unlauteren Vorteile wegen zum willigen Werkzeug wurde und bei den Sinti zum meistgehassten Verräter an den eigenen Leuten. Ebenso erhellt ist dieses Buch, wenn es die juristische, auch die moralische Aufarbeitung der Verbrechen untersucht; wenn es die Hoffnungszeichen eines Wandels zum Besseren bemerkt, die Entwicklung der Gedenkarbeit vor Ort, und zwar als Propädeutikum für die Gewinnung einer guten Gegenwart, die in die Zukunft weise – gleichsam aus der Finsternis zum Licht. Bildung und Integrationsbemühungen durch erzieherische Angebote (ohne polizeilichen Zwang) hält Magdalena Guttenberger völlig zu Recht für das wichtigste Gut, das man Menschen für ihren Lebensweg mitgeben kann. Ist die „Spielstube“ im Ummenwinkel nicht das beste Beispiel für den lohnenden gesamtgesellschaftlichen Gewinn bei vertretbarer Investition in die Kleinen?

Bei weitem nicht all das gründlich Behandelte kann hier hinreichend gewürdigt und nicht auf jedes neue Forschungsergebnis eingegangen werden. Wer auch wollte angesichts dieses wichtigen, nicht allein für Oberschwaben bedeutsamen Monuments wider das Vergessen um der Gewinnung einer glücklichen Zukunft willen den Sixtus Beckmesser in sich zu Wort kommen lassen, auf leicht zu Korrigierendes verweisen, so, wenn als Leiter des Reichssicherheitshauptamtes der SS einmal versehentlich statt Reinhard Heydrich dessen Gründer Heinrich Himmler genannt ist – oder in allzu gendergerechter Sprache selbst das generische Neutrumb der „Mitgliederin“ weichen muss. Ein Dreivierteljahrhundert nach der Deportation seiner Großeltern Martha und Julius Guttenberger d. Ä. sagte deren jüngster Enkel anlässlich einer Gedenkreise nach Auschwitz-Birkenau: „Jede Träne erzählt mehr als ein Wort.“ Keine darf vergebens vergossen sein. Auch nicht, ist das Weinen verwandelt in das hier besprochene Buch, dem Taten folgen mögen. Denn „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“

Michael J. H. Zimmermann

*Marie-Kristin Hauke: Frauen bewegen Ulm. Demokratische Teilhabe von Frauen in Ulm nach 1955.* Ulm: Verlag Klemm + Oelschläger 2020; 300 S., zahlr. Abb., geb., 19,80 EUR

,Frauen bewegen Ulm‘ hat Marie-Kristin Hauke ihre umfangreiche Dokumentation über schrieben, worin sie nachvollzieht, wie das zähe Ringen um die Rechte der Frauen sich auf lokaler Ebene manifestiert und teilweise bundesweit einmalige Ergebnisse gezeigt hat. Den Titel hat die Historikerin, wie sie im Vorwort verrät, bewusst doppeldeutig gewählt. Denn „bewegen“ bedeutet in dieser Geschichte nicht nur ein Vorwärts, sondern auch Gegen bewegung wider die Ideen und Forderungen der „Emanzen“.

Der Untertitel ,Demokratische Teilhabe von Frauen in Ulm nach 1955‘ nimmt Bezug auf den Beitrag ,Demokratischer Neubeginn nach 1945‘, den die Autorin zur Ausstellung „Erinnern in Ulm‘ 2014 im gleichnamigen Begleitband veröffentlicht hat. Er handelt von der Rolle der Frauen nach dem Zweiten Weltkrieg bis Mitte der 1950er-Jahre.

Freilich dürfen die Anfänge nach 1945, in denen die Frauen Trümmer beseitigten und im Nachkriegs-Chaos karitativ wirkten, auch in diesem Band nicht fehlen. Ein Ulmer Spezifikum war dabei die Volkshochschule (vh), deren Leiterin Inge Scholl, Schwester von Hans und Sophie, von 1947 an frauenrelevante Zeitfragen ins Programm aufnahm. Dass jedoch auch damals nicht alle Frauen gleicher Meinung waren, zeigte sich daran, dass statt eines gemeinsamen Arbeitskreises zwei überparteiliche, überkonfessionelle Frauenvereine entstanden.

Einer davon war der 1948 gegründete „Überparteiliche Frauenarbeitskreis“. In Zeiten, da viele Frauen ihre Männer im Krieg verloren hatten, verfolgte er nicht nur das Ziel, Frauen zur Mitarbeit am öffentlichen Leben zu bewegen, sondern leistete praktische Hilfe durch Organisation eines Schülerhorts und vor allem durch den Bau zweier Wohnheime für berufstätige, alleinstehende Frauen, die unter der politisch wenig korrekten Bezeichnung „Drachenburg“ (welche die Autorin vermeidet) in die Geschichte des Ulmer Wohnungsbaus eingegangen sind.

Der andere Verein „Frauenbildung–Fruendienst“ konnte auf eine bis 1904 zurückreichende Geschichte zurückblicken. Die größte öffentliche Wahrnehmung erreichte er durch seine jährliche Weiberfasnet, was schon deswegen bemerkenswert ist, weil Ulm eine Hochburg der Fastnachtsmuffel ist. Neben geistreichen Darbietungen und übersprudelnder Kreativität war eines der Erfolgsrezepte, dass Männer keinen Zutritt hatten. Insofern war sie die wohl eine der ersten männerfreien Zonen in Ulm, „eine Art Emanzipation“, wie eine Zeitzeugin feststellt.

Zu den bundesweiten Einzigartigkeiten, die Hauke zu diesem Themenbereich ausgemacht hat, gehören die ebenfalls männerfreien Bürgerinnenversammlungen, die Oberbürgermeister Theodor Pfizer Ende 1950 ins Leben gerufen hatte und die zwei Jahrzehnte vorhielten. Die änderten allerdings nichts daran, dass Frauen im Ulmer Gemeinderat während der 1950er- und 1960er-Jahre einen Anteil von maximal nur 16,6 Prozent erreichten, obwohl sie mehr als die Hälfte der Wahlberechtigten stellten.

Das bedeutete keineswegs, dass die Ulmerinnen mit ihrer herkömmlichen Frauenrolle zufrieden gewesen wären, aber sie waren, so das Fazit des 1968 gegründeten Arbeitszirkels „Frau in der Gesellschaft“, nicht bereit, Eigeninitiative zu entwickeln. Mit der 68er-Bewegung hatte der Kampf um die Rechte der Frauen Rückenwind bekommen, der bis nach Ulm wehte. Er äußerte sich in Aktionen für Gleichberechtigung und Emanzipation, gegen den Paragraphen 218 und schließlich ganz praktisch um ein Frauenzentrum, das allen offenstand, die aufgrund ihres Geschlechts Nachteile oder Probleme zu erleiden hatten. Es folgte das Frauenhaus als Zufluchtsort für Frauen, die häuslicher Gewalt entflohen mussten. Es war das zweite seiner Art in Baden-Württemberg.

Solche Einrichtungen kosteten Geld, und es war keineswegs selbstverständlich, dass Bund, Land und Stadt diese begeistert gewährten, da die treibenden Aktivistinnen nicht unbedingt dem konservativen Lager angehörten und im Verdacht standen, ihre Schützlinge politisch zu indoktrinieren. Ob das tatsächlich beabsichtigt war angesichts der Probleme, denen sich die misshandelten Klientinnen ausgesetzt sahen, sei einmal dahingestellt. Doch freilich blieben diese Hilfsangebote und Aktionen nicht im Karitativen stecken, sondern zielen auf gesellschaftliche Veränderung.

Das dokumentieren die zahlreichen Flugblätter und Plakate, die in dem schön gestalteten Band (Gestaltung: Schindler Kommunikation + Design, Ulm) abgebildet sind. Darin geht es häufig um das Recht auf Abtreibung, aber auch um Solidarität mit Lesben – beides Themen, die bei vielen konservativen Frauen auf Ablehnung bis erbitterten Widerstand stießen.

Dennoch schritt die Bewegung weiter voran. Der 1978 gegründete Verein ‚Frauen helfen Frauen‘ konnte sechs Jahre später ein eigenes Frauenberatungszentrum eröffnen. 1987 beschloss der Verwaltungsausschuss des Gemeinderats, eine Frauenbeauftragte einzustellen, deren Rolle später im Zuge der Verwaltungsreform auf das ‚Frauenbüro‘ überging. Seit 1987 gibt es auch das ‚Frauenforum‘, an dem inzwischen 80 Frauenvereine und rund 60 Einzelfrauen beteiligt sind, dem aber in der Ulmer Stadtpolitik nur eine beratende Funktion statt einer Weisungsbefugnis zukommt.

Zu den Ulmer Einmaligkeiten gehört die ‚Frauenakademie‘, die seit 1986 in Zusammenhang mit der Volkshochschule Frauen die Möglichkeit bietet, sich unabhängig von ihrem Bildungsabschluss weiter zu qualifizieren. Es würde jedoch zu weit führen, hier sämtliche Aktivitäten aufzuführen, welche Marie-Kristin Hauke ausfindig gemacht und gewürdigt hat. Am Ende ihres Werkes kann sie den Erfolg der Frauen, die Ulm beweg(t)en, verkünden: Bei den Gemeinderatswahlen 2014 waren 19 der 40 Gewählten Frauen, eine Quote von 47,5 Prozent – bei einem Landesdurchschnitt von 23,9 Prozent.

Das Buch ist das Ergebnis sorgfältigster Recherche, wobei die Autorin nicht nur so ziemlich alles Gedruckte durchforstet hat, was die öffentlichen und privaten Archive zu diesem Thema hergeben, sondern auch die noch erreichbaren Zeitzeuginnen interviewte. Herausgegeben wurde das Werk vom Frauenbüro der Stadt Ulm. Die Initiative dafür ging von drei Stadträtinnen aus, welche der SPD, der CDU und den Grünen angehören.

Dies sowie der Umstand, dass die meisten der zahlreichen Beteiligten, die in diesem Buch erwähnt sind, erfreulicherweise noch unter den Lebenden weilen, gibt Anlass zur Annahme, dass die Autorin beim Verfassen ihrer Arbeit dementsprechende Rücksicht walten lassen musste und nicht alles publik gemacht hat, was ihr die Zeitzeuginnen und die Quellen offensichtlich haben. Denn dass es Konflikte gab, weiß, wer den im Buch behandelten Zeitraum miterlebt hat. Da waren mitunter heftige inhaltliche Auseinandersetzungen zu beobachten, etwa um die Bestellung der Frauenbeauftragten, was die Verfasserin auch durchaus andeutet. Doch man ahnt, dass sie darüber noch erheblich mehr mitzuteilen gehabt hätte und darf hoffen, dass sie die unveröffentlichten Passagen für die Nachwelt und für ein differenzierteres Bild dieser Bewegung aufzeichnet.

In Anbetracht all dessen hat die Marie-Kristin Hauke das Bestmögliche daraus gemacht und damit einen wertvollen Beitrag zur jüngsten Ulmer Stadtgeschichte geliefert.

*Wolf-Henning Petershagen*

# Verzeichnis der Abkürzungen

A	=	Archiv
Abb.	=	Abbildung
ADB	=	Allgemeine Deutsche Biographie
ADF	=	Allgemeiner Deutscher Frauenverein
ADLV	=	Allgemeiner Deutsche Lehrerinnen-Verein
AFD	=	Alternative für Deutschland
AFZ	=	Archiv für Zeitgeschichte der Eidgenössischen Hochschule Zürich
AJDC	=	American Joint Distribution Committee
Anm.	=	Anmerkung
AWO	=	Arbeiterwohlfahrt
AZ	=	Archivalische Zeitschrift
BCor	=	Martin Bucer Briefwechsel/Correspondance
Bd., Bde.	=	Band, Bände
BDF	=	Bund Deutscher Frauenvereine
BDS	=	Martin Bucer Deutsche Schriften
bes.	=	besonders
BRD	=	Bundesrepublik Deutschland
BSB	=	Bayerische Staatsbibliothek München
BSZ	=	Bibliotheksservice-Zentrum Baden-Württemberg
BVB	=	Bibliotheksverbund Bayern
BWKG	=	Blätter für württembergische Kirchengeschichte
CDU	=	Christlich Demokratische Union Deutschlands
CPAE	=	The Collected Papers and Correspondence of Albert Einstein
DDP	=	Deutsche Demokratische Partei
DDR	=	Deutsche Demokratische Republik
DFD	=	Demokratischer Frauenbund Deutschlands
DGB	=	Deutscher Gewerkschaftsbund
DNVP	=	Deutschnationale Volkspartei
DPs	=	Displaced Persons
DRK	=	Deutsches Rotes Kreuz
DRW	=	Deutsches Rechtswörterbuch. Online-Ausgabe der Heidelberger Akademie der Wissenschaften unter <a href="http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de">http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de</a>
DVP	=	Deutsche Volkspartei
DW	=	Donauwacht
DWB	=	Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. 33 Bde. 1854-1971 (ND München 1984). Online-Ausgabe unter <a href="http://dwb.uni-trier.de/de">http://dwb.uni-trier.de/de</a>
ders./dies.	=	derselbe/dieselbe(n)
EAF	=	Europäische Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft
Ebda./ebda.	=	Ebenda/ebenda
erg., erw.	=	ergänzt(e), erweitert(e)
ev./Ev.	=	evangelisch

f.	= folgende (eine Seite)
Fa.	= Firma
FBZ	= Französische Besatzungszone
FDP	= Freie Demokratische Partei
fl./fl.	= Gulden
fol.	= folio
FWV	= Freie Wählervereinigung
geb.	= geboren
ggf.	= gegebenenfalls
GLA	= Generallandesarchiv
GMA	= Gustav Maier-Archiv Genf
GNM	= Germanisches Nationalmuseum Nürnberg
Hg., hg.	= Herausgeber, herausgegeben
HRG	= Handwörterbuch für Rechtsgeschichte
HStA	= Hauptstaatsarchiv
HuA	= Hilfe und Aufbau, Kommission im S.I.G.
Hz.	= Herzog
HZ	= Historische Zeitschrift
HZ.B	= – Beihefte
IFZ	= Institut für Zeitgeschichte München – Berlin
IRK	= Internationales Rotes Kreuz
JAfp	= Jewish Agency for Palestine
JBTh	= Jahrbuch für Biblische Theologie
Jg.	= Jahrgang
Jh.	= Jahrhundert
JRU	= Jewish Relief Unit
KPD	= Kommunistische Partei Deutschlands
KreisA	= Kreisarchiv
KZ	= Konzentrationslager
LexMA	= Lexikon des Mittelalters
Lit.	= Literatur
LKA	= Landeskirchliches Archiv/Landeskriminalamt
Lkr.	= Landkreis
LThK	= Lexikon für Theologie und Kirche
MGH	= Monumenta Germaniae Historica
MPDR	= Ministère des Prisonniers, Déportés et Rapatriés
ND	= Nachdruck
NDB	= Neue Deutsche Biographie
N. F.	= Neue Folge
N. R.	= Neue Reihe
Nr.	= Nummer
NS	= Nationalsozialismus
NSDAP	= Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NZZ	= Neue Zürcher Zeitung
OA	= Oberamt
OAB	= Oberamtsbeschreibung

Verzeichnis der Abkürzungen

ÖNB	=	Österreichische Nationalbibliothek Wien
o. S.	=	ohne Seiten
RAD	=	Reichsarbeitsdienst
RHPR	=	Revue de l'Histoire et de Philosophie Religieuses
RI	=	Regesta Imperii
RM	=	Reichsmark
RPr	=	Ratsprotokoll(e)
RTA	=	Reichstagsakten
S.	=	Seite
SchwM	=	Schwäbischer Merkur
SchwT	=	Schwäbisches Tagblatt
SchwVb	=	Schwäbischer Volksbote
SchwZ	=	Schwäbische Zeitung
SDZ	=	Schwäbische Donauzeitung
SED	=	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
S.I.G.	=	Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund
SLUB	=	Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek
SMHR	=	Spätmittelalter, Humanismus, Reformation/Studies in the Late Middle Ages, Humanism and the Reformation
Sp.	=	Spalte
SPD	=	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
StA	=	Staatsarchiv
StadtA	=	Stadtarchiv
StadtB	=	Stadtbibliothek
SUB	=	Staats- und Universitätsbibliothek
SuR.NR	=	Spätmittelalter und Reformation. Neue Reihe
SWP	=	Südwest Presse
u. a.	=	unter anderem
UB	=	Urkundenbuch/Universitätsbibliothek
Ulmische Blätter	=	Ulmische Blätter für heimatische Geschichte, Kunst und Denkmalpflege. Monatsbeilage zum Ulmer Tagblatt
UNARMC	=	United Archives and Records Management Center
UNO	=	United Nations Organisation
UNRRA	=	United Nations Relief and Rehabilitation Administration
UO	=	Ulm und Oberschwaben
USp	=	Ulmer Schnellpost
USPD	=	Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands
UTbl	=	Ulmer Tagblatt
UUB	=	Ulmer Urkundenbuch
UZ	=	Ulmer Zeitung
u. ö.	=	und öfter
VD17	=	Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts
VFF	=	Verband fortschrittlicher Frauenvereine
Vgl./vgl.	=	Vergleiche/vergleiche
VKfgL	=	Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg
<sup>2</sup> VL	=	Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters (2. Aufl.)

WBP	=	Württembergische Bürgerpartei
Weyermann I	=	Albrecht Weyermann: Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798
Weyermann II	=	Albrecht Weyermann: Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern. Ulm 1829
WGQu	=	Württembergische Geschichtsquellen, hg. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte
WirtschaftsA	=	Wirtschaftsarchiv
WKW	=	Willibald Kobolts Werke
WLB	=	Württembergische Landesbibliothek Stuttgart
WLM	=	Württembergisches Landesmuseum Stuttgart
WUB	=	Württembergisches Urkundenbuch
WVjh	=	Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte
Z.	=	Zeile
ZfI	=	Zeitschrift für Instrumentenbau. 63 Bde. Leipzig 1880/1881 – 1942/1943
ZGO	=	Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
ZHF	=	Zeitschrift für Historische Forschung
ZHF.B	=	– Beiheft
ZHVS	=	Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben
Zit./zit.	=	Zitiert/zitiert
ZKG	=	Zeitschrift für Kirchengeschichte
ZRG.KA	=	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung
ZWLG	=	Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte

# Abbildungsnachweise

Adler, Reinhold: S. 342, 346, 347, 350, 368, 370  
*Ahrens, Christian/Klinke*, Gregor: Das Harmonium in Deutschland. Frankfurt a. M. 2001:  
S. 205, 206  
Antiquariat Lux Judaica Esch sur Alzette (Luxembourg): S. 357  
Archiv Foto Werner Ehingen: S. 320, 324  
Archives Nationales Paris: S. 348

Bayerische Staatsbibliothek München: S. 145, 146, 151 (links und rechts)  
*Blöck, Lars/Lauber, Johannes/Tränkle, Florian*: Princeps Sveborum –  
Der „Neufund“ einer römischen Grabschrift aus Offenburg-Bühl (Ortenaukreis).  
In: Archäologisches Korrespondenzblatt 46 (2016) S. 500: S. 12

Centre des Archives diplomatiques du ministère des Affaires étrangères La Courneuve:  
S. 330 (unten)

Deutschlands Städtebau – Ulm a. D. Berlin 1921: S. 219  
Dombibliothek Freising: S. 154 (rechts)

Epple & Ege Stuttgart: S. 208  
Ev. Gesamtkirchengemeinde Ulm: S. 185 (Foto: StadtA Ulm)

*Friedlaender*, Waldemar: Dagobert Friedlaender (1826-1904). Ein Lebensbild. München 1908: S. 192  
Für die Sache der Freiheit, des Volkes und der Republik: Die Revolution 1848/49  
im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen. Hg. vom Landratsamt Sigmaringen  
(Heimatliche Schriftenreihe des Landkreises Sigmaringen 7). Sigmaringen 1998: S. 385

Geistlicher Kramer-Laden voller apostolischer Wahren und Wahrheiten. 2. Teil.  
Würzburg 1714: S. 32  
Gustav Maier-Archiv Genf: S. 167, 174, 175 (links und rechts)

Harmonium-Museum Buser Marburg: S. 209  
Hauptstaatsarchiv Stuttgart: S. 27  
Heidegger Hirsau: S. 234 (oben)  
Hertwig, Rudolf: S. 47  
Hinkel, Dr. Manfred: S. 218, 225, 229

Kreisarchiv Alb-Donau-Kreis: S. 323  
Kreisarchiv Sigmaringen: S. 39 (Foto: Reiner Löbe), 40, 41, 287, 292, 295, 297, 301  
(Foto: Reiner Löbe), 377 (oben und unten), 379, 383, 395  
Künzel, Prof. Dr. Otto: S. 216, 217, 223, 226 (oben), 228, 235 (oben und unten)  
Kuhn, Elmar: S. 411  
Kunstsammlung Landkreis Sigmaringen: S. 392

Landesmuseum Baden-Württemberg Stuttgart: S. 123 (oben)  
Löbe, Reiner: S. 39, 289

Magnes Collection of Jewish Art and Life University of California: S. 356  
Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg: S. 123 (unten), 124 (unten), 126, 127 (oben und unten)

- Museum Ulm: S. 109 (Foto: Oleg Kuchar, Ulm), 111 (Foto: Oleg Kuchar, Ulm), 173
- Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: S. 142
- Österreichische Nationalbibliothek Wien: S. 13
- Privatbesitz: S. 268 (Foto: StadtA Ulm), 304, 306, 310, 313, 315,  
Private Collection Wendy Edmonds London: S. 179
- Rak, Christian: S. 321
- Rieber, Christof: S. 182
- Rudowski, Werner: S. 121  
*Rudowski*, Werner: Scheffelt & Co. Frühe logarithmische Recheninstrumente im deutschen Sprachraum. Bochum 2012: S. 124 (oben)
- Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek Dresden: S. 154 (links)
- Sammlung Würth Schwäbisch Hall: S. 34
- Samson, Elisabeth (Kleve): S. 285, 286 (alle Fotos: Reiner Löbe)
- Schaupp, Walter A. (Ehingen): S. 325
- Scheffelt*, Michael: Museum Mathematicum oder Verzeichnuß vieler raren und nutzlichen, Instrumenten, Anhang zum Proportionalzirkel. Ulm 1708: S. 114
- Scheffelt*, Michael: Pes Mechanicus Artificialis, Oder neu=erfundener Maß=stab. Ulm 1699: S. 113
- Scheffelt*, Michael: Pes Mechanicus Artificialis, Oder neu=erfundener Maß=stab,  
Auf welchem Alle Proportionen [...] können und gefunden werden. Ulm 1718: S. 115
- Schuler, Norbert (Mengen): S. 281, 282
- Schwarzmaier*, Hansmartin: S. 22 (Grafik: Holger von Briel), 23 (© Kommission  
für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Grafik Peh & Schefzik, Eppelheim)
- Sigmaringendorf. Beiträge zur Geschichte eines hohenzollerischen Bauern - und Industrieortes.  
Hg. von Edwin E. Weber. Sigmaringendorf 2002: S. 384
- Staatsarchiv Ludwigsburg: S. 211 (links), 213, 326, 329, 332, 338
- Staatsarchiv Sigmaringen: S. 330, 333
- Staatsgalerie Stuttgart: S. 37, 278
- Stadtarchiv Bad Liebenzell: S. 232 (links und rechts), 233, 234 (unten)
- Stadtarchiv Bad Saulgau: S. 283
- Stadtarchiv Pforzheim: S. 375
- Stadtarchiv – Haus der Stadtgeschichte Ulm: S. 51, 52, 62, S. 84, 85, 86, 87, 89, 108, 187, 207,  
209 (rechts), 247, 251, 265, 266
- Stadtbibliothek Ulm: S. 110, 113, 116, 117, 118, 130, 131, 133 (alle Fotos: StadtA Ulm)
- Stadtmuseum Bad Saulgau: S. 43 (Foto: Ulrich Studios Riedlingen)
- Ulmer Sturm/Ulmer Tagblatt: S. 327
- Universitätsbibliothek Eichstätt: S. 140, 149
- Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.: S. 147
- Universitätsbibliothek Heidelberg: S. 152
- Volk, Elisabeth (Sigmaringen): S. 291
- Von der Diktatur zur Besatzung. Das Kriegsende 1945 im Gebiet des heutigen Landkreises  
Sigmaringen. Hg. vom Landkreis Sigmaringen. Sigmaringen 1995: S. 384
- Vox Humana: S. 222 (links)
- Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg Hohenheim: S. 231
- Zeitschrift für Instrumentenbau: S. 211 (links und rechts), 215 (links und rechts), 222 (rechts),  
226 (unten)
- Zotz, Thomas: Schwaben. In: Historisches Lexikon der Schweiz. Bd. 11. Basel 2012. S. 250: S. 21.

# Autoren und Mitarbeiter

Adler, Reinholt, Ummendorf-Fischbach  
Appenzeller, Bernhard, Bibliothekar i. R., Wernau

Brunecker, Frank, Historiker, Leiter des Museums Biberach, Biberach

Damiani, Vincenzo, Dr. phil., Universität Würzburg

Graf, Klaus, Dr., Historiker und Archivar, Aachen

Hamm, Berndt, Prof. Dr., Theologe und Kirchenhistoriker, Erlangen/Ulm

Hauke, Marie-Kristin, Dr., Historikerin, Stadtarchiv Ulm, Ulm

Hertwig, Rudolf M. A., Doktorand, Historisches Institut der Universität Stuttgart

Kliegel, Marieluise, Prof. Dr., Weingarten

Kruse, Norbert, Prof. Dr., Weingarten

Kübler, Rudi, Journalist, Ulm

Künzel, Otto, Prof. Dr.-Ing., Ulm

Kuhn, Elmar L., Dr. h. c., Historiker, Meersburg

Litz, Gudrun, Dr., Historikerin, Stadtarchiv Ulm, Ulm

Muth, Doris, Sigmaringen

Petershagen, Wolf-Henning, Dr., Historiker, Ulm

Rak, Christian, Dr., Ehingen

Rieber, Christof, Dr., Historiker, Ulm

Rudowski, Werner, Dipl.-Ing., Bochum

Schaefer, Viktoria, Dr. med., Augsburg

Scheinhammer-Schmid, Ulrich, Dr., Historiker, Neu-Ulm

Schenk, Susanne, Dr., Theologin und Kirchenhistorikerin, Tübingen

Schöllkopf, Wolfgang, PD Dr., Theologe und Kirchenhistoriker, Ulm

Weber, Edwin Ernst, Dr., Historiker, Stabsbereichsleiter Kultur und Archiv,

Landratsamt Sigmaringen

Wegner, Tjark, Dr., Historiker, Universität Tübingen

Wettengel, Michael, Prof. Dr., Leiter des Stadtarchivs Ulm, Ulm

Winckelmann, Hans-Joachim, Prof. Dr. Dr., Universität Ulm

Witner, Katharina, Ravensburg-Weissenau

Wollmershäuser, Friedrich R., Familienforscher, Oberdischingen

Zimmermann, Michael J. H., Villingen-Schwenningen

Zotz, Thomas, Prof. Dr., Freiburg

# Personenregister

---

*Bernhard Appenzeller*

Im Personenregister sind alle Personen erfasst, die im Text, in den Bildunterschriften und in den Fußnoten vorkommen. Nicht berücksichtigt werden Personen in den Literatur- und Quellenangaben. \* bedeutet, dass der Name in der Fußnote vorkommt.

- Abraham a Sancta Clara 31f., 374  
Adalprecht 389  
Adam, Philipp Ludwig 177  
Adelheid von Hörningen 57  
Adelung, Johann Christoph 158  
Adler, Reinhold 341f., 347, 350,  
    368, 370  
Agathias von Myrina 15  
Agino, Bischof von Konstanz 388  
Ahrens, Christian 203, 230  
Albertus Magnus 94, 106\*  
Albrecht, Friedrich 182, 191  
Aldrovandi, Ulisse 87, 105\*  
Alexander III., Papst 393  
Alexandre, J. 204  
Allgöwer, Richard 186  
Amalie von Syrgenstein 39  
Amalpert 387  
Ammianus Marcellinus 13  
Anna von Hohenzollern 36  
Anna von Zimmern vgl. Anna von  
    Hohenzollern  
Antoni (Klosterknecht) 33  
Appollonia von Henneberg 36f.  
Arend, Sabine 64  
Aristoteles 81, 91, 106\*  
Arnold, Matthieu 59\*  
Assmann, Aleida 372  
Assmann, Jan 372  
Aubele, Edeltraud 238  
Augsburg, Anita 242, 245  
  
Baden  
– Karl-Friedrich (Großherzog) 9  
– Max (Prinz) 261  
Baden, Werner von 23  
Bäumer, Gertrud 241f., 248f.  
Baglivi, Giorgio 82  
Bamberger, Ludwig 178  
Banhans, Anton von 190  
Bartholin, Kaspar Thomas 80  
Bartholomäus (Heiliger) 54f.  
Basilika (Märtyrin) 34  
  
Baum, Marie 278  
Baumann, Franz Ludwig 10, 26  
Baur, Claudia 290, 293f., 299\*f.  
Bebel, August 191, 198  
Bebel, Heinrich 25  
Becher, Heinrich August 176  
Beck, Gertrud 249\*  
Beck, Rosemarie 296  
Beck, Roswitha 299  
Beckert, Ernst 308  
Bellini, Lorenzo 80  
Bennigsen, Rudolf von 178  
Berner 365f.  
Berner, Christiane Friederike Karoline  
    vgl. Hinkel  
Berner, David 210  
Bernheim 166  
Berthold (Graf) 388  
Berthold von Waldburg 392  
Berthold II., Herzog von Zähringen  
    20, 24  
Besserer (Familie) 46  
Besserer, Bernhard 60  
Besserer, Otto 57\*  
Bieger, Adolf 287  
Biler, Johann Matthes 124f., 127f.  
Bilharz, Edwin 395  
Binder, Jürgen 292  
Bion, Albert 194  
Birlinger, Balthasar 280  
Birlinger, Fanny vgl. Fritz  
Bismarck, Otto von 178, 188f.,  
    216  
Bittelschieß (Familie) 390  
Bitz, Ute 203\*  
Blarer, Ambrosius 60f., 63\*, 65f.,  
    72, 74-77  
Blasius (Heiliger) 54  
Bleichröder (Bankhaus) 196  
Blessing, Wilhelm 208f.  
Boccaccio, Giovanni 31  
Bodmann, Eberhard von 394  
Böhme, Ursel 296

- Börne, Ludwig 193  
Bonifaz VIII., Papst 380  
Borel, Pierre 79f.  
Borgolte, Michael 45  
Bosch, Karin 296  
Branmann, Heinrich Conrad 209, 211  
Brann, Julius 199  
Braun, Fritz 287  
Bregenzer, Gustav 392  
Breithaupt 262  
Brenz, Johannes 63f.  
Briel, Holger von 22\*  
Brüll, Babette (geb. Röder) 178  
Brunner, Johann Conrad 80  
Bucer, Martin 59-77  
Bucer, Nathanael 63  
Bucher, Franziska Theresia 84f.  
Bucher-Heller, Franz 199  
Bühler zu Brandenburg, von 249, 251  
Bührlen, Sofie 249\*  
Bürkle, Stefanie 277, 294f., 297f., 300-302  
Bugenhagen, Johannes 64  
Bumiller, Berta 271  
Bunz, Clara 255  
Burger, Herrmann 204  
Butilin (Alemannenführer) 15  
  
Caesar, Gaius Julius 11  
Cahn, Carl 193, 195  
Cahn, Paula (geb. Maier) 180, 192f., 195, 198  
Capito, Wolfgang 61, 65  
Cardano, Gerolamo 93, 106\*  
Carl, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen 382f.  
Caspary, Leopold 370  
Cassiodorus (Chronist) 14  
Castor (Griech. Mythologie) 106\*  
Catharina (Schwester) 33  
Cauer, Minna 242, 248\*  
Charlotte, Königin von Württemberg 249  
Childebrand (Chronist) 17  
Chlodwig I., Frankenkönig 14f., 28  
Chlotar II., Frankenkönig 15  
Chopin, Frédéric 308  
Churchill, Winston 375  
Coelestin III., Papst 393  
Columban (Heiliger) 16  
Cosmas (Heiliger) 54  
Craanen, Theodor 82  
Crailsheim, Fedora von 255  
Cremer (Medizinalrat) 323\*  
Cunrad, Andreas 136  
  
Dagobert I., Frankenkönig 15  
Dais, Edith 255  
Damian (Heiliger) 54  
Damiani, Vincenzo 79  
Dangelmaier, Alois 264  
Daniel (Prophet) 147  
Dauber, Käthe 287  
Debin, A. F. 204  
Descartes, René 83, 107  
Deschler (Firma) 230  
Deutsches Reich, Kaiser – Wilhelm I. 178, 188 – Wilhelm II. 242, 259  
Diehm, Christoph 320f.  
Dietrich 262  
Dietrich, Bernhard 10  
Dillenz, Anna Maria (geb. Kräutle) 268  
Dillenz, Johannes 268  
Dillenz, Mathilde vgl. Kühnert  
Diokletian, Römischer Kaiser 12  
Distel (Maler) 42\*  
Dörfer, Helmut 287  
Dowe, Christoph 261, 267  
Drechsler, Stefan 122  
Dressel, Franz 287  
Dreyfus, Alfred 197  
Dreyfus, Kosman 185f., 190  
Dreyfus, Max 177, 182f.  
Duschnitz, Felix 346, 353  
Duschnitz, Marietta vgl. Moskin  
  
Eberhard von Bodmann 394  
Eberhard von Waldburg 389  
Eberhard, Abt von Reichenau 52  
Eberhardt, Maria 255  
Eberle, Cyprian 243f.  
Ebner, Elise 262, 270f.  
Ebner, Robert 181-184, 189, 201\*  
Ebner, Theodor 270\*  
Egen I., Graf von Freiburg 26  
Ehinger (Familie) 46  
Eibeschitz, Joshua 351  
Einstein, Albert 165f., 172, 181, 185, 189, 196, 254  
Einstein, August 185  
Einstein, Clementine vgl. Marx  
Einstein, Eduard 196  
Einstein, Fanny (geb. Koch) 189\*  
Einstein, Hermann 165, 181, 185f.  
Einstein, Herta vgl. Nathorff  
Einstein, Pauline (geb. Koch) 165, 181  
Einstein, Rudolf 189\*  
Eith (Pfarrer) 331  
Elisabeth (Heilige) 156

- Emerentia von Waldburg 33  
 Enderle 262  
 Engelberg, Ernst 177  
 Engels, Friedrich 373  
 Engelsing, Tobias 380  
 Enzberg (Freiherren) 42  
 Epple & Ege (Firma) 208  
 Erasmus von Rotterdam 72  
 Erlanger, Kosman 177  
 Erler, Fritz 341  
 Ernst von Stöffeln 48\*  
 Erzberger, Mathias 280  
 Espert (Betriebsleiter) 219, 224  
 Estay (Firma) 204, 210
- Faber, Eduard von 168  
 Fabian (Heiliger) 42  
 Fabri, Felix 25  
 Farley, John 83  
 Faulhaber (Familie) 108  
 Faulhaber, Anna Rosine vgl. Miller  
 Faulhaber, Johann 108, 111  
 Faulhaber, Johann Mathäus 107  
 Fauser, Martha 305\*  
 Feckler 262  
 Federlin, Carl 184f., 201\*  
 Feger, Otto 10  
 Feodora von Crailsheim 255  
 Fernel, Jean François 94, 106\*  
 Fessler, Longinus 162  
 Fichte, Johann Gottlieb 106\*  
 Filisin 389  
 Fischer, Marie 280, 283f., 302  
 Fischer-Lette, Marie 197  
 Fleischmann, Johann Friedrich 207  
 Fleischmann, Rosine Friederike  
     vgl. Hinkel  
 Föhr 262  
 Fonrobert, Martina 305\*  
 Franc, Johann 79-83, 135  
 Franc, Veronica (geb. Miller) 135  
 Frank (Bezirksnotar) 323\*  
 Frankreich  
     – Chlodwig (König) 14f., 28  
     – Chlotar II. (König) 15  
     – Dagobert I. (König) 15  
     – Karl I. (Kaiser) 18, 20, 387  
     – Karl Martell (Hausmeier) 16f., 20\*  
     – Karlmann (Hausmeier) 17  
     – Ludwig I. (Kaiser) 18  
     – Pippin d. Mittlere (Hausmeier) 16  
     – Pippin III. (König) 17  
     – Theudowald (König) 15  
     Frankreich  
     – Napoleon I. (Kaiser) 9
- Fredegar 16f., 19f\*  
 Freiburg  
     – Egen I. (Graf) 26  
 Freising, Otto von 22, 24-26  
 Fried, Seligmann 169  
 Friedlaender, Dagobert 178, 180, 192-196,  
     198, 201  
 Friedlaender, Hedwig vgl. Maier  
 Friedlaender, Laura (geb. Oettinger)  
     178, 192  
 Friedlaender, Max 201  
 Friedlaender, Pauline (geb. Friedmann)  
     180  
 Friedlaender, Regina vgl. Maier  
 Friedlaender, Siegmund 195  
 Friedlaender, Waldemar 192, 196  
 Friedlaender, Wilhelm 195  
 Friedmann, Pauline vgl. Friedlaender  
 Friedrich I., König von Württemberg 9  
 Friedrich I., Röm.-dt. Kaiser 20  
 Friedrich II., Röm.-dt. Kaiser 389f.  
 Friedrich, Fürst von Hohenzollern 284  
 Friess, Martin 203\*  
 Fritz, Albert 281  
 Fritz, Fanny (geb. Birlinger) 280-284, 302  
 Froben Christoph von Zimmern 374  
 Fronhofen (Familie) 389  
 Fuchs, Lina Maria vgl. Hinkel  
 Fuchs, Susanne 287, 293  
 Fuß, Christian 308  
 Fuß, Dora 305f., 309, 313-318  
 Fuß, Johannes (Hans) 305\*-309, 314, 316  
 Fuß, Luise (geb. Maute) 303-318  
 Fuß, Walter 307, 314  
 Fuß, Werner 304\*f., 307-309, 314, 317
- Gaelle, Meingosus 164  
 Gagstätter, Georg 182f.  
 Gaßmaier, Doris 296  
 Galgenmayer, Georg 111  
 Galilei, Galileo 111  
 Gallus (Heiliger) 16  
 Gassenmaier, Matthias 53\*  
 Gauggel, Georg 286  
 Gaupp, Franz 350\*  
 Gaupp, Friedrich Ludwig 188  
 Gebhard II., Bischof von Konstanz 394  
 Gelbard, Miriam 359  
 Geograph von Ravenna 15f., 20\*  
 George, Henry 191  
 Gero von Pfullendorf 390  
 Gerok 262  
 Geuenich, Dieter 389  
 Gideon, Gretel 255  
 Giese, Josef 263

- Glück, Margarete 255  
Gnaier, Georg 218\*  
Gnann (Landrat) 333  
Goedart, Johannes 85, 105\*  
Göhring, Friedrich 264  
Goffiné, Leonhard 140  
Goldmann, Nikolaus 111  
Goll, Gustav 171  
Gombold-Diels, Viktoria 296  
Gotfrid (Alemannenführer) 16, 18  
Gottfried Werner von Zimmern 36f.  
Gouges, Olympe de 279  
Graf, Klaus 26  
Gregor von Tours 15-17  
Greiner, Elisabeth 273  
Greulich, Hermann 198  
Gröber, Conrad 378-380  
Gropper, Roberta 263, 268  
Grotz, Theodor 306, 308  
Gubrich, Amalie 271  
Güß, Johannes 50\*  
Gugenheim, Seligman 174f.  
Gugenheim, Sophie vgl. Maier  
Gugenheim, Sophie (geb. Laemmle)  
174f.  
Gump, Alfred 183  
Gump, Benno 183  
Gunzo (Alemannenführer) 15  
Gutbrod, Christian 334\*  
Gutermann, Bertha vgl. Laupheimer-  
Gutermann  
Gutermann, Sophie vgl. La Roche  
Gutmann, Sofie vgl. Levy  
Gutwein, Johann Balthasar 141  
  
Haag, Augustin 161  
Haber, Fritz 195  
Häberer, Birgitta 203\*  
Hagel, Berta 271  
Hahn, Käthe 255  
Halbwachs, Maurice 372  
Halden, Joseph Anton Eusebius  
von der 116, 129  
Hamm, Berndt 59  
Handro, Saskia 376  
Harnack, Adolf von 59  
Hartmann (Regierungsrat) 214  
Harvey, William 83, 91f., 101, 106\*  
Hauke, Marie-Kristin 237  
Haussmann, Julius 176  
Havers, Clopton 80  
Haydar, B. J. 344, 355  
Hebel, Johann Peter 9, 156  
Hefele, Christian 247  
Hefele, Josef 258\*
- Hefele, Julie 247  
Heiden (Haiden) (Musiklehrer) 311  
Heider, Mathilde von (geb. Heim)  
269, 271  
Heider, Wilhelm von 269  
Heiligenberg (Familie) 389  
Heim, Carl von 177, 184, 188, 269  
Heim, Dixie (Wolfgang) 345, 358-362  
Heim, Mathilde von vgl. Heider  
Heine, Heinrich 193  
Heinrich (Mönch) 25  
Heinrich III., Bischof von Konstanz 55  
Heinrich IV., Röm.-dt. Kaiser 20  
Heinrich der Schreiber 48\*  
Heinrich von Westerstetten 53  
Heinrich, Wilhelmine 270f.  
Hellmann, Berta 250-253, 261f., 273  
Hellmann, Salomon 251  
Helmont, Johann Baptista van  
103, 106\*  
Henneberg, Appollonia von 36f.  
Herbert, Therese 249\*  
Herckner, Franz Anton 150f.  
Heribrecht 389  
Heriman de Soneicha 393  
Hermann der Lahme 11  
Hermann, Herbert 352f.  
Herrman, von 262  
Hertwig, Rudolf 45, 47  
Hess, Gerhard 161  
Hess, Jakob 169, 181  
Hettich 249\*  
Hetzl (Handelskammersekretär)  
190\*  
Heyberger, Amalie 249\*  
Heymann, Lida Gustava 242, 256  
Hezelo 390  
Highmoore, Nathaniel 83  
Hildegard, Gattin Karls des Großen 18  
Hilzinger, Gertrud 287  
Hinkel, Christiane Friederike Karoline  
(geb. Berner) 210, 216  
Hinkel, Doris Gerda 225, 236  
Hinkel, Erika Lina Martha (geb. Schwenk)  
224, 232, 236  
Hinkel, Ernst 220  
Hinkel, Ernst Eugen 212, 214, 218,  
220f.  
Hinkel, Ernst Heinrich 210, 214f., 218,  
220f., 224  
Hinkel, Ernst Heinrich (Heinz) 217f.,  
220, 224f., 227-230, 232-234  
Hinkel, Ernst Peter 203-217, 220  
Hinkel, Frida Sofie (geb. Lieb)  
vgl. Rösler

- Hinkel, Hannelore 225  
 Hinkel, Hansjörg 234  
 Hinkel, Hedwig Ida (geb. Höfer) 220  
 Hinkel, Hildegard 220  
 Hinkel, Ingeborg Frauke Regina Frieda (geb. Skukies) 232, 234  
 Hinkel, Jörg 217f., 220  
 Hinkel, Lina Maria (verw. Fuchs) 221  
 Hinkel, Lore Hedwig 220  
 Hinkel, Lotte 217f., 220  
 Hinkel, Luise vgl. Merath  
 Hinkel, Manfred 218, 225, 229  
 Hinkel, Margarete 217f., 220  
 Hinkel, Peter 206  
 Hinkel, Rosine Friederike (geb. Fleischmann) 206f.  
 Hirsch, Friederike (geb. Kiefe) 171  
 Hirsch, Leopold 171f.  
 Hirsch, Otto 171  
 Hirsch, Pauline 262  
 Hirsch, Robert 166-172, 190, 200  
 Hirsch, Sigmund 183  
 Hitler, Adolf 347\*, 376, 379f.  
 Hoch, Willi 287  
 Hochreuther, Ina 276  
 Höfer, Franz 220  
 Höfer, Hedwig Ida vgl. Hinkel  
 Hölder, Julius 188  
 Höriegel, Paul 204  
 Hörmann, Josef 321\*f., 324\*-331, 334\*, 336  
 Hörmann, Paula 334\*  
 Hörningen, Adelheid von 57  
 Hofberg, Magnus 204  
 Hoffmann, Ruth 287  
 Hohenzollern  
   – Anna (geb. von Zimmern, Gräfin) 36  
   – Friedrich (Fürst) 284  
 Hohenzollern-Sigmaringen  
   – Carl (Fürst) 382f.  
   – Karl Anton (Fürst) 377  
 Hohreiter 249\*  
 Holl, Anna Christine (geb. Scheffelt) 135  
 Holl, Samuel 136  
 Hooke, Robert 80  
 Horatius Flaccus, Quintus (Horaz) 152  
 Huber, Fanny 280, 283f., 302  
 Hubert, Konrad 61-63, 65\*  
 Hubert, Margaretha 63\*  
 Hüpper, Georg 287  
 Hug, Marc 59\*  
 Hummel, Marie 271  
 Hunziker, Herbert 198\*  
 Hyller, Sebastian 138, 161  
 Innozenz II., Papst 23  
 Innozenz IV., Papst 391  
 Israel & Levi (Firma) 181, 185f.  
 Jäger, Martha 278  
 Jänichen, Daniel 203\*  
 Jakob, Hildegard 287  
 Jans, Hans-Peter 238  
 Janz, Elise 271  
 Jefferson, Thomas 375  
 Jeremias (Prophet) 184f.  
 Jörgen (Klosterknecht) 33  
 Johann von Wörth 26  
 Johannes der Täufer 42f.  
 Johannes von Winterthur 25  
 Jonston, Jan 87  
 Jordanes (Chronist) 14, 16, 20\*  
 Joshua-Eisenmann, Elisabeth 349, 350  
 Juchacz, Marie 278f.  
 Jüttner, Herbert 287  
 Jungkunz 249\*
- Kässbohrer (Firma) 230  
 Käßbohrer-Griesinger, Marie 271  
 Kätzler (Regierungsrat) 323\*  
 Kaiser 262  
 Kant, Immanuel 106\*  
 Karg-Elert, Sigfrid 214, 218  
 Karl I., Frankenkönig, Röm. Kaiser 18, 20, 387  
 Karl IV., Röm.-dt. Kaiser 53\*  
 Karl Anton, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen 377  
 Karl Martell, Frankenreich, Hausmeier 16f., 20\*  
 Karl-Friedrich, Großherzog von Baden 9  
 Karlmann, Frankenreich, Hausmeier 17  
 Kastlar, Peter 53\*  
 Kaufman, Maxwell 365  
 Kaufmann, Johannes 237\*  
 Kaufmann, Olga 265  
 Kaufmann, Ursula 237\*  
 Kauter, Max 331  
 Keifl (Firma) 236  
 Keinath, Otto 284  
 Keinath, Pauline 262  
 Keller, Franz 284  
 Kettler, Hedwig 249  
 Kiefe, Abraham 171  
 Kiefe, Friederike vgl. Hirsch  
 Kiene, Erika 282  
 Kienzle, Max 321, 324\*, 326f., 334\*, 336f.  
 Kircher, Athanasius 80

- Kirsch, Anton 291  
Klajn, Fajwel 363  
Kleemann, Hans 170  
Kleemann, Rudolf 217  
Klein, I. 183  
Klek, Konrad 78  
Klepser (Bürgermeister) 233  
Klinke, Gregor 230  
Knäpple, Karola 287, 296  
Knapp, A. 368  
Knittel 262  
Knöll 262  
Knorr, Birgit 276  
Koblenzer, Adolf 177  
Kobolt, Willibald 137-164  
Koch, Fanny vgl. Einstein  
Koch, Jakob 181  
Koch, Michael 175\*  
Koch, Pauline vgl. Einstein  
Koch, Richard 195  
Koch, Robert 166\*  
Köhler, Käthe 271  
Koemeda, Adolf Jens 194\*  
Koemeda-Lutz, Margit 194\*  
Kollmann 262  
Konrad III., Röm.-dt. König 23  
Konrad IV., Röm.-dt. König 391  
Konrad von Plochingen 48\*  
Konrad von Winterstetten 389  
Konrad, Herzog von Zähringen 23  
Konstanz, Bischöfe  
– Agino 388  
– Gebhard II. 394  
– Heinrich III. 55  
– Salomo I. 18  
Kopernikus, Nikolaus 148  
Kräfflin 51, 56f.  
Kräutle, Anna Maria vgl. Dillenz  
Krafft (Familie) 45-58  
Krafft am Kornmarkt 49-51, 56f.  
Krafft der Jüngere 47-49  
Krafft der Schreiber 47-49  
Krafft, Anton 53\*  
Krafft, Egidius 51, 53\*, 57\*  
Krafft, Georg 53\*  
Krafft, Guta (geb. Roth) 55  
Krafft, Hans 53, 55  
Krafft, Hermann 50, 53-57  
Krafft, Herschel 51, 53  
Krafft, Johannes 53\*  
Krafft, Konrad 53  
Krafft, Lutz 51, 53, 56  
Krafft, Otto 51-53, 55, 57\*  
Krafft, Peter 51  
Krafft, Ulrich 53, 77f.  
Kramer, Joachim 161  
Kreiser 256\*  
Krezdorn, Hansjörg 287  
Kristen, Kerstin 78  
Kuchar, Oleg 109, 111  
Kühnert, Mathilde (geb. Dillenz) 237,  
    262, 267-269, 273  
Kühnert, Paul 269  
Künzel, Otto 203  
Kuhn, Adolf 177  
Kuhn, Rudolf 286  
Kunz, Karolina 286  
Kunzelmann, Ulrich 53\*  
Kuster, Dagmar 299  
Kyros, Theodoret von 84  
La Roche, Sophie von (geb. Gutermann)  
    246\*  
Laemmle, Sophie vgl. Gugenheim  
Laible, Wilhelm David 219  
Landerer, August 182f.  
Lang (Kommerzienrat) 191  
Lange, Helene 241f., 248  
Langenau, Peter von 53\*  
Langewiesche, Dieter 188  
Lasker, Eduard 178  
Lassalle, Ferdinand 189  
Laufer, Henri 344, 363, 366  
Laupheimer, Alexander 246f.  
Laupheimer, Gertrud 246, 253-255  
Laupheimer-Gutermann, Bertha 246f.,  
    252f., 256, 262f., 273  
Laurentius (Heiliger) 54f.  
Le Contat, Hieronymus (Jérôme)  
    141, 143  
Lebrecht, Isak 177, 182f.  
Lechler, Gertrud 271  
Leeuwenhoek, Antoni van 80, 105f.  
Leggewie, Claus 373  
Leibinger, Bonaventura 322-324\*, 326f.,  
    334\*, 336  
Leibrand 249\*, 251\*  
Leininger, Ludwig 284  
Leininger, Luise 284-287, 302  
Lenne, Elias van 112, 114  
Lenze 262  
Leopold I., Röm.-dt. Kaiser 126  
Lessing, Gotthold Ephraim 155  
Leupold, Jacob 116, 135  
Leuthari (Alemannenführer) 15  
Levi, Eugen 183  
Levi, Moses 185f.  
Levy, Gertrud 255  
Levy, Sofie (geb. Gutmann) 255\*, 272\*  
Lieb, Frida Sofie vgl. Rößler

- Lieb, Hermann 217  
 Lieb, Wilfried 304\*  
 Liebermann-Stryzower, Malka 370  
 Lindholm, Otto 204, 206  
 Lindner, Pirmin 137  
 Link (Orgelbauer) 209, 224  
 Litz, Gudrun 78  
 Livius, Titus 156  
 Locher, Manfred Lorenz 339\*  
 Locher, Udalrique 339  
 Löbe, Reiner 39, 285f., 289, 301  
 Lohmiller, Lieselotte 282, 284  
 Looser, Maria 271  
 Luckner, Gertrud 379f.  
 Ludendorff, Erich 312  
 Ludwig I., Frankenkönig,  
     Röm. Kaiser 18  
 Lukas (Evangelist) 155  
 Lund, H. M. vgl. Maier, Hermann  
 Luther, Martin 60f., 66, 68, 71f.  
 Lutz der Lange 49-51, 56f.  
 Lutz, Katharine 237, 270f., 273  
 Maas, Waltraud 203\*  
 Maaß, Minna 246\*  
 Mack, Hildegard 255  
 Mack, Karl 281  
 Mader, Johann Caspar 39  
 Maentel, Thorsten 203\*  
 Magirus 262  
 Magirus, Conrad Dietrich 182, 190  
 Maier, Aaron Isaak 172-174, 179  
 Maier, Beatrice Marta 176\*, 195\*, 198\*,  
     201\*  
 Maier, Bertha (geb. Röder) 178  
 Maier, Gustav 165-168, 171\*-183,  
     186-201  
 Maier, Hans Arthur 181, 196, 199, 201  
 Maier, Hedwig (geb. Friedlaender)  
     179f., 192, 194  
 Maier, Hermann 176, 180  
 Maier, Johann Wolfgang (Hans) 191, 194,  
     196, 199, 201  
 Maier, John A. vgl. Maier, Hans Arthur  
 Maier, Karl 176  
 Maier, Mathilde 271  
 Maier, Mina 255  
 Maier, Paul Ernst 181, 196f.  
 Maier, Paula vgl. Cahn  
 Maier, Regina (geb. Friedlaender) 165,  
     178-181, 187, 189, 191, 194-196, 198, 200  
 Maier, Sebastian 285  
 Maier, Sophie (geb. Guggenheim) 172, 174f.  
 Maier, Therese 183, 199  
 Malpighi, Marcello 80  
 Manget, Jean-Jacques 80  
 Mannborg, Theodor 204, 214  
 Marchtaler, Conrad 107  
 Marnzac, de (Teamdirektor) 351  
 Marquard von Randeck 53\*  
 Martens (Gymnasialdirektor) 196  
 Martin (Heiliger) 37  
 Martin, Claude 139\*  
 Marx, Clementine (geb. Einstein) 189  
 Marx, Karl 191, 373  
 Marx, Leopold 183  
 Mason & Hamlin (Firma) 204  
 Matthäus (Evangelist) 150  
 Matthias von Neuenburg 24  
 Matthies, Gisela 287  
 Mattioli, Pietro Andrea 87, 105\*  
 Maute, August 305f., 308, 310  
 Maute, Berta 305, 311  
 Maute, Luise vgl. Fuß  
 Maute, Luise (geb. Rieber) 305, 308,  
     313, 317  
 Max, Prinz von Baden 261  
 Maximian, Römischer Kaiser 12  
 Maximilian I., Röm.-dt. Kaiser 26  
 Mayer, Albert 177, 189, 200, 257  
 Mayer, Jakob 164  
 Mayer, Saly 344  
 Mayser, Friedrich 186, 189  
 Megel (Leutnant) 359  
 Meister von Meßkirch 37  
 Mejer 262  
 Mendelssohn(-Bartholdy), Felix 193  
 Menenius Agrippa 156  
 Mengis, Bertha 286  
 Merath, Fritz 220  
 Merath, Luise (geb. Hinkel) 212, 220  
 Merkel, Melitta 253, 255  
 Mersiowsky, Mark 45\*  
 Mertens, Dieter 25  
 Metzger, Max Josef 379  
 Mezger, Franz 138-142  
 Mezler 262  
 Michael von Reischach 33  
 Midas, König von Phrygien 156, 159  
 Miller, Anna Christine vgl. Scheffelt  
 Miller, Anna Rosine (geb. Faulhaber)  
     108  
 Miller, David 108  
 Miller, Veronica vgl. Franc  
 Minholz, Amalie 255  
 Miquel, Johannes Franz 196  
 Molfenter (Café) 269  
 Mollenkopf 262  
 Mommsen, Theodor 193  
 Monheit, Robert 349

- Monika (Heilige) 34  
Moos, Ernst 183  
Moos, Marie 251\*  
Moos, Salomon 183, 200  
Moser, Alfred 346f., 363  
Moser, Anne 346  
Moser-Rath, Elfriede 138, 156, 160  
Moskin, Marietta (geb. Duschnitz)  
  346\*, 352\*  
Mühleisen 262  
Mühleisen, Hans-Otto 380  
Mühlhäuser, Fritz 263  
Mühlschlegel 262, 270  
Müller vgl. auch Miller  
Müller 262  
Müller, Alfred 322, 324-326, 329,  
  334\*  
Müller, Emil 204  
Müller, Hans-Peter 388  
Müller, Ludwig 207  
Münch, Paul 382  
Mützel (Café) 248  
Muffet, Thomas 87, 105\*  
Musitano, Carlo 82f., 106\*  
Muth, Doris 275  
Myrina, Agathias von 15  
  
Napier, John 122  
Napoleon I., Kaiser von Frankreich 9  
Nathorff, Erich 254\*  
Nathorff, Herta (geb. Einstein) 254f.  
Naucerus, Johannes 25  
Naumann, Friedrich 198  
Neher, Michael 173  
Neubronner, Anna vgl. Scheffelt  
Neubronner, Mathäus 108  
Neuburger, David M. 171\*  
Neuburger, Maier 177  
Neuburger, Max 184  
Neuburger, Mina vgl. Weil  
Neuenburg, Matthias von 24  
Niclas (Kaufmann) 253  
Niclas, Henriette 253  
Niklas, Alfred 291  
Nikolaus (Heiliger) 54f.  
Nübling, Ernst 186\*  
Nübling, Eugen 170, 186\*  
Nyger, Heinrich 56  
  
Öhem, Gallus 25  
Oekolampad, Johannes 60f., 63-66, 71f.,  
  75-77  
Oettinger, Laura vgl. Friedlaender  
Ohm (Buchhalter) 229  
Ohr, Wilhelm 258\*
- Onegin, Sigrid 252  
Oparin, Aleksandr Ivanovic 83  
Ortlepp, Nicole 203\*  
Osiander, Andreas 64  
Oßwald, Georg 66  
Oswald (Heiliger) 54f.  
Otfrid von Weißenburg 18  
Ott, Anton 322, 324\*-327, 329, 331f.,  
  334\*-337, 339  
Otto IV., Röm.-dt. Kaiser 24, 389f.  
Otto von Freising 22, 24-26  
Otto von Sankt Blasien 24  
Otto, Linde 253  
Otto-Peters, Louise 239  
Oughtred, William 115  
Ovidius Naso, Publius 100, 152  
  
Päpste  
  – Alexander III. 393  
  – Bonifaz VIII. 380  
  – Coelestin III. 393  
  – Innozenz II. 23  
  – Innozenz IV. 391  
Pantle, Katrin 203\*  
Paracelsus (Theophrastus Bombast  
  von Hohenheim) 83, 103, 106\*  
Paredes-Delboy, Elsa 358f., 363  
Pasteur, Louis 83  
Paulus (Apostel) 157  
Paulus Diaconus 18  
Payer, Friedrich 257\*  
Peil, Dietmar 138, 156  
Perpetua (Heilige) 34  
Pétain, Philippe 337\*  
Peter von Langenau 53\*  
Petershagen, Wolf-Henning 190\*  
Petri, Adam 63\*  
Peutinger, Konrad 11  
Peyer, Johann Conrad 80  
Pfau, Ludwig 176  
Pfeiffer, Eduard von 177  
Pfeiffer, Johanna 271  
Pfizer, Emil von 168  
Pfleiderer, Alfred 148  
Pfleiderer, Angelika 248  
Pfullendorf, Gero von 390  
Philipp von Schwaben, Röm.-dt. König  
  389f.  
Phrygien  
  – Midas (König) 156, 159  
Piazza, Paolo 42\*  
Piermann, Jakob 53\*  
Pinson, Koppel 356  
Pippin der Mittlere, Frankenreich,  
  Hausmeier 16

- Pippin III. der Jüngere, Frankenkönig 17  
 Planck, Mathilde 241, 243, 249, 252,  
 265-268  
 Platon 93  
 Plochingen, Konrad von 48\*  
 Pollux (Griech. Mythologie) 106\*  
 Posadowsky, Arthur von 196  
 Prinzing, Henriette Sofie 262  
 Prokopios von Caesarea 14, 16  
 Proske, Wolfgang 378, 380
- Quidde, Ludwig 199
- Rädle, Fidel 78  
 Rahewin (Chronist) 24  
 Rainstetter, Anna 55f.  
 Rak, Christian 319  
 Ramsberg (Familie) 389, 393-395  
 Randeck, Marquard von 53\*  
 Rau, Else 255  
 Redi, Francesco 82f., 97, 101, 106\*  
 Reichenau  
 – Eberhard (Abt) 52  
 Reinach, Adolf 255\*  
 Reinach, Pauline 255  
 Reinhardt, August von 186  
 Reischach, Michael von 33  
 Rettich, Elise 271  
 Rieber, Christof 165, 182  
 Rieber, Luise vgl. Maute  
 Riedlinger, Mathilde 271  
 Ringer, Lothar 344, 350  
 Risch 262  
 Rist, Luise 267  
 Rittler, Anselm 161  
 Rochus (Heiliger) 42f.  
 Rodbertus, Johann Karl 191  
 Roder, Johann Baptist 374f.  
 Röder, Babette vgl. Brüll  
 Röder, Bertha, vgl. Maier  
 Röder, Isaak 186f.  
 Römisch-deutsches Reich  
 – Friedrich I. (Kaiser) 20  
 – Friedrich II. (Kaiser) 389f.  
 – Heinrich IV. (Kaiser) 20  
 – Karl IV. (Kaiser) 53\*  
 – Konrad III. (König) 23  
 – Konrad IV. (König) 391  
 – Leopold I. (Kaiser) 126  
 – Maximilian I. (Kaiser) 26  
 – Otto IV. (Kaiser) 24, 389f.  
 – Philipp (König) 389f.  
 – Rudolf I. (König) 26  
 – Rudolf von Rheinfelden (König)  
 391
- Römisches Reich (Kaiser)  
 – Diokletian 12  
 – Maximian 12  
 Rösch, Gustav 244  
 Rösch, Katharine 244, 246  
 Rößler, Frida Sofie (geb. Lieb,  
 verw. Hinkel) 217-220, 224  
 Rößler, Karl 221  
 Rößler, Karl Konrad 219-221, 224  
 Roller, Klara 255  
 Rommel, Karla 203\*  
 Rosna (Familie) 389f.  
 Ross, Alexander 83  
 Roth, Guta vgl. Krafft  
 Roth, Konrad 57\*  
 Ruckh, B. 211  
 Rückert, Luise 255  
 Rudolf I., Röm.-dt. König 26  
 Rudolf von Rheinfelden,  
 Röm.-dt. König 391  
 Rudolph, Wolfgang 247\*  
 Rudowski, Werner 107, 121  
 Ruoff, Karoline 271  
 Ruysch, Frederik 80
- Sadeler, Jan 125  
 Salomo I., Bischof von Konstanz 18  
 Sam, Elsbetha 63  
 Sam, Konrad 60f., 63f., 66, 72, 76f.  
 Sankt Blasien, Otto von 24  
 Sankt Gallen  
 – Wredo (Abt) 388  
 Sanwald, Günther 238  
 Schacher, Eberhard 55f.  
 Schäfer, Georg 286  
 Schaefer, Viktoria 79  
 Schall, Carl Ludwig 182  
 Scham, Susanne 296  
 Schauder, Johannes 319, 321, 326, 334\*  
 Schaumlöffel (Landwirtschaftsrat)  
 337, 339  
 Schauz, Christine 271  
 Scheffelt, Anna (geb. Neubronner) 108  
 Scheffelt, Anna Christine vgl. Holl  
 Scheffelt, Anna Christine (geb. Miller)  
 108  
 Scheffelt, Hieronymus David 136  
 Scheffelt, Matthäus 108  
 Scheffelt, Michael 107-116, 118-130,  
 132, 134-136  
 Scheffelt, Thomas 108  
 Schefold, Anna 271  
 Schefold, Ida 268  
 Schefold, Karl 268  
 Schenk, Susanne 77\*

- Schenk von Stauffenberg, Franz August 178  
Scheuermann (Firma) 210  
Schiedmayer, Maximilian Christian 203f.  
Schildknecht, Wendelin 112  
Schlageter, Albert Leo 376  
Schlögel, Karl 376  
Schlumberger, Johannes 173  
Schmid, Emma 251\*  
Schmid, Johann Georg 126, 128  
Schmid, Lotte 255  
Schmid, Wolfgang H. 335\*  
Schmidlin, Antonie (Toni) 262, 269, 270-273  
Schmidt, Johann Martin 134  
Schmidt, Uwe 238  
Schmidt-Michel, Paul-Otto 308\*  
Schmoller, Gustav 195  
Schneider, Konrad Viktor 80  
Schnell, Anselm 161, 164  
Schöb, Georg 256  
Schöb, Marta 256  
Schöffer, Wilhelm 199  
Schöffler & Co. (Firma) 199  
Schöllkopf, Georg 229  
Schott (Pater) 134  
Schradin, Laura 267  
Schreiner, Klaus 26  
Schröter, Doris 296, 299  
Schütterle, Denis 344, 348  
Schuler, Norbert 281f.  
Schultheiß, Agnes 237, 262, 266-268, 270f., 273  
Schwalbach, Bruno 379  
Schwarz, Peter 236  
Schwarzer, Alice 288  
Schwarzmaier, Hansmartin 22\*  
Schwenk (Firma) 230  
Schwenk & Lutz (Firma) 224  
Schwenk, Erika Lina Martha vgl. Hinkel  
Scotus, Johannes Duns 95, 106\*  
Sebastian (Heiliger) 42f.  
Seckler, Flora 271  
Seemüller, Ulrich 203\*  
Seifert, Alfred 218f., 221f., 224  
Selbert, Elisabeth 279  
Seltmann, Fride 272\*  
Seltzlin, David 27\*  
Seneca, Lucius Annaeus 84  
Senn, Stefanie 195\*  
Sennert, Daniel 83  
Seuffer, Thekla 271  
Sevelar (Ritter) 48  
Sigmar 389  
Silberhorn, Ernst 211f.  
Sing, Irmgard 253, 255  
Sing, Karl 253  
Skukies, Ingeborg Frauke Regina Frieda vgl. Hinkel  
Slezak, Leo 252  
Sonnenberg, David 346  
Sorg, Maximilian 305\*, 317  
Sorger, Paul 334\*  
Spallanzani, Lazzaro 83  
Spee, Friedrich 36  
Speer-Adolf, Ursula 287  
Spengler, Lazarus 67\*, 77\*  
Stanton (Familie) 352  
Stanton, Edmund 345, 351  
Staufß, Christoph Carl 383  
Stein, Edith 255\*  
Steiner, Ulrich 347, 349  
Steinmeyer, G. F. 224  
Steinmeyer, Susanne 203\*  
Stern, Immanuel 186  
Stöffeln, Ernst von 48\*  
Stöffeln, Streif von 38\*  
Stolz, Gerhard 282  
Strabon (Chronist) 11  
Streif von Stöffeln 48\*  
Stritt, Marie 242  
Ströbele, August 284  
Strüb, Hans 34  
Strüb, Jakob 34  
Sunthaym, Ladislaus 26  
Swammerdam, Jan 80  
Sykutowski, Czeslaw 319, 321, 326, 334, 336f., 339  
Syrgenstein, Amalie von 39  
Tacitus, Publius Cornelius 11  
Tänzer, Aron 169  
Tell, Wilhelm 156  
Temme, Luise 273  
Teubner (Verlag) 198  
Teufel, Erwin 294  
Teufel, Toni 296  
Teusch, Christine 279  
Thalmessinger, Leopold 186  
Thalmessinger, Nathan 177  
Thegan (Chronist) 18  
Theodore von Kyros 84  
Theudowald, Frankenkönig 15  
Thomas von Aquin 94, 106\*  
Thonet, Alfred 352  
Thumm, Pauline 247, 269, 271  
Tilger 88, 106\*  
Tirpitz, Alfred von 312

- Traub 262  
 Trayser, Philipp Jakob 203f., 208-212  
 Tröglen, Gustav Adolf 177\*  
 Tyrs, Ulrike 287
- Ülin (Arzt, Ravensburg) 33  
 Üxküll-Gyllenband, Olga 252  
 Unseld, Johann Martin 129, 134, 136  
 Uodalpret 389
- Vadian, Joachim 75  
 Veesenmaier, Gustav 177  
 Veiel, Albert 116  
 Venantius Fortunatus 17  
 Vetter (Amtsgerichtsrat) 323\*  
 Völck, Joseph 178  
 Volk, Elisabeth 277, 288-294, 296  
 Vollmer, Margarete 286  
 Volz, Gunther 184\*, 201\*
- Wagner 262  
 Wagner, Elsa 262, 271  
 Wagner, Emilie von 252  
 Wagner, Heinrich von 243, 252  
 Wagner, Jens-Christian 385  
 Wagner, Robert 376  
 Waizinger 262  
 Walahfrid Strabo 18f., 25, 28  
 Waldburg, Berthold von 392  
 Waldburg, Eberhard von 389  
 Waldburg, Emerentia von 33  
 Waldraff, Auguste 284  
 Waldram 388f.  
 Walser, Elisabeth 255  
 Washington, George 375  
 Wassermann, von (Oberkirchenrat)  
     169f.  
 Weber, Edwin Ernst 29, 371  
 Wechsler (Tabakfabrikant) 216  
 Wechßler, Emmy 237, 270f., 273  
 Wehling, Rosemarie 276  
 Wehrle, Roselyn 287  
 Weig, Gebhard 78  
 Weil, Emil 171  
 Weil, Mina (geb. Neuburger) 171\*  
 Weill, Gilbert 349  
 Weinbuch, Hanna 249\*, 272\*  
 Weinschenk, Magdalena 33, 34  
 Weiß, Siegfried 232f.  
 Weißenburg, Otfrid von 18
- Weißhaupt, Josef 376  
 Welcker, Viktor Hugo 170f.  
 Welte, Emilie 271  
 Werdo, Abt von St. Gallen 388  
 Werner von Baden 23  
 Wessel, Horst 376  
 Westerstetten, Heinrich von 53  
 Wettengel, Michael 169\*  
 Wieden, Hildegard 296  
 Wieland (Firma) 229f.  
 Wieland, Philipp 189  
 Wieland, Thomas 365\*  
 Wieler, Robert 345, 350, 352, 355,  
     361-363  
 Wilhelm I., Dt. Kaiser 178, 188  
 Wilhelm II., Dt. Kaiser 242, 259  
 Winckelmann, Hans-Joachim 79  
 Winkler, Heinrich August 373  
 Winteler, Jost 165f., 198  
 Winter, Charlotte 78  
 Winterstetten, Konrad von 389  
 Winterthur, Johannes von 25  
 Wirbelauer, Eckhard 11\*  
 Witner, Katharina 303  
 Wörth, Johann von 26  
 Wolfstal, Tuwia 359, 362  
 Würth, Carl Otto 376f.  
 Württemberg  
     – Charlotte (Königin) 249  
     – Friedrich I. (König) 9  
 Wulf, Christine 78  
 Wunderer, Katja 139\*
- Zähringen (Herzöge)  
     – Berthold II. 20, 24  
     – Konrad 23  
 Zeller (Bankdirektor) 337, 339  
 Zetkin, Clara 258f., 267, 279  
 Zeus (Griech. Mythologie) 106\*  
 Ziegler, Klara 271  
 Zimmern, Anna von  
     vgl. Hohenzollern  
 Zimmern, Appollonia von  
     (geb. von Henneberg) 36f.  
 Zimmern, Froben Christoph von  
     374  
 Zimmern, Gottfried Werner von 36f.  
 Zott, Thomas 9  
 Zürn, Otilie 255  
 Zwingli, Ulrich 60f., 63f., 66, 68, 75

# Ortsregister

*Bernhard Appenzeller*

Im Ortsregister sind alle Orte erfasst, die im Text, in den Bildunterschriften und in den Fußnoten vorkommen. Nicht berücksichtigt werden Orte in den Literatur- und Quellenangaben.  
\* bedeutet, dass der Name in der Fußnote vorkommt.

Aach (Kr. Konstanz) 33\*  
Aarau (Kanton Aargau) 165, 198  
Albstadt (Zollernalbkreis) 209  
Altdorf (Weingarten, Kr. Ravensburg)  
  33\*, 150  
Althaim 388  
Altheim (Kr. Biberach) 388  
Altheim (Frickingen, Bodenseekreis)  
  388  
Altheim (Leibertingen,  
  Kr. Sigmaringen) 388  
Altsteußlingen (Ehingen,  
  Alb-Donau-Kreis) 322  
Amsterdam (Niederlande) 352  
Andechs (Kr. Starnberg) 23  
Andlau (Frankreich) 23  
Ansbach (Mittelfranken) 178  
Antwerpen (Belgien) 27\*  
Aosta (Italien) 21  
Aquileia (Italien) 53  
Archshofen (Creglingen,  
  Main-Tauber-Kreis) 172  
Argentorate vgl. Straßburg  
Arolsen vgl. Bad Arolsen  
Asselfingen (Alb-Donau-Kreis)  
  55\*  
Auerbach (Bensheim, Kr. Bergstraße)  
  203  
Augsburg 11, 21, 23f., 52f., 61, 64,  
  149, 153, 175  
Augusta Rauricorum vgl. Kaiseraugst  
Avignon (Frankreich) 54

Bad Arolsen (Kr. Waldeck-Frankenberg)  
  358  
Bad Cannstatt (Stuttgart) 16f.  
Bad Liebenzell (Kr. Calw) 203\*,  
  232-234, 236  
Bad Marienbad (Mariánské Lázně,  
  Tschechien) 252  
Bad Reichenhall (Kr. Berchtesgadener  
  Land) 359  
Bad Säckingen (Kr. Waldshut) 23

Bad Saulgau (Kr. Sigmaringen) 33, 42-44,  
  277, 280-284, 296, 299, 342, 344, 368  
Bad Schussenried (Kr. Biberach) 269  
Bad Urach (Kr. Reutlingen) 207f.  
Bad Waldsee (Kr. Ravensburg) 237\*, 341  
Bad Wörishofen (Kr. Unterallgäu) 367  
Bad Wurzach (Kr. Ravensburg) 345  
Baden (Kanton Aargau) 23  
Baden-Baden 355, 363, 365  
Badenweiler (Kr. Breisgau-Hoch-  
  schwarzwald) 22f.  
Baindt (Kr. Ravensburg) 208  
Baisingen (Rottenburg, Kr. Tübingen)  
  171  
Balbeck (Libanon) 197  
Balingen (Zollernalbkreis) 303,  
  305, 388  
Balsthal (Kanton Solothurn) 199  
Basel (Kanton Basel-Stadt) 9, 21-23,  
  60f., 63f., 77, 122, 134, 199  
Bayreuth (Oberfranken) 194, 204  
Belleville (Frankreich) 319\*  
Benediktbeuern (Kr. Bad Tölz-  
  Wolfratshausen) 23  
Bengasi (Libyen) 342  
Bergamo (Italien) 21  
Bergen-Belsen (Kr. Celle) 342, 349  
Berkeley (USA) 355  
Berlin 128, 134, 166, 180, 195-197,  
  203, 242-245, 254\*, 259, 263, 280, 303,  
  305, 344, 352, 365f., 369  
Bern (Kanton Bern) 22f., 195, 259  
Bernried 218, 225, 229  
Beromünster (Kanton Luzern) 23  
Beuron (Kr. Sigmaringen) 209  
Biberach (Riß) 23, 122, 227, 300,  
  328f., 336, 341-345, 347-350, 352-355,  
  358f., 362-364, 367f., 388  
Bingen (Kr. Sigmaringen) 29, 38  
Bittelschieß (Krauchenwies,  
  Kr. Sigmaringen) 390  
Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis) 55,  
  255, 337

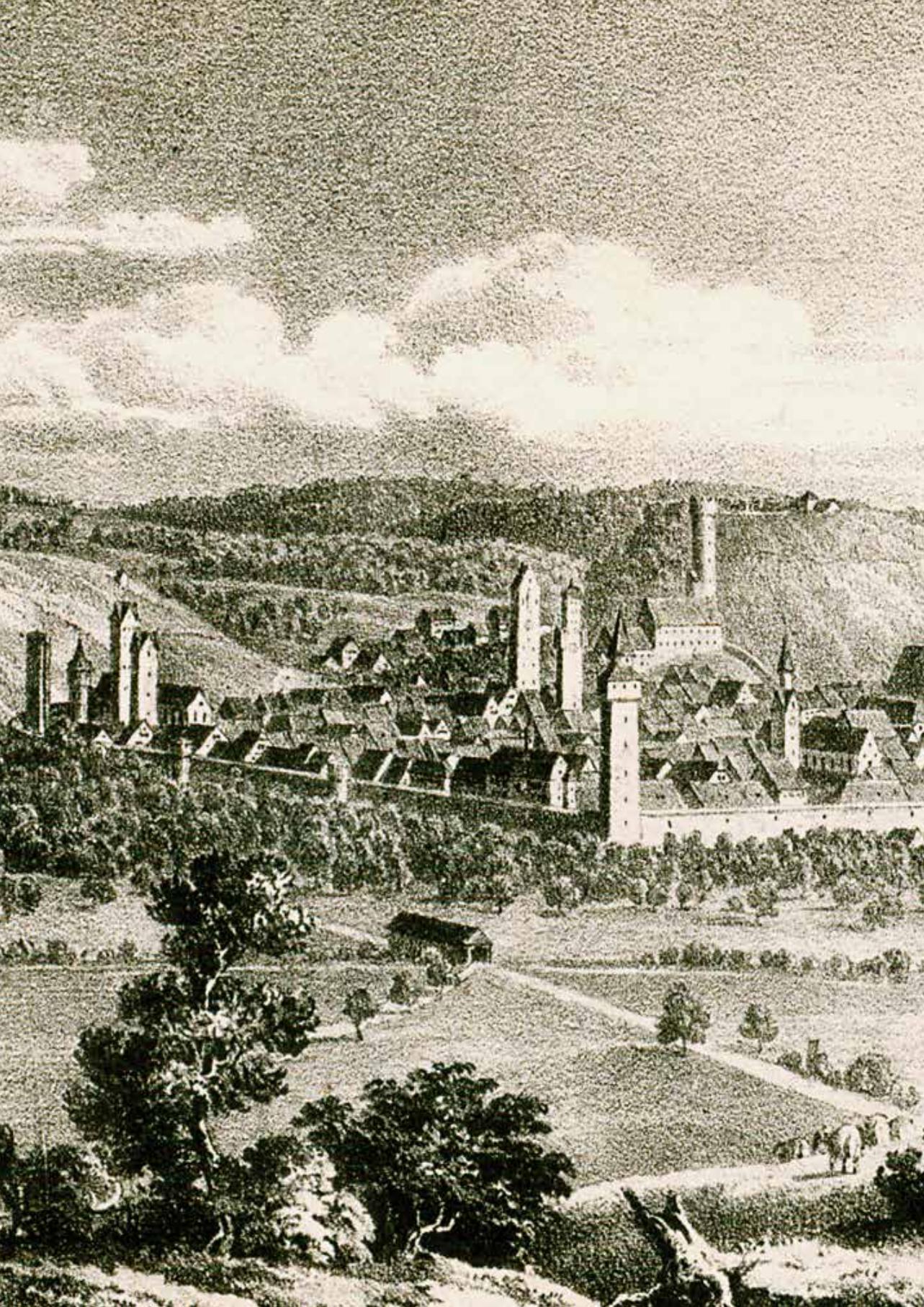
- Böhmenkirch (Kr. Göppingen) 208  
 Bonn 336  
 Bregenz (Vorarlberg) 23  
 Breisach (Kr. Breisgau-Hochschwarzwald) 13, 21-23  
 Brescia (Italien) 21  
 Breslau (Wroclaw, Polen) 171  
 Brixen (Italien) 21  
 Bromberg (Bydgoszcz, Polen) 178-180, 192  
 Brüssel (Belgien) 199  
 Buchenwald (Weimar) 385  
 Buchhorn (Friedrichshafen, Bodenseekreis) 33\*  
 Bühl (Kr. Rastatt) 11f.  
 Burgdorf (Kanton Bern) 22  
 Burgfelden (Albstadt, Zollernalbkreis) 308  
 Calw 203\*, 232f.  
 Cannstatt vgl. Bad Cannstatt  
 Caracas (Venezuela) 234  
 Chemnitz (Sachsen) 308  
 Chiavenna (Italien) 21  
 Christchurch (Neuseeland) 180  
 Chur (Kanton Graubünden) 21-23  
 Como (Italien) 21  
 Creglingen (Main-Tauber-Kreis) 172  
 Damaskus (Syrien) 197  
 Davos (Kanton Graubünden) 195\*, 357  
 Deizisau (Kr. Esslingen) 209  
 Dellmensingen (Erbach, Alb-Donau-Kreis) 49  
 Den Haag (Niederlande) 242  
 Dettingen (Kr. Reutlingen) 368  
 Dichshesain vgl. Digesheim  
 Diessen (Kr. Landsberg/Lech) 23  
 Diessenhofen (Kanton Thurgau) 355  
 Digesheim (Meßstetten, Zollernalbkreis) 387f.  
 Dischingen vgl. Oberdischingen  
 Donaueschingen (Schwarzwald-Baar-Kreis) 33\*  
 Donauwörth (Kr. Donau-Ries) 23f.  
 Dortmund 353  
 Dresden 139\*, 153\*, 345  
 Dürmentingen (Kr. Biberach) 208  
 Ebinga vgl. Ebingen  
 Ebingen (Zollernalbkreis) 303-306, 308, 310f., 313, 316, 365, 388  
 Ehingen (Alb-Donau-Kreis) 237\*, 319, 321-328, 331f., 334-337, 339f.  
 Eichstätt (Oberbayern) 21, 139\*, 149\*
- Eilshausen (Hiddenhausen, Kr. Herford) 358  
 Einsingen (Ulm) 269  
 Elchingen (Kr. Neu-Ulm) 48f.  
 Ellwangen (Ostalbkreis) 21, 188  
 Elzach (Kr. Emmendingen) 10  
 Engelswies (Inzigkofen, Kr. Sigmaringen) 388  
 Engen (Kr. Konstanz) 33\*, 37  
 Erbach (Odenwaldkreis) 206  
 Ermatingen (Kanton Thurgau) 192, 194, 196, 198  
 Ermelau (Allmendingen, Alb-Donau-Kreis) 319  
 Erolzheim (Kr. Biberach) 209  
 Esslingen (Neckar) 21, 74, 170, 203\*, 206-208, 210, 220f., 256  
 Filisninga vgl. Vilzingen  
 Florenz (Italien) 31, 198  
 Frankfurt (Main) 23, 166, 175f., 186, 189, 191-195, 197-199, 365  
 Franzensbad (Františkovy Lázně, Tschechien) 178  
 Freiburg (Breisgau) 11, 22f., 26, 77, 146\*, 284, 378f.  
 Freiburg (Kanton Freiburg) 22f.  
 Freising (Oberbayern) 153\*  
 Frickingen (Bodenseekreis) 388  
 Friedrichshafen (Bodensee) 199, 308\*  
 Füssen (Kr. Ostallgäu) 23  
 Gailenkirchen (Schwäbisch Hall) 247\*  
 Gailingen (Kr. Konstanz) 342, 344, 368  
 Gaisental (Biberach/Riß) 353, 363  
 Gammertingen (Kr. Sigmaringen) 293, 394  
 Gdingen (Gdynia, Polen) 320  
 Geislingen (Steige, Kr. Göppingen) 66, 189  
 Gelnhausen (Main-Kinzig-Kreis) 23  
 Genf (Kanton Genf) 22, 305\*, 366  
 Gengenbach (Ortenaukreis) 22f., 26  
 Gera (Thüringen) 203\*  
 Giengen (Kr. Heidenheim) 209, 224  
 Glattfelden (Kanton Zürich) 23  
 Gögglingen (Ostalbkreis) 209  
 Gögglingen (Ulm) 209  
 Göppingen 260  
 Göttingen 141\*  
 Gotha (Thüringen) 258  
 Grafeneck (Gomadingen, Kr. Reutlingen) 303, 305\*, 307, 317

- Granheim (Ehingen, Alb-Donau-Kreis) 319, 334\*, 336\*  
Großlaupheim (Laupheim, Kr. Biberach) 347\*  
Großschönach (Herdwangen-Schönach, Kr. Sigmaringen) 393  
  
Habsthal (Ostrach, Kr. Sigmaringen) 390  
Hagenau (Frankreich) 23  
Haigerloch (Zollernalbkreis) 31  
Halla in Suevia vgl. Schwäbisch Hall  
Hamburg 112, 122, 134, 180, 242, 248  
Hartheim (Alkoven, Oberösterreich) 303  
Hartheim (Meßstetten, Zollernalbkreis) 388  
Haslach (Ortenaukreis) 358, 361  
Hathaim vgl. Hartheim (Meßstetten)  
Haunsheim (Kr. Dillingen/Donau) 209  
Hausen (Allmendingen, Alb-Donau-Kreis) 319, 334\*  
Hausen am Andelsbach (Krauchenwies, Kr. Sigmaringen) 394  
Hausen im Tal (Beuron, Kr. Sigmaringen) 394f.  
Hautcret (Kanton Waadt) 22  
Hauterive (Kanton Neuenburg) 22  
Hechingen (Zollernalbkreis) 36, 175, 189\*  
Heidelberg 139\*, 151\*  
Heidenheim (Brenz) 189  
Heilbronn 184, 221, 243  
Heinstetten (Meßstetten, Zollernalbkreis) 388  
Herdwangen-Schönach (Kr. Sigmaringen) 299, 393f.  
Herprehtinga 389  
Herrenberg (Kr. Böblingen) 309  
Herrlingen (Blaustein, Alb-Donau-Kreis) 23  
Hettingen (Kr. Sigmaringen) 299  
Hirrlingen (Kr. Tübingen) 23  
Hof (Oberfranken) 359  
Hohunsteti 388  
Hütten (Schelklingen, Alb-Donau-Kreis) 336\*  
Imst (Tirol) 23  
Ingelheim (Kr. Mainz-Bingen) 23  
Interlaken (Kanton Bern) 22  
Inzigkofen (Kr. Sigmaringen) 31-34, 392  
Isny (Kr. Ravensburg) 30  
  
Jena (Thüringen) 194  
Jerusalem (Israel) 74  
Jordanbad (Biberach/Riß) 341-353, 355-370  
  
Kairo (Ägypten) 196  
Kaiseraugst (Kanton Aargau) 11f.  
Kaiserslautern 23  
Karaganda (Kasachstan) 365\*  
Karlsruhe 252  
Keltesuis vgl. Engelswies  
Kempten (Allgäu) 21, 23, 30  
Kettenacker (Gammertingen, Kr. Sigmaringen) 393f.  
Kirchheim (Teck, Kr. Esslingen) 236  
Kißlegg (Kr. Ravensburg) 342, 365f.  
Kleinschönach (Herdwangen-Schönach, Kr. Sigmaringen) 393  
Kölbigk (Sachsen-Anhalt) 156  
Köln 64  
Konstanz (Bodensee) 10, 15, 21-23, 30f., 33\*, 54f., 60f., 63\*f., 138f., 149, 162, 193, 196-198, 342, 344f., 368, 378, 380, 388, 390, 394  
Kopenhagen (Dänemark) 258  
Kornwestheim (Kr. Ludwigsburg) 365  
Krauchenwies (Kr. Sigmaringen) 39  
Kreenheinstetten (Leibertingen, Kr. Sigmaringen) 31, 388  
Kreuzlingen (Kanton Thurgau) 345  
Kriegshaber (Augsburg) 175  
  
Ladenburg (Rhein-Neckar-Kreis) 11  
Laiz (Sigmaringen, Kr. Sigmaringen) 290f., 391  
Landsberg (Lech, Oberbayern) 23, 354  
Langenau (Alb-Donau-Kreis) 255  
Langenberg (Gera, Thüringen) 220  
Laucherthal (Sigmaringendorf, Kr. Sigmaringen) 383f.  
Laufen (Albstadt, Zollernalbkreis) 209  
Lauingen (Kr. Dillingen/Donau) 328  
Laupheim (Kr. Biberach) 175, 246, 254f., 328, 347-349, 367, 370  
Lausanne (Kanton Waadt) 21-23  
Lauterach (Alb-Donau-Kreis) 268  
Lauterach (Vorarlberg) 345  
Lautern (Blaustein, Alb-Donau-Kreis) 246

- Leibertingen (Kr. Sigmaringen) 388  
 Leinzell (Ostalbkreis) 209  
 Leipheim (Kr. Günzburg) 50\*  
 Leipzig 198, 204, 206, 214, 225, 268,  
     345  
 Lemberg (Lwiw, Ukraine) 320  
 Lenzburg (Kanton Aargau) 23f., 199  
 Leutkirch (Kr. Ravensburg) 10, 30  
 Liebenau (Meckenbeuren, Bodenseekreis)  
     345  
 Lindau (Bodensee) 23, 30, 33\*, 61,  
     342, 366  
 Linz (Oberösterreich) 190  
 London 112, 134, 196-198, 210, 254\*,  
     345, 352, 358  
 Lorch (Ostalbkreis) 23  
 Ludwigsburg 203\*, 328f., 335, 337  
 Luzern (Kanton Luzern) 199f.  
 Lyon (Frankreich) 391  
  
 Mailand (Italien) 21  
 Mainz 23, 255  
 Mannheim 183  
 Meersburg (Bodenseekreis) 33\*  
 Mehrerau (Vorarlberg) 391  
 Memmingen (Unterallgäu) 23, 30,  
     61, 276  
 Mengen (Kr. Sigmaringen) 290, 294,  
     300, 345, 389  
 Meran (Italien) 23  
 Mering (Kr. Aichach-Friedberg) 23  
 Meßkirch (Kr. Sigmaringen) 36f.,  
     374, 378  
 Meßstetten (Zollernalbkreis) 388  
 Metz (Frankreich) 344  
 Metzingen (Kr. Reutlingen) 207  
 Mittelbau-Dora (Nordhausen, Thüringen)  
     385  
 Moudon (Kanton Waadt) 22  
 Mühlheim (Kr. Tuttlingen) 42  
 München 112, 134, 144\*, 150\*, 160, 201,  
     217, 252, 360, 363, 366, 369  
 Münsingen (Kr. Reutlingen) 230, 325\*  
 Munderkingen (Alb-Donau-Kreis) 339  
 Murten (Kanton Freiburg) 22f.  
  
 Nagold (Kr. Calw) 232  
 Neapel (Italien) 82  
 Neuenburg (Kr. Breisgau-Hoch-  
     schwarzwald) 22  
 Neuenstein (Hohenlohekreis) 217  
 Neuhausen (Kr. Esslingen) 203\*,  
     221  
 Neu-Ulm 227, 243, 246, 255, 261f.  
 New Orleans (USA) 171  
  
 New York (USA) 168, 221, 254\*,  
     343  
 Nickhof (Inzigkofen, Kr. Sigmaringen)  
     392  
 Nördlingen (Kr. Donau-Ries) 21, 23  
 Nordrach (Ortenaukreis) 344  
 Notzingen (Kr. Esslingen) 255  
 Novarra (Italien) 21  
 Nürnberg 23, 64, 67\*, 77\*, 107-109,  
     130, 134, 136, 204, 251  
 Nusplingen (Zollernalbkreis) 388  
 Nuttenhoven vgl. Nickhof  
  
 Oberdischingen (Alb-Donau-Kreis)  
     49, 51  
 Oberkollbach (Oberreichenbach,  
     Kr. Calw) 233  
 Oberstadion (Alb-Donau-Kreis) 209  
 Öttingen (Kr. Donau-Ries) 203\*,  
     224  
 Offenburg (Ortenaukreis) 12, 22f., 263  
 Ostende (Belgien) 178  
 Ostrach (Kr. Sigmaringen) 299  
 Ottobeuren (Kr. Unterallgäu) 21  
  
 Paris 194, 197f., 208, 258, 336, 344,  
     355, 366  
 Peiting (Kr. Weilheim-Schongau) 23  
 Petershausen (Konstanz) 391, 394  
 Pfullendorf (Kr. Sigmaringen) 23, 33,  
     37, 39, 44, 376, 389-391, 393-395  
 Polling (Kr. Weilheim-Schongau) 23  
 Posen (Poznan, Polen) 171  
 Prag (Tschechien) 53\*  
  
 Radolfzell (Kr. Konstanz) 33\*  
 Rastatt 324, 329, 339f.  
 Ravensburg 23, 26, 33, 43, 150f., 208,  
     336, 342, 359  
 Rechtenstein (Alb-Donau-Kreis) 268  
 Regensburg 106\*  
 Reichenau (Kr. Konstanz) 11, 16, 18,  
     21, 25, 50, 52  
 Reute (Bad Waldsee, Kr. Ravensburg)  
     341, 343, 367  
 Reutlingen 188\*, 267, 326\*  
 Rheinfelden (Kanton Aargau) 22f.  
 Riedlingen (Kr. Biberach) 388  
 Rißtissen (Ehingen, Alb-Donau-Kreis)  
     209  
 Rom 53, 176, 197f.  
 Rosenheim (Oberbayern) 160  
 Rosna (Mengen, Kr. Sigmaringen)  
     389f.  
 Rothenburg (Tauber, Kr. Ansbach) 23

- Rottenacker (Alb-Donau-Kreis) 60, 320  
Rottenburg (Kr. Tübingen) 188\*  
Rottemünster (Rottweil) 304f., 307,  
309, 314, 317  
Rotterdam (Niederlande) 199  
Rottweil 10, 21, 26, 304, 388  
Rüstringen vgl. Wilhelmshaven
- Säckingen vgl. Bad Säckingen  
Sahlenbach (Pfullendorf, Kr. Sigmaringen)  
390  
Salem (Bodenseekreis) 48, 55\*, 305\*,  
393f.  
Salzburg 138, 141f., 161  
Samarkand (Usbekistan) 356  
San Francisco (USA) 251  
Sankt Blasien (Kr. Waldshut) 22f.,  
390, 393  
Sankt Gallen (Kanton Sankt Gallen) 16,  
21, 23, 35, 37, 75, 122, 134,  
387-389, 391  
Sankt Georgen (Schwarzwald-Baar-Kreis)  
22f., 390  
Sankt Peter (Kr. Breisgau-Hoch-  
schwarzwald) 23f., 160  
Santiago de Chile (Chile) 197\*  
Saulgau vgl. Bad Saulgau  
Schaffhausen (Kanton Schaffhausen)  
22, 393  
Scheer (Kr. Sigmaringen) 209  
Schlettstadt (Frankreich) 23  
Schmiedchen (Schelklingen,  
Alb-Donau-Kreis) 336\*  
Schömberg (Zollernalbkreis) 388  
Schönau (Kr. Lörrach) 393  
Schongau (Kr. Weilheim-Schongau) 23  
Schuttern (Friesenheim, Ortenaukreis)  
22  
Schwabegg (Schwabmünchen,  
Kr. Augsburg) 23f.  
Schwäbisch Gmünd (Ostalbkreis) 23  
Schwäbisch Hall 22f., 34, 63  
Schwedt (Kr. Uckermark) 255  
Schweinfurt (Unterfranken) 23  
Schwenningen (Villingen-Schwenningen)  
299  
Sconowa vgl. Schönau  
Shitomir (Ukraine) 320  
Sigemaringen vgl. Sigmaringen  
Sigmaringen 30, 38, 275-277, 280,  
283-288, 290f., 294-296, 299, 301, 328,  
337\*, 376f., 381-389, 392  
Sigmaringendorf (Kr. Sigmaringen) 29,  
383-385, 391  
Singen (Kr. Konstanz) 10
- Sipplingen (Bodenseekreis) 33  
Sitten (Sion, Kanton Wallis) 21f.  
Söflingen (Ulm) 270  
Solothurn (Kanton Solothurn) 22  
Speyer 21-23  
Stadelhofen (Pfullendorf, Kr. Sigmaringen)  
390  
Staffelstein (Kr. Lichtenfels) 255  
Stein am Rhein (Kanton Schaffhausen)  
22f.  
Steingaden (Kr. Weilheim-Schongau)  
23  
Stetten am kalten Markt (Kr. Sigmaringen)  
278  
Stockach (Kr. Konstanz) 33\*, 36  
Straßburg (Frankreich) 11\*f., 21-23,  
59-61, 63f., 66, 74, 77, 194, 349, 353  
Stuttgart 45\*, 122f., 134, 168,  
170f., 177, 183f., 187f., 203f., 208-210,  
212, 214, 217, 220f., 243, 248\*f.,  
252-254, 256-258, 260, 263, 265, 312,  
329, 336, 339-341
- Talheim (Lauterach, Alb-Donau-Kreis)  
268  
Tettnang (Bodenseekreis) 345  
Thun (Kanton Bern) 22  
Tribur (Kr. Groß-Gerau) 23  
Trient (Italien) 21  
Trier 36  
Tripolis (Libyen) 342, 346  
Tübingen 25, 77, 139\*, 168, 188\*, 209,  
243, 253-256, 307, 309, 332, 334, 340
- Udine (Italien) 53\*  
Überlingen (Bodenseekreis) 23, 33\*,  
305\*, 314, 393  
Ulm 21, 23, 25, 45-55, 58-61, 63-68,  
70-80, 107-109, 112, 116, 120,  
126, 134-136, 165-190, 193, 195, 197,  
199-201, 203 f., 206f., 209, 211f.,  
214, 216-222, 224f., 227, 230, 233f.,  
236, 237-239, 243-263, 265-274,  
312, 336f., 365
- Ummendorf (Kr. Biberach) 359  
Untzikoven vgl. Inzigkofen  
Uodalprechteswilare 388f.  
Urach vgl. Bad Urach  
Ursberg (Kr. Günzburg) 23  
Uzenhoven vgl. Inzigkofen
- Veringendorf (Veringenstadt,  
Kr. Sigmaringen) 34  
Veringenstadt (Kr. Sigmaringen) 40f.  
Verona (Italien) 21

- Versailles (Frankreich) 178, 270  
 Villingen (Villingen-Schwenningen) 10,  
   22f., 26  
 Vilsingen (Inzigkofen, Kr. Sigmaringen)  
   388f.
- Walbertswaile (Wald, Kr. Sigmaringen)  
   389
- Walburg (Frankreich) 23  
 Wald (Kr. Sigmaringen) 392  
 Waldrammeswilare 388f.  
 Wangen (Kr. Ravensburg) 33\*  
 Warthausen (Kr. Biberach) 23  
 Weil der Stadt (Kr. Böblingen) 36  
 Weilersteußlingen (Allmendingen,  
   Alb-Donau-Kreis) 319, 326, 334  
 Weilheim (Kr. Esslingen) 23  
 Weimar 249, 278, 280  
 Weingarten (Kr. Ravensburg) 23,  
   137-139, 146\*, 148, 150, 161-163, 312  
 Weinsberg (Kr. Heilbronn) 23  
 Weissenau (Ravensburg) 303-305,  
   307, 309, 314-317  
 Weißenburg (Frankreich) 23  
 Weißenburg (Kr. Weißenburg-Gunzen-  
   hausen) 23  
 Werdau (Kr. Zwickau) 204  
 Wessobrunn (Kr. Weilheim-Schongau) 23
- West Hackney (London) 352  
 Westerbork (Niederlande) 342  
 Westerstetten (Alb-Donau-Kreis) 53  
 Wien 11, 32, 190, 197f., 210, 352,  
   354, 365\*
- Wiesbaden 248\*
- Wilhelmshaven (Niedersachsen) 232  
 Winnipeg (Kanada) 255  
 Winterlingen (Zollernalbkreis) 388  
 Wittenau (Berlin) 365  
 Wittenberg (Sachsen-Anhalt)  
   70, 107  
 Wittlich (Kr. Bernkastel-Wittlich)  
   328, 331f.
- Witzighausen (Senden, Kr. Neu-Ulm)  
   81, 84
- Wollstein (Wolsztyn, Polen) 178  
 Worms 21, 23  
 Würzburg 21, 23  
 Wurzach vgl. Bad Wurzach
- Zech (Lindau) 366  
 Zülpich (Kr. Euskirchen) 14  
 Zürich (Kanton Zürich) 21-25, 70,  
   165-167, 172, 191, 196, 198,  
   200f., 344  
 Zurzach (Kanton Aargau) 21  
 Zwiefalten (Kr. Reutlingen) 305\*



# Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

## Vorstand

Ehrenvorsitzender	Prof. Dr. Peter Blickle, Saarbrücken (†)
Ehrenmitglieder	Dr. Guntram Blaser (†), Dirk Gaerte, Dr. Elmar L. Kuhn, Prof. Dr. Hans-Ulrich Rudolf, Dr. Peter Eitel, Prof. Dr. Franz Quartal
Vorsitzender	Prof. Dr. Andreas Schwab, Weingarten
Stellv. Vorsitzende	Stefanie Bürkle, Landräatin, Sigmaringen
Geschäftsführer	Dr. Edwin Ernst Weber, Stabsbereich Kultur- und Archiv, Landratsamt Sigmaringen
Schatzmeister	Martin Bücher, Kreissparkasse Biberach

## Vertreter Landkreise

Alb-Donau-Kreis	Carola Traub, Kreisarchiv Alb-Donau-Kreis
Biberach	Dr. Jürgen Kniep, Kreiskultur- und Archivamt Biberach
Bodenseekreis Ravensburg	Dr. Stefan Feucht, Kulturamt Bodenseekreis
Sigmaringen	Dr. Maximilian Eiden, Kreiskultur- und Archivamt Ravensburg

## Beisitzer

Dr. Edwin Ernst Weber, Stabsbereich Kultur- und Archiv, Landratsamt Sigmaringen (s. o.)
Dr. Hans-Wolfgang Bayer, Kulturamt Stadt Memmingen
Frank Brunecker, Museum Biberach
Prof. Dr. Sigrid Hirbodian, Universität Tübingen
Prof. Dr. Sabine Holtz, Universität Stuttgart
Sabine Mücke M. A., Museum Humpis-Quartier Ravensburg
Bernhard Rüth, Bereich Archiv, Kultur, Tourismus, Landratsamt Rottweil
Prof. Dietmar Schiersner, PH Weingarten
Dr. Franz-Josef Ziwe, Staatsarchiv Sigmaringen
Prof. Dr. Thomas Zott, Freiburg

## Kuratorium

Ehrenpräsident	Dipl. Ing. Siegfried Weishaupt, Laupheim
Präsident	Peter Schneider, Präsident Sparkassenverband Baden-Württemberg, Andelfingen
Vize-Präsident	Rudolf Köberle Minister a. D., Fronreute

## Geschäftsstelle

Landratsamt Sigmaringen	Bankverbindung:
Stabsbereich	Hohenzollerische Landesbank
Kultur und Archiv	Kreissparkasse Sigmaringen
Postfach 4 40	IBAN: DE75 6535 1050 0000 0292 63
72482 Sigmaringen	BIC: SOLADES1SIG
Tel.: 07571 102-1141	
E-Mail: kreisarchiv@lrasiq.de	

# Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V.

## Vorstand

---

Ehrenvorsitzender	Dr. Gebhard Weig, Ulm
Vorsitzende	Dr. Gudrun Litz, Ulm
Stellv. Vorsitzender	Christoph Kleiber M. A., Ulm
Schatzmeisterin	Karin Häring, Asselfingen
Schriftführerin	Dr. Eva Leistenschneider, Ulm

## Beisitzer

---

Dr. Senta Herkle, Stuttgart  
Dr. Ulrich Scheinhammer-Schmid, Neu-Ulm  
PD Dr. Wolfgang Schöllkopf, Ulm  
Kathrin Schulthess M. A., Ulm  
Stadtarchiv Ulm, Leitung  
Stadtbibliothek Ulm, Leitung  
Museum Ulm, Leitung

## Schriftleitung „Ulm und Oberschwaben“

---

Prof. Dr. Michael Wettengel,  
Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv Ulm

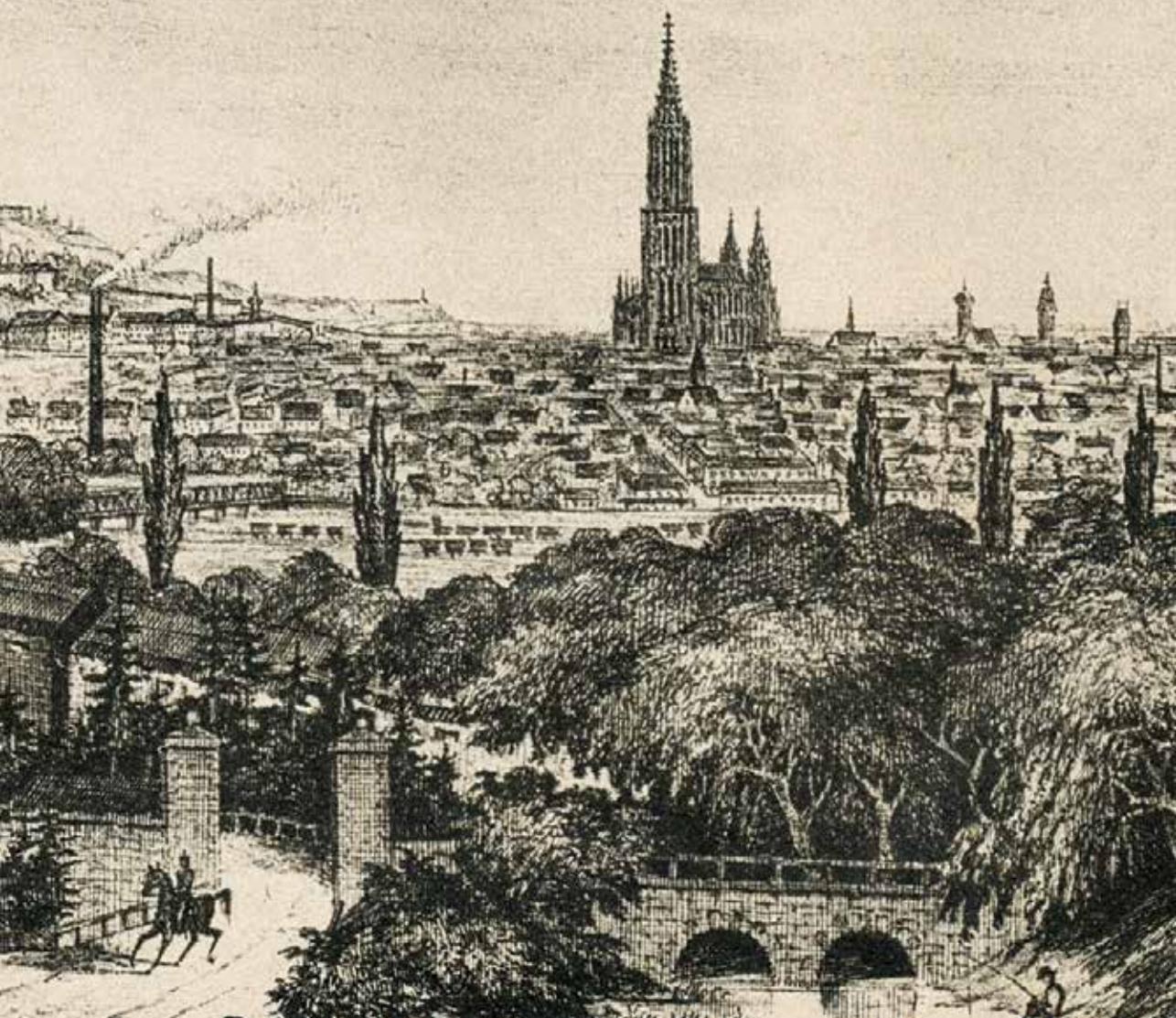
## Geschäftsstelle

---

Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv Ulm Weinhof 12 89073 Ulm Tel.: 0731 161-4220 Fax: 0731 161-1633	Bankverbindung: Sparkasse Ulm Konto: 108490 BLZ: 630 500 00 IBAN: DE12 6305 0000 0000 1084 90 BIC: SOLADES1ULM
---	---

E-Mail: [info@verein-ulm-ober schwaben.de](mailto:info@verein-ulm-ober schwaben.de)

Webseite: [www.verein-ulm-ober schwaben.de](http://www.verein-ulm-ober schwaben.de)





ULM UND OBERSCHWABEN  
Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur

Ab Band 55 (2007) herausgegeben im Auftrag des  
Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V. und der  
Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

Noch lieferbare Bände	Ladenpreis	Mitglieder
Band 31 (1941)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 32 (1951)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 35 (1958)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 37 (1964)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 38 (1967)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 39 (1970)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 40/41 (1973)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 42/43 (1978)	24,90 EUR	18,70 EUR
Band 44 (1982)	33,00 EUR	24,80 EUR
Band 45/46 (1990)	40,70 EUR	30,50 EUR
Band 47/48 (1991)	40,70 EUR	30,50 EUR
Band 49 (1994)	19,40 EUR	14,60 EUR
Band 50 (1996)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 51 (2000)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 52 (2001)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 53/54 (2007)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 57 (2011)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 58 (2013)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 59 (2015)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 60 (2017)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 61 (2019)	29,80 EUR	22,35 EUR
Band 62 (2021)	29,80 EUR	22,35 EUR



Copyright 2021

Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben e.V. und  
Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des vollständigen  
oder teilweisen Nachdrucks, der Mikroverfilmung  
sowie der Speicherung oder Verarbeitung in elektronischen Systemen.



Gesellschaft Oberschwaben  
für Geschichte und Kultur



Verein für  
Kunst und Altertum  
in Ulm  
und Oberschwaben



Jan Thorbecke Verlag  
ISBN 978-3-7995-8052-6